

Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen –
Memory Studies

Michael Heinlein
Oliver Dimbath *Hrsg.*

Katastrophen zwischen sozialem Erinnern und Vergessen

Zur Theorie und Empirie sozialer
Katastrophengedächtnisse



Springer VS

Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen – Memory Studies

Reihe herausgegeben von

Oliver Dimbath, Institut für Soziologie, Universität Koblenz-Landau, Koblenz, Deutschland

Michael Heinlein, Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung e. V. – ISF München, München, Deutschland

Jörg Michael Kastl, Institut für allgemeine Sonderpädagogik, PH Ludwigsburg, Ludwigsburg, Deutschland

Nina Leonhard, Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften (ZMS) der Bundeswehr, Potsdam, Deutschland

Marco Schmitt, RWTH Aachen, Aachen, Deutschland

Gerd Sebald, Institut für Soziologie, Universität Erlangen-Nürnberg, Erlangen, Deutschland

Peter Wehling, Institut für Soziologie, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Frankfurt am Main, Deutschland

Herausgegeben von

Prof. Dr. Oliver Dimbath
Universität Koblenz-Landau

Prof. Dr. Jörg Michael Kastl
PH Ludwigsburg

Dr. Marco Schmitt
RWTH Aachen

PD Dr. Peter Wehling
Goethe-Universität Frankfurt am Main

Dr. Michael Heinlein
ISF München

PD Dr. Nina Leonhard
Zentrum für Militärgeschichte und
Sozialwissenschaften der Bundeswehr
Potsdam

PD Dr. Gerd Sebald
Universität Erlangen-Nürnberg

Weitere Bände in der Reihe <http://www.springer.com/series/11470>

Michael Heinlein · Oliver Dimbath
(Hrsg.)

Katastrophen zwischen sozialem Erinnern und Vergessen

Zur Theorie und Empirie sozialer
Katastrophengedächtnisse

Hrsg.

Michael Heinlein
Institut für Sozialwissenschaftliche
Forschung e. V. – ISF München
München, Deutschland

Oliver Dimbath
Institut für Soziologie
Universität Koblenz-Landau
Koblenz, Deutschland

ISSN 2625-2783

ISSN 2625-2791 (electronic)

Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen – Memory Studies

ISBN 978-3-658-28932-4

ISBN 978-3-658-28933-1 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-658-28933-1>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2020

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Cori Antonia Mackrodt

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhaltsverzeichnis

Einleitung: Soziale Gedächtnisse der Katastrophe	1
Oliver Dimbath und Michael Heinlein	
Empirische Analysen des Erinnerns und Vergessens katastrophaler Ereignisse	
Zur diskursiven Konstruktion des Erinnerns. Resilienz- konstruktionen in öffentlichen Medien und bei Bewohnern in Hochwasserquartieren 20 Jahre nach der Oderflut von 1997	21
Kamil Bembnista und Thorsten Heimann	
Katastrophenvergessen an der Oder. Zum Hochwasser von 1997	51
Maike Böcker	
Erinnern und Lernen aus Erfahrung: Eigen- und Fremdbilder als Hürde oder Brücke für die gemeinsame effektive Schadensbewältigung mit Spontanhelfenden	83
Christine Carius und Sybille Reinke de Buitrago	
Rationalistische Zerrbilder. Konsequenz- und Angemessenheitslogik in Katastrophenerinnerungen am Beispiel der NSU-Untersuchungsberichte	111
Henrik Dosdall	
Organisationales Oszillieren zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Das Beobachtungsschema <i>Loveparade 2010</i> in Entscheidungsprozessen von Hilfsorganisationen	135
Antonia Langhof	

Die Deportationen der galizischen Ruthenen im Ersten Weltkrieg. Zur Digitalisierung einer Katastrophe	163
Egor Lykov	
Resilienz im Kontext der deutschen Entwicklungspolitik. Zur Deutung von disruptiven Vergangenheiten und Zukünften im Zuge einer neuen Leitwährung der Selbstbeobachtung	191
Marie Naumann	
Die Katastrophe als Ereignis und als Narrativ.	217
Marc Strotmann und Claudia Peter	
¡Alerta sísmica! Ein biographietheoretischer Blick auf narrative und mediatisierte Formate des Erinnerns von Naturkatastrophen anhand des Erdbebens in Mexiko 2017	249
Angela Pilch Ortega	
Dialektik des Erinnerns und Vergessens, oder: Neugebaute Altstadtensembles als Deckerinnerungen angesichts einer katastrophalen Geschichte	279
Marcus Termeer	
Katastrophenerinnerung im Spannungsfeld zwischen Vergangenheits- und Zukunftsorientierung. Zur Erinnerung der Spanischen Grippe in Deutschschweizer Zeitungen, 1993–2018	303
Luca Tratschin	
Die (Neu-)Ordnung sozialer Beziehungsmuster in filmischen postkatastrophischen Gesellschaften.	337
Jan Weckwerth	
Theoretische Zugänge zu sozialen Katastrophengedächtnissen	
Geist und Zeit: Zum Verhältnis von Spuk, Gedächtnis und Erlösung in und nach der Postmoderne	369
Wolfgang Funk	
Catastrophic Teleologies and Contemporary Memory Cultures	389
Daniel Levy	
Deutungsmuster des Katastrophischen als Bezugsrahmen des Katastrophenerinnerns und -vergessens.	405
Sandra Maria Pfister	

Resilienz als relationale Prozessheuristik. Analytische Potentiale für eine Theorie des Katastrophenerinnerns	431
Benjamin Rampp	
Das Vergessen und Erinnern zukünftiger Katastrophen. Wissens- und zeitsoziologische Perspektiven	459
Dietmar Rost	
Personenverzeichnis	483
Stichwortverzeichnis	491

Herausgeber- und Autorenverzeichnis

Über die Herausgeber

Dr. rer. pol. Oliver Dimbath, ist Professor am Institut für Soziologie an der Universität Koblenz-Landau (Campus Koblenz). Seine Arbeitsschwerpunkte sind Wissen(schaft)ssoziologie, Gedächtnissoziologie, Soziologische Theorie, Soziologie des Jugendreisens, Filmsoziologie und qualitative Forschungsmethoden.

Dr. phil. Michael Heinlein, ist Wissenschaftler am Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung e. V. – ISF München. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Arbeitssoziologie, Wissens- und Gedächtnissoziologie, Techniksoziologie, Soziologie der Digitalisierung und Soziologische Theorie.

Autorenverzeichnis

Kamil Bembnista Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung, Erkner, Deutschland

Dr. phil. Maike Böcker Norbert Elias Center, Europa-Universität Flensburg, Flensburg, Deutschland

Christine Carius Professur für Technologiemanagement, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Kiel, Deutschland

Prof. Dr. rer. pol. Oliver Dimbath Institut für Soziologie, Universität Koblenz-Landau, Koblenz, Deutschland

Dr. phil. Henrik Dosdall Professur für Organisations- und Verwaltungssoziologie, Universität Potsdam, Potsdam, Deutschland

Dr. phil. Wolfgang Funk München/Mainz, Deutschland

Dr. phil. Thorsten Heimann Forschungszentrum für Umweltpolitik (FFU), Freie Universität Berlin, Berlin, Deutschland

Dr. phil. Michael Heinlein Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung e. V. – ISF München, München, Deutschland

Dr. rer. soc. Antonia Langhof Bamberg, Deutschland

Prof. Daniel Levy, PhD New York, USA

Egor Lykov Institut für Geschichte und Theorie der Architektur, ETH Zürich, Zürich, Schweiz

Marie Naumann Köln, Deutschland

Prof. Dr. phil. Claudia Peter Frankfurt am Main, Deutschland

Sandra Maria Pfister Linz, Österreich

Prof. Dr. phil. Angela Pilch Ortega Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft, Universität Graz, Graz, Österreich

Dr. phil. Benjamin Rampp Trier, Deutschland

Dr. phil. Sybille Reinke de Buitrago Polizeiakademie Niedersachsen, Nienburg, Deutschland

Dr. rer. pol. Dietmar Rost Wolfenbüttel, Deutschland

Marc Strotmann München, Deutschland

Dr. phil. Marcus Termeer Freiburg/Br., Deutschland

Dr. phil. Luca Tratschin Kompetenzzentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung CHESS, Universität Zürich, Zürich, Schweiz

Jan Weckwerth Berlin, Deutschland

Einleitung: Soziale Gedächtnisse der Katastrophe

Oliver Dimbath und Michael Heinlein

1 Katastrophen im Gedächtnis

Bisweilen wird das 20. Jahrhundert als *das* Jahrhundert der Katastrophen bezeichnet. Dabei stehen allerdings nicht Naturereignisse wie Kometeneinschläge oder Eiszeiten im Mittelpunkt, sondern so genannte ›menschengemachte‹ Katastrophen: allen voran der Genozid an den Juden, die beiden Weltkriege aber auch der Giftunfall von Bhopal oder die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl. Gemein ist diesen Katastrophen, dass sie, die in der Folge ihres Auftretens massive gesellschaftliche Verwerfungen nach sich gezogen haben, sich in Form von mehr oder weniger umfangreichen Erzählungen erhalten haben. Aus Sicht der Geschichtswissenschaft, die sich mitunter mit solchen Erzählungen befasst, lässt sich eine retrospektive Hierarchisierung der – oder besser: bestimmter – Katastrophen vornehmen. So wird der Erste Weltkrieg deshalb als die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts begriffen, weil in seiner Folge die Gesellschaftsordnungen der ›zivilisierten‹ Welt derart auf den Kopf gestellt worden waren, dass das Aufkommen des Faschismus ebenso wie der Zweite Weltkrieg lediglich als Folgewirkungen aufgefasst werden. Die gegen Ende dieses Jahrhunderts verzeichneten Umweltkatastrophen sind zwar mehr oder weniger umfänglich in Erzählungen

O. Dimbath (✉)

Institut für Soziologie, Universität Koblenz-Landau, Koblenz, Deutschland

E-Mail: dimbath@unikoblenz.de

M. Heinlein

Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung e. V. – ISF München, München, Deutschland

E-Mail: micheal.heinlein@isf-muenchen.de

und Gedenkstätten überliefert; eine kausalistische Rahmenerzählung – etwa im Kontext der menschengemachten Umweltzerstörung bis hin zum Klimawandel – scheint dagegen dem 21. Jahrhundert vorbehalten zu sein.

Ziel des vorliegenden Bandes ist es, Katastrophen als Erinnerungen aus unterschiedlichen Perspektiven sowie mit Rücksicht auf gesellschaftliche Katastrophengedächtnisse zu beleuchten. Im Mittelpunkt steht hierbei die Zeitperspektive im Sinne der wissens- und damit gedächtnisspezifischen Wechselwirkung zwischen Erfahrung und Erwartung. Die hier versammelten Beiträge leisten dies zum einen mit theoretisch-systematisierendem Interesse und zum anderen als empirische Analysen zu einzelnen Katastrophenphänomenen. Da zur Verknüpfung von Katastrophe, Gedächtnis und Erinnerung bereits eine Vielzahl von Arbeiten vorliegt, soll den Beiträgen ein kursorischer aber zugleich systematisierender Prospekt über einzelne Diskussionsstränge der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Katastrophenerinnerung und Katastrophengedächtnis vorangestellt werden.

Im Folgenden wird es – gleichsam als Einleitung in diesen Band zu sozialen Katastrophengedächtnissen – zunächst darum gehen, den Begriff der Katastrophe näher zu bestimmen. Im Anschluss daran wird der Zusammenhang mit Formen und Funktionen sozialer Gedächtnisse hergestellt. Im Mittelpunkt steht dabei die These, dass es sich bei Katastrophen um gedächtnishafte Konstruktionen schlimmer Vergangenheiten handelt, die als Wissensbestände die Deutung der Gegenwart und die Vorbereitung auf die Zukunft beeinflussen. Am Ende dieses Abschnitts steht ein knapper Überblick über die hier versammelten Beiträge zu unterschiedlichen Facetten einer Assoziation katastrophaler Ereignisse mit Fragen sozialer Gedächtnisse sowie (kollektiven) Erinnerns.

2 **Katastrophen als Erinnerung und Katastrophengedächtnisse – konzeptuelle Überlegungen**

Zum Begriff der Katastrophe liefert das Bedeutungswörterbuch (Duden 2002, S. 521, Hervorh. i. Orig.) eine recht karge Definition, indem es eine Katastrophe als »(unerwartet eintretendes, viele Menschen betreffendes) verhängnisvolles Geschehen« bestimmt. Während ein Geschehen, das mit dem Begriff des Ereignisses gleichzusetzen wäre, als vergleichsweise eindeutig verstanden werden kann, beschreibt zunächst der Aspekt des Verhängnisvollen – und auch hier lässt sich dasselbe Lexikon (Duden 2002, S. 980, Hervorh. i. Orig.) konsultieren – »etwas Unheilvolles (das wie von einer höheren Macht

verhängt ist), dem jmd. nicht entgehen kann.«Dazu passt, dass sein Eintreten nicht erwartbar ist und in seinen Auswirkungen viele erfasst. Unheilvoll, so lässt sich schließlich nachschlagen, bezieht sich auf das Unheil, welches als »*schreckliches Geschehen*« gefasst wird, »*das einem oder vielen Menschen großes Leid, großen Schaden zufügt*« (Duden 2002, S. 943, Hervorh. i. Orig.). Offenkundig handelt es sich bei einer Katastrophe um ein Ereignis, das überrascht und schlimme Konsequenzen nach sich zieht. Es ist zeitlich, da sich sein Schrecken nicht im spontan überraschten Erschrecken als vielmehr in der Bewältigung der Folgen erweist – ein nachhaltig als schlimm empfundenes Geschehen, weil im Zeitverlauf viele Vergangenheitsbezüge immer wieder auf die grundlegende Verschlechterung der Lage hinweisen. Man könnte somit, wenn man die Zeitlichkeit der Katastrophe mit in die Begriffsbestimmung aufnehmen wollte, von einem die Ordnungen des (Zusammen-)Lebens erschütternden Ereignis sprechen. Mit dem daraus resultierenden Erlebnis beziehungsweise der Erfahrung¹ ist seitens der Betroffenen ein Gefühl der Machtlosigkeit verbunden, bei dem jede Hoffnung auf ein Wiedererlangen des vorkatastrophalen Status Quo ausgeschaltet ist. Damit verbundene Traumata – Verletzungen der materiellen und sozialen Daseinsbedingungen sowie des Vertrauens in die Beständigkeit einer Sicherheit und Unversehrtheit garantierenden Ordnung – legen es nahe, dass das vergangene Geschehen einer disruptiven Störung der als geltend vorausgesetzten Ordnung erinnert wird – einerseits, um ihre Folgen zu bewältigen, andererseits, um gegen ihr erneutes Auftreten künftig gewappnet zu sein.

Der Katastrophenbegriff ist im hier gebrauchten Verständnis etwas kleinformatiger als etwa das Katastrophenkonzept der geologischen oder paläontologischen Katastrophismusforschung (vgl. zum Beispiel Kelber 2003). Dort stehen Ereignisse im Mittelpunkt, die die Konstitution des Weltalls, des Planeten Erde und seiner Bewohner(innen) nachhaltig verändert haben. Auch dabei geht es um eine nachhaltige Veränderung der bestehenden, natürlichen Ordnungen. Allerdings handelt es sich im Wesentlichen um Katastrophen galaktischen Ausmaßes, deren Verursachung weit jenseits menschlicher Einflüsse beziehungsweise menschlichen Ermessens liegt. Die hier verhandelten Katastrophen sind solche, die zu den grundlegenden Erfahrungen des Daseins gerechnet werden können. Sie »*entsetzen*« (Clausen et al. 2003; Voss 2006), indem sie unvermittelt eine große destruktive Kraft entfalten, die von Individuen

¹Zum Zusammenhang von Ereignis, Erlebnis, Erfahrung und Erinnerung im gedächtnis-soziologischen Verständnis vgl. Oliver Dimbath und Michael Heinlein (2015, S. 82 ff.).

und Kollektiven als existenzbedrohend erlebt und wahrgenommen wird. Sowohl sogenannte Naturkatastrophen (z. B. Erdbeben, Überschwemmungen, Vulkanausbrüche) als auch zivilisatorische Katastrophen (z. B. chemische, biologische oder nukleare Unfälle, Dammbrüche, Terroranschläge) stellen dabei keine singulären Ereignisse dar, sondern treten immer wieder auf – ohne dass jedoch gesagt werden könnte, welche Katastrophe sich zu welcher Zeit an welchem Ort mit welchen Folgen als nächstes ereignen wird. Katastrophen machen damit nicht nur die Fragilität eingelebter sozialer Ordnungen sichtbar, die von katastrophalen Ereignissen überrascht und unterlaufen, im Extremfall – im Sinne einer gewaltsamen De-Institutionalisierung – zerstört werden. Sie verweisen vielmehr als ungewollte »*catastrophe to come*« (Aradau und van Muster 2011, S. 2) immer auch auf eine unsichere Zukunft. Für Gesellschaften bedeutet dies, dass sie potenziell katastrophale Zukünfte erwartbar machen müssen, die sich paradoxerweise jeglicher Erwartbarkeit entziehen, da Katastrophen immer auf ein »*unspezifiziertes Nichtwissen*« (Japp 2002; Luhmann 1992; Wehling 2006) verweisen, das heißt einen nicht imaginierbaren und nicht beherrschbaren Rest, der die Wucht und Ausdehnung ihrer Destruktivkraft gerade bedingt (Voss 2006, S. 54 ff.). Gesellschaften lösen diese Paradoxie auf, indem sie mit »*normalen Katastrophen*« (Perrow 1987) rechnen und Maßnahmen zur »*Kontingenzkontrolle*« (Bröckling 2008, S. 41) treffen: Sie bilden Institutionen und generieren Wissen, um weitere Katastrophen zu verhindern oder hinauszuzögern (*Prävention*) und um die Folgen nicht vermeidbarer Katastrophen zu bewältigen (*Kompensation*).

Die gedächtnisrelevanten Katastrophen, um die es in diesem Buch geht, sind demnach dadurch ausgezeichnet, dass sie erlebt und erfahren werden konnten und daher mit Gedächtnissen und Erinnerung verknüpft sind. Es liegt damit nicht fern, von einem konstruktivistischen Konzept auszugehen, welches bestimmte Ereignisse erst in der bewusstseinsmäßigen Reflexion über seine Folgen zu Katastrophen werden lässt. Das gilt für alle »menschengemachten« Katastrophen genauso wie für Naturkatastrophen insoweit sie von interagierenden beziehungsweise kommunizierenden Personen erlebt, wahrgenommen und dadurch erfahren wurden.

2.1 Katastrophen als Erinnerung

Die institutionalisierte Antizipation zukünftiger Katastrophen setzt einen Rückgriff auf gesellschaftliche Erfahrungen aus vergangenen Katastrophen voraus: Zum einen erhalten Präventions- und Kompensationsroutinen erst dann einen Sinn, wenn typisiertes Wissen über Katastrophen(verläufe) und ihre Folgen

vorliegt; zum anderen eröffnen und erfordern Katastrophen neue Horizonte des Denkens und Handelns, die jedoch immer erst retrospektiv, das heißt nach dem Eintritt eines katastrophalen Ereignisses erschlossen und erprobt werden können. Katastrophenerwartungen sind somit unmittelbar an Katastrophenerinnerungen gebunden, die jedoch keine vollständigen und detailgetreuen Abbilder vergangener Katastrophen darstellen. Erinnerungen beruhen vielmehr auf hochselektiven Konstruktionsprozessen in einer je aktuellen, und das bedeutet: sich wandelnden Gegenwart (Dimbath und Heinlein 2014; Halbwachs 1985; Halbwachs 2006; Sebald und Weyand 2011). Es geht damit nicht um die Vergangenheit an sich, sondern um sich kontextspezifisch wandelnde Vorstellungen der Vergangenheit, aus denen Gewissheiten für die Gegenwart und Orientierungen für die Zukunft abgeleitet werden.

Aus gedächtnissoziologischer Sicht sind Katastrophen somit von vornherein Erinnerungen. Sie werden im Rückblick auf die Erfahrungen mit Ereignissen gebildet, die insofern als besonders bedrohlich empfunden werden als sie wesentliche Momente der sozialen Ordnung nachhaltig zerstört oder zumindest irritiert haben und zum Zeitpunkt dieser Irritation keine Aussicht auf eine Problemlösung gemäß der eingelebten ›Selbsteilungskräfte‹ bestand. Die Erinnerung umfasst ein die Katastrophe auslösendes Ereignis und eine kulturspezifisch selektierte Auswahl gesellschaftlicher Folgen. Dass diese Selektion kulturabhängig ist, zeigt sich darin, dass keinesfalls ausgemacht ist, ob Folgen erinnert werden, die für eine Führungselite besonders dramatisch waren oder Folgen, deren Nachwirkungen noch nicht behoben wurden.² Folgen lassen sich in zwei Phasen unterscheiden. Zum einen kann man unter Folgen die Irritationen der sozialen Ordnung selbst begreifen. Zum anderen können unter Folgen die Versuche rubriziert werden, den Bruch der gesellschaftlichen Ordnung zu beheben. Unabhängig von der individuell-subjektiven Erinnerung bestehen soziale Gedächtnisse der Katastrophe in den gesellschaftlichen Instanzen, die vor dem Hintergrund ihrer Interessen und Zuständigkeiten ihre je spezifischen Erfahrungen mit dem Ereignis – also eine standortbezogene Deutung des Aus-

²Gleichwohl gilt dies, wie die Kultur- und Risikosoziologie zeigt (Beck 2007; Douglas und Wildavsky 1982), auch für das auslösende Ereignis selbst, das vor dem Hintergrund kulturspezifischer Wahrnehmungsmuster als Katastrophe gedeutet wird – oder eben nicht. So wird etwa in Europa der Klimawandel als die wesentliche (bevorstehende) Katastrophe antizipiert, während in den USA der Terrorismus als zentrales, potenziell katastrophenauslösendes Phänomen der Gegenwart gesehen wird (vgl. Beck 2007, S. 68 f.).

lösers, der verursachten Schäden und schließlich der Reaktionen – in für das jeweilige Kollektiv relevante Erinnerungen überführen. Mit anderen Worten werden Katastrophen nie in ihrer vollen Komplexität erinnert, sondern im Lichte einer sich wandelnden Gegenwart interpretiert und mit Bedeutung versehen. Dazu gehört, dass bestimmte Aspekte von Katastrophen absichtsvoll oder nicht intendiert, konsensuell oder gegen Widerstände vergessen oder beschwiegen werden und es auch nicht selbstverständlich ist, dass einzelne Katastrophen auch nur im Ansatz in ähnlicher Form (im Sinne von Zerubavel 2003) erinnert werden. Eine deutungsmusteranalytische Behandlung der Entwicklung oder Bahnung von Katastrophenerinnerungen beschreibt Andreas Pettenkofer in seiner Analyse des Risikodiskurses in der westdeutschen Umweltbewegung. In seinem Fazit entfaltet er im Rückgriff auf Halbwachs die Position, dass »die metaphorische Assimilation neuer Phänomene an vergangene Ereignisse für jeden ›kognitiven‹ sozialen Prozess zentral ist; jeder allgemeine Begriff bleibt (...) an eine historische Erzählung angebunden, die einen paradigmatischen Fall beschreibt, der diesem Begriff – im Rahmen des jeweiligen Kommunikationszusammenhangs – Evidenz verleiht« (Pettenkofer 2003, S. 203). Dieses an Émile Durkheims Religionssoziologie anschließende Motiv zeigt, dass auf dem Weg einer Sakralisierung einzelne Erinnerungsmomente aus der Zeit herausgenommen und zu stabilen Referenzpunkten gemacht werden, »die zu jeder Gegenwart gleich unmittelbar sind und die Deutung aller künftigen Ereignisse anleiten« (Pettenkofer 2003, S. 203). Pettenkofer bezeichnet das als »kulturelle Pfadabhängigkeit« (Pettenkofer 2003, S. 203). Der katastrophische Schock wird damit zu einem Auslöser, der nur deshalb kollektiv erinnert werden kann, weil ähnliche Ereignisse in Folge mit ihm assoziiert werden. Katastrophen haben dadurch das Potenzial, Urereignis der Erwartung künftiger Katastrophen zu sein, wobei die Erwartung durch ›kleinere‹ Ereignisse, die diesem Urereignis zugeschrieben werden, immer wieder aktualisiert, modifiziert und perpetuiert wird.

Mehr noch als alltäglichen Erinnerungen ist der Katastrophe ad definitionem somit ein Zeitindex eingeschrieben, der sie als einmalig oder absolut außeralltäglich ausweist. Dies ist erforderlich, um dem über Dokumente, Rituale, Narrative und so weiter organisierten Erinnern die nötige Legitimation zu geben. Erst wenn der Eindruck entsteht, als seien die durch das Erinnern adressierten Probleme behoben, können sowohl die Erinnerung als auch die mit ihr verbundenen Erzeugnisse – Gedächtnisorte im Anschluss an Pierre Nora (1990) – historisiert und gegebenenfalls in Verwahrensvergessenheit (vgl. Jünger 1957) überführt werden.

2.2 Katastrophengedächtnisse

Fasst man nun unter den Begriff der Katastrophenerinnerung alle Formen eines bewussten Rückbezugs auf katastrophische Vergangenheiten, bleiben noch Formen der Nachwirkung von Katastrophen, die nicht direkt mit konkreten Erinnerungen verbunden sind. Diese Nachwirkungen können einerseits Folgen sein, die im Zusammenhang mit nicht reflektierten Anpassungsprozessen aufgetreten sind. Andererseits können sie Resultate bewusster und mitunter politischer Anstrengungen sein, im Sinne von Kompensation um Schäden ›aufzufangen‹ oder als Prävention um das erneute Auftreten einer einmal erlebten Katastrophe zu vermeiden. Diese durch katastrophale Ereignisse entstandenen Strukturmomente sind als Katastrophengedächtnisse zu begreifen, da sie die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in Form von Werthaltungen, Normen und Institutionen auf der Grundlage verallgemeinerter antizipierter Möglichkeitsräume verändern. Soziale Gedächtnisse werden hier verstanden als generalisierte Selektionsmechanismen, die aufgrund vergangener Ereignisse Verhalten orientieren oder sogar determinieren (vgl. Dimbath und Heinlein 2015). Dabei geht es nicht um das Hervorrufen spezifischer Erinnerungen, sondern um die Steuerung des Verhaltens vor dem Hintergrund einer in der Antizipation vom konkreten Ereignis abstrahierenden katastrophischen Vergangenheit.

Die vollständige Zerstörung von Momenten sozialer Ordnung – und dazu gehören beispielsweise auch die Infrastruktureinrichtungen – wird automatisch dazu führen, dass die Situation von den Überlebenden neu definiert und das Sozialsystem neu aufgebaut wird. Auf dem Weg dorthin finden Neuorientierungen aufgrund der nun vorgefundenen defizienten Rahmenbedingungen statt. Der gesamte Prozess des Wiederaufbaus, der den funktionalen Erfordernissen der Beteiligten erwächst, ist Katastrophenfolge und gründet damit in Bewältigungsanstrengungen. In der Regel wird – abhängig freilich vom Ausmaß der Zerstörungen – das beschädigte Sozialsystem nicht mehr vollständig rekonstruiert, sondern bedarfsgerecht reinstalliert, wobei auch Innovationen vorgenommen und Obsoleszenzen identifiziert werden. Jedes infolge einer Katastrophe neu entstandene Strukturelement fungiert auf diese Weise als Katastrophengedächtnis.

Ist die Sozialordnung nicht vollends in Mitleidenschaft gezogen, kann sie durch Kompensationen an den beschädigten Stellen repariert werden. Auch hier wird im Zuge des Wiederaufbaus Innovation stattfinden – es ist jedoch zu vermuten, dass Isomorphien zu den unversehrten Strukturen hergestellt werden. Das kompensatorische Katastrophengedächtnis wird sich allerdings in Form

beispielsweise der Versicherbarkeit (vgl. Ewald 1991) erwartbarer Schäden auf der Basis eingetretener Schäden entwickeln und Strukturen eigener Logik hervorbringen etwa im Sinne von Rücklagen, Besteuerung oder Versicherungssystemen. Auch hier entsteht keinesfalls zwingend eine konkrete Katastrophenerinnerung. Im Zentrum steht vielmehr ein der Erfahrung erwachsendes, auf einer verallgemeinerten Prospektivität beruhendes katastrophisches Zukunftsszenario, welchem mit antizipierenden und antizipativen Maßnahmen in der Weise begegnet wird, dass zumindest der Ausgleich erwartbarer Verluste gewährleistet ist.

Anders verhält es sich schließlich im Fall der Prävention. Viele Inhalte von Katastrophenschutzverordnungen sind zurückliegenden Unglücksfällen entwachsen. In der Regel handelt es sich hierbei um Zweckprogramme (vgl. Luhmann 2000), die präventive Entscheidungsprämissen unter Bezug auf bestimmte Kontexte fixieren. Strukturelle Präventionsvorgaben sind nur lose auf Erinnerungsbezüge angewiesen. Ähnlich wie Rituale entkoppeln sie sich mit der Zeit von ihrem ursprünglichen Sinn, der mehr und mehr in Vergessenheit gerät – sei es durch eine immer dünner werdende Überlieferung der impulsgebenden Katastrophe, sei es durch den Übergang ihrer Dokumentation in Verwahrensvergessenheit. Auch hier geht es somit um eine auf Erfahrung beruhende, letztlich aber abstrahierende und verallgemeinernde Antizipation. Man kann sich, mit anderen Worten, katastrophenpräventiv verhalten, ohne von der vergangenen Katastrophe Kenntnis zu haben, die zu der Praxis geführt hat, an der man sich aktuell orientiert.

3 **Katastrophe und Gedächtnis in den Memory Studies**

Auch in der Diskussion um das kulturelle Gedächtnis beziehungsweise im Kontext von Memory Studies findet der Begriff der Katastrophe Verwendung. Im Folgenden gehen wir auf einige der hier verhandelten Gebrauchsweisen und Positionen ein, um aufzuzeigen, wie die Verbindung von Katastrophen und Formen sozialer Vergangenheitsbezüge dort aufgefasst wird. Im Anschluss daran werden einige Konvergenzen und Divergenzen des gedächtnissoziologischen und kulturwissenschaftlichen Blickwinkels herausgearbeitet.

Ein frühes Dokument der Assoziation von Katastrophe und Gedächtnis findet sich bei Jan Assmann (1991), der mit Blick auf das Alte Testament von einer »Katastrophe des Vergessens« spricht. Hintergrund ist der im Deuteronomium festgehaltene ständige Abfall des Volkes Israel von seinem durch Moses mit Gott geschlossenen Vertrag. Als katastrophal wird die gesamte

Epoche vieler Regenschaften empfunden, die zur Zeit des Königs Josia eine neue Deutung erfährt. So taucht ›durch Zufall‹ bei Aufräumarbeiten im Jerusalemer Tempel das Buch der Torah, also das Vertragswerk auf. Als Josia die dort gelisteten Statuten liest und mit seiner aktuellen Situation vergleicht, erschließt sich ihm ein Zusammenhang zwischen vergangenen Katastrophen, der Vertragsvergessenheit seines Volkes und der Enttäuschung Gottes: Die schlimmen Ereignisse der jüngeren Vergangenheit werden als Strafgericht Gottes interpretiert. Für Assmann (1991, S. 338) handelt es sich bei der Geschichte um ein Zeugnis »der vergessenen und unkenbar gewordenen Identität.« Das hier zugrundeliegende Katastrophenverständnis ist das totale Vergessen der kollektiven Identität, welches angesichts des wiedergefundenen Buches – zumindest in dieser Deutung – evident wird. Folgt man Assmann, dann handelt es sich bei dieser Geschichte um ein frühes Zeugnis der durch Katastrophenerkenntnis einsetzenden Umstellung von kommunikativer, also durch Zeugenschaft unmittelbar vermittelter Erinnerung auf eine medial vermittelte kulturelle Erinnerung. Im Mittelpunkt dieses Katastrophenbegriffs (auch: *shoah*) steht die Empfindung von Sinnlosigkeit und Identitätsverlust – durch die Einsicht in verlorene und nun wiedergefundene Werte erscheint das zurückliegende schleichende Vergessen aufgrund einer vernachlässigten Erinnerungsarbeit in die Katastrophe der Selbst- und Identitätsvergessenheit der sozialen Gruppe geführt zu haben. Alle Missgeschicke, die dem Kollektiv widerfahren sind, werden nun auf diesen kulturellen Verfall attribuiert. Der Aufruf zur kulturellen Erinnerung ist in diesem Fall untrennbar mit der Vermeidung zukünftiger Katastrophen verbunden. Und tatsächlich scheint die biblische Konsequenz zu sein, alle weiteren das Kollektiv betreffenden Katastrophen als Vergeltung Gottes infolge einer gemutmaßten Abwendung von ihm zu begreifen. Allein mit der Vernichtung der europäischen Juden zur Zeit des deutschen Nationalsozialismus wird dieses Verständnis infrage gestellt, was einerseits an der Ungeheuerlichkeit dieses einmaligen Zivilisationsbruchs liegt und andererseits an der durch sie erkennbar gewordenen Problematik ihrer nicht vollständigen Lesbarkeit aufgrund der hier zutage tretenden Diskrepanz von Zeichen und Sinn (vgl. Tholen 1997).

Von einem solchen Fall der Selbstattribution von als katastrophisch empfundenen Situationen und der aus ihr resultierenden Einrichtung eines sozialen Gedächtnisses durch Ritualisierung unterscheidet sich grundlegend ein Katastrophenverständnis das sich – einem benachbarten Kulturkreis, allerdings einer völlig anderen Epoche entstammend – den Reflexionen über das Schicksal der Armenier entnehmen lässt. Die Konstruktion der Katastrophe im antiken Judentum mündet in die Einsetzung einer über religiöse Riten konkret definierten neuen Form eines Sozialgedächtnisses. Sie trägt dazu bei, jeden das Kollektiv betreffenden Schicksalsschlag als zunächst unverstandene Abweichung vom

Ritus zu interpretieren und somit jede Katastrophe auf dem Weg einer theologischen Sinnzumessung zu verarbeiten. Bei den Armeniern ist ein solches Resilienzprogramm nicht anzutreffen. Die historiographische Erklärung der über die Jahrhunderte immer wieder gegen diese Volksgruppe gerichteten Aggression entfaltet ein Opfernarrativ, dem die rituell-strukturelle Grundlage – also die Form eines kulturellen Gedächtnisses – fehlt. Entsprechend findet das Erinnern beispielsweise an den Genozid des Jahres 1915 einerseits durch intergeneracionales Weitererzählen statt. Diese Gedächtnisform lässt sich als Mythenbildung beschreiben. In deren Verlauf lösen sich die von den Eltern an ihre Kinder beziehungsweise die von den Großeltern an ihre Enkel weitergegebenen Erzählungen von den historischen Fakten ab. Zugleich etabliert sich durch gemeinschafts- und identitätsrelevante Geschichten eine Form mythisch fundierter Kohäsion, wobei der Sinn jeder das Kollektiv treffenden Katastrophe aus einer additiven Ergänzung des Opfernarrativs erwächst. Zunächst scheint in diesem gesellschaftlichen Bezugsrahmen – der Geschichtsschreibung – keine weitere Bewältigungschance enthalten zu sein. Aufgrund der vor allem in der Türkei derzeit noch gebotenen Tabuisierung kann sich eine politische Stimme lediglich im Exil konstituieren, die sich in Ermangelung von Aufarbeitungschancen ebenfalls nur aus der Überlieferung zu speisen vermag. Eine weitere Chance der Gedächtnisbildung liegt in der (geschichts- oder politik-)wissenschaftlichen Aufklärung und Reflexion (Beledian 1995; Dabag 1996). Durch die Produktion faktenorientierter Texte kann dem Vergessen ebenso entgegengewirkt werden wie der fortschreitenden Verklärung von Opfernarrativen. Allerdings wohnt der Historisierung vergangener Katastrophen die Gefahr inne, dass das jeweilige Thema dereinst als hinreichend erforscht erscheint – es entsteht also abseits der Dokumentation im Wissenschaftssystem keine katastrophenspezifische Form des Sozialgedächtnisses. Mit Blick auf die Forschungsliteratur ist in diesem Fall jedoch bemerkenswert, dass sich in der armenischen Semantik ein besonderes Katastrophenkonzept rekonstruieren lässt. Dieses Katastrophenverständnis liefert den Hinweis, dass ein fehlender Zukunftsbezug bei der Konstruktion der Katastrophenerinnerung auf sprachliche Gründe zurückgehen könnte: So bezeichne das armenische Wort ›aghet‹ *keine Situation einer Katastrophe, sondern eine katastrophische Situation. Eine Situation, die nicht vergangen ist und die eine Zukunft ausschließt. Eine Situation, in der weder ein Zurück noch ein Überwinden möglich erscheint*« (Dabag 1996, S. 178, Hervorh. i. Orig.). Als zweiter Gesichtspunkt lässt sich hieraus die Einsicht gewinnen, dass neben der Narration als eigenständiger Form des kommunikativen Gedächtnisses einerseits der Rahmen des historischen beziehungsweise wissenschaftlichen Gedächtnisses den Fortbestand kollektiver Vergangenheitsbezüge zu sichern

vermag. Andererseits findet sich der Hinweis auf unterschiedliche Bedeutungsnuancen in einzelnen Sprachen beziehungsweise Kulturen, die ein jeweils eigenes Verständnis vergangener Katastrophen nahelegen. Vor allem vor dem Hintergrund identitätsspezifischen Erinnerns im transnationalen Raum ist somit nicht nur von Problemen der Übersetzbarkeit auszugehen, sondern darüber hinaus von mitunter völlig unterschiedlich konturierten und bewerteten Vergangenheitsbezügen, die sich aus unterschiedlichen und mitunter konfliktären Reflexionen auf ein und dasselbe Ereignis ergeben, weshalb man mit Moritz Csáky (2017) von nationalistischen oder klassenspezifischen Mehrfachcodierungen des Gedächtnisses sprechen kann.

In der Einleitung zu ihrem Sammelband *Katastrophe und Gedächtnis* verweisen Thomas Klinkert und Günter Oesterle (2014) auf Katastrophen, die die gesellschaftliche Ordnung vollends zerstören. In Anlehnung an Halbwachs' Rahmenkonzept stellen sie fest, dass in dem Moment, in dem die soziale Ordnung zerstört wird, auch jede Möglichkeit des Erinnerns erlischt. Literarische Beispiele finden sich in Stücken über die Pestpandemien der frühen Neuzeit – etwa in Boccaccios *Dekameron*, dessen Rahmenhandlung darin besteht, dass sich eine Gruppe junger Florentiner Adelige angesichts der drohenden Epidemie auf ein Landgut zurückzieht, um sich dort durch Geschichtenerzählen nicht nur die Zeit zu vertreiben, sondern auch die Erinnerung an die verlorene soziale Ordnung wach zu halten. Die Narration wird auf diese Weise zum Gedächtnis, welches auf dem Wege des Erinnerns eine Verarbeitung der erfahrenen Katastrophe ermöglicht. Aber nicht alle Traumata können durch die Erzählung behandelt werden. Wichtig für die Gedächtnisbildung scheint zunächst ein gewisser zeitlicher Abstand – gegebenenfalls erzeugt durch räumliche Distanzierung – zum katastrophalen Ereignis. Sobald das Erinnern einsetzt, finden allerdings gedächtnisspezifische Selektionen statt, die nur Teile der leidvollen Erlebnisse aufgreifen und durch die erinnernde Erzählung bearbeitbar machen. Manches bleibt allerdings als ›unfinished business‹ erhalten, gärt in der Latenz weiter und sucht sich – im Verständnis der Psychoanalyse formuliert – ein Ventil an anderer Stelle. Das Unbewältigte bleibt, wie Klinkert und Oesterle (2014, S. 4 f.) im Anschluss an Francois Lyotard festhalten, als Stachel des unvergesslich Vergessenen erhalten. Aus einem solchen Katastrophenverständnis leiten die Autoren drei Folgerungen ab: Erstens ist die Erinnerung an Katastrophen nie abschließbar. Zweitens sind Katastrophennarrative dadurch ausgewiesen, dass sie immer etwas Verschwiegene miterzählen. Und drittens sowie in Folge daraus kollabieren dadurch tradierte und kollektiv verbindliche Zeitschemata und -rituale. Damit ergibt sich für die Autoren im Anschluss an Andreas Langenohl die Einsicht, dass erzählte Katastrophen-erinnerungen sowohl integrativ als auch dissoziierend wirkten. All dies ist Ausgangspunkt für eine katastrophenbezogene, interpretative Erinnerungsforschung,

die sich auf Katastrophenerzählungen konzentriert und aus den jeweiligen Perspektiven auf einen Gegenstand zu einem Gesamtbild der jeweils zerstörten gesellschaftlichen Ordnungen gelangt. Vor dem Hintergrund des unabschließbaren Erinnerns ist festzuhalten, dass nicht nur unterschiedliche kulturelle Vergangenheitsbezüge aus synchroner Perspektive zu betrachten und dann zeitdiagnostisch auszuwerten sind. Dadurch, dass sich durch die fortdauernde Erneuerung des Erinnerns die Bedeutung der vergangenen Katastrophe verändert, ist zudem eine diachrone Schauweise einzunehmen, wie dies an anderer Stelle beispielsweise James Guimond (2004) mit Blick auf den aus Erzählungen rekonstruierten Bedeutungswandel des Erinnerns an den Untergang der *Titanic* zeigt.

Mit Blick auf die hier kurz dargestellten Facetten der Diskussion einer Zusammenführung von Katastrophe und Gedächtnis lässt sich festhalten, dass meist die erzählende Erinnerung an Katastrophen im Sinne der Entwicklung und Pflege kultureller Erzeugnisse als Erinnerungsmarker oder Gedächtnisorte (Nora) im Mittelpunkt steht. Durch Narrative, Mythen, Rituale und Denkmäler wird eine auf eine bestimmte soziale Gruppe gerichtete Identitätsarbeit geleistet. Insofern strukturieren solche Erinnerungen als soziale Gedächtnisse das Selbstbild von Kollektiven. Die vergangene Katastrophe eignet sich hierfür als Kollektiverfahrung in besonderem Maße. Nur ausnahmsweise wird allerdings eine gedächtnisspezifische Wissensgenese von diesen Positionen erfasst, die sich als instrumentell-präventionsorientierte Katastrophenerinnerung, welche in – mitunter ritualisierte oder routinisierte – Programme überführt wird, begreifen. Diese oben beschriebenen und insbesondere aus gedächtnissoziologischer Perspektive zu erfassenden strukturellen Katastrophenfolgen einer evolutionär-funktionalen Erneuerung, der Kompensation sowie der Prävention scheinen unabhängig von kulturspezifischen Momenten der – auch strukturell-gedächtnisspezifischen – Katastrophenerinnerung aufzutreten. Anhand ihrer kann gezeigt werden, dass gesellschaftliche Vergangenheitsbezüge in Form von Normen und Institutionen katastrophische Hintergründe haben können. Die in diesen Strukturmomenten eingebetteten Vergangenheiten wirken – aber sie werden keinesfalls notwendig erinnert. Gleichwohl konstituieren sie ebenso wie erinnerungswirksame Erzeugnisse das Selbstbild beziehungsweise die kollektive Identität sozialer Gruppen.

4 Beiträge des Bandes

Die Beiträge in diesem Sammelband greifen den Zusammenhang von Katastrophe und sozialem Gedächtnis beziehungsweise von sozialem Katastrophenerinnern und -vergessen in je unterschiedlicher Weise und entlang

verschiedener empirischer Beispiele und Bereiche auf. Neben einer kurzen Charakterisierung ihrer jeweiligen Fragestellung wird in knapper Form auf die jedem Beitrag zu entnehmende Bedeutung des Katastrophenkonzepts im Zusammenhang mit seinen jeweiligen Vergangenheitsbezügen eingegangen.

Die erste – und weitaus umfangreichere – Sektion dieses Bandes umfasst empirische Analysen zum Erinnern und Vergessen katastrophaler Ereignisse. Hierbei kommen nicht nur unterschiedliche Katastrophenszenarien zur Sprache, sondern auch verschiedene Perspektivierungen der Bewältigung beziehungsweise Resilienz ebenso wie der medialen Katastrophenerinnerung. Auch wenn es naheliegend erscheint, die Beiträge nach Katastrophentypen – beispielsweise Naturkatastrophen und durch Menschen verursachte Katastrophen – zu sortieren und eingedenk der Tatsache, dass die Texte sich mitunter auf ähnliche oder sogar ein bestimmtes Ereignis beziehen, steht immer die *soziale Konstruktion* einer katastrophischen Vergangenheit im Vordergrund. Eine typisierende Gliederung entlang des ›menschlichen‹ Beitrags wäre damit insofern irreführend, als alle Katastrophen, über die reflektiert wird, als soziale Konstruktionen begriffen werden müssen. Die Beiträge stehen daher in alphabetischer Reihung der Erstautor(inn)en.

So stellt der Beitrag von *Kamil Bembnista* und *Thorsten Heimann* am Beispiel der Oderflut von 1997 die Vulnerabilitäts- und Resilienzkonstruktionen der Massenmedien entsprechenden Phänomenen auf der Seite der Bewohner(innen) der ehemals betroffenen Hochwasserquartiere gegenüber. Im Zentrum steht dabei der Begriff des Katastrophenerinnerns sowie – mit Blick auf das Problem des Katastrophenwissens hinsichtlich der Wahrnehmungs- und Bewältigungspraktiken – der der kollektiven Katastrophenkulturen.

Maïke Böcker rekonstruiert an demselben Gegenstand – dem Oder-Hochwasser – umfassende Vergessensprozesse und zeigt, dass kulturelle Erinnerungsmotive kaum geeignet sind, einen wirksamen Schutz vor einem möglichen Wiedereintreten der Katastrophe zu gewährleisten. Dies führt sie auf motiviertes Vergessen zurück, welches auch damit zusammenhängt, dass Katastrophenerinnerungen mitunter an kulturelle Erzeugnisse geknüpft werden, die im Alltag keine Rolle spielen.

Einen Blick auf Lernprozesse des Katastrophenschutzes beim Umgang mit spontaner Hilfsbereitschaft werfen *Christine Carius* und *Sybille Reinke de Buitrago* in ihrer Untersuchung von Reflexionen über vergangene Einsätze. Im Mittelpunkt stehen dabei Erinnerungen an katastrophale Ereignisse im Verständnis einer kollektiven Traumatisierung einerseits und bei den Katastrophenhelfer(inn)en andererseits sowie die Spannung zwischen diesen

Perspektivierungen angesichts der kontextspezifischen Konstruktivität jedes Erinnerns.

Die soziale beziehungsweise gedächtnispolitische Konstruktion des Erinnerns an die als katastrophisch verstandenen Vorgänge um den ausländerfeindlichen Terror der Gruppe „Nationalsozialistischer Untergrund“ (NSU) durch den mit dieser Thematik befassten Untersuchungsausschuss behandelt der Beitrag von *Henrik Dosdall*. Zentral ist dabei die These, dass Kommissionsberichte als soziale Gedächtnisse – ähnlich wie eine Thematisierung in den Massenmedien – eine spezifische beziehungsweise eigensinnige Wirkung auf die Konstruktion von Erinnerung haben. Durch die ihnen eigene Entwicklung ereignisspezifischer Schemata unterscheiden sie sich von medial vermittelten Formen sozialer Gedächtnisse.

In der Arbeit von *Antonia Langhof* steht die Untersuchung von einsatztaktischen Entscheidungsprozessen der Hilfsorganisationen im Kontext der Katastrophe um die Duisburger Großveranstaltung ›Loveparade‹ des Jahres 2010 im Zentrum. Ausgangspunkt ist die Einsicht, dass die Bewertung des Ereignisses als Katastrophe in der Erinnerung vorgenommen wird, die dann den zentralen Bezug für die Antizipation ähnlicher Vorkommnisse in der Zukunft bildet.

Eine historische Begebenheit, die als Katastrophe begriffen werden kann, behandelt der Aufsatz von *Egor Lykov*. Er greift auf die Deportationen der galizischen Ruthenen im ersten Weltkrieg zurück und beleuchtet die unterschiedlichen Perspektiven auf das vergangene Geschehen aus Sicht seiner noch immer stattfindenden politischen Indienstnahme im Bereich digitaler Medien, die einer Thematisierung der Vorgänge als kollektives Trauma aus unterschiedlichen Blickwinkeln Raum geben.

Retrospektive Deutungskonflikte um die Konzepte ›Resilienz‹ und ›Nachhaltigkeit‹ im Zusammenhang mit Katastrophen aus Sicht der Entwicklungspolitik arbeitet *Marie Naumann* heraus. Thematisch wird dabei die soziale Konstruktion des Katastrophenwissens auf der Grundlage entsprechender Erinnerungen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Vulnerabilität.

Im Rahmen einer zeitsensitiven Annäherung an katastrophische Geschehnisse zeigen *Marc Strotmann* und *Claudia Peter* am Beispiel medizinischer Behandlungsfelder mit ungewissem Therapieausgang zweierlei: Zum einen, wie Katastrophen als Ereignisse neue Wissensformen erzeugen, mit deren Hilfe gegenwärtige Störungen problematisiert und ungewisse Zukünfte imaginiert werden. Zum anderen wird in ihrem Beitrag deutlich, dass Ereignisse als Katastrophen immer auch auf Erscheinungs- und Geschehenszusammenhänge verweisen, die narrativ bewältigt werden müssen. Damit sind theoretische wie empirische Implikationen verbunden, die der Katastrophen- und Gedächtnissoziologie neue Perspektiven eröffnen.

Angela Pilch-Ortega untersucht aus biographietheoretischer Sicht die Erinnerungen Betroffener an das Erdbeben von Chiapas im Jahr 2017. Im Mittelpunkt steht dabei das Problem des sinnhaften Strukturierens individueller Katastrophenerfahrung und dessen Beitrag zu einer überindividuellen Konstruktion entsprechender Deutungsmuster und Ordnungsmomente im Hinblick auf die Verarbeitung der Katastrophe.

Fragen des Erinnerns und Vergessens im Kontext von Deckerinnerungen behandelt *Marcus Termeer* mit Blick auf die architektonische Stadtplanung vor dem Hintergrund der Neubebauung von durch Katastrophen zerstörten Altstadtflächen. Hintergrund dieser Überlegungen ist der normalisierende Umgang mit Gedächtnis- oder Erinnerungsorten und die Herausbildung einer ›normalen‹ Katastrophengeschichte.

Die medialen Aktualisierungen historischer Pandemien im Spiegel aktueller Debatten um die Gefahr von Infektionskrankheiten untersucht *Luca Tratschin* mit Blick auf die Erinnerungen an die Spanische Grippe. Dabei geht er der Frage nach, ob das Katastrophenerinnern von bestimmten Charakteristika einer vergangenen Katastrophe abhängt und inwieweit Katastrophen vorübergehend vergessen und dann wieder neu thematisiert werden.

Den Abschluss der hier versammelten empirischen Analysen bildet die Filminterpretation *Jan Weckwerths* über die Behandlung sozialer Ordnungen in post-katastrophischen Gesellschaften in der fiktionalen TV-Serie *The Leftovers*. Dem liegt die Einschätzung zugrunde, dass Katastrophen zu einer Erschütterung sozialer und gesellschaftlicher Ordnungen führen. In der filmischen Fiktion kann dies auf die Spitze getrieben werden; in der dramatischen Erzählung der Serie wird dann in hypothetischer Form ausgebreitet, welche Deutungs- und Erinnerungskonflikte die sich langsam neu formierenden Sozialordnungen zu bewältigen haben könnten.

In der – etwas kürzeren – zweiten Sektion des Bandes stehen (sozial-) theoretische Zugänge und Systematisierungsangebote zur Frage sozialer Katastrophengedächtnisse im Mittelpunkt. Der erste Beitrag, verfasst von *Wolfgang Funk*, behandelt aus literaturwissenschaftlicher Perspektive das post-moderne Verständnis von Spuk beziehungsweise Gespenstern im Zusammenhang mit der Thematisierung von katastrophischen Vergangenheitsbezügen und Erlöschungshoffnungen.

Katastrophische Teleologien in gegenwärtigen Erinnerungskulturen bearbeitet *Daniel Levy* in seinem auf die Probleme der Katastrophenerinnerung unter Bedingungen der Globalisierung gerichteten Aufsatz. Katastrophen begreift er dabei als kollektive Reaktionen auf Ungewissheit, deren Erinnerungen sich in

Bildern des medialen Diskurses niederschlagen. Damit erlangen Katastrophenerinnerungen Relevanz für transkulturelle, transmediale und transmedialisierte Prozesse im Kontext eines umfassenden Kosmopolitismus.

Eine Deutungsmusteranalyse des Katastrophenkonzepts als Bezugspunkt entsprechenden Erinnerns und Vergessens führt *Sandra Maria Pfister* durch, um auf diesem Wege einerseits das Deutungsmusterkonzept einer gedächtnissoziologischen Perspektive zu erschließen und andererseits die Varietät des Erinnerns an katastrophale Ereignisse anhand unterschiedlicher Deutungsmuster zu rekonstruieren.

Benjamin Rampp diskutiert den Resilienzbegriff aus soziologischer Perspektive als relationales Prozessmodell und entwickelt daraus Ansatzpunkte einer Theorie des Katastrophenerinnerns. Das Phänomen der Katastrophenerinnerung wird in diesem Zusammenhang als Strategie, Ressource und Disposition in Bezug auf Resilienzprozesse entwickelt.

Den Band beschließt der Beitrag von *Dietmar Rost* mit einer Ausarbeitung des Vergessens zukünftiger Katastrophen im Sinne der Perspektive des Futur II. Dem liegt die Einsicht zugrunde, dass zukünftige Katastrophen nur auf der Basis erinnerter vergangener Katastrophen antizipiert beziehungsweise vorerinnert werden können. Daraus wiederum ergibt sich die Frage, nach welchen Selektionsmechanismen soziale Gedächtnisse bestimmte Aspekte der Zukunftserinnerung akzentuieren und andere ausblenden.

Literatur

- Aradau, Claudia, und Rens van Muster. 2011. *Politics of Catastrophe: Genealogies of the Unknown*. Abington: Taylor & Francis.
- Assmann, Jan. 1991. »Die Katastrophe des Vergessens. Das Deuteronomium als Paradigma kultureller Mnemotechnik.«. In *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, Hrsg. Aleida Assmann und Dietrich Harth, 337–355. Frankfurt a. M.: Fischer (Reprint).
- Beck, Ulrich. 2007. *Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Beledian, Krikor. 1995. »Die Erfahrung der Katastrophe in der Literatur der Armenier.«. In *Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten*, Hrsg. Kristin Platt und Mihran Dabag, 186–254. Opladen: Leske + Budrich (Reprint).
- Bröckling, Ulrich. 2008. Vorbeugen ist besser... Zur Soziologie der Prävention. *Behemoth. A Journal on Civilisation* 1 (1): 38–48.
- Clausen, Lars, Elke M. Geenen, und Elísio Macamo, Hrsg. 2003. *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophe*. Münster: LIT.

- Csáky, Moritz. 2017. »Es gibt eine Überlieferung, die Katastrophe ist« *Die Mehrfachcodierung von Gedächtnis und Erinnerung in Zentraleuropa*. Bremen: edition lumiére.
- Dabag, Mihran. 1996. »Katastrophe und Identität. Verfolgung und Erinnerung in der armenischen Gemeinschaft.«. In *Erlebnis – Gedächtnis – Sinn. Authentische und konstruierte Erinnerung*, Hrsg. Hanno Loewy und Bernhard Moltmann, 177–235. Frankfurt a. M.: Campus (Reprint).
- Dimbath, Oliver, und Michael Heinlein. 2014. »Arbeit an der Implementierung des Gedächtniskonzepts in die soziologische Theorie – eine Einleitung.«. In *Die Sozialität des Erinnerns. Beiträge zur Arbeit an einer Theorie des sozialen Gedächtnisses*, Hrsg. Oliver Dimbath und Michael Heinlein, 1–23. Wiesbaden: Springer VS (Reprint).
- Dimbath, Oliver, und Michael Heinlein. 2015. *Gedächtnissoziologie*. Paderborn: Wilhelm Fink (UTB).
- Douglas, Mary, und Aron Wildavsky. 1982. *Risk and culture. An essay on the selection of technological and environmental dangers*. Berkeley: University of California Press.
- Duden. 2002. *Duden – Das Bedeutungswörterbuch*. Mannheim: Duden.
- Ewald, Francois. 1991. »Die Versicherungs-Gesellschaft.«. In *Politik in der Risikogesellschaft*, Hrsg. Ulrich Beck, 288–301. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (Reprint).
- Guimond, James. 2004. »The Titanic and the commodification of catastrophe.«. In *The memory of catastrophe*, Hrsg. Peter Gray und Oliver Kendrick, 79–90. Manchester: Manchester University Press (Reprint).
- Halbwachs, Maurice. 2006. *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Halbwachs, Maurice. 1985. *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Japp, Klaus P. 2002. Wie normal ist Nichtwissen? Replik zu Peter Wehling: »Jenseits des Wissens?«. *Zeitschrift für Soziologie* 31 (5): 435–439.
- Jünger, Friedrich Georg. 1957. *Gedächtnis und Erinnerung*. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann.
- Kelber, Klaus-Peter. 2003. »Sterben und Neubeginn im Spiegel der Paläofloren.«. In *Katastrophen in der Erdgeschichte. Wendezeiten des Lebens*, Hrsg. Wolfgang Hansch, 38–59. Heilbronn: museo.
- Klinkert, Thomas, und Günter Oesterle. 2014. »Einleitung.«. In *Katastrophe und Gedächtnis*, Hrsg. Thomas Klinkert und Günter Oesterle, 1–17. Berlin: De Gruyter (Reprint).
- Luhmann, Niklas. 1992. »Ökologie des Nichtwissens.«. In *Beobachtungen der Moderne*, Hrsg. Niklas Luhmann, 149–220. Opladen: Westdeutscher Verlag (Reprint).
- Luhmann, Niklas. 2000. *Organisation und Entscheidung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nora, Pierre. 1990. *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*. Berlin: Wagenbach.
- Perrow, Charles. 1987. *Normale Katastrophen. Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Pettenkofer, Andreas. 2003. »Erwartung der Katastrophe, Erinnerung der Katastrophe. Die apokalyptische Kosmologie der westdeutschen Umweltbewegung und die Besonderheiten des deutschen Risikodiskurses.«. In *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen*, Hrsg. Lars Clausen, Elke M. Geenen, und Elísio Macamo, 185–204. Münster: Lit (Reprint).
- Sebald, Gerd, und Jan Weyand. 2011. Zur Formierung sozialer Gedächtnisse. *Zeitschrift für Soziologie* 40 (3): 174–189.

- Tholen, Georg Christoph. 1997. »Anamnesen des Undarstellbaren. Zum Widerstreit um das Vergessen(e). In *Das Vergessen(e). Anamnesen des Undarstellbaren*, Hrsg. Elisabeth Weber und Georg Christoph Tholen, 225–238. Wien: Verlag Turia + Kant (Reprint).
- Voss, Martin. 2006. *Symbolische Formen. Grundlagen und Elemente einer Soziologie der Katastrophe*. Bielefeld: transcript.
- Wehling, Peter. 2006. *Im Schatten des Wissens. Perspektiven der Soziologie des Nichtwissens*. Konstanz: UVK.
- Zerubavel, Eviatar. 2003. *Time maps. Collective memory and the social shape of the past*. Chicago: The University of Chicago Press.

Dr. rer. pol. Oliver Dimbath, ist Professor am Institut für Soziologie an der Universität Koblenz-Landau (Campus Koblenz). Seine Arbeitsschwerpunkte sind Wissen(schaft)ssociologie, Gedächtnissoziologie, Soziologische Theorie, Soziologie des Jugendreisens, Filmsoziologie und qualitative Forschungsmethoden.

Dr. phil. Michael Heinlein, ist Wissenschaftler am Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung e. V. – ISF München. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Arbeitssoziologie, Wissens- und Gedächtnissoziologie, Techniksoziologie, Soziologie der Digitalisierung und Soziologische Theorie.

Empirische Analysen des Erinnerns und Vergessens katastrophaler Ereignisse

Zur diskursiven Konstruktion des Erinnerns. Resilienzkonstruktionen in öffentlichen Medien und bei Bewohnern in Hochwasserquartieren 20 Jahre nach der Oderflut von 1997

Kamil Bembnista und Thorsten Heimann

1 Einleitung

Der Sommer 1997 zeichnete sich durch starke Regenfälle in Mitteleuropa aus. Im Juli und August sammelten sich große Wassermassen in den Einzugsgebieten der Oder, die schließlich zu Überschwemmungen großer Siedlungsgebiete entlang des Flusses führten. Blickt man in die unmittelbar im Anschluss von naturwissenschaftlichen Beobachtern erstellten Berichte, so sind dort folgende Ereignisbeschreibungen zu finden: Die Flutwellen bewegten sich demnach zunächst durch Tschechien und Polen, bevor Sie den deutsch-polnischen Grenzraum erreichten (Grünewald 1998, S. 28). Für Städte wie Breslau, Eisenhüttenstadt, Ślubice und Frankfurt (Oder) werden die Wasserstände als »historische Maxima« beschrieben (Bronstert et al. 1998, S. 6), deren Häufigkeit bislang nur in Jahrhundertperioden beobachtbar war. Auf beiden Seiten der Oder waren Akteure mit hohen materiellen Verlusten konfrontiert. In Polen und in Tschechien waren zudem zahlreiche Todesopfer zu beklagen (Bronstert et al. 1998, S. 8).

K. Bembnista (✉)

Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung, Erkner, Deutschland

E-Mail: kamil.bembnista@leibniz-irs.de

T. Heimann

Forschungszentrum für Umweltpolitik (FFU), Freie Universität Berlin, Berlin, Deutschland

E-Mail: t.heimann@fu-berlin.de

Neben diesen naturwissenschaftlichen Beobachtungen stellt sich die Frage, welches Wissen zur Flut heute, zwanzig Jahre später, in den Überschwemmungsgebieten geteilt wird. Im Jahr 2017 befragten wir private Haushaltsvorstände in Erdgeschossen entlang der Oder, die nun in den überfluteten Gebieten von 1997 wohnen, welche Erinnerungen sie an vergangene Ereignisse haben und wie sie gegenwärtige und zukünftige Bedrohungen durch den Fluss wahrnehmen. Zudem untersuchten wir in nationalen und regionalen deutschen und polnischen Printmedien, wie im Jahr 2017 über die Flutereignisse von 1997 berichtet wurde. Wir sprechen im Folgenden aus sozialkonstruktivistischer Perspektive von Vulnerabilitätskonstruktionen (Wahrnehmungen von Verwundbarkeit) und Resilienzkonstruktionen (hier: *erinnerte Bewältigungsfähigkeiten* und *Praktiken* zur Minderung von flussbezogenen Gefahren) (vgl. auch Christmann und Ibert 2012; Heimann 2017).

Im Folgenden werden wir *lokal-geteilte erinnerungsbasierte Deutungsmuster*, als spezifische Wissenskonstruktionen, näher betrachten. Konkret fokussieren wir uns dabei auf die lokal erinnerten Bewältigungsfähigkeiten (Resilienzkonstruktionen) zum Zeitpunkt 2017 in Bezug auf die Oderflut von 1997. Dabei werden einerseits Deutungsmuster lokaler Medien ergründet, zudem wird untersucht, welche Muster von lokalen Akteure geteilt werden.

Beginnen möchten wir zunächst mit einem ersten Blick auf lokale Vulnerabilitätskonstruktionen im Jahr 2017, um zu verdeutlichen, dass Wissenskonstruktionen zum Fluss lokal stark variieren können. Bei unseren befragten Akteuren aus Frankfurt (Oder) und Słubice, die unmittelbare Nachbarn auf beiden Seiten des Flusses darstellen, offenbaren sich interessante Unterschiede in Bezug auf die Wahrnehmung von Gefahren (zum Erhebungsverfahren, vgl. auch Kap. 3). In der polnischen Stadt Słubice halten 66 % der Befragten Hochwasser aktuell für eine große Bedrohung. Unmittelbar auf der anderen Seite des Flusses in Frankfurt (Oder) scheinen Hochwasser hingegen kaum als Problem. Nur 36 % der Befragten sehen Hochwasser als aktuell große Bedrohung. Ziehen wir nun noch naturwissenschaftlich definierte Wissensformen zu Bedrohungslagen hinzu: Die verantwortlichen Behörden sind angehalten, Hochwasserrisikozonen öffentlich auszuzeichnen. Demnach wohnte 2017 ein Viertel der Befragten Frankfurter in einer Hochwasserrisikozone mit Flutereigniswahrscheinlichkeit eines Ereignisses innerhalb von 100 Jahren. Auf Słubicer Seite sehen die Behörden die Bedrohung als weitaus niedriger: *Keiner* der Befragten in Słubice wohnte demnach in einer Risikozone (eigene Berechnungen auf Basis von ISOK 2018). Die Bedrohungslage wäre aus dieser Sicht zum Befragungszeitpunkt bei den Frankfurter Haushalten sogar höher als in Słubice.

Doch wie kommt es zu diesen Unterschieden, die kaum deckungsgleich mit den naturwissenschaftlich definierten Bedrohungslagen sind? Der Verdacht drängt sich auf, dass Vulnerabilitäts- und Resilienzkonstruktionen enge Verbindungen zu anderen Formen sozial-geteilten Wissens, genauer *kulturellen Wissensbeständen* (Schütz 1972), eingehen und somit spezifische *lokale Wissensordnungen* entstehen können.

Im kommunikativen Konstruktivismus wird davon ausgegangen, dass kulturelles Wissen in Kommunikationsprozessen geteilt wird (Reichert et al. 2013; Knoblauch 1995, 2010, 2013; Christmann 2014). Im Folgenden werden wir argumentieren, dass dieses auch für *Erinnerungen bzw. für Wissensbestände zu vergangenen Katastrophen* als konkretisierte Wissensform gelten kann. Zur Jahrtausendwende trat in der deutschsprachigen Soziologie das Forschungsprogramm der Wissenssoziologischen Diskursanalyse (WDA) als Strömung des kommunikativen Konstruktivismus hinzu. Hier wurde davon ausgegangen, dass sich geteilte Wissensbestände von Akteuren über die *direkte oder indirekte Teilhabe der Akteure an verschiedenen Diskursen* entwickeln. Demnach können beispielsweise relevante *Diskurse in öffentlichen Medien* Wirkkraft auf das Wissen von Akteuren entfalten (Reichert et al. 2013; Keller 2005). Da Mediendiskurse mitunter begrenzte räumliche Reichweiten haben können, z. B. in Lokalzeitungen, traten Positionen hinzu, welche die damit verbundene *Entstehung räumlich-gebundener Wissensbestände*, z. B. auf lokaler Ebene, betonen (Christmann 2004; Christmann und Heimann 2017; Heimann 2017). Wissensbestände können demnach lokal gebunden bzw. geordnet sein, so dass auch von *lokalspezifischen Wissensordnungen* die Rede war (Christmann 2004).

Diese Ideen wurden in Bezug auf Katastrophenwissen und das damit verbundene *Katastrophenerinnern* bislang kaum empirisch geprüft. Dieser Beitrag zielt darauf ab diese Forschungslücke zu schließen. Wir möchten in diesem Text die folgenden Fragen beantworten:

- *Vulnerabilitäts- und Resilienzkonstruktionen*: Welche Deutungsmuster zur Bewältigungsfähigkeit gegenüber der Oderflut von 1997 treten in Printmedien und bei Akteuren zwanzig Jahre nach dem Ereignis in betroffenen Hochwasserquartieren entlang der Oder auf?
- *Verhältnis von Medienwissen und Akteurswissen*: Gibt es Unterschiede zwischen Deutungsmustern der Medien und Akteure?
- *Lokale Wissensordnungen*: Gibt es lokale Besonderheiten in den geteilten Deutungsmustern bzw. Wissensordnungen?

Im Folgenden werden wir diese Fragen mit Hilfe eines Mixed-Method-Designs beantworten. Im Rahmen des Forschungsprogramms der WDA kombinieren wir eine Medienanalyse mit qualitativen Interviews und einem quantitativen Survey mit Haushaltsvorständen in den damaligen Überflutungsgebieten.

2 Theoretischer Hintergrund: Zur diskursiven Konstruktion des Katastrophenerinnerns

Im Folgenden werden wir die Idee der *diskursiven Konstruktion des Katastrophenerinnerns* näher skizzieren und damit die theoretische Basis für unsere empirische Untersuchung schaffen.

Im DFG-NCN-Projekt im Rahmen des Beethoven-Programms »*Kulturelle Konstruktionen von Vulnerabilität und Resilienz. Wahrnehmungen zu Gefährdungen durch aquatische Phänomene an der Oder in Deutschland und Polen (CultCon)*« möchten wir eine Forschungslücke der Vulnerabilitäts- und Resilienzforschung schließen. Hier wurde lange davon ausgegangen, dass Vulnerabilität und Resilienz als messbare objektive Tatsachen betrachtet werden können (vgl. Christmann und Ibert 2012; Christmann und Heimann 2017). Diese Perspektive stellen wir nicht in Frage, möchten aber betonen, dass Gesellschaften und gesellschaftliche Gruppen jeweils sehr eigene Vorstellungen ihrer Verwundbarkeit und von Bewältigungsfähigkeiten auf Basis ihres *gemeinsam geteilten und damit kulturellen Wissens* entwickeln können (vgl. ebd.). Gemeinsam geteilte Wissensbestände, z. B. geteilte Erinnerungen und damit verbundene Deutungsmuster, können so zu eigenen Realitäten werden, die jeweils gruppenspezifische Umgangsweisen mit flussbezogenen Gefahren implizieren können (ebd.). Wir möchten im vorliegenden Text näher untersuchen, inwiefern dieses auch für das *sozial-geteilte Erinnerungswissen zu vergangenen Katastrophen* beobachtbar ist.

In Anlehnung an Alfred Schütz wird im Folgenden »*Kultur als gemeinsam geteiltes Wissen*« verstanden (Schütz 1971, S. 169). Wie bereits erwähnt, wird im kommunikativen Konstruktivismus davon ausgegangen, dass kulturelle Wissensbestände, darunter eben auch Wissen über vergangene Katastrophen, durch *Kommunikationsprozesse* geteilt und modifiziert werden (Reichert et al. 2013; Knoblauch 1995, 2010, 2013; Christmann 2014). Peter Berger und Thomas Luckmann hatten diese Prozesse bereits in den 1960er Jahren unter den Schlagworten Externalisierung, Internalisierung und Objektivierung beschrieben (Berger und Luckmann 1966) und damit den Weg für die späteren Theorieentwicklungen gebahnt.

Eine in dieser Forschungslinie aktuell sehr verbreitete Definition des Wissensbegriffes stammt vom Wissenssoziologen Hubert Knoblauch, der Wissen als »*all das, was wir von anderen übernehmen*« (Knoblauch 2010, S. 360) versteht (vgl. auch Heimann 2017). Wissen stellt hierbei mehr als nur positives Wissen dar, das wahr oder falsch sein kann, vielmehr geht es um alle kognitiven und habituellen (Deutungs-)Muster, die sozial geteilt werden können, bis hin zu daraus hervorgehenden technischen Artefakten, z. B. Hochwasserschutzmaßnahmen, aber auch über lange Jahre tradiertes Wissen, welches in keiner Weise empirisch noch naturwissenschaftlich belegt werden musste (ebd.). Der Schwerpunkt unserer Untersuchungen im CultCon-Projekt liegt auf flussbezogenen Wissensbeständen, konkret auf *Wahrnehmungen von Verwundbarkeit* (»*Vulnerabilitätskonstruktionen*«, vgl. auch Christmann et al. 2012; Heimann 2017) sowie auf *wahrgenommenen Bewältigungsfähigkeiten* und *Praktiken* zur Minderung von flussbezogenen Gefahren (»*Resilienzkonstruktionen*«, vgl. ebd.). In diesem Text werden wir uns nur auf die im Jahr 2017 *erinnerten Bewältigungsfähigkeiten* zur Oderflut des Jahres 1997 konzentrieren. Der Schwerpunkt liegt damit nach unserer Terminologie auf im Jahr 2017 sozial-geteilte *Resilienzkonstruktionen*. Es handelt sich damit um einen Zeitpunkt, zu dem viele Akteure vor Ort noch auf direkt erlebte Erfahrungen zurückgreifen können. Wenn wir nun aber Wissen als »*all das, was wir von anderen übernehmen*« (Knoblauch 2010, S. 360) definieren, welche Rolle spielen dann die auf unmittelbare Erfahrungen der Akteure zurückgehenden Wissensbestände und welche Rolle spielen Erinnerungen aus öffentlichen Medien dabei?

An dieser Stelle sei darauf verwiesen, dass wir Gedächtnis in einem sozial-konstruktiven Sinne verstehen. Das Wissen, von dem bei Gedächtnisleistungen Gebrauch gemacht wird, ist dabei nicht repräsentativ Gedächtnisarchiv gelagert, sondern orientiert sich an dynamischen Strukturen der Lebenswelten (Dimbath und Heinlein 2014, S. 9, 2015, S. 197). Oliver Dimbath und Michael Heinlein schreiben hierzu: »*Das (soziale) Gedächtnis beschreibt keinen ›gewachsenen Wissensbestand und keinen wie auch immer gearteten Speicher, sondern das Gesamtrepertoire an aktuell verfügbaren Verhaltensdispositionen*« (Dimbath und Heinlein 2015, S. 164).

Die Frage nach dem Verhältnis von individuellen und kollektiven Erinnerungsleistungen hat bereits die Urväter der Memory Studies in den 1920er Jahren beschäftigt. Auf dem Weg zur Entwicklung seiner Ideen zum kollektiven Gedächtnis (*mémoire collective*) entwickelte Maurice Halbwachs die These der sozialen Bedingtheit individueller Erinnerungen (Halbwachs 1985; Halbwachs et al. 1991). Er kam zu dem Schluss, dass erst über soziale Interaktion und Kommunikation Ereignisdaten und Fakten sowie konkrete Denk- und

Erfahrungsmuster angeeignet werden können. So wäre beispielsweise schon die Sprache selbst, in der jeweils gedacht wird, grundsätzlich sozial vorstrukturiert. Diese und andere soziale Bezugsrahmen (*cadres sociaux*) werden demnach grundsätzlich auch beim individuellen (Katastrophen-)Erinnern genutzt. (vgl. »Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen« Halbwachs 1985; vgl. auch Erll 2017, S. 13). Demnach wären individuelle Erinnerungen immer bereits sozial verankert. Auch die zeitgenössische Gedächtnissoziologie erkennt eine Wechselseitigkeit von individuellen und sozialen Gedächtnissen an. So betonen etwa Dimbath und Heinlein, dass soziale Erinnerungspraxen stets in soziale Kontexte *eingebettet sind* (Dimbath und Heinlein 2015, S. 253). Individuelle und soziale Gedächtnisse können zwar als voneinander abgetrennte Bezugsrahmen gedacht werden, die jedoch nicht isoliert voneinander betrachtet werden können.

Doch welche Rolle spielen Medien in Bezug auf das individuelle und kollektive Erinnern? Spätestens seit den Arbeiten des Ehepaars Assmann in den 1980er Jahren wird zunehmend auch die Rolle verschiedener Medien für das individuelle und kollektive Erinnern diskutiert (vgl. etwa Assmann 1988; Assmann und Assmann 1994; Erll 2017, S. 135). Während Assmann und Assmann zunächst mit ihrem Konzept des *kulturellen Gedächtnisses* noch vor allem die langfristige Bedeutung von Medien als Erinnerungs- und Identitätsträger in den Fokus der Aufmerksamkeit rückten, wurden in jüngerer Zeit Stimmen laut, welche die zeitlich unmittelbare, auch *kurzfristige Bedeutung von Medienwissen* für das akteursspezifische Erinnern betonen, und zwar bei Gedächtnisleistungen im Allgemeinen wie auch beim *Katastrophenerinnern* im Besonderen (vgl. Erll 2017, S. 135; Garde-Hansen et al. 2017; Rost 2015; Pfister 2009).

Rost fokussiert etwa insbesondere die zeitliche Dimension von Naturkatastrophen und betont, dass im Verlaufe von seltenen Katastrophenereignissen (wie »Jahrhundertereignisse«, »Jahrhundertfluten«) das Abrufen von katastrophenrelevantem Wissen besonders über Institutionen des sozialen Erinnerns, wie z. B. auch über Medienanstalten, beeinflusst wird (Rost 2015, S. 7). In diesem Zusammenhang hat sich in den letzten Jahren auf dem Gebiet der Katastrophenforschung ein Zweig entwickelt, der besonders auf kollektive »Katastrophenkulturen« (vgl. Moore 1964; Bankoff 2003) fokussiert, und dabei etwa geteiltes Wissen, Wahrnehmungen und Erinnerungspraktiken zu Bewältigungsmaßnahmen und Verwundbarkeit näher in den Blick nimmt.

Bei der Frage, in welchem Verhältnis Medienwissen zu Akteurswissen in Bezug auf die Erinnerungen von Katastrophen steht, kommen wir nun zurück zu den jüngeren Entwicklungslinien im kommunikativen Konstruktivismus. Wie bereits erwähnt entstand zur Jahrtausendwende innerhalb dieser Theorielinie das Forschungsprogramm der Wissenssoziologischen Diskursanalyse (WDA).

Diskurse werden hier in Anlehnung an Foucault verstanden als »institutionell-organisatorisch regulierte Praktiken des Zeichengebrauchs« (Keller 2011, S. 12). Während es Foucault noch vor allem um die Ergründung *historisch* variierender *kollektiver* Wissensbestände ging, (vgl. ebd., S. 98), war Reiner Keller einer derjenigen, die das weitgehend subjektlose *strukturtheoretische* Diskursverständnis von Foucault um die *handlungstheoretischen*, subjektorientierten sozialkonstruktivistischen Ideen von Berger und Luckmann ergänzten (vgl. Keller 2005; Reichertz et al. 2013). Mit der Fusion beider Theoriestränge wird nun davon ausgegangen, dass sich *geteilte Wissensbestände von Akteuren*, also kulturelles Wissen und damit auch Erinnerungen, über deren aktiv deutende Teilhabe an verschiedenen Diskursen entwickeln können. Dabei wird nun davon ausgegangen, dass beispielsweise *Diskurse in öffentlichen Medien* Wirkkraft auf Wissensbestände von Akteuren, und damit auch auf das Erinnern, entfalten können (Reichertz et al. 2013). Zusammengefasst könnte somit davon ausgegangen werden, dass *Erinnerungen als kulturelle Wissensbestände* diskursiv vermittelt sind. Wir sprechen in diesem Zusammenhang von der *diskursiven Konstruktion des Erinnerns*.

Gabriela Christmann war eine der ersten, die betonte, dass Wissen nicht nur diskursiv zwischen Akteuren und Gruppen geteilt wird, sondern dass dieses Teilen von Wissen zwischen Akteuren grundsätzlich auch *räumliche Reichweiten* aufweist. In ihrer Habilitation im Jahr 2004 kam sie zu dem Schluss, dass sich mitunter städtische *Wissensordnungen* im Rahmen lokaler (Medien-)Diskurse entwickeln können (vgl. 2004). Daran anknüpfend wurde im Zuge jüngerer Debatten um kulturelle Globalisierungsprozesse (etwa Beck und Grande 2010; Beck 2005; Wimmer und Glick-Schiller 2002) darauf hingewiesen, dass geteilte Wissensordnungen heute in sehr unterschiedlichen räumlichen Formationen, vom globalen bis zum lokalen, in Erscheinung treten können und damit die räumliche Relationalität geteilter Wissensbestände betont (Heimann 2017). Nehmen wir die Frage nach der kommunikativen Reichweite ernst, so könnten sich diskursiv entwickelnde Wissensordnungen entlang verschiedener Reichweiten konkreter Mediendiskurse entwickeln, die sich über konkrete Medien, etwa regionale oder nationale Tageszeitungen, vermitteln.

Damit kann abschließend die These abgeleitet werden, dass Erinnerungen als Wissensbestände von Akteuren Besonderheiten bzw. Ordnungen analog zu diskursiven Reichweiten von Medienwissen aufweisen könnten. So könnte beispielsweise *lokal verfügbares Medienwissen* diskursiv vermittelte Deckungsgleichheiten mit Wissensbeständen von *lokalen Akteuren* haben. Um diese Überlegungen näher empirisch betrachten zu können, werden wir im Folgenden das Wissen in lokalen Medien mit dem Wissen von Akteuren vergleichen.

Konkret werden wir mediale Deutungsmuster zur Bewältigungsfähigkeit der Flut von 1997 in polnischen und deutschen Medien sowie von lokalen Akteuren betrachten.

3 Methodische Vorgehensweise: Erhebungs- und Analyseverfahren

Um lokale Erinnerungen bzw. das lokal vorhandene Wissen bei Akteuren und lokalen Medien ergründen zu können, waren die Erhebung und Analyse verschiedener Datenformate notwendig. Für die Studie haben wir ein Mixed-Method Erhebungs- und Analysedesign entworfen (Baur et al. 2017; Kelle 2017; Kuckartz 2014), das verschiedene qualitative und quantitative Datenformate nutzt und miteinander trianguliert (Denzin 2012). Zunächst widmen wir uns der Fallregion.

Auswahl der Fallregion Als mögliches Fallgebiet stand der komplette Überflutungsraum von 1997 entlang der Oder zur Auswahl. Wir haben daraus eine bewusste Auswahl vorgenommen. Da Diskurse immer sprachlich vermittelt sind, und zudem, je nach Medium, unterschiedliche dominierende räumliche Reichweiten haben (z. B. durch nationale oder lokale Zeitungen), sind wir davon ausgegangen, dass mehrere deutsch- und polnischsprachige Untersuchungsräume gewählt werden sollten. Dabei sollten zudem nicht nur sprachliche, sondern auch mögliche Besonderheiten auf der lokalen Ebene, etwa zwischen Städten, in Betracht gezogen werden. Zudem sollten gewisse physische Konstanten vorhanden sein. Für die Ergründung des Akteurswissens haben wir daher im Jahr 1997 betroffene *städtische Quartiere* ausgewählt, und zwar jeweils aus zwei Städten auf polnischer und deutscher Seite der Oder. Dies sind für den deutschen Sprachraum *Frankfurt (Oder)* (Gubener Vorstadt, Zentrum) und *Eisenhüttenstadt* (Fürstenberg) und für den polnischen Slubice (City) und *Breslau* (Kozanów, Nadodrze). Für die Ergründung des Medienwissens haben wir jene für die Quartiere relevanten auflagenstärksten *lokalen* Zeitungen (Märkische Oderzeitung, Gazeta Lubuska, Gazeta Wrocławska) ausgewählt.

Mixed-Method-Design Um Wissenskonstruktionen von Medien- und Akteuren ergründen zu können, waren die Erhebung und Analyse verschiedener Datenformate notwendig. Für die Studie haben wir daher ein dreiteiliges Mixed-Method-Design entworfen (Baur et al. 2017; Kelle 2017; Kuckartz 2014), das qualitative und quantitative Datenformate miteinander kombiniert (Denzin 2012).

- *Modul 1: Medienwissen.* Zur Ergründung des im Jahr 2017 dargebotenen Medienwissens haben wir alle Zeitungsartikel in den lokal auflagenstärksten Zeitungen zusammengetragen, die sich im Zeitraum Januar bis Juli 2017 mit der Flut von 1997 beschäftigten.
- *Modul 2: Akteurswissen, Qualitative Leitfadengestützte Interviews:* Diese sollten die Ergründung von Kernkategorien und Deutungsmustern in den Erinnerungen der Akteure ermöglichen.
- *Modul 3: Akteurswissen, standardisierter, quantitativer Survey:* Die aus den qualitativen Daten gewonnenen Kernkategorien in den erinnerten Wissensbeständen der Akteure dienten zudem zum Aufbau eines quantitativen Surveys, der uns genauere Quantifizierungen und Aussagen über lokale Verteilungen akteursspezifischer Wissensbestände ermöglicht.

Im Folgenden soll kurz auf Besonderheiten der Module vertiefend eingegangen werden. Tab. 1 fasst das Erhebungsdesign zusammen.

Tab. 1 Genutzte Daten der Forschungsmodule

<i>Modul 1: Medienwissen in nationalen und lokalen Zeitungen</i>		
Medienwissen	Akteurswissen	
<i>Zeitungsartikel, n = 197</i>	<i>Qualitative Leitfadeninterviews</i>	<i>Quantitativer Survey, n = 457</i>
<i>Auswahlgesamtheit:</i> Auflagenstärkste Zeitungen auf nationaler und regionaler Ebene Jan-August 2017	<i>Grundgesamtheit:</i> Alle Haushaltsvorstände in Gebieten mit Fluterfahrung von 1997	<i>Grundgesamtheit:</i> Alle Haushaltsvorstände in Gebieten mit Fluterfahrung von 1997
Deutschland, n = 67 <i>regional</i> Märkische Oderzeitung Frankfurt (Oder): n = 31 Eisenhüttenstadt, n = 36	Deutschland: n = 14 Frankfurt (Oder): n = 7 Eisenhüttenstadt: n = 7	Deutschland, n = 202 Frankfurt (Oder), n = 86 Eisenhüttenstadt: n = 116
Polen, n = 130 <i>regional</i> Gazeta Wroclawska (Wrocław), n = 68 Gazeta Lubuska (Ślubiце), n = 62	Polen: n = 13 Ślubiце: n = 6 Wrocław: n = 7	Polen, n = 255 Ślubiце, n = 126 Wrocław, n = 129

Quelle: Eigene Darstellung

Medienwissen

Um das in 2017 dargebotene Medienwissen zur 1997er-Flut ergründen zu können haben wir die für die Stadtquartiere relevanten auflagenstärksten lokalen Zeitungen ausgewählt. Die Lokalzeitungen schließen jeweils die vier gewählten Untersuchungsareale der Akteursmodule ein. Die Lokalteile der Märkischen Oderzeitung für Frankfurt (Oder) und Eisenhüttenstadt, die Gazeta Lubuska für Stubice and die Gazeta Wrocławska für Breslau. Die Analyse umfasst hier den Zeitraum von Januar 2017 bis zum 20jährigen Höhepunkt der Flut im Sommer (bis einschließlich August). Um die relevanten Artikel finden zu können, wurden bei der Suche deutsche und polnische Schlagworte verwendet wie ›Hochwasser‹, ›Oder‹, ›1997‹, ›Katastrophe‹. Insgesamt haben wir n=197 Artikel gefunden und analysiert (davon n=67 Artikel in deutscher und n=130 in polnischer Sprache). Die Anzahl der Artikel macht bereits deutlich, dass das Ereignis auf polnische Seite 2017 deutlich stärker im Zentrum der medialen Aufmerksamkeit stand, als auf deutscher.

Akteurswissen: Qualitative Interviews und Quantitativer Survey

Die Grundgesamtheit der qualitativen und quantitativen Akteursmodule bildeten alle Haushaltsvorstände in den genannten Flutgebieten von 1997. Um eine physische Konstante einführen zu können, haben wir zudem nur Haushalte auf Erdgeschossenebene ausgewählt.

Qualitative Interviews Um die von den Akteuren im Jahr 2017 mit der Flut von 1997 in Verbindung gebrachten Deutungsmuster und Kernkategorien ergründen zu können, haben wir zunächst *leitfadengestützte qualitative Interviews* durchgeführt. Erste Befragungen starteten bereits November 2016 und wurden bis Juli 2017 fortgeführt. Die Auswahl der Interviewpartner erfolgte im qualitativen Modul auf der Basis von soziodemographischen Quoten nach Alter und Geschlecht. Insgesamt wurden 27 Interviews erhoben und etwa 60 h Interviewmaterial ausgewertet.

Quantitativer Survey Zur Quantifizierung haben wir Surveys mit standardisierten Fragebögen in allen vier Stadtgebieten durch 9 deutsche und polnische Interviewer durchgeführt. Die Befragung fand zwischen Mai und August 2017 statt. Das Stichprobendesign war als Vollerhebung gestaltet, d. h. jeder Haushalt auf Erdgeschossenebene in den ausgewählten Quartieren wurde bis zur Auswahl maximal viermal durch unsere Interviewer angesteuert. Der Fragebogen stand in allen Arealen in deutscher und polnischer Sprache zur Verfügung. Die Befragten konnten dabei zwischen computergestützten persönlichen Interviews (CAPI) und

einem Selbstausfüllerfragebogen (Online) wählen. Aus insgesamt gezählten 1874 Haushalten konnten wir eine Netto-Stichprobe von $n=457$ Akteuren erzielen.¹

(Mixed-Method-)Analyse Auch die Analyse der generierten Daten zu Katastrophenerinnerungen als Wissen in Zeitungsartikeln und von Bewohnern in betroffenen Regionen knüpft an das Forschungsprogramm der Wissenssoziologischen Diskursanalyse (WDA) nach Reiner Keller (vgl. 2010, 2011, 2013) an. Wissensordnungen, die sich nach Keller (2011, S. 108) aus diskursiven Praktiken generieren, können demnach als regelmäßige Variationen von Deutungsmustern im Medien- und Akteurswissen betrachtet werden. Daher erfolgt die Analyse der inhaltlichen Strukturierung der Erinnerungen an die Flut von 1997 anhand von *Deutungsmusteranalysen*.² Die qualitativen Analysen folgten dabei den klassischen Codierungsschritten des offenen, axialen und selektiven Codierens (vgl. Strauss 1998; Strauss und Corbin 1996). Im Rahmen der quantitativen Analyse haben wir schließlich relative Häufigkeiten berechnet. Zur Triangulation der Daten werden die Ergebnisse schließlich vergleichend diskutiert.

4 **Empirische Ergebnisse: »Zwanzig Jahre nach der Flut von 1997«: Erinnerungen in Printmedien und bei Bewohnern im Jahr 2017**

Betrachten wir nun die empirischen Ergebnisse der Studie. Zunächst werden wir die unterschiedlichen Deutungsmuster in den Erinnerungen zu Bewältigungsfähigkeiten im Jahr 1997 in den Printmedien erörtern, anschließend diskutieren und vergleichen wir diese mit den Erinnerungen der Akteure.

¹Das entspricht einer Rücklaufquote von 24 % [Netto pro Stadt (Brutto, Netto): Frankfurt (Oder), $n=86$ (425, 20 %); Eisenhüttenstadt $n=116$ (397, 29 %), Stubice, $n=126$ (541, 23 %), Wroclaw: $n=129$ (511, 25 %)].

²Keller unterscheidet generell nach den zwei unterschiedlichen Analyseebenen im Diskurs: erstens die inhaltliche Strukturierung des Diskurses mit Hilfe eines Interpretations-repertoires und die zweitens die Materialität des Diskurses anhand von diskursiver Praktiken der Akteure. Dabei differenziert Keller (2008, S. 253) nach Subjektposition und Sprecherpositionen. In diesem Beitrag wird im Sinne eines Mixed-Method-Analysedesigns nach Wissenselementen im Diskurs geforscht – einerseits in Printmedien, andererseits in qualitativen Aussagen von Akteuren, weshalb keine klassische Rekonstruktion von Diskursen in Printmedien notwendig ist. Aus diesem Grund wird auf die Analyse der Materialität nach Diskurspositionen verzichtet.

4.1 Medienwissen: Erinnerungen der Flutereignisse in Printmedien

Im Folgenden werden die im Jahr 2017 in deutschen und polnischen Printmedien in Erscheinung tretenden Deutungsmuster zur Bewältigungsfähigkeit der Oderflut von 1997 durch Deutsche und Polen beleuchtet. Wie erinnern die Medien 20 Jahre nach der Oderflut an die damaligen Bewältigungsfähigkeiten? Genauer: Welche Resilienzkonstruktionen treten jeweils in Erscheinung? In welchen Sinnzusammenhängen wird die Bewältigungsfähigkeit der jeweils eigenen und der jeweils anderen nationalen Bezugsgruppe in den Medien gedeutet?

Es lassen sich insgesamt fünf regelmäßig auftretende Deutungsmuster im Hinblick auf die erinnerte Bewältigungsfähigkeit aus den ausgewählten Datensample der Printmedien identifizieren.: *Erfolgreiche Bewältigung durch ›Solidarität‹*, *›Lerneffekt durch Flut‹*, *›kein Lerneffekt durch Flut‹*, *›Deutsche Überlegenheit‹*, *›polnische Inkompetenz‹*.

Deutungsmuster ›Erfolgreiche Bewältigung durch SOLIDARITÄT‹: »In der harten Realität der Bedrohung durch die Naturkräfte wuchs die innere Einheit«

Im Deutungsmuster ›Erfolgreiche Bewältigung durch Solidarität‹ wird das bedingungslose füreinander Einstehen (Solidarität) betont, das als Kernmoment einer erfolgreichen Bewältigung der Oderflut von 1997 gedeutet wird. Das Erinnerungsmuster der ›Solidarität‹ wird in deutschen und polnischen Zeitungen jeweils noch mit eigenen Narrativen verbunden.

In den deutschen Medien wird die Flut als ein Schlüsselereignis für das (Wieder-)Erstehen einer gemeinsamen deutschen Identität gedeutet. Die Flut wird hier explizit in den Kontext der schwierigen Phase der Wiedervereinigung in den 1990er Jahren gestellt. So wird 2017 regelmäßig die Solidarität der west- mit der ost-deutschen Bevölkerung betont, die damals von der Oderflut betroffen war. Es treten aber nicht nur die Westdeutschen als aktiv Helfende auf, vielmehr wird die konkrete physische Anwesenheit von Helfern und Hilfsorganisationen vor Ort und die gemeinsame Katastrophenbewältigung durch West- und Ostdeutsche betont.

In dem mehr als zwei Wochen andauernden unermüdlichen Kampf Tausender von Menschen aus allen Teilen Deutschlands gegen die Fluten der Oder haben die Deutschen etwas von ihrer verloren geglaubten Identität wiedergewonnen [...]. In der schier endlosen Kette der uniformierten und zivilen Helfer an den gefährdeten

Deichen der Oder zerbröselte die angeblich so stabile Mauer in den Köpfen. In der harten Realität der Bedrohung durch die Naturkräfte wuchs die innere Einheit der Deutschen, erwiesen sich Menschen aus Ost und West, Nord und Süd als Angehörige einer Nation. (Märkische Oderzeitung, überregional, 4. August 2017, S. 1)

Darüber hinaus wird in der Märkischen Oderzeitung nicht nur die damalige Solidarität zwischen Ost- und Westdeutschen diskutiert, als vielmehr auch gegenüber der polnischen Bevölkerung, etwa indem von einer »*Grenzenlosen Solidarität*« berichtet wird. Angemerkt sei, dass sich diese vor allem auf die Hilfeleistungen der deutschen Bevölkerung gegenüber der polnischen bezieht. Die deutsche Seite erscheint hierbei aktiver als die polnische (Märkische Oderzeitung, überregional, 17. Juli 2017, Sonderbeilage 20 Jahre Oderhochwasser, S. 13).

In den analysierten polnischen Zeitungsartikeln von 2017 wird dagegen die transnationale Solidarität zwischen Polen und Deutschen kaum erinnert. Hier steht vielmehr die innerpolnische Solidarität im Zentrum der Aufmerksamkeit, wobei hier noch explizit zwischen verschiedenen Akteursgruppen unterschieden wird. Insbesondere das Verhältnis zwischen Staat und Bürger erscheint hier von größerer Bedeutung. In allen betrachteten polnischen Printmedien wurde Solidarität in erster Linie als Bewältigungsmaßnahme, die von den Bewohnern der betroffenen Stadtquartiere ausging, gedeutet, die sich explizit von den Maßnahmen der Regierung abgrenzte. Letztere wird als mit dem Krisenmanagement überfordert dargestellt, sodass die Bewohner sich selbst und in Solidarität mit ihren Nachbarn Hilfe leisten mussten.

»Aber die Bewohner Breslaus wollen kein Geld mehr und sie haben kein Glauben in die Regierung. Sie rufen, sie hätten damals die Stadt alleine über ihre Solidarität gerettet und sie werden weiter kämpfen bis zum Tod.« (Gazeta Wyborcza, 7. Juli 2017, S. 6, Übersetzung: KB)

In den polnischen Medien erscheinen zudem auch religiöse Motive im Zusammenhang mit dem Deutungsmuster der Solidarität. So wird etwa an gemeinsame Gebetspraktiken erinnert:

»Wir patrouillierten nachts auf den Deichen und tagsüber beteten wir zusammen, das machte uns stark – so erinnerte sich Dariusz Zarzycki, Uhrmacher, an die ›Jahrhunderflut‹. (Gazeta Lubuska, 19. Juli 2017, S. 6, Übersetzung: KB)

Deutungsmuster ›LERNEFFEKT‹ durch die Flut: »Wir haben aus der Flut gelernt«

Ebenfalls stark ausgeprägt im Printmedien-Diskurs ist das Deutungsmuster um einen Lerneffekt, der als Grund für die erfolgreiche Bewältigung von Fluten gedeutet wird. Der Lerneffekt wird hier als positiver Entwicklungsprozess ausgelegt, der auf das Flutereignis von 1997, aber auch auf historische Flutereignisse generell, folgte.

Dabei gilt für die Märkische Oderzeitung das Hochwasserereignis im Jahr 1997 einerseits als Referenz für erfolgreiche Praktiken, die seit dem Hochwasser im Jahr 1947 getroffen wurden:

»So nahm die Katastrophe ihren Lauf und ist den unmittelbar Betroffenen zu einer prägenden Lebenserfahrung geworden. Die Erinnerungen sind bei vielen bis heute wach.« (Märkische Oderzeitung, überregional, 17. Juli 2017, Sonderbeilage 20 Jahre Oderhochwasser, S. 16)

Zudem gilt das Hochwasser von 1997 als Referenzereignis, um die danach getroffenen Hochwasser-Präventionsmaßnahmen in messbare Kategorien zu formulieren und sich auch in Hinblick auf zukünftige Hochwasserereignisse gerüstet zu fühlen.

»Wir haben aus dem Hochwasser [von 1997] wichtige Lehren gezogen, haben erheblich in den Deichbau investiert und geben den Flüssen mehr Raum, fasste Ministerpräsident Dietmar Woidke zusammen.« (Märkische Oderzeitung, überregional, 17. Juli 2017, S. 10)

Abschließend bleibt noch die Beobachtung festzuhalten, dass Lerneffekte in den betrachteten polnischen Medien im Jahr 2017 kaum diskutiert werden.

Deutungsmuster ›Kein LERNEFFEKT durch Flut: »Wir haben nichts gelernt.«

Dieses Deutungsmuster zeigt die gegenteilige Aussage zum vorausgegangen Deutungsmuster ›LERNEFFEKT durch Flut‹ und ist daher all ein »Counter-Deutungsmuster« (Sommer 2018) zu bezeichnen. In diesen Aussagen spiegeln sich Erinnerungskonstruktionen wieder, die eine mangelnde Bewältigungsfähigkeit des Hochwasserereignisses seitens der Verwaltung und Regierung beklagen. Dabei wird der Regierung zudem eine generell hohe Verantwortung zum Schutz der Bevölkerung zugeschrieben. Dieses Deutungsmuster tritt lokal vor allem in den Breslauer Medien in Erscheinung.

Die Breslauer Tageszeitung *Gazeta Wrocławska* kritisiert, dass der Stadtteil Kozańów nach der Flut hätte nicht weiter bebaut werden dürfen und mehr noch, dass man auf diesem einst natürlichen Überschwemmungsgebiet nie hätte Bebauungsmaßnahmen treffen sollen. Die Überschrift eines Artikels der Zeitung lautete wie folgt:

»Kozanów? Hätte es niemals geben dürfen! Wir haben nichts gelernt.« (*Gazeta Wrocławska*, 26. Juli 2017 S. 9, Übersetzung: KB)

Ebenfalls wurden Protektionsmaßnahmen gegen Hochwasser, die zum unmittelbaren Zeitpunkt nach der Flut seitens der Regierung versprochen wurden, in Breslau nicht umgesetzt. In der *Gazeta Lubuska* dagegen ist von Baumaßnahmen zur Errichtung eines »*Superdeiches*« um Ślubice die Rede, was ebenfalls als Lerneffekt für die Zukunft mit Referenz auf vorausgegangene Hochwassersituationen gedeutet wird.

»Solange die Investitionen nicht realisiert werden, um die wir uns seit Jahren bemühen und die uns seit Jahren versprochen wurden, also der Stärkung der bestehenden Deiche, können wir uns nicht sicherer fühlen [als im Jahr 1997] – fasst der Bürgermeister von Ślubice, Zbigniew Ciszewicz, zusammen.« (*Gazeta Lubuska*, 8. Juli 2017, S. 11, Übersetzung: KB)

Deutungsmuster ›Deutsche ÜBERLEGENHEIT‹: »Eure Hilfe wird tatsächlich dringend gebraucht«

Auch das Deutungsmuster der *Deutschen Überlegenheit* stellt ein wiederkehrendes Thema im Printmediendiskurs von 2017 zur Oderflut von 1997 dar. Diese Erinnerungskonstruktion tritt einerseits als Selbstbild in den hier untersuchten deutschen Printmedien auf, und wird gleichzeitig auch als Fremdbild von der polnischen Lokal-Tageszeitung *Gazeta Wrocławska* in Breslau gedeutet. Dieses Motiv erscheint daher in mitunter lokal variierenden Ausprägungen.

Zwar wurden 1997 auf beiden Seiten der Oder Spenden gegeben und genommen, das Verhältnis von Geben und Nehmen erscheint auch im Jahre 2017 zwischen Deutschen und Polen als eindeutig asymmetrisch. Im überregionalen Teil der Märkischen Oderzeitung wird im Jahr 2017 die große Spendenbereitschaft der Deutschen gegenüber den Polen betont. So werden in den Erinnerungen Sach- und Lebensmittelspenden stets von deutschen karitativen Einrichtungen und Bürgerinitiativen an polnische Hochwasseropfer verteilt. Polnische Entscheidungsträger werden dagegen als Empfänger Botschafter des Dankes dargestellt.

»Schon kurz darauf ist der Konvoi in Stara Rudnica, dem früheren Altrüdnitz, angekommen. 45 Familien zu jenem Zeitpunkt, 195 Einwohner. Und gerade jene, die zwischen Straße und Fluss wohnen, hatten teils alles verloren. ‚Eure Hilfe wird tatsächlich dringend gebraucht«, erklärte Bürgermeister Josef Nowak zur Begrüßung dankbar.« (Märkische Oderzeitung, überregional, 17. Juli 2017, Sonderbeilage 20 Jahre Oderhochwasser, S. 13)

Auch in den Breslauer Zeitungen sind wir auf erinnerungsbasierte Deutungsmuster deutscher Überlegenheit gestoßen. So diskutiert die Gazeta Wrocławska, dass die Planungswissenschaften zum Hochwasserschutz in Deutschland deutlich ausgereifter als in Polen seien. Demnach waren etwa deutsche Hochwasserrisikokarten detailgetreuer und früher zugänglich.

»Erst nach dem nächsten verzeigten Examen im Jahr [des Hochwassers von] 2010 wurde langsam damit begonnen Hochwasserrisikokarten zu publizieren, die es in Deutschland schon längst gab und die auch detaillierter sind als unsere.« (Gazeta Wrocławska, 5. Juni 2017, Beilage Magazyn, S. 12, Übersetzung: KB)

Deutungsmuster »Polnische INKOMPETENZ«: »Die Regierung kriegte es typischerweise nicht in den Griff«

Auch zur *deutschen Überlegenheit* erscheint ein Counter-Deutungsmuster in den Medien. So wird das polnische Hochwassermanagement wiederholt als inkompetent dargestellt. Diese Erinnerungskonstruktion tritt als Selbstbild in den polnischen Printmedien auf und erscheint zudem auch als Fremdbild im lokal-übergreifenden Teil der Märkischen Oderzeitung.

In der Märkischen Oderzeitung wird etwa betont, dass Hilfeleistungen deutscher Spender aufgrund von »*Überforderung polnischer Grenzbeamten*« nicht rechtzeitig ankamen. Dies wird als Resultat der schwachen Bewältigungsfähigkeit der polnischen Regierung und derer Bewohner gedeutet (Märkische Oderzeitung 17. Juli 2017, Sonderbeilage 20 Jahre Oderhochwasser, S. 13).

In allen hier untersuchten polnischen Printmedien erscheint das Motiv der Inkompetenz im Zusammenhang mit der Bebauung von designierten Überflutungsgebieten, etwa im Breslauer Stadtteil Kozanów. Zudem wird auf lange geplante, aber bis zur Gegenwart nicht gebaute Infrastruktur hingewiesen, etwa das bereits seit 1997 geplante Rückhaltebecken in Racibórz, welches etwa 150 km südlich von Breslau liegt und deren Bau bis heute nicht abgeschlossen wurde. Dieses Vulnerabilitätskonstrukt erscheint hier insbesondere in den Breslauer Printmedien. Auch hier wird wieder die Inkompetenz der polnischen Regierung im Jahr 1997 betont.

»Den Bau [des Rückhaltebeckens] sahen bereits deutsche Vorkriegsbaupläne vor, um Breslau vor dem Hochwasser zu schützen. Nach dem was 1997 passiert ist, starteten endlich die Baumaßnahmen. Aber sie halten bis heute an. Und das mit erheblichen Schwierigkeiten, welche die Regierung typischerweise nicht in den Griff bekommt.« (Gazeta Wroclawska, 7. Juli 2017, S. 6, Übersetzung: KB)

4.2 Akteurswissen: Erinnerungen der Flutereignisse durch lokale Bewohner

Nachdem wir die Erinnerungen in den Medien betrachtet haben, werden wir nun die Katastrophenerinnerungen der befragten Bewohner aus den ausgewählten Stadtquartieren in Frankfurt(Oder), Eisenhüttenstadt, Słubice und Wrocław im Jahre 2017 näher untersuchen. Welche Erinnerungs- bzw. Deutungsmuster treten im Hinblick auf die Bewältigungsfähigkeiten zwanzig Jahre nach der Flut bei Akteuren in Erscheinung? Zunächst widmen wir unsere Aufmerksamkeit den regelmäßig in Erscheinung tretenden Deutungsmustern zu Bewältigungsfähigkeiten, die wir auf Basis der qualitativen Leitfadeninterviews rekonstruieren konnten. Daraus hervorgegangene Kernkategorien der von den Akteuren geteilten Erinnerungen haben wir schließlich für unseren Survey nutzen können. Auf diese Weise können wir auch nähere Aussagen über Verteilungen in den ausgewählten Populationen treffen.

4.2.1 Leitfadeninterviews: Deutungsmuster zur Bewältigungsfähigkeit von 1997

Im gesamten Untersuchungsraum lassen sich auf Basis unserer qualitativen Leitfadeninterviews vier verschiedene erinnerungsbasierte Deutungsmuster zur Bewältigungsfähigkeit identifizieren, und zwar die ›deutsche Überlegenheit‹, die ›polnische Überlegenheit‹, die ›paritätische Bewältigungsfähigkeit‹ und die ›regionale Inkompetenz‹.

Deutungsmuster ›Deutsche Überlegenheit‹: »Bei uns ist keiner gestorben«

Akteure, die das Erinnerungsmuster »Deutsche Überlegenheit« teilen, differenzieren nach lokalspezifischen Umgangsweisen mit der Flut von 1997 und kategorisieren dabei nach spezifisch deutschen und polnischen Umgangsweisen und Fähigkeiten. Diese werden normativ bewertet, indem die als deutsch deklarierten Fähigkeiten und Praktiken gegenüber jenen als polnisch adressierten als überlegen gedeutet werden.

Dieses Erinnerungsmuster findet sich als Selbstbild bei Akteuren in beiden deutschen Städten, und wird zugleich auch als Fremdbild von einigen polnischen Akteuren sowohl in Ślubice als auch in Breslau geäußert. Einen wesentlichen Kern bilden selbst- und fremdzugeschriebene Kompetenzvorstellungen, die mit asymmetrischen Machbarkeits- und Machtvorstellungen einhergehen. Diese münden zudem in Vorstellungen größerer »deutscher« Fähigkeit zur Gestaltbarkeit der Umwelt im Allgemeinen sowie aquatischer Bedingungen im Speziellen.

Ein Frankfurter Bürger betont so etwa eine Fähigkeit zur besseren Organisation und zum Management auf deutscher Seite der Oder:

»Weil doch diese Absicherung, man hat es gemerkt als das Wasser gestiegen ist, irgendwie ging die Absicherung dann doch schneller von statten und Polen hat da noch ein bisschen nachgehangen. Das ist mein Eindruck. Also, dass es bei uns doch schneller ablief als in Ślubice im direkten Vergleich, das ist mein Eindruck. Das Deutschland, oder wir hier doch schneller bei der Sache waren als die.« (Frankfurt (Oder), männlich, 68)

Eine andere Frankfurter Bürgerin setzt die geringere polnische ökonomische Stärke unmittelbar mit der Bewältigungsfähigkeit Ślubices in Verbindung:

»Die haben ja nichts [gemeint sind die Ślubice TH]. Da läuft das Wasser dann gleich rein und rein in die Stadt. Denn ihr kleiner Hafen, der ist dann gleich gefährdet.« (Frankfurt (Oder), weiblich, 57)

Auffällig ist, dass die genannten Kompetenz- und Machtvorstellungen unmittelbar mit physisch-materiellen Folgewirkungen in Verbindung gebracht werden, etwa ein schneller sinkender Wasserpegel oder die Gefährdung der Stadt Ślubice. Ein Bürger aus Eisenhüttenstadt betont: »Bei uns [in Deutschland] ist keiner gestorben« (Eisenhüttenstadt, männlich, 43).

Auch von einigen polnischen Akteuren wird das Deutungsmuster deutscher Überlegenheit geteilt, und zwar sowohl in Ślubice als auch in Breslau. Dabei treten vor allem technische und ökonomische Aspekte in Erscheinung.

»Investitionen zu Hochwasserschutz gab es hier das letzte Mal, als Ślubice noch deutsch war.« (Ślubice, männlich, 67, Übersetzung KB)

Zudem tritt auch auf polnischer Seite erneut das Motiv hoher zugeschriebener physischer Wirkmacht auf deutscher Seite in Erscheinung, wie das folgende Beispiel verdeutlicht:

»Ah ok, dann hat man das mit beobachtet und dann auch die Intensität der Hilfsmaßnahmen durch die Bundeswehr war ja damals ziemlich stark, wo ich schon gesehen habe mit den Hubschraubern, die haben diesen schweren Hubschrauber gehabt, mein Gott, wenn der bis auf die Spitze des Damms kommt, dann bläst der Damm gleich mit weg« (Ślubice, weiblich, 37; Übersetzung KB)

Deutungsmuster ›Polnische Überlegenheit‹: »Ich muss sagen, dass die Solidarität und der Zusammenhalt sehr stark waren. Hier wurde gehandelt«

Auch auf polnischer Seite kategorisieren Akteure explizit spezifisch deutsche und polnische Umgangsweisen mit der Flut. Im Gegensatz zum vorangehenden Deutungsmuster werden im nun vorliegenden Muster »polnische Überlegenheit« die Bewältigungsfähigkeiten auf polnischer Seite als besser eingestuft. Auffallend ist, dass dieses Muster bei den erhobenen qualitativen Interviews nur bei Ślubicer Bürgern in Erscheinung tritt. Auf deutscher Seite haben wir keine Vorstellungen polnischer Überlegenheit angetroffen.

Die Motive der Begründung für Überlegenheit auf polnischer Seite sind dabei andere, als beim vorangehenden Deutungsmuster. So wird auf polnischer Seite weniger auf physische und ökonomische Stärken referiert, im Zentrum stehen vielmehr Motive des Zusammenhaltes und der Solidarität unter den Bürgern.

»Es gibt in Deutschland die klassischen Katastrophenstäbe und Institutionen, und in Polen auch, und ich muss sagen, dass hier zur '97er Hochwassersituation die Solidarität und der Zusammenhalt in Ślubice ziemlich stark war. Es hat mir sehr imponiert. Hat mir sehr imponiert, ja, dass die Leute, die Nachbarn, alle waren beschäftigt, weil, wir haben da hinten noch eine Freundin, die hat da hinten ein Haus, die war aber zu der Zeit in Amerika für ein halbes Jahr, da sind wir gleich hin, denn da können wir dann auch ein bisschen was schützen und es wurde wirklich gearbeitet, es ging Hand in Hand. Es war kein Stress. In Frankfurt hat man gejammt und als ich diese Unwetter schon in Tschechien gesehen habe, da haben die hier ihre Fenster schon zugemacht. Hier wurde gehandelt.« (Ślubice, männlich, 49, Übersetzung KB)

Deutungsmuster ›Paritätische Bewältigungsfähigkeit‹: »Das sind alles [...] Leute wie du und ich«

Als weiteres Deutungsmuster tritt das der ›paritätischen Bewältigungsfähigkeit‹ in Erscheinung. Die Akteure unterscheiden hierbei nicht zwischen deutscher und polnischer Bewältigungsfähigkeit, vielmehr werden entweder Gemeinsamkeiten auf beiden Seiten der Oder betont oder überhaupt nicht binär zwischen Polen und Deutschen unterschieden. Eine Bürgerin aus Frankfurt betont etwa:

»Das sind alles ganz vernünftige, normale Leute wie du und ich und die reagieren genauso.« (Frankfurt (Oder), weiblich, 57)

Abschließend bleibt noch anzumerken, dass dieses Deutungsmuster deutlich seltener beobachtbar ist, als die zuvor diskutierten. Vorstellungen paritätischer Bewältigungsfähigkeit treten bei Bürgern Eisenhüttenstadts und Frankfurts in Erscheinung. Auf polnischer Seite haben wir diese nicht beobachten können.

Deutungsmuster »Regionale polnische Inkompetenz«: »Schlau ist der Pole erst nach dem Schaden.«

Über die drei genannten Deutungsmuster hinaus, stoßen wir noch auf ein viertes Muster, das im Rahmen der qualitativen Interviewdaten nur auf polnischer Seite beobachtbar ist. Die befragten Akteure betonen hierbei ein vermeintliches »Versagen« in ihrem näheren Umfeld, während und nach der Flut von 1997, und betonen regionale oder lokale Inkompetenzen. Dabei treten einerseits Kategorisierungen in Erscheinung, die essenzialistisch nationalspezifische Eigenarten differenzieren. Andererseits werden auch noch detailliertere aktteursgruppenspezifische Kompetenzzuschreibungen vorgenommen. Eine Breslauer Bürgerin typisiert so beispielsweise eine vermeintlich »polnische« Eigenart mit Schäden umzugehen:

»Nach der Flut sprach man ständig davon, neue Deiche bauen zu müssen.« Schlaue ist der Pole erst nach dem Schaden.« (Breslau, Weiblich, 31, Übersetzung KB)

In Wrocław vermischt sich in mehreren Interviews im Stadtteil Kozanów das Deutungsmuster »deutsche Überlegenheit« mit dem der »Inkompetenz«, wobei auch an das deutsche Erbe der gebauten Umwelt aus der Vergangenheit unmittelbar angeknüpft wird:

»Die Deutschen hatten verboten auf Polderflächen zu bauen. Als die Gebiete polnisch wurden, hat man trotzdem (Garten-)Häuser gebaut. Diese wurden während der Flut von 1997 alle überflutet.« (Breslau, männlich, 77, Übersetzung KB)

Darüber hinaus finden sich im Zusammenhang mit dem Deutungsmuster »Inkompetenz« auch konkrete Adressierungen an ausgewählte Akteursgruppen. In Wrocław betonen befragte Akteure regelmäßig, dass vor allem die Verwaltungen kaum Fähigkeiten zur Bewältigung der Herausforderungen von 1997 besaßen.

»Mein Schwager arbeitete zur Zeit der Flut von 97 im Amt der Woiwodschaft Schlesien. Er wollte zu Besuch nach Wroclaw kommen. Er wusste nichts über das Hochwasser. Das sagt doch alles über das damalige Hochwassermanagement.« (Breslau, weiblich, 47, Übersetzung KB)

Das folgende Beispiel zeigt zudem, dass die Motive der verschiedenem Deutungsmuster auch miteinander verschmelzen können. So betont der folgende Bürger nicht nur ein Versagen der Administration, sondern zugleich auch die Solidarität unter der Bevölkerung, die letzten Endes zur Bewältigung der Ereignisse geführt habe:

»Wir haben selber das Chaos beseitigt, aber es gab eine große Hilfsbereitschaft untereinander. Die Administration hat versagt.« (Breslau, männlich, 61, Übersetzung KB)

4.2.2 Stadtquartier-Survey zur Bewältigungsfähigkeit von 1997

Über den Stadtquartier-Survey können wir ausgewählte Resilienzkonstruktionen aus dem Sommer 2017 quantifizieren. Ziel war es auch hier herauszufinden, welche Bewältigungsfähigkeiten die Stadtquartiersbewohner verschiedenen Akteursgruppen im Nachgang der Flutereignisse nach 1997 zuschreiben. In allen untersuchten Stadtquartieren beantworteten die Bewohner dazu die Frage »Wenn Sie nun an die Flutereignisse von 1997 an der Oder denken. Inwieweit waren die folgenden Akteursgruppen in der Lage, die Hochwasser gut oder schlecht zu bewältigen?« Wir haben bewusst die schon in den qualitativen Interviews genannten Gruppenkategorien einbezogen, um soziale Selbst- und Fremdzuschreibungen erfassen zu können. Konkret abgefragt wurden die zugeschriebene Bewältigungsfähigkeit im Jahr 1997 von Akteuren mit *deutschem* und *polnischem* Hintergrund sowie der *eigenen Stadt*. Die Befragten konnten dabei jeweils auf einer Skala von 1 »sehr gut« bis 5 »sehr schlecht« wählen.

Abb. 1 zeigt die Selbst- und Fremdzuschreibungen im Hinblick auf die Bewältigungsfähigkeit der Flut von 1997 durch Akteure deutscher und polnischer Herkunft. Werfen wir einen Blick auf die Beurteilungen der jeweils eigenen Gruppe (Deutsche über Deutsche/Polen über Polen) und vergleichen diese mit den Fremdzuschreibungen (Deutsche über Polen/Polen über Deutsche), so offenbaren sich einige Besonderheiten. Die Bewältigungsfähigkeit der jeweils eigenen nationalen Gruppe fällt deutlich positiver aus, als jene der jeweils anderen. Auf beiden Seiten der Oder beurteilt jeweils die größte Gruppe die eigene Bewältigungsfähigkeit als gut bis sehr gut (Deutsche über Deutsche: 51 %; Polen

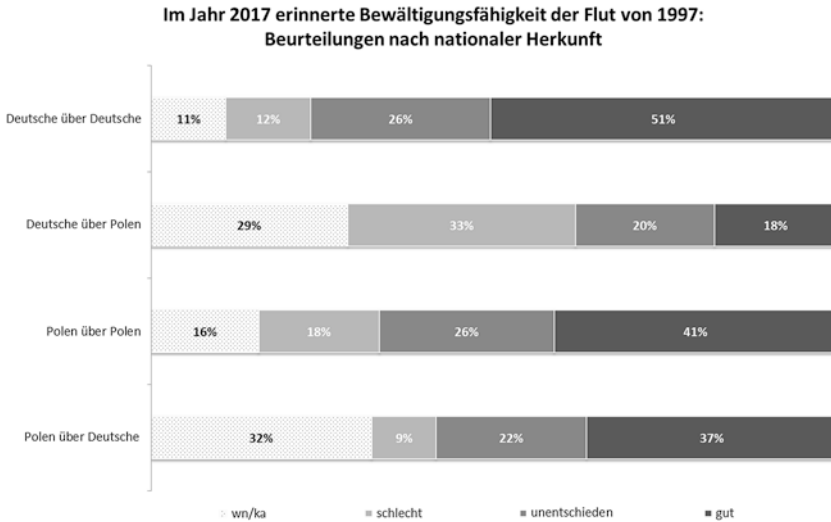


Abb. 1 Erinnernte Bewältigungsfähigkeit: Nationale Zuschreibungen Frage: Wenn Sie nun an die Flutereignisse von 1997 an der Oder denken. Inwieweit waren Deutsche und Polen in der Lage die Hochwasser gut oder schlecht zu bewältigen? (Skala von 1 »sehr gut« bis 5 »Sehr schlecht«; hier Top-2 (»Gut«)/Unentschieden/Bottom-2 (»Schlecht«). (Quelle: Eigene Darstellung)

über Polen 41 %). Darüber hinaus fällt in den Fremdzuschreibungen ein asymmetrisches Verhältnis auf. Die Bewältigungsfähigkeit der Polen wird durch die größte Gruppe der Deutschen als »schlecht« oder »sehr schlecht« beurteilt (33 %). Dagegen geht die größte Gruppe der Polen (37 %) davon aus, dass die Deutschen das Ergebnis »gut« oder »sehr gut« bewältigt haben.

Blicken wir nun in Abb. 2 auf die Zuschreibungen der Quartiersbewohner im Jahr 2017. Hier wird deutlich, dass auf polnischer Seite stadtspezifische Unterschiede in der wahrgenommenen Bewältigungsfähigkeit auftreten. Die Bewohner von Ślubice teilen ein überwiegend positives Bild zur Bewältigungsfähigkeit der eigenen Stadtbewohner im Jahr 1997. Drei Viertel der Befragten (75 %) gehen davon aus, dass die Ślubicer die Flutereignisse 1997 gut bis sehr gut bewältigen konnten. In Breslau wird die Vergangenheit dagegen deutlich pessimistischer beurteilt. Nur etwas mehr als ein Drittel (35 %) der Breslauer beurteilen ihre eigene Bewältigungsfähigkeit im Jahr 1997 positiv. Ein Drittel geht zudem von »schlechter« bis sehr »schlechter Bewältigungsfähigkeit« in Wrocław im Jahr 1997 aus.

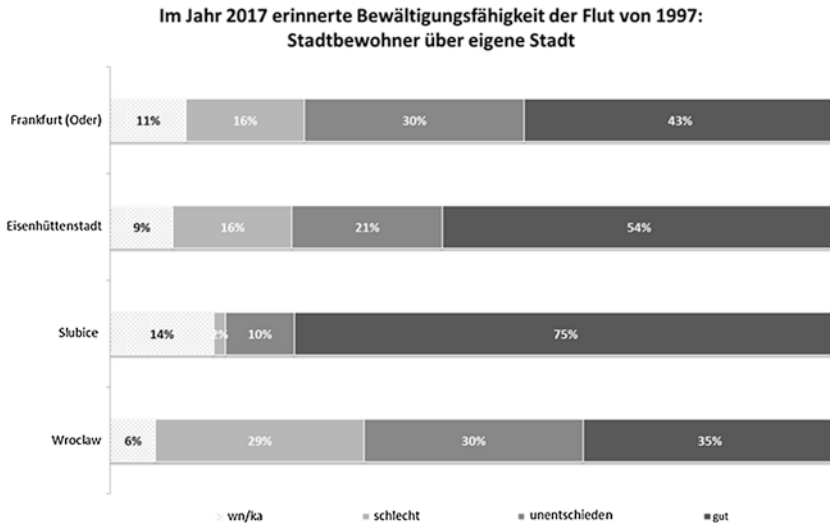


Abb. 2 Erinnernte Bewältigungsfähigkeit: Stadtspezifische Zuschreibungen Wenn Sie nun an die Flutereignisse von 1997 an der Oder denken. Inwieweit waren die (eigene Stadtbewohner: Frankfurter, Ślubicer, Eisenhüttenstädter, Breslauer) in der Lage die Hochwasser gut oder schlecht zu bewältigen? (Skala von 1 »sehr gut« bis 5 »Sehr schlecht«; hier Top-2(»Gut«)/Unentschieden/Bottom-2 (»Schlecht«). (Quelle: Eigene Darstellung)

Doch nicht nur Oderaufwärts zeigt sich im unmittelbaren Vergleich zu Ślubice ein etwas anderes Bild. Frankfurt (Oder) und Ślubice waren bis zum zweiten Weltkrieg Teil der gleichen Stadt. Beide Seiten der Oder werden heute über eine befahrbare Brücke verbunden. Überschreiten wir nun diese Brücke zumindest aus analytischer Perspektive in Richtung Deutschland, so fällt auf, dass zwar auch in Frankfurt die größte Gruppe der Befragten eine gute bis sehr gute Bewältigungsfähigkeit erinnert, insgesamt fällt diese aber deutlich moderater als in Ślubice aus (43 %). Als zweites Ergebnis lässt sich festhalten, dass die Unterschiede zwischen Frankfurtern und Eisenhüttenstädter weit weniger groß ausfallen, als zwischen den Bewohnern Ślubices und Breslaus.

5 Vergleich: Medienwissen und Akteurswissen

Beim Vergleich fällt auf, dass die erinnerten Bewältigungsfähigkeiten zur Oderflutkatastrophe von 1997 weitgehend deckungsgleich im Medien- und Akteurswissen von 2017 in Erscheinung treten. Variationen treten dabei vor allem

räumlich differenziert auf, nämlich nach Städten und/oder nationalen Hintergründen gegliedert. Die Unterschiede zwischen beiden Wissensträgern (Medien und Akteure) sind hingegen vielfach als marginal zu bezeichnen.

Bei der Gegenüberstellung der Deutungsmuster aus dem *Medien- und Akteurswissen* erkennen wir, dass drei der fünf Deutungsmuster aus dem Medienwissen auch im Akteurswissen auftreten, nämlich *Deutsche Überlegenheit*, *Inkompetenz* und *Erfolgreiche Bewältigung durch Solidarität*:

- *Deutsche Überlegenheit*: Nahezu identisch bei Medien und Akteuren ist das Deutungsmuster ›*Deutsche Überlegenheit*‹. Wesentlich sind dabei die in beiden Modulen auftretenden Kompetenzvorstellungen. Zudem fällt auf, dass dieses Deutungsmuster in allen Untersuchungsräumen erscheint.
- *Inkompetenz*: Größere Ähnlichkeiten, jedoch lokal unterschiedlich geteilt, weisen auch die Deutungsmuster ›*regionale polnische Inkompetenz*‹ (Akteurswissen) und ›*polnische Inkompetenz*‹ (Medienwissen) auf. Das Muster ›*polnische Inkompetenz*‹ erscheint in Breslau und Słubice in den Printmedien, im Akteursdiskurs konnten wir diese Erinnerungen lokalspezifisch nur in Breslau ausmachen. Hier sei aber daran erinnert, dass wir im Rahmen der qualitativen Analyse kaum Repräsentativität gewährleisten konnten und wollten.
- *Solidarität*: Ähnlichkeiten lassen sich auch in den Deutungsmustern ›*Erfolgreiche Bewältigung durch Solidarität*‹ (Medienwissen) und ›*Polnische Überlegenheit*‹ (Akteurswissen) erkennen. So wird die ›*Polnische Überlegenheit*‹ durch den Fokus auf die im Vergleich zur Deutschen Seite höhere Solidarität in Słubice begründet.

Beim Vergleich Medien- und Akteurswissen bleibt noch anzumerken, dass die beiden (Counter-) Deutungsmuster zu Lerneffekten nur im Medienwissen von 2017 auftreten, nicht jedoch von Akteuren angesprochen wurden. Damit wird deutlich, dass Diskurse nicht immer über verschiedene Träger verteilt in Erscheinung treten müssen. Nicht jeder (lokale) Mediendiskurs wird im (lokalen) Akteurswissen abgebildet.

Über das Surveymodul konnten wir zudem prüfen, inwiefern spezifische Deutungen zur Bewältigungsfähigkeit auf beiden Seiten der Oder lokal geteilt werden. Damit können wir näher quantifizieren, inwiefern *lokale Wissensordnungen* in Bezug auf Resilienzkonstruktionen zu beobachten sind.

Dies betrifft zunächst insbesondere die Verteilung der weitgehend analogen Deutungsmuster ›*Deutsche Überlegenheit*‹ und ›*Polnische Inkompetenz*‹. Auffallend ist dabei, dass das Selbstbild der Deutschen in puncto Bewältigungsfähigkeit weitgehend positiv ausfällt, während die Deutsche Sicht auf Polen hingegen

deutlich negativer gefärbt ist. Die polnische Sicht ist hier etwas differenzierter, etwa wenn das Motiv der Inkompetenz in Breslau sowohl in den qualitativen als auch in den quantitativen Daten deutlich hervortritt.

Am Beispiel von Ślubice sehen wir zudem, dass ein großer Teil der Befragten aus der Stadt von ihrer Bewältigungsfähigkeit in Bezug auf die Oderflut von 1997 überzeugt ist. Die Bewohner Breslaus dagegen sind, relativ gesehen, am wenigsten der Meinung, dass sie die Flut gut bewältigt hätten. Aus Ślubice stammt zudem das lokal zu verortende Deutungsmuster der ›Polnischen Überlegenheit‹. Dieses konnten wir hier zudem jedoch nur auf Ebene der lokalen Akteure ausfindig machen.

In Frankfurt und Eisenhüttenstadt sehen wir recht ähnliche Deutungen der Bewohner zur wahrgenommenen Bewältigungsfähigkeit, nämlich dass die jeweils größte Gruppe an eine gute Bewältigung in Bezug auf die Oderflut von 1997 glaubt. Diese Meinung deckt sich auch mit den Deutungsmustern aus dem Akteurswissen (vgl. ›Deutsche Überlegenheit‹ – auch im Mediendiskurs). Auch die Tatsache, dass der Anteil der »Unentschiedenen« in Frankfurt (ebenso Breslau) mit 30 % am größten ist, lässt eine Parallele vermuten zum ortsspezifischen Deutungsmuster aus dem Akteursdiskurs ›Paritätische Bewältigungsfähigkeit‹ schließen.

6 Fazit

Ausgehend vom kommunikativen Konstruktivismus gingen wir davon aus, dass kulturell-geteiltes Wissen in Diskursen konstruiert wird, die im historischen Verlauf jeweils lokalspezifische Ordnungen hervorbringen können. Bisher waren diese theoretischen Annahmen allerdings – und insbesondere in der Gedächtnis- und Katastrophensoziologie – kaum empirisch geprüft worden. Im diesem Beitrag galt es daher lokalspezifische Wissensordnungen von erinnerten Bewältigungsfähigkeiten zu aquatischen Phänomenen (bzw. flussbezogenen Vulnerabilitäten und Resilienzen) zu identifizieren, ihre diskursive Konstruktion nachzuvollziehen und die genannten Annahmen ihrer Wirkkraft auf lokale Akteure in deutschen und polnischen Oderregionen zu überprüfen.

In diesem Beitrag haben wir Erinnerungen aus dem Jahr 2017 zur Bewältigungsfähigkeit in Überflutungsgebieten des Jahres 1997 untersucht. Dabei haben wir das Wissen in lokalen Medien sowie von Akteuren in den damals betroffenen Stadtquartieren erfasst und verglichen. Der Vergleich der beiden Module (öffentliche Medien, Akteure) bestätigt die Kernthese sich formierender lokaler Wissensordnungen zu Vulnerabilität und Resilienz gegenüber aquatischen Phänomenen, die sich sowohl lokal, wie auch in Erinnerungen strukturieren.

Zunächst bleibt generell festzuhalten, dass wir auf stark *variierende Deutungsunterschiede in den erinnerten Bewältigungsfähigkeiten* gestoßen sind, die mitunter sogar als Counter-Deutungsmuster in Erscheinung treten (etwa polnische/deutsche Überlegenheit, Lerneffekte).

Zudem stellte sich die Frage nach dem *Verhältnis von Medienwissen und Akteurswissen*. Hier konnten wir beobachten, dass die Katastrophenerinnerungen im Akteurs- und Medienwissen vielfach Überschneidungen aufweisen. Dabei muss zugleich betont werden, dass zwar viele, aber nicht alle Deutungsmuster sowohl in den Medien als auch im Wissen der lokalen Bewohner erscheinen. Wir schließen daraus, dass lokale Formen von Medien- und Akteurswissen zwar enge Beziehungen eingehen können, aber eben nicht grundsätzlich. Hier gilt es in zukünftigen Studien noch näher zu untersuchen, welche genauen Bedingungen erfüllt sein müssen, damit Deutungsmuster in Erinnerungen von Medien- und Akteuren Überschneidungen ergeben.

Zuletzt verfolgten wir die These der diskursiv-lokalen Konstruktion von Wissen: Inwiefern lassen sich lokale Wissensordnungen ausfindig machen? Gibt es lokale Besonderheiten in den geteilten Deutungsmustern bzw. Wissensordnungen? Wie bereits diskutiert, konnten wir einige spezifische Deutungen zur Bewältigungsfähigkeit auf beiden Seiten der Oder ausfindig machen, etwa die der *deutschen Überlegenheit*. Zugleich finden wir aber vielfach lokalspezifische Muster. So hatten etwa Deutungsmuster wie die »*mangelnde Kompetenz*« bei der Bewältigung von Flutereignissen und die Wiederholung von Fehlverhalten (»*Kein Lerneffekt*«), nur eine bestimmte kommunikative Reichweite und bezog sich eben nur auf die Medien- und Akteursdiskurse um Breslau. Dies gilt auch beispielsweise für die »*polnische Überlegenheit*« in Słubice.

Der Ausblick auf weiterführende Forschungsleistungen ergibt sich abschließend über die genauere Betrachtung, welche Vulnerabilitäts- und Resilienzkonstruktionen in Form von Deutungsmustern jeweils in den Diskursen geteilt wurden. Auffällig sind dabei zunächst die selbst- und fremdzugeschriebenen Kompetenzvorstellungen, die wie immer wieder auftretende Klischees auch in den Erinnerungsdiskursen erscheinen. So spielt das sogenannte »Hintergrundwissen«, welches sich über sprachliche Mittel wie z. B. sozial-geteilte Sprichwörter (»*schlau ist der Pole erst nach dem Schaden*«) verfestigt hat. Das übernommene Wissen erscheint in Deutungsmustern, die wie Schlagwörter oder Bilder im Kopf weitergegeben werden. Anknüpfend an den hier gewählten Forschungsansatz, nämlich der diskursiven Konstruktion des Erinnerns, würde eine visuelle Diskursanalyse für weiterführende Forschungen angemessen sein, um den Zusammenhang von visuellen Diskursen und Wahrnehmungen zu Vulnerabilitäts- und Resilienzkonstruktionen zu überprüfen.

Literatur

- Assmann, Jan. 1988. Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In *Kultur und Gedächtnis*, Hrsg. Jan Assmann und Tonio Hölscher, 9–19. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Assmann, Aleida, und Jan Assmann. 1994. Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis. In *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft*, Hrsg. Klaus Merten, Siegfried J. Schmidt, und Siegfried Weischenberg, 114–140. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bankoff, Greg. 2003. *Cultures of disaster society and natural hazards in the Philippines*. London: Routledge Curzon.
- Baur, Nina, Udo Kelle, und Udo Kuckartz. 2017. Mixed Methods – Stand der Debatte und aktuelle Problemlagen. *KZfSS Kölner Zeitschrift Für Soziologie und Sozialpsychologie* 69 (2): 1–37.
- Beck, Ulrich. 2005. The cosmopolitan state: Redefining power in the global age. *International Journal of Politics, Culture, and Society* 18 (3): 143–159.
- Beck, Ulrich, und Edgar Grande. 2010. Varieties of second modernity: The cosmopolitan turn in social and political theory and research. *British Journal of Sociology* 61 (3): 409–443.
- Berger, Peter L., und Thomas Luckmann. 1966. *The social construction of reality: A treatise in the sociology of knowledge*. Garden City: Doubleday.
- Bronstert, Axel, A. Ghazi, J. Hladny, Z. Kundzewicz und L. Menzel. 1998. The Odra/Oder Flood in Summer 1997: Proceedings of the European expert meeting in Potsdam, 18 May 1998. Potsdam Institute for Climate Impact Research (PIK). Potsdam.
- Christmann, Gabriela. 2004. *Dresdens Glanz, Stolz der Dresdner. Lokale Kommunikation, Stadtkultur und städtische Identität*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Christmann, Gabriela. 2014. Investigating spatial transformation processes. An ethnographic discourse analysis in disadvantaged neighbourhoods. *Historical Social Research* 39 (2): 235–256.
- Christmann, Gabriela, und Oliver Ilbert. 2012. Vulnerability and resilience in a socio-spatial perspective. *Raumforschung und Raumordnung* 70:259–272.
- Christmann, Gabriela, und Thorsten Heimann. 2017. Understanding divergent constructions of vulnerability and resilience: Climate change discourses in the german cities of Lübeck and Rostock. *International Journal of Mass Emergencies and Disasters, Special Issue* 35 (2): 120–143.
- Denzin, Norman. 2012. Triangulation 2.0. *Journal of Mixed Methods Research* 6 (2): 80–88.
- Dimbath, Oliver, und Michael Heinlein. 2014. *Die Sozialität des Erinnerns. Beiträge zur Arbeit an einer Theorie des sozialen Gedächtnisses*. Wiesbaden: Springer VS.
- Dimbath, Oliver und Michael Heinlein. 2015. *Gedächtnissoziologie*, 1. Aufl. UTB GmbH. Paderborn: Fink.
- Erll, Astrid. 2017. *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, 3., aktualisierte und erweiterte Aufl. Stuttgart: Metzler. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-476-05495-1>.

- Garde-Hansen, Joanne, Lindsey McEwen, Andrew Holmes, Owain Jones, und Franz Krause. 2017. Sustainable flood memories, lay knowledges and the development of community resilience to future flood risk. *Transactions of the Institute of British Geographers* 42 (1): 14–28. <https://doi.org/10.1111/tran.12149>.
- Grünewald, Uwe. 1998. *Causes, development and consequences of the Oder flood 1997*. In *The odra/oder flood in summer 1997: Proceedings of the European expert meeting in Potsdam, 18 May 1998*, Hrsg. A. Bronstert, A. Ghazi, J. Hladny, Z. Kundzewicz, L. Menzel (1998). Potsdam Institute for Climate Impact Research (PIK): Potsdam.
- Halbwachs, Maurice. 1985. *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, 1. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Halbwachs, Maurice, Heinz Maus, und Holde Lhoest-Offermann. 1991. *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Heimann, Thorsten. 2017. *Klimakulturen und Raum. Umgangsweisen mit Klimawandel an europäischen Küsten*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kelle, Udo. 2017. Die Integration qualitativer und quantitativer Forschung – Theoretische Grundlagen von »Mixed Methods«. *Kölner Zeitschrift Für Soziologie Und Sozialpsychologie* 69 (2): 39–61.
- Keller, Reiner. 2005. Wissenssoziologische Diskursanalyse als interpretative Analytik. In *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung*, Hrsg. Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider, und Willy Viehöver, 49–76. Konstanz: UVK.
- Keller, Reiner. 2008. *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: VS.
- Keller, Reiner. 2010. *Wissenssoziologische Diskursanalyse : Grundlegung eines Forschungsprogramms*, 3. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Keller, Reiner. 2011. *Wissenssoziologische Diskursanalyse Grundlegung eines Forschungsprogramms*, 3. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Keller, Reiner. 2013. Das Wissen der Wörter und Diskurse. Über Sprache und Wissen in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. In *Diskurs – Sprache – Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung*, Hrsg. Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider, und Willy Viehöver, 21–49. Wiesbaden: Springer VS.
- Knoblauch, Hubert. 1995. *Kommunikationskultur. Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte*. Berlin: DeGruyter.
- Knoblauch, Hubert. 2010. *Wissenssoziologie*. Konstanz: UVK.
- Knoblauch, Hubert. 2013. Grundbegriffe und Aufgaben des kommunikativen Konstruktivismus. In *Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz*, Hrsg. Reiner Keller, Hubert Knoblauch, und Jo Reichertz. Wiesbaden: Springer VS.
- Kuckartz, Udo. 2014. *Mixed Methods: Methodologie, Forschungsdesigns und Analyseverfahren*. Wiesbaden: Springer VS.
- Moore, Harry Estill. 1964. *And the wind blew*. Austin: University of Texas.
- Pfister, Christian. 2009. Die »Katastrophenlücke« des 20. Jahrhunderts und der Verlust traditionellen Risikobewusstseins/ The »Disaster Gap« of the 20th Century and the Loss of Traditional Disaster Memory. *GAIA Ecological Perspectives for Science and Society* 18 (3): 239–246.

- Reichertz, Jo, Reiner Keller, und Hubert Knoblauch. 2013. *Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz*. Wiesbaden: Springer VS.
- Rost, Dietmar. 2015. Das soziale Erinnern und Vergessen vergangener und zukünftiger Naturkatastrophen. *Routinen der Krise – Krise der Routinen* – 37. *Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie* 37 (0): 1029–1039. http://publikationen.sozio-logie.de/index.php/kongressband_2014/article/download/147/pdf_113. Zugegriffen: 9. Febr. 2018.
- Schütz, Alfred. 1971. *Gesammelte Aufsätze. 1, Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Dordrecht: Springer Netherlands.
- Schütz, Alfred. 1972. *Gesammelte Aufsätze. 2, Studien zur soziologischen Theorie*. Dordrecht: Springer Netherlands.
- Sommer, Vivien. 2017. Mediatisierte Erinnerungen. Medienwissenschaftliche Perspektiven für eine Theoretisierung digitaler Erinnerungsprozesse. In *(Digitale) Medien und Gedächtnis*, Hrsg. G. Sebald, 6–32. Wiesbaden: Springer VS.
- Sommer, Vivien. 2018. Methodentriangulation von Grounded Theory und Diskursanalyse. In *Praxis Grounded Theory Theoriegenerierendes empirisches Forschen in medienbezogenen Lebenswelten. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*, Hrsg. C. Pentzold, A. Bischof, und N. Heise. Wiesbaden: VS.
- Strauss, Anselm. 1998. *Grundlagen qualitativer Sozialforschung : Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*, 2. Aufl. München: Fink.
- Strauss, Anselm, und Juliet Corbin. 1996. *Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz, Psychologie-Verl.-Union.
- Wimmer, Andreas, und Nina Glick Schiller. 2002. Methodological nationalism and beyond: Nation state building, migration and the social sciences. *Global Networks* 2 (4): 301–334.

Kamil Bembnista, MA, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung und forscht zu visuellen und textlichen Diskursen im deutsch-polnischen Grenzümben. Er ist zudem aktuell assoziiertes Mitglied am Sonderforschungsbereich 1265 „Re-Figuration von Räumen“ an der TU Berlin. Seine Forschungsschwerpunkte sind (visuelle) Diskursanalyse, Border- und Boundary-Studies, Grenz- und Filmsoziologie.

Dr. phil. Thorsten Heimann, Kulturwissenschaftler und Soziologe, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungszentrum für Umweltpolitik der Freien Universität Berlin. Seine Forschungsschwerpunkte sind sozialwissenschaftliche Umwelt- und Klimaforschung, kulturelle Transformationen im Globalen und Lokalen, quantitative Wissenssoziologie und Mixed-Methods.

Katastrophenvergessen an der Oder. Zum Hochwasser von 1997

Maike Böcker

1 Einleitung

Anfang Juli 1997 gingen im tschechischen und polnischen Einzugsgebiet der Oder außergewöhnlich starke und andauernde Regenfälle nieder. Zuvor vorgenommene Abholzungen, Flussbegradigungen, die Eindeichungen der Oder und die Rücknahme von Überschwemmungsflächen führten zu einem beschleunigten Abfluss des Regenwassers in den Hauptstrom der Oder. Unter der Last des Wassers begannen die Deiche zu brechen. Am 10. Juli waren bereits große Gebiete in Tschechien und Polen überschwemmt, tausende Anwohnerinnen und Anwohner waren obdachlos und 39 Menschen gestorben. Ende des Monats erreichte das Hochwasser Brandenburg, wo es über drei Wochen lang anhalten sollte. Das Oderhochwasser kostete zahllose Menschen ihr Hab und Gut. Nutz- und Wildtiere waren im Zuge der Überschwemmung verendet, das Wasser kontaminiert. In der Landschaft lagen nach Abfluss des Wassers acht Millionen Sandsäcke, die entsorgt werden mussten. Die Infrastruktur war zerstört und die Ernten vernichtet. Die Kosten beliefen sich in Brandenburg etwa auf eine halbe Milliarde Euro. Für etliche Betroffene war das Ereignis ein Schock und viele ereilte es unvorbereitet. Eine Vorbedingung für dieses Unvorbereitetsein und damit auch für die Entfaltung der Katastrophe waren Prozesse des Vergessens, so die zentrale These des nachfolgenden Textes. 1997 stand ein Großteil der Anwohnerschaft auf deutscher Oderseite unvorbereitet, verblüfft und bis zuletzt ungläubig einem immer

M. Böcker (✉)

Norbert Elias Center, Europa-Universität Flensburg, Flensburg, Deutschland

E-Mail: maike.boecker@uni-flensburg.de

höher steigenden Pegel und einer Überschwemmung ihrer eigenen Siedlungsgebiete gegenüber. Wie konnte das sein? Daneben lässt sich beobachten, wie das Vergessen, Verblassen und Ausblenden der Ereignisse nach 1997 die Auseinandersetzung mit dem Erlebten hemmt und so eine Anpassung an prospektive Katastrophen verhindert. Diese Vergessensprozesse auf kollektiver wie individueller Ebene anhand eines empirischen Beispiels zu beleuchten, ist Ziel des vorliegenden Beitrags. Die Materialgrundlage bilden hierbei qualitative Interviews mit Anwohnerinnen und Anwohnern, die das Oderhochwasser von 1997 selbst erlebten.¹ Wie gestaltete sich bei den Oderanrainerinnen und – anrainern der Prozess des Vergessens? Warum verschwanden bzw. verschwinden Katastrophen aus dem individuellen und kollektiven Gedächtnis? Was bedeutet das für prospektive Katastrophenszenarien?

Das Hochwasser von 1997 ereignete sich in einer Region, die seit Jahrhunderten eng mit Hochwasserereignissen verknüpft ist. Auf die historischen Vorbedingungen und geographischen Besonderheiten der Region werde ich im ersten Abschnitt des Beitrags eingehen. Darauf folgen eine Bestimmung des hier verwendeten Katastrophenbegriffs sowie eine Auseinandersetzung mit dem des Vergessens. Im Hauptteil wird es dann darum gehen das Interviewmaterial im Hinblick auf Vergessen zu analysieren. Das wirkt zunächst paradox und wird von bestimmten Schwierigkeiten begleitet. So müssen die Prozesse des Vergessens hier in erster Linie über das Analysieren von Spuren und Verweisen im Interviewmaterial aufgedeckt werden. Diesen werde ich zunächst durch die Untersuchung von Interviewsequenzen zu architektonischen und siedlungstechnischen Veränderungen in den Niederungen und der Wahrnehmung vergangener Hochwasser nachgehen. Hierbei werden intergenerationelle Dynamiken des Vergessens sichtbar, die ich darauffolgend noch einmal konkreter betrachte. Im Abschnitt »*individuelle Dynamiken*« wechselt dann die Blickrichtung. Das Vergessen bzw. Ausblenden Einzelner in Bezug auf das Oderhochwasser von 1997 tritt ins Zentrum der Analyse. Geht es zunächst also um die sozialen

¹Es handelt sich dabei um 40 qualitative Interviews, die ich im Zuge eines Forschungsprojektes des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen (KWI) erhoben, ausgewertet und als Materialgrundlage meiner Dissertation verwendet habe. In der Veröffentlichung der Dissertation habe ich bereits einige der hier folgenden Überlegungen publiziert. Siehe hierzu Böcker (2018). Die Interviews wurden pseudonymisiert und mittels Qualitativer Inhaltsanalyse nach Mayring (2008) unter Anwendung des Textanalysesystems MAXQDA ausgewertet. Für weitere Ausführungen bezüglich des Forschungsdesigns der zugrundeliegenden Studie siehe Böcker (2018, S. 68 ff.).

Vorbedingungen der Katastrophe, betrachte ich anschließend die Verarbeitung des Oderhochwassers von 1997. Um die nachkatastrophische Entwicklung geht es auch im letzten Abschnitt des Beitrags, der sich einer Analyse der Denkmäler widmet, die zum Andenken an das Hochwasser bzw. als Zeugen des Hochwassers errichtet wurden. Die Analyse verdeutlicht die ambivalente Rolle, die Denkmäler in Erinnerungs- und Vergessenprozessen einnehmen können. Zuletzt gilt es die gewonnenen Erkenntnisse über das Katastrophenvergessen zusammenzufassen und in einem größeren Rahmen zu reflektieren.

2 Das Werden der Landschaft

Die Oder ist mit 861 km einer der längsten Flüsse Europas. Sie entspringt in den Sudeten und mündet in das Oderhaff mit Zugang zur Ostsee. Ihr Einzugsgebiet umfasst weite Teile Tschechiens, Polens und Deutschlands. Die Region, in der die Interviews erhoben wurden, liegt am unteren und mittleren Lauf der Oder im Osten Brandenburgs, wo die Oder die Staatsgrenze zu Polen bildet. Hier liegen das Oderbruch, die Ziltendorfer Niederung und dazwischen die Stadt Frankfurt/Oder. In der Region leben insgesamt etwas mehr als 80.000 Menschen.²

Sowohl das Oderbruch als auch die Ziltendorfer Niederung sind ebene Landschaften, sie liegen tiefer als das sie umgebende Gelände. Auf der einen Seite werden die Niederungen vom Oderdeich und auf der anderen Seite von 20 bis 100 m höherliegendem Gelände begrenzt. Schon bei gewöhnlichem Wasserstand liegen die Niederungen um mindestens ein bis fünf Meter unter dem Wasserspiegel der Oder. Sie bieten daher ein Hauptentfaltungsgebiet für die Hochwasser des Flusses: Tritt die Oder über die Deiche, laufen die Niederungen wannengleich voll. Die Stadt Frankfurt/Oder befindet sich zwischen den Niederungen am Strom. Hochwassergefährdet sind hier vor allem die tiefer liegenden, ufernahen Teile der Stadt.

Die gegenwärtige und für viele ›ursprünglich‹ und ›natürlich‹ anmutende Gestalt der Niederungen, ist tatsächlich eine relativ Neue. Sie ist das Resultat von

²Zur Auswahl des Samples siehe Böcker (2018, 68 ff.). Der Fokus richtete sich zunächst auf die Anwohnerschaft der Ziltendorfer Niederung. Von dort ausgehend stellte sich im Forschungsprozess heraus, dass vor Ort insbesondere drei Regionen von den Interviewten unterschieden wurden, auf die sie untereinander Bezug nahmen. Dieser Unterscheidung folgte ich mit einer Untergliederung in die drei genannten Gebiete. Mit Assmann (2007, S. 38) gesprochen, bilden sie die »räumlichen Erinnerungsrahmen« des Oderhochwassers von 1997 für die Interviewten der hier zugrundeliegenden Studie.

über 250 Jahren menschlicher Anstrengungen. Wer heute durch die Niederungen fährt, sieht vor allem große, ebene, landwirtschaftliche Flächen, kleine Ortschaften und einen weiten Horizont. Mitte des 18. Jh. sah es dort ganz anders aus. Das Erscheinungsbild entsprach dem einer Sumpflandschaft. Die Oder durchfloss die Niederungen in vielen weit verzweigten und sich stetig verlagernden Armen. Größere Seen und kleinere Tümpel gestalteten die überwiegend durch Sümpfe gekennzeichnete Landschaft. Die Vegetation bestand aus Auenwäldern, Gras, Schilf und Sumpfpflanzen (Krausch 2003, S. 194 f.). Zweimal im Jahr, nach der Schneeschmelze und während sommerlicher Starkregenereignisse, stand das ganze Gelände an die drei Meter unter Wasser (Blackbourn 2008, S. 41). Hinzu kamen etwa alle 10 Jahre stärkere Hochwasser, bei denen das Wasser noch höher stieg. Die Niederungen waren bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts wegen der stetigen Hochwassergefahr nur dünn besiedelt. Die Bewohnerinnen und Bewohner lebten hauptsächlich vom Fischfang. In kleinerem Umfang hielten sie Vieh, das sie bei Trockenzeiten in die Bruchwiesen trieben. Darüber hinaus sammelten die Anwohnerinnen und Anwohner in den Auenwäldern der Niederungen Brennholz und Eicheln.

Erste Versuche einer Trockenlegung der Niederungen wurden schon im 16. Jahrhundert unternommen. Deichanlagen wurden errichtet und Nebenarme der Oder wurden abgesperrt. Mitte des 18. Jahrhunderts erreichten die Maßnahmen zur Trockenlegung dann unter Friedrich II. ihren Höhepunkt. Die schlingenreiche Oder wurde weiter nach Osten in ein neu geschaffenes, höher gelegenes Bett verlegt, begradigt und eingedeicht. Auf diese Weise verkürzte sich der Flusslauf, was die Fließgeschwindigkeit der Oder erhöhte und damit zwar die Schiffbarkeit der Oder verbesserte, jedoch auch das Risiko für Hochwasserereignisse stark ansteigen ließ (Bismuth 1998, S. 29). Die Länge der benötigten Deiche wurde durch die Begradigung des Flusses verkürzt, was die Kosten für ihren Bau senkte. Vor allem aber ermöglichten diese Maßnahmen eine umfangreiche Landgewinnung (Blackbourn 2008, S. 47). Für die Begradigung wurde der Hauptstrom der Oder aus seinem bisherigen, westlichen Verlauf nach Osten in ein neu geschaffenes, höher gelegenes Bett verlegt und das neu gewonnene Land mittels Gräben und Schöpfwerken entwässert.³ Eine Folge dieser Verlagerung

³Bis heute findet eine kontinuierliche Entwässerung der Niederungen statt. Unterblieben die stetigen Kontrollen und Instandsetzungen der Deiche und des Binnenentwässerungsnetzes, würden die Niederungen innerhalb kürzerer Zeit ein Erscheinungsbild erhalten, welches dem Zustand der Niederungen vor der Trockenlegung entspräche (Krenzlin 2003, S. 184).

der Oder war und ist, dass diese bereits bei einem mittleren Wasserstand von vier Metern deutlich über dem Geländeniveau der Niederungen liegt. Im 18. Jahrhundert erhielten die Niederungen damit ihr bis heute bestehendes wannenartiges Erscheinungsbild, in dem auch weit entfernte Orte tiefer liegen als die Oder selbst. Auf dem neu gewonnenen Land ließen sich Menschen aus anderen Gebieten Preußens und aus Nachbarstaaten nieder. Aus den Wäldern wurden zunächst Wiesen und später fruchtbare Ackerflächen. Landwirtschaftliche Arbeiten verdrängten den Fischfang. Erste dauerhafte Scheunen und Ställe wurden erbaut, ihnen folgten weitere permanent besiedelte Dörfer. Die Siedlungsgebiete dehnten sich schließlich aus.

Die Hochwasser aber blieben ein Problem der Anwohnerschaft in den Niederungen. Insgesamt gesehen wurden diese zwar nach und nach weniger, sie wurden jedoch gleichzeitig zerstörerischer (Blackbourn 2008, S. 87). Sie wurden weniger, weil die Deiche immer weiter verbessert und erhöht wurden. Zerstörerischer wurden sie wegen der Eingriffe, welche die Fließgeschwindigkeit erhöhten und die wasserspeichernde Vegetation zerstörten, aber einfach auch deshalb, weil inzwischen deutlich mehr Besitz und Leben in den ehemaligen Überschwemmungsgebieten des Flusses vorhanden war. So starben im Oderbruch auch im Jahre 1947 noch zahlreiche Menschen, als Wasser durch die Deiche drang und das Bruch überschwemmte. Immer wieder und bis heute wurden als Antwort auf Hochwasserereignisse stets Deicherneuerungen und -erhöhungen durchgeführt – immer mit der Zusicherung, die technischen Fehler oder politischen Einschränkungen früherer Generationen ein für alle Mal zu überwinden.

Heute ist die Oder aufgrund der zahlreichen Korrekturen rund 160 km kürzer als im 18. Jahrhundert. Außerdem hat sie riesige Teile ihres ehemaligen Überschwemmungsgebietes verloren. Die Oder ist damit eine künstliche Wasserstraße. Sie hat jedoch im Laufe der Zeit eine ›Aura des Natürlichen‹ angenommen. Diese wird auch in Schriften der letzten Jahrzehnte über die Region heraufbeschworen. In Erwin Nipperts (1995, S. 9) historische Abhandlung über das Oderbruch ist beispielsweise zu lesen: »*Wer auf der Suche nach unberührter Natur ist, der wird sie [...] nur eine reichliche Autostunde von Berlin entfernt finden.*« Seit den 1990er Jahren ist die Tourismusbranche in der Region stark aufgeblüht. Auch sie wirbt mit der Ruhe einer ursprünglichen Natur in den Niederungen. Unter den interviewten Anwohnerinnen und Anwohnern thematisierten nur Einzelne die historische Entwicklung bzw. menschliche Gestaltung der Region. Die Mehrzahl betrachtet die weitgehende Trockenheit der Niederungen als gegeben bzw. ›natürlich‹. Die Alltagserwartung der Anwohnerschaft war über die Jahrhunderte eine andere geworden und nur den wenigsten war 1997 bekannt, dass sie in einem

ehemaligen Sumpfgebiet lebten. Mit dem Versprechen, die Niederungen durch technische Errungenschaften in dauerhaft trockenes Land zu verwandeln, mit dem Wandel von Fischfang zur Landwirtschaft und mit der permanenten Besiedelung der Niederungen, veränderte sich auch die Sicht auf Hochwasserereignisse selbst: Sie wurden von notwendigen Vorbedingungen des Wirtschaftens zu Katastrophen. Je seltener sie auftraten, desto weniger erschienen sie als Alltäglichkeit, sondern als ein Bruch mit dieser.

3 Katastrophen und Vergessen

Deutlich wird hier, worauf in der sozialwissenschaftlichen Katastrophenforschung schon seit einigen Jahrzehnten hingewiesen wird: Katastrophen sind einerseits als Ausdruck sozialen Wandels bzw. als Ergebnis sozialen Handelns zu verstehen und bilden andererseits eine extreme Form menschlicher Erfahrung. Es ist also keinesfalls so, dass ›die Natur‹ plötzlich von außen über Gesellschaften hereinbricht, sondern dass Resultate menschlichen Handelns selbst im Extremfall katastrophenträchtig werden. Dombrowsky (2008, S. 72) exemplifiziert dies am Erdbeben in San Francisco von 1906 und schreibt: »*Tatsächlich brannte San Francisco nieder [...] als Folge falscher Bauweise, ungeeigneter Materialien und schwerer Mängel in der Gas-, Elektrizitäts- und Wasserversorgung [...] – allesamt zivilisatorische Summations- und Dominoeffekte, die heute [...] ›kritische Infrastruktur‹ genannt werden [...]. San Francisco 1906 war somit [...] ein systemischer Interaktionschaden kultureller Artefakte und Verhaltensweisen.*« Im Falle des Oderhochwassers von 1997 sind neben dem anthropogenen Klimawandel⁴ vor allem die Jahrhunderte andauernde Flussbegradigung, die Trockenlegung und ebenerdige Besiedelung von Sumpfgebieten, der Deichbau entlang der Oder und die Rodung des Baumbestandes in den Quellregionen des Flusses zu berücksichtigen.

Katastrophen verweisen darauf, dass die fest geglaubte Ordnung hochgradig voraussetzungsvoll, historisch und kontingent ist (Voss 2006, S. 13). Die Katastrophe offenbart insofern, wie sehr in alltäglichem Handeln Gefahren und Risiken ausgeblendet oder nicht (mehr) gewusst wurden (Geenen 2003, S. 12). Ist ein

⁴Aus Sicht der Klimaforschung lässt sich konstatieren: Die Häufigkeit und Intensität von Extremwetterereignissen, die auch in Europa bzw. Deutschland in Hochwasser und Überschwemmung münden, nimmt als Folge des globalen Klimawandels zu. Siehe hierzu IPCC (2014); Latif (2009); Min et al. (2011); Rahmstorf (2013).

hoher Grad an Ausblendung bzw. Nicht-Wissen erreicht, dann genügt eine geringfügige Irritation, an der Oder ein starkes Hochwasser, in San Francisco ein Beben, um die Ordnung zum Einsturz zu bringen. Ob ein Ereignis, ein Sturm oder ein Hochwasser überhaupt als katastrophal bewertet wird oder nicht, hängt dabei auch von den sozialen, kulturellen und ökonomischen Rahmenbedingungen Einzelner und der jeweiligen Gesellschaft ab, in der das Ereignis stattfindet. Sehr ähnlich geartete Extremereignisse können sich in unterschiedlichen Kontexten äußerst verschieden auswirken, je nachdem, inwieweit die betroffenen Gesellschaften über Ressourcen verfügen sich zu schützen und die Schäden zu beseitigen (Gersengarbe/Welzer 2013). Bestimmt wird die Katastrophe im Verhältnis zu sozial ausgehandelten Normalvorstellungen von z. B. Sicherheit und Unsicherheit und im Verhältnis zum nichtkatastrophalen Alltag (Voss/Dittmer 2016, S. 180 f.). Die Katastrophe stellt somit eine soziale Kategorie dar. Vulkanausbrüche, Stürme und Überschwemmungen werden folglich erst dann zu Katastrophen, wenn sie Menschen betreffen und von ihnen als solche gedeutet werden. Damit einher geht, dass das, was zu einem bestimmten Zeitpunkt als Katastrophe gilt, stets auch das Produkt von Kämpfen um diese (Deutungs)Macht ist. Entsprechend gilt die Katastrophe in der sozialwissenschaftlichen Katastrophenforschung, auch die landläufig als ›Naturkatastrophe‹ bezeichnete, als Kulturprodukt, als Ausdruck krassen aber dennoch normalen, sozialen Wandels bzw. als Extremfall sozialer Verflechtungen (etwa bei Clausen 2008, 2003; Perrow 1992; Quarantelli 2005).

Den Betroffenen jedoch erscheinen Katastrophen nicht unbedingt als etwas, was in der Langzeitperspektive wiederholt auftaucht oder stets eine Option möglicher sozialer Verflechtungen darstellt, sondern als Bruch mit dem Alltäglichen (Clausen 1983, S. 48 f.). So war auch das Hochwasser 1997 für etliche Anrainerinnen und Anrainer ein plötzliches und unerwartetes Ereignis. Es zerstörte die alltäglichen Routinen, brachte physische Zerstörungen und (zumindest in Polen und Tschechien) Todesfälle mit sich, rief katastrophenbezogenes Handeln auf den Plan und durchbrach alltägliche und wirtschaftliche Kreisläufe.⁵ Es bedrohte den Fortbestand der Gemeinschaft. Kontinuitätserwartungen, die ein Leben in einer dauerhaft trockenen Senke mit sicherem Deich implizierten,

⁵Das Zerbrechen sozialer Strukturen bzw. die Zerstörung von Routinen bildet in soziologischen Katastrophendefinitionen häufig einen zentralen Topos. Bei Stallings (2003) stellen sie das Kernelement seiner Definition dar und auch Quarantelli (2000) weist darauf hin, dass sich mit den Routinen des Alltags die aufkommende Gefahr nicht mehr bearbeiten lässt.

wurden enttäuscht.⁶ Die Gefährdungssituation war den Ansässigen weitgehend intransparent. Dieser Zustand war aber mehr als ein spezifisches Nichtwissen im Sinne einer temporären Wissenslücke, es handelte sich um die Bedrohung des Verlustes aller Anschlussmöglichkeiten, der emotional aufwühlenden Option, das eigene Zuhause zu verlieren. In diesem Sinne handelte es sich um unspezifisches Nichtwissen – bevor mögliche Lösungen wie die Deicherhöhung in Sicht kamen. Die daran anschließende Verarbeitung der Katastrophe wurde von den Beteiligten, wie häufig nach Katastrophen, als Rückkehr zur Normalität missverstanden (vgl. Clausen 1983, S. 48 ff.). Es handelt sich bei der ›Katastrophe Oderhochwasser‹ um eine regional begrenzte Katastrophe und stellte – wie alle Katastrophen – lediglich den Ausschnitt einer größeren sozialen Figuration dar, die die Katastrophe hervorbringt.⁷ Zu dieser Figuration gehört neben der Trockenlegung der Niederungen, dem Glauben an die technische Beherrschbarkeit des Wassers, den Ideen des aufgeklärten Absolutismus über die Beherrschung einer wildwüchsigen Natur und politischen sowie wirtschaftlichen Interessen in der Region auch das Vergessen von längerfristigem Wandel und vorherigen Katastrophen.

Da sich dieser Beitrag insbesondere dem Aspekt des Vergessens widmet, gilt es den Begriff an dieser Stelle zu präzisieren. Vergessen ist, worauf Dimbath und Wehling (2011, S. 17) hinweisen, nicht nur negativ, als das Fehlen von Erinnerung zu bestimmen, sondern muss als eigensinnige soziale oder sozial geprägte Aktivität begriffen werden. Da das Gedächtnis ein konstruktives System ist, welches die Realität nicht einfach nur abbildet, sondern auf unterschiedlichsten Wegen und nach unterschiedlichen Funktionen interpretiert, erreicht die Vergangenheit die Gegenwart niemals authentisch, sondern tritt immer als erstellte, deutende und selektive Rekonstruktion in das Bewusstsein (Welzer 2000, S. 52; Welzer et al. 2005, S. 11 f.). Ist jede Erinnerung eine notwendiger-

⁶Für Japp (2003) haben katastrophale Ereignisse vor allem mit der Enttäuschung von Kontinuitätserwartungen zu tun. Wenn die Diskontinuität den Betroffenen im Wesentlichen intransparent ist, kommt es, so Japp, zur Kommunikation von Katastrophen. Unter Intransparenz versteht er vor allem »nicht anschlussfähig im Sinne einer Überraschung« (Japp 2003, S. 79). Er stellt mit Bezug auf die Soziologie der Kognition den Begriff des unspezifischen Nichtwissens ins Zentrum seiner Definition, welches für ihn die ultimative Bedrohung des Verlustes aller Anschlussmöglichkeiten beschreibt (Japp 2003, S. 82).

⁷Für eine figurationstheoretische Katastrophenbestimmung siehe Clausen (1983, 1994, 2003).

weise ausgewählte (Re-)Konstruktion des Vergangenen, enthält sie, gewollt oder ungewollt, stets Elemente des Vergessens (Dimbath und Wehling 2011, S. 17). Insofern sind Erinnern und Vergessen nicht als grundsätzlich oppositionelle Vorgänge bzw. soziale Praktiken zu verstehen sondern bilden zwei Pole eines Kontinuums. Die Bedeutung des Vergessens umfasst dabei »sowohl den (teilweisen oder vollständigen) Verlust von Informationen als auch den der (konstruktiven oder rekonstruktiven) Veränderung bzw. Verzerrung der ursprünglichen Informationen« (Kölbl und Straub 2010, S. 36). Diese »Informationen« können dabei ebenso bereits Gewusstes im kognitiven Sinne wie auch implizites Wissen und präreflexive Wissensformen umfassen. Vergessen kann partiell oder vollständig erfolgen, vorübergehend oder dauerhaft, ungewollt oder beabsichtigt sein und auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen erfolgen, von der individuellen Ebene bis hin zur Ebene ganzer Gesellschaften (Dimbath und Wehling 2011, S. 17 ff.). Es ist eine vielschichtige und spannungsreiche soziale Aktivität, der nun eingedenk dieser theoretischen Vorüberlegungen empirisch im Kontext des Oderhochwassers nachgespürt werden soll.

4 Siedlungsgeschichte und Architektur

Die Architektur der Gebäude und die Form der Besiedlung waren im Oderbruch lange Zeit auf Hochwasser eingestellt. Inzwischen ist die räumliche Verteilung der Ortschaften kaum mehr an potenziellen Hochwassern orientiert, und eine an Überschwemmungen angepasste Bauweise von Häusern ist immer weniger verbreitet.

Architektur gilt laut Tausch (2010, S. 156) als eigene Form des Gedächtnisses, die selbst Geschichte und Erinnerung transportiert. Doch nur wenigen Interviewten sind die siedlungsgeschichtlichen Zusammenhänge und die ihnen inwohnenden Hochwasserschutzmaßnahmen bekannt. Selten wird der besondere Hochwasserschutz historischer Bauten thematisiert. Vielmehr ist es so, dass die interviewten Anwohnerinnen und Anwohner diese Aspekte nicht wahrnehmen. Sie können die entsprechenden Spuren nicht (mehr) lesen.

Schon vor der Trockenlegung des Bruchs Mitte des 18. Jahrhunderts lebten die Menschen, wie bereits erwähnt, im Oderbruch in kleineren Dörfern. In einer Landschaft, die von Sumpf, Wald, Mooren und Flussadern durchzogen war, befanden sich einige Ansiedlungen auf höher gelegenen Stellen, die wie Inseln aus dem Sumpf herausragten. Die umliegenden Felder und Wiesen wurden regelmäßig von Flusswasser überschwemmt. In Zeiten der Überschwemmung waren

die Bruchdörfer untereinander nur mit dem Kahn zu erreichen (Spiegelberg 2001, S. 78). Das Wasser spülte die Wege davon. Dies veränderte sich im Zuge der Trockenlegung, die Mitte des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte. Insgesamt knapp 110.000 Morgen Land wurden unter Friedrich II. erschlossen, auf dem 40 neue Ortschaften gegründet und mit Kolonistinnen und Kolonisten⁸ besiedelt wurden (Worch 2008, S. 27). Viele dieser Ortschaften sind heute noch an der Vorsilbe ›Neu‹ in ihren Ortsnamen zu erkennen, so etwa Neutrebbin. Diese neuen Dörfer unterschieden sich im Aufbau grundlegend von den zuvor üblichen Ansiedlungen, die als sogenannte Rundlinge errichtet worden waren. Diese zwei Ortstypen, Rundling und Kolonistendorf, sind bis heute im Oderbruch vorzufinden. Die Rundlinge gehen auf die Fischerdörfer, die vor der Zeit der Trockenlegung die übliche Siedlungsform bildeten, zurück. Die Fischer errichteten ihre Häuser kreisförmig auf gegebenen Anhöhen, die vor Überflutung geschützt waren und umgaben ihre Dörfer mit Wällen, die zusätzlich das Hochwasser abschirmten. Die Kolonistendörfer wurden als Reihendorf mit einer den Ort durchziehenden Dorfstraße erbaut (Worch 2008, S. 27). Sie wurden immer wieder überschwemmt. Dies ist auch der Grund, weshalb heute keines der Häuser mehr steht, die von den ersten Kolonistinnen und Kolonisten nach der Trockenlegung des Bruchs gebaut wurden (Winter 2008, S. 22). Eine unterschiedliche Verwundbarkeit der alten und neuen Orte des Oderbruchs im Überschwemmungsfall ist vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen historischen Genese naheliegend. Dieser Umstand ist jedoch nur wenigen der Interviewten bekannt. Uli Friedrichsen, dessen Familie seit Generationen im Oderbruch lebt, gehört zu denen, die um diese historisch bedingten Unterschiede wissen:

»Ganz früher, also noch bevor das hier. Das war hier immer Überschwemmungsgebiet. Das war eben so. Da haben die Leute auch mit gelebt. Ich meine, noch bevor die Deiche, ich sag mal, bevor der Alte Fritz das alles so ein bisschen in die Reihe gebracht hat hier. Der hat das ja erst urbar gemacht. Die Höhendörfer, sag ich mal, die Altdörfer, die praktisch waren, die haben schon mal im Wasser gestanden. Also, sie haben ja nun rausgesehen, deswegen waren die ja auch besiedelt. Die Neudörfer

⁸Als Kolonistinnen und Kolonisten werden diejenigen Personen beschrieben, die sich nach der Trockenlegung des Oderbruchs auf Geheiß Friedrichs II. dort ansiedelten. Sie wanderten aus verschiedenen Regionen zu. Freie Religionsausübung, Freiheit von Leibeigenschaft und die Befreiung vom Militärdienst bewegten sie dazu, ihre bisherigen Wohnsitze aufzugeben (Winter 2008, S. 19–20).

sind ja erst nach dem entstanden. Also, nachdem der Deich gemacht wurde und so. Danach sind ja erst die Neudörfer entstanden. Und die haben eben das Pech, dass sie jetzt tiefer liegen und dass sie eben ein bisschen mehr Wasser kriegen.«

Die meisten Anwohnerinnen und Anwohner beschäftigen sich deutlich weniger mit der Siedlungsgeschichte der Region als Uli Friedrichsen. Selbst in jüngerer Vergangenheit liegende Hochwasserereignisse, wie die Überschwemmung des Oderbruchs 1947, waren etlichen Anrainerinnen und Anwohnern nicht präsent, bis sie 1997 selbst ihre Erfahrung mit Hochwasser machten. Karl Linde zog in den 90er Jahren in eine der Ortschaften des Oderbruchs, die die Vorsilbe ›Neu‹ im Namen trägt. Er kaufte sich dort ein Haus. Schon lange wunderte er sich, was es mit dem merkwürdigen Rand oben an den Wänden seiner Räume auf sich hatte. Erst 1997 wurde ihm klar, worum es sich handelte:

»Und durch eine Renovierung habe ich erst festgestellt, weil da die Wände, die Farbe ist wie versteinert durch den, was weiß ich hier, zwei-, dreimonatigen, wie das Wasser damals drinnen stand, und da ist wie so ein so ein Strich rum. [...] Hier im Haus, ja. Hier im Haus. Das ist mir aber dann eben als das Hochwasser, praktisch die Bedrohung zu Ende war, da hab ich erst gemerkt, was das überhaupt ist. Vorher hat man gedacht: ›Mein Gott da haben die einen Sockel rumgezogen oder irgend sowas.« Und dann habe ich das erst festgestellt: ›So hoch stand das Wasser!«

Der Rand an seiner Wand war also kein Sockel, wie er jahrelang annahm, es war ein Hochwasserrand aus dem Jahre 1947. Verschiedene Deutungen sind hier möglich. Zum einen scheint die Hochwassergeschichte des Ortes für Linde beim Kauf seines Hauses kein relevantes Kriterium gewesen zu sein. Zum anderen könnte dieses Beispiel darauf hindeuten, dass das Hochwasser und die Überschwemmung des Ortes 1947 unter den Ortsansässigen nicht zu den vielbesprochenen Ereignissen gehören, sodass Karl Linde von dieser Seite keine andere Interpretationsmöglichkeit für seinen »Sockel« erhielt. Was jedoch ganz deutlich wird, ist die erhellende Wirkung des Hochwassers von 1997. Die eigene Erfahrung mit dem Hochwasser – auch wenn es das Haus nicht überschwemmte, weil der Deich entlang des Oderbruchs standhielt – ließ Karl Linde mit einem anderen Blickwinkel auf seine Umgebung schauen. Plötzlich konnte er die Spuren an seiner Wand deuten. Eine solch erhellende Wirkung des Hochwassererlebens beschreiben auch andere Interviewte. Häufig geht es dabei um eine neue Erkenntnis darüber, wo sie leben – nämlich an einem geographisch tief gelegenen Punkt der jeweiligen Niederung. Astrid Schuster, die mit ihrer Familie im selben Ort wohnt wie Karl Linde, erzählt:

AS: »Da, wo ich wohne, habe ich da '97 auch erfahren, dass es die tiefste Stelle ist, ja.«

MB: »Ach, das wussten Sie vorher auch gar nicht?«

AS: »Nein, das wusste ich vorher nicht.«

Astrid Schuster war nicht klar, dass ihr Haus innerhalb ihres ohnehin tief gelegenen Ortes an einer geographisch besonders niedrigen und damit stark hochwassergefährdeten Stelle steht. Sie lebt seit ihrer Geburt an diesem Ort, sie ist hier familiär verwurzelt. Es sind also nicht nur Zugezogene wie Karl Linde, die infolge des Hochwassers 1997 neue Erkenntnisse hinsichtlich ihrer Vulnerabilität gegenüber Hochwasser entwickelten, sondern auch jene, die über eine lange Familiengeschichte vor Ort verfügen.

Neben der geographischen Lage der Ansiedlungen veränderten sich in den letzten Jahrhunderten auch die Gebäudekonstruktionen. Besonders interessant in Bezug auf Hochwasser ist dabei die Entwicklung im Bereich der Kellerkonstruktionen. Bis zur Trockenlegung in der Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Häuser der Rundlingsdörfer vom Typ des Märkischen Mittelfurhauses (Schmook 2011). Die Häuser waren nie ganz, sondern immer nur zu einem kleinen Teil unterkellert. Der Kellerboden war ungepflastert, so dass das im Hochwasserfall ansteigende Grundwasser bei sinkenden Pegeln ungehindert wieder versickern konnte. Die niedrige Kammer diente dem temporären Verwahren von Milch oder Kartoffeln, als Lagerraum bzw. als Kühlschrank. Im Zuge der Trockenlegung und der damit fortschreitenden Eindeichung der Oder wurden die Häuser zunächst von ihren Erhöhungen hinunter verlegt und dann zunehmend unterkellert. In den Interviews finden sich nur wenige Verweise auf diese historische Entwicklung im Bereich der Architektur.

Brigitte Pietsch ist eine derjenigen, die die Vorteile ihres Kellers mit Erd- bzw. Kiesboden thematisiert. Sie lebt in Frankfurt/Oder nahe des Flusses und erläutert:

»Aus diesen Fischerkaten wurden dann im Barock und auch später Mietshäuser, Wohnhäuser, [...] und die Leute haben natürlich schon mit dem Hochwasser gelebt, denn das ist ja nicht das erste Mal und die wussten schon ungefähr, wie sie was zu bauen haben. Nicht umsonst sind hier im Kellerbereich Feldpacksteinlagen und Kiesbeschichtung, die ermöglichen, dass das Wasser steigt und wieder abfallen kann. Und natürlich die, die moderne Bauweise haben, die natürlich unten eine Betonwanne in ihren Keller einbringen mussten, weil der Keller unbedingt bewohnbar sein muss, in der heutigen Zeit, na, die hatten dann das Wasser [...].«

Heute werden die Häuser in Frankfurt/Oder und den Niederungen, wie es Pietsch andeutet, entsprechend der allgemein verbreiteten Bauweise, oftmals mit

bewohnbaren Kellern errichtet. Sie sollen Hausrat beherbergen und deshalb trocken sein. Die verschiedenen, abdichtenden Maßnahmen im Kellerbereich⁹ können jedoch kaum verhindern, dass der Keller im Hochwasserfall voll Wasser läuft. Entweder tritt das Wasser selbstständig in das Gebäude ein oder der Keller muss, um die Statik des Hauses nicht zu gefährden, im Hochwasserfall geflutet werden.

Ein Vergessen der historischen Rahmenbedingungen der Überschwemmungen der Ortschaften und damit der Hochwassergefahr scheint für die Veränderungen in Siedlungs- und Bauweise insgesamt eine Vorbedingung gewesen zu sein. Der Prozess ist also nicht durch ein individuelles Vergessen gekennzeichnet. Vielmehr handelt es sich bei dem hier beschriebenen Vergessen um einen überindividuellen Prozess auf der Ebene regionaler sozialer Gruppen, der Aspekte umfasst, die Einzelne nicht wissen können. Sie können daher im strengsten Sinne auch nicht von ihnen vergessen worden sein. Es handelt sich damit um ein Vergessen von adaptiven siedlungstechnischen und baulichen Maßnahmen im Sinne eines ›kollektiven Gedächtnisverlustes‹. In der von Maurice Halbwachs entwickelten Konzeption des ›kollektiven Gedächtnisses‹ sind es zunächst Individuen, die sich erinnern und über ein Gedächtnis verfügen. Dieses individuelle Gedächtnis wiederum bildet einen »*Ausblickspunkt auf das kollektive Gedächtnis*« (Halbwachs 1985a, S. 31). Die Erinnerung der/des Einzelnen entsteht, wie es Assmann (2007, S. 36–37) unter Bezugnahme auf Halbwachs (1985a) und Goffman (1977) formuliert hat, kraft ihrer bzw. seiner »*Teilnahme an kommunikativen Prozessen*« in unterschiedlichen sozialen Gruppen und »*in Abhängigkeit von den ›Rahmen‹, die seine Erinnerung organisieren*«. Das Vergessen erklärt sich dementsprechend aus dem Verschwinden dieser sozialen und historischen Rahmenvorgaben oder eines Teiles davon (Halbwachs 1985b, S. 368). In dieser Analyse waren also die historischen Überschwemmungen für viele Anwohnerinnen und Anwohner der Niederungen nicht mehr innerhalb der Rahmen, die ihre Vergangenheiten bildeten. Die Bedingungen dieses Verschwindens waren die Installation neuer Deichteknik, der darauffolgende Rückgang der Überschwemmungen und der Glaube an deren technische Handhabbarkeit. Weil das Vergessen jedoch, wie hier schon deutlich

⁹Gebäude mit Wannengründung im Keller verhalten sich im Hochwasserfall wie ein Luftballon: Der Keller bekommt Auftrieb, sofern der Wasserspiegel höher steigt als die Wanne konstruiert ist, und gefährdet die Statik des Hauses. Abdichtungen durch Gründungsplatten oder betonierte Kellerböden führen ebenfalls dazu, dass der Keller im Hochwasserfall nur sehr langsam mit Wasser vollläuft, was Risse und Verschiebungen im Gebäude nach sich ziehen kann. Gebäude mit diesen Kellertypen sollten, so empfehlen es Experten, im Hochwasserfall geflutet werden, um Schäden zu minimieren (Dieterle 2003, S. 28 f.).

wurde, weit weniger kollektiv und durchdringend ist, als es der Begriff ›kollektiver Gedächtnisverlust‹ suggeriert, möchte ich es in Anlehnung an Dimbath und Wehling (2011, S. 19) als »soziales Vergessen« bezeichnen.

5 Intergenerationelle Dynamiken. Soziales Vergessen

Im Folgenden werde ich mich dem Verschwinden dieser von Halbwachs benannten Rahmen widmen, die den Raum möglicher Erinnerungen darstellen, und werde dabei deutlich machen, welche Hinweise sich auf das Verschwinden von Erinnerung in den Interviews finden lassen.

Eine Schwierigkeit liegt offenbar in der Vermittlung von Hochwasserereignissen zwischen den Generationen. Auf stärkere Hochwasserereignisse, die außerhalb der biographischen Erfahrung liegen, nehmen einige Anwohnerinnen und Anwohner in den Interviews zwar Bezug, die Kenntnisse bleiben aber oftmals unbestimmt, wie eine kurze Sequenz aus dem Interview mit Ute Rieder verdeutlicht, die in der 1997 überschwemmten Ziltendorfer Niederung lebt. Rieder versucht sich an vergangene Überschwemmungen zu erinnern und sagt dann:

»Na, Wasser gab es ja schon ein paar Mal, oder? Hier war ja auch schon mal Wasser, aber da war ich eben noch nicht geboren, ja, wann war denn das?«

In den folgenden Interviewsequenzen kann sie keine weiteren Details verbalisieren und verweist mich weiter an eine Person, die sich mit der Ortschronik beschäftigt. Der Referenzrahmen für Rieders eigene Hochwasserkenntnisse ist damit in erster Linie ihr biographischer Horizont. Der Verweis an eine Person, die sich in ihrer Freizeit mit regionalen historischen Ereignissen befasst, deutet an, dass vor Ort Kenntnisse über frühere Hochwasserereignisse existieren. Die Kenntnisse dieser mit der Ortschronik beschäftigten Personen verbleiben aber offenbar separat und bei diesen Personen. Sie spielen in den Erzählungen der Interviewten kaum eine Rolle.¹⁰

¹⁰Diese Personen könnten somit als Speicher von bestimmtem Wissen gelten bzw. der Prozess des Auslagerns von Wissen als eine lokale Form der Arbeitsteilung begriffen werden. Mit Assmann (2007) könnten diese Personen als »spezielle Träger« des kulturellen Gedächtnis bezeichnet werden.

Manfred Immrich aus dem Oderbruch betont in seinen Überlegungen die Dimension des eigenen Erlebens für die Wahrnehmung der (historisch bedingten) Hochwassergefährdung der Niederung. Er lebt seit seiner Kindheit im Oderbruch und hat die Überschwemmung desselben 1947 miterlebt. Er sagt:

»In den letzten Jahren sind ja viele Familien hier zugezogen. Eine Menge aus den Städten, gerade aus Berlin haben sich hier eine Menge Leute niedergelassen. Da haben viele nicht mit gerechnet, dass sie hier in einem Gefahrengelände leben. [...] Naja, die haben das, na sind jüngere Leute, von Hochwasser, ach, haben sie noch nicht viel erlebt.«

Der Zustand, in dem sich die Niederung jeweils gerade befindet, bildet laut Immrich bei den Zugezogenen den Ausgangspunkt ihrer Wahrnehmung von Veränderung. Bei Zugezogenen, aber auch bei jungen Anwohnerinnen und Anwohnern der Niederung war dieser Zustand vor 1997 – im Unterschied zu der Wahrnehmung Manfred Immrichs – ein trockenes Siedlungsgebiet ohne Überschwemmungen.

In einer Erzählsequenz von Rainer Vogt, der seit Mitte der 90er Jahre eine Gastronomie in Frankfurt/Oder betreibt, wird deutlich, dass es auch Erinnerungszeichen nicht vermochten, diese jeweils eigene Wahrnehmung zu verändern. Vogt erzählt:

»Ich hab noch Bilder gehabt hier von dem Vorbesitzer Kettmann, da hab ich die Bilder noch von '24, muss das gewesen sein, '24, 1924, '26, da wollte ich es ja nicht glauben, dass sie hier mit dem Kahn hier durchgefahren sind. Naja, auf dem Bild, da oben hat es ja an der Wand gehangen. Ich sag: ›Das wird wohl nie so!‹ Na, drei Jahre später war es dann schon so weit.«

Erinnerungszeichen – hier Bilder – haben offenbar keine überzeugende Wirkung, wenn es darum geht, die Wahrnehmung des umgebenden Raumes für die Gegenwart festzulegen. Die Bezugspunkte von Vogts Wahrnehmung bildeten vor 1997 seine eigene biographische Erfahrung mit der Umgebung – trotz der Kenntnisnahme der Bilder, die zeigen, wie Menschen mit dem Boot durch das Wasser im Haus fahren.

In den Interviews der vorliegenden Studie finden sich zwar immer wieder Verweise auf vergangene Hochwasserereignisse, sie sind aber kaum als kohärente Erzählungen vorhanden. Vielmehr hängen diese Verweise lose und fragmentarisch zwischen Erzählungen, die sich auf andere Aspekte des Hochwassergeschehens

konzentrieren.¹¹ Harald Welzer (2005, S. 15) hat darauf hingewiesen, dass sich die Erinnerungspraxen von Individuen und sozialen Gruppen über die Zeitabschnitte hinweg wandeln und bestimmte Aspekte auf- bzw. abgewertet oder neue hinzugefügt werden. Vor diesem Hintergrund ist zu erklären, weshalb sich Erzählfragmente und Verweise auf historische Hochwasser in den Interviews finden. Sie geraten über längere Sicht in den Hintergrund, wo sie gewissermaßen sedimentieren. Für das Handeln und Deuten der Gegenwart sind sie jedoch für einen Großteil der interviewten Anwohnerschaft nicht mehr abrufbar. Erinnerungszeichen wie die Bilder in der Erzählung Vogts könnten also auch deshalb nicht für die Deutung der eigenen Gegenwart relevant werden, weil sie aus dem ›kommunikativen Gedächtnis‹ der Anwohnerschaft der Niederungen verschwunden sind und etliche Anwohnerinnen und Anwohner damit nicht auf diesen Rahmen zur Deutung zurückgreifen können. Jan Assmann bestimmt das ›kommunikative Gedächtnis‹ als ›Erinnerungsraum‹, der allein durch persönlich verbürgte und kommunizierte Erfahrung gebildet wird (Assmann 2007, S. 50). Die Erfahrung muss dabei, wie Welzer (2005, S. 16) herausstellt, nicht intentional kommuniziert werden: Sie wird oftmals en passant transportiert, von den Sprechenden unbemerkt. Der ›Erinnerungsraum‹ erstreckt sich über etwa drei bis vier Generationen und vergeht mit den Trägerinnen und Trägern.¹² Der Zeithorizont des kommunikativen Gedächtnisses »wandert mit dem fortschreitenden Gegenwartspunkt mit. Das kommunikative Gedächtnis kennt keine Fixpunkte, die es an eine sich mit fortschreitender Gegenwart immer weiter ausdehnende Vergangenheit binden würden.« (Assmann 1988, S. 11).

Auf die bisher in diesem Beitrag ausgeführten Aspekte angewandt, bedeutet dies: Im Zeitraffer betrachtet, ergaben sich in den Niederungen entlang der Oder gravierende Veränderungen der Umgebung. Die Sumpflandschaft wurde

¹¹Wenn es, wie 1997, dann doch entgegen aller Erwartung zu einem extremen Hochwasser bzw. einer Überschwemmung kommt, nehmen diese Verweise offenbar eine andere Rolle ein. Im Ernstfall werden die Geschichten der älteren Bewohnerschaft für einige zum Maßstab, anhand dessen sie sich beispielweise beim Sichern des Hab und Guts orientieren. Diese Verwendung der Erzählungen älterer Anwohnerinnen und Anwohner birgt dann andere Probleme: Abweichungen werden unvorhersehbar. Wenn das Wasser etwa höher steigt, als es bisher der Fall war, greifen die Sicherungsmaßnahmen zu kurz. Auf Grundlage solcher Erzählungen wurden etwa Möbel zum Schutz vor dem Wasser auf Tische gestellt. Sie wurden jedoch wegen des deutlich höher steigenden Pegels vom Wassers überspült.

¹²Assmann (2007, S. 50 f.) geht von einer Zeitspanne von 80 Jahren aus. Er verweist jedoch auf einen kritischen Schwellenwert bei der Hälfte dieses Grenzwertes, also bei etwa 40 Jahren.

in vergleichsweise trockenes Siedlungsgebiet umgewandelt, und starke Überschwemmungen wurden seltener. Die Bezugspunkte des ›kommunikativen Gedächtnisses‹, die den jeweiligen ›Erinnerungsraum‹ der Anwohnerinnen und Anwohner umreißen, verschoben sich zugleich, angetrieben durch den generationellen Wechsel der Anwohnerschaft. Beide Prozesse, die Veränderung der Umgebung und die Verschiebung der Bezugspunkte, verliefen langsam und parallel (wenn auch nicht unbedingt gleichzeitig). Auf diesem Wege ergibt sich ein Vergessen von längerfristigem Wandel: Die Trockenlegung war 1997 mit Ableben der Trägerinnen und Träger dieser Erinnerungen längst aus den Rahmen des kommunikativen Gedächtnisses verschwunden, und auch das letzte mit starker Überschwemmung einhergehende Hochwasser von 1947 scheint, gemäß dem von Assmann (2007, S. 51) benannten kritischen Schwellenwert von 40 Jahren, von anderen Inhalten abgelöst worden bzw. nur noch fragmentarisch vorhanden zu sein.¹³

Nach 1997 verfügten die Interviewten nun selbst über Erfahrungen mit Hochwasser. Die Vergessensprozesse, die bisher für die Hochwasser vor dem von 1997 beschrieben wurden, griffen auch in diesem Fall. Die Rolle der Interviewten wandelte sich mit dieser Erfahrung in Kommunikationssituationen von der von Empfängerinnen und Empfängern zu der von Senderinnen und Sendern der Hochwassererzählungen. Sie stellen in den Interviews fest, dass in der intergenerationellen Weitergabe dieser Vergangenheit Bestandteile der Erzählungen verloren gehen. Einige Interviewte berichten von Schwierigkeiten bei der Vermittlung des Erlebten an ihre nach dem Hochwasser geborenen Kinder: Diese würden das Hochwasser distanzieren und lediglich als kuriose Geschichte wahrnehmen und damit dessen Dramatik verkennen. Ute Rieder aus der Ziltendorfer Niederung etwa, die zwei Kinder hat, beklagt sich darüber, dass ihre Kinder einfach nicht die für sie schrecklichen Seiten des Hochwassers sähen, sondern bei Hochwasser vor allem an Badevergnügen dächten. Andere Interviewte thematisieren Vermittlungsprobleme gegenüber Neu-Zugezogenen. Lisa Hansen aus

¹³Die kulturelle Überformung des »kommunikativen Gedächtnisses« und damit die Stabilisierung der Inhalte (der Vergangenheit), die Überführung in das – um in Assmanns Terminologie zu bleiben – »kulturelle Gedächtnis«, scheint ebenfalls kaum geglückt. Neben den Denkmälern, die im folgenden Unterabschnitt behandelt werden, finden sich in der Untersuchungsregion auch vereinzelt Denkmäler und Hochwassermarken früherer Hochwasser. Sie sind jedoch häufig so angebracht, dass sie leicht zu übersehen sind und spielen auch in den Interviews keine Rolle. In gewisser Weise spiegelt sich damit in ihrer Unscheinbarkeit auch die Rolle, die ihnen im »kulturellen Gedächtnis« zukommt: eine randständige.

Frankfurt/Oder spricht allgemein über ein Vergessen des Hochwassers im generationellen Wechsel:

»Ja, aber eigentlich, also diese Erfahrung ist dann bei der nächsten Generation dann schon wieder vergessen. Das sind jetzt wirklich die Leute, die dabei waren.«

Dieser Prozess, für die Interviewten das Vergessen zwischen den Generationen, der nach jedem Hochwasser erneut in Kraft zu treten scheint, kann mit Halbwachs als das sukzessive Verschwinden dessen, was als Vergangenheit in der Gegenwart rekonstruiert wird, beschrieben werden. Es ist ein dynamischer Prozess. Die Hochwasserereignisse der Region verschwinden nicht vollständig aus dem ›kommunikativen Gedächtnis‹ der Bewohnerschaft, wie die Erzählbruchstücke, Verweise und Erinnerungszeichen verdeutlichen: Sie sind fragmentarisch enthalten. Das Hochwasser von 1997 ist zurzeit noch stärker abrufbar als das Hochwasser etwa von 1947. Aber auch hier verblasst die Erinnerung auf dem Weg durch die Generationen. Denn den Erzählungen steht bei den der »*Erfahrungsgeneration*« (Stallings 2003) von 1997 nachkommenden Generationen und Zugezogenen ein prägendes eigenes Erleben entgegen, in dem die Umgebung als frei von Hochwasser wahrgenommen wird. Es ist also ein generationaler Effekt, der dazu führt, dass die Vorstellungen, anhand derer Veränderungen der Umgebung erkannt werden können, unterschiedlich weit in die Vergangenheit zurückreichen: Da die Referenzpunkte für das Ermessen von (räumlicher) Veränderung mehr oder weniger an der eigenen Lebensspanne haften, bewegen sich diese Referenzpunkte unbemerkt mit dem Sterben älterer Beobachterinnen und Beobachter immer weiter Richtung Gegenwart.¹⁴ Halbwachs (1985b, S. 235) beschreibt dies mit Blick auf das Familiengedächtnis folgendermaßen:

»Die Großeltern spielen [...] nur eine beiläufige Rolle. Nur in Bruchstücken und wie durch das Medium der neuen Familie hindurch teilen sie den Enkeln ihre Erinnerungen mit und lassen so den Widerhall fast verschollener Traditionen zu ihnen gelangen. Sie können für sie kein Vorstellungsganzes und kein Tatsachenbild

¹⁴Mit der Verschiebung von Referenzpunkten der Wahrnehmung und dem daraus resultierenden Vergessen von längerfristigem Wandel beschäftigen sich auch Forschungen um das Konzept Shifting-Baselines-Syndrom (SBS), welches ursprünglich aus dem Bereich der meereswissenschaftlichen Nachhaltigkeitsforschung stammt (Pauly 1995; Pauly et al. 2002), inzwischen aber auch auf kulturwissenschaftliche Perspektiven Anwendung findet (Welzer 2008; Leggewie und Welzer 2009; Rost 2014).

wieder lebendig werden lassen [...]. Nicht ohne Gewalt und manchmal nicht ohne Leid [...] geht diese Art Bruch zwischen zwei Generationen vor sich [...].«.

Zu diesem sukzessiven Verschwinden der Hochwassererzählungen aus dem ›kommunikativen Gedächtnis‹ der Anwohnerinnen und Anwohner treten Dynamiken auf individueller Ebene, die das Verschwinden begünstigen, wie der Umgang mit dem Hochwasser durch die »*Erfahrungsgeneration*« selbst zeigt. Für den oben zitierten Manfred Immrich, der das Hochwasser von 1947 persönlich erlebte, folgt aus seiner biographischen Erfahrung mit Hochwasser und Überschwemmung beispielsweise nicht die Annahme einer wahrscheinlichen Wiederholung derselben. Tatsächlich ist es so, dass Immrich die Deiche entlang der Oder für ausreichend erneuert hält und das Oderbruch durch sie geschützt sieht. Das Sicherheitsversprechen einer Deichsanierung befördert auch hier ein Erwartungsmuster, dem ein dauerhaft trockenes Siedlungsgebiet zugrunde liegt. Es kann also nicht der Umkehrschluss gezogen werden, dass Menschen mit (mehrfacher) persönlicher Hochwassererfahrung zwangsläufig aufgrund ihrer Erfahrung von einer höheren Hochwassergefahr in der Zukunft ausgehen. Vielmehr können auch bei ihnen Strategien der Dissonanzreduktion beobachtet werden. Mit dieser Strategie bauen sie die Spannungen ab, die aus dem Bewusstsein entstehen in einer Überschwemmungsregion zu leben, und aus dem Wunsch, dort weiter ein von Überschwemmung freies Leben zu führen. Diese Strategien finden ihren Ausdruck in Zukunftsannahmen, in denen die Niederungen als durch die verbesserte (Deich)Technik geschützt gilt oder in denen gemäß der Rede von einem 100jährigen Hochwasser eine Wiederholung der Ereignisse erst in exakt 100 Jahren und damit außerhalb der eigenen Lebensspanne erwartet wird.¹⁵ Weitere Aspekte auf individueller Ebene, die ein Verschwinden von Kommunikation über Hochwasser begünstigen, zeige ich im folgenden Abschnitt.

6 Individuelle Dynamiken nach 1997. Verblassen, Vermeiden, Ausblenden

Im Bereich der sprachlichen Kommunikation über das Hochwasser von 1997 fallen zwei Phänomene in den Interviews auf. Zum einen verschwindet das Hochwasser mit fortschreitender zeitlicher Distanz aus der alltäglichen kommunikativen Vergegenwärtigung. Andere Themen rücken in den Vordergrund. Zum

¹⁵Siehe hierzu Böcker (2018, S. 192 ff.).

anderen wird ein Sprechen über das Hochwasser aktiv vermieden. Die starke emotionale Belastung, die das Hochwasser mit sich brachte, trägt offenbar dazu bei, das Erlebte nicht thematisieren zu wollen.

Margot Braun erklärt sich das Nicht-Sprechen vornehmlich durch die zeitliche Distanz zum Ereignis. Mit zunehmendem zeitlichen Abstand zu 1997 werde die Beschäftigung mit anderen Themen wichtiger. Auf die Frage danach, ob vor Ort unter der Anwohnerschaft noch über das Hochwasser gesprochen würde, antwortet sie:

»Nein, gar nicht mehr. Es hat jeder, sage ich mal, mit seinen Alltagsgegebenheiten zu tun, und das verblasst eigentlich immer mehr.«

Alltag legt sich über die Extremerfahrung und tritt in den Vordergrund. Auch Rainer Vogt aus Frankfurt/Oder thematisiert den Zusammenhang von Alltag und Vergessen, wenn er sagt:

»Naja, nachher kommt der Alltag wieder. Dann hat jeder mit sich zu tun und dann. Das ist ja klar, dann ist das irgendwie wieder vergessen, oder nicht? Dann ist das weg, und dann sind die Medien weg, und dann lässt das auch alles wieder nach, das ist ja klar.«

Das schwindende Medieninteresse ist für Vogt ein Kennzeichen des Übergangs. Alltag ist für ihn, wenn jeder die Zeit hat, sich auf das eigene Leben zu konzentrieren. Diese enge Verknüpfung zeigt abermals, dass die Wahrnehmung von sogenannten Naturkatastrophen nicht ausschließlich anhand der namensgebenden Marker (hier: Hochwasser) erfolgt, sondern auch und vor allem über soziale Marker, beispielsweise über die Präsenz von Journalistinnen und Journalisten, erfahrbar wird. Wie schon zu Beginn des Hochwassers, wo viele Interviewte das Auftreten einer außeralltäglichen Situation insbesondere an den beginnenden Aktivitäten des Katastrophenschutzes erkannten, ist es nach dem Hochwasser das langsame Ausklingen dieser Merkmale des Besonderen, die einen Alltag wieder möglich machen. Nicht mehr stetig über das Hochwasser zu sprechen, nicht untereinander, nicht mit Vertreterinnen und Vertretern der Medien, lässt die Erinnerung verblassen.

Lene Weber thematisiert daneben Auslöser für Sequenzen der Erinnerung:

»Also, es ein bisschen vergessen worden, glaube ich. Es war, also wenn jetzt irgendwo anders Hochwasser sind oder so, wenn man das in den Nachrichten hört oder so, hört man doch schon, egal wo man ist, ach naja, man weiß ja noch, wie das bei uns war oder so, und wenn man bei uns zurückdenkt und. Und, also wenn jetzt

wieder irgend so eine Naturkatastrophe irgendwo ist, dann kommt es halt wieder. Aber sonst denke ich, es wird, ist es halt wirklich in Vergessenheit so ein bisschen geraten.«

Andere Interviewte beschreiben Ähnliches und fühlen sich durch Nachrichten über Hochwasserereignisse andernorts an das eigene Erleben erinnert. Manche benennen andere Gelegenheiten als Auslöser für Momente der Erinnerung, etwa Gedenkfeiern. Nach 1997 wurden einige Jahre lang sogenannte Jahresfeiern der Überschwemmung durchgeführt, bei denen der Ereignisse von 1997 gedacht wurde. Inzwischen, so erklären die Interviewten einhellig, seien diese Jahresfeiern nicht mehr Bestandteil der örtlichen Erinnerungspraxis. Abermals zeigt sich, dass Erinnern und Vergessen dynamische soziale Praxen sind: Vergessenes taucht wieder auf und Erinnerungen werden reaktualisiert, wieder andere verschwinden.

Nicht-Sprechen wird jedoch nicht immer als Ergebnis eines vergleichsweise passiven Prozesses in Abhängigkeit von Zeit geschildert. Einige der Interviewten erzählen davon, nicht mehr über das Hochwasser sprechen zu wollen. Sie vermeiden das Thema aktiv. Ute Rieder vermeidet es sogar, daran zu denken:

»Ja, jetzt ist es so, es ist schon wieder auch schon eine ganze Weile her, und man hat sich damit abgefunden, und man tut sich eigentlich nicht mehr damit so beschäftigen. [...] Also ich versuche eigentlich nicht mehr so oft dran zu denken. [...] Aber jetzt ist man so, sagt man so: »Rühr nicht darin rum.« Man will auch vielleicht nicht aufgerührt werden. Also nee, man will eigentlich das ruhen lassen.«

Die starke emotionale Belastung, die mit den Erlebnissen von 1997 verbunden ist, lässt einige Anwohnerinnen und Anwohner über das Hochwasser schweigen. Rieder selbst ließ sich mit dem Verweis auf viele negative Erinnerungen nur zögerlich auf das Interview ein. Vor allem in der Ziltendorfer Niederung war es zunächst schwierig, die Leute überhaupt für ein Interview zu gewinnen. Sie verwiesen darauf, dass sie bei einer wiederholten Auseinandersetzung mit den Erlebnissen Schaden nehmen könnten: In einem Fall fürchtete eine Frau beispielsweise einen Herzinfarkt. Diese starke Ablehnung, über das Hochwasser von 1997 zu sprechen, könnte darauf zurückzuführen sein, dass die Zerstörung in der Ziltendorfer Niederung besonders groß und die unangenehme Erfahrung von Streit und Neid besonders ausgeprägt waren.¹⁶

¹⁶Siehe hierzu auch Böcker (2018, S. 148).

Die aktive Vermeidung kann jedoch, trotz dieses Schwerpunkts in der Ziltendorfer Niederung, im gesamten Untersuchungsgebiet ausgemacht werden. Eine Sequenz des Interviews mit Astrid Schuster aus dem Oderbruch verdeutlicht dies. Sie erzählt, dass die Menschen in ihrem Ort im Oderbruch nur selten über das Hochwasser sprechen. Dann erklärt sie:

»Das möchte man auch nicht, weil das war wirklich so negativ und so, na aufregend, und weiß auch nicht, das kann man gar nicht beschreiben. Ich möchte, also ich sage mal, ich bin da raus gegangen und habe gedacht, wenn die Leute oder wenn Oma und Opa oder die Eltern immer erzählt haben mit Krieg und ›Kinder, ich wünsche euch das gar nicht.« Ich, das war für mich eigentlich schon das Schlimmste, was ich in meinem Leben erleben möchte, ja? [...] Dieses drohende Hochwasser, so wie wir das miterlebt haben. Also das hat in mich so viel Angst reingebracht, also das war furchtbar.«

So ist einerseits zu bemerken, dass die Thematisierung des Hochwassers zu Gunsten von Alltagsthemen abnimmt und andererseits das Hochwasser von 1997 einem ›motivierten Vergessen‹ anheimfällt.¹⁷ Zusammengefasst führen diese beiden Aspekte dazu, dass das Hochwasser zunehmend aus der alltäglichen kommunikativen Vergegenwärtigung der Interviewten verschwindet. Damit verschwinden auch die Rahmungen für die generationenübergreifende Etablierung einer Katastrophenerinnerung.

7 Denkmäler. Zwischen Erinnern und Auslagern

Dem Hochwasser von 1997 wurden Denkmäler geschaffen. Während einer Reise durch die Forschungsregion fallen bei genauem Hinsehen nach dem Hochwasser von 1997 vom Menschen nachträglich geschaffene Spuren des Ereignisses auf. Hochwassermarken sind an Wohnhäusern befestigt, Bildkollagen des Hochwassers hängen in den Häusern, und öffentliche Hochwasserskulpturen und -tafeln stehen an manchem Wegesrand. Bei allen handelt es sich um eine Vergegenständlichung des vergangenen Ereignisses. Es sind private und öffentliche

¹⁷Unter motiviertem Vergessen wird in der Psychologie die Unterdrückung unangenehmer Erfahrungen verstanden, die so weit geht, dass die Erfahrungen vergessen werden bzw. aktuell nicht mehr bewusst sind (Kölbl/Straub 2010, S. 36).

Denkmäler, die eine von ihren Schöpferinnen und Schöpfern als relevant erachtete Vergangenheit im Raum manifestieren.¹⁸ Die Initiatorinnen und Initiatoren indes unterscheiden sich. Die im Privatbereich liegenden Hochwassermarken und Kollagen wurden von Einzelpersonen installiert, die Denkmäler im öffentlichen Raum hingegen sind aufgrund von Engagement größerer Gruppen, Vereinen oder von staatlicher Seite entstanden.

Bei den privaten Denkmälern fallen besonders die an manchen Häusern angebrachten Hochwassermarken ins Auge. Es handelt sich bei ihnen um Markierungen, die zumeist außen und vereinzelt innen angebracht sind. Sie markieren den höchsten Pegelstand des übergetretenen Flusswassers. Sie wurden zumeist von den Hauseigentümerinnen und Hauseigentümern selbst installiert. In manchen Haushalten der Ziltendorfer Niederung finden sich auch gerahmte Fotos, welche das eigene Haus und dessen nähere Umgebung in der gefluteten Niederung zeigen. Die Bilder hängen im Flur oder im Keller der Häuser, also an Orten mit geringer Aufenthaltsqualität. Gelegentlich wurden mehrere Fotos zu einer Kollage zusammengefügt, die dann auch die nähere Umgebung des Hauses im Zustand der Überflutung zeigen.

Die Diskrepanz zwischen dem artikulierten Vergessen-Wollen, dem tatsächlichen Vergessen und der stetigen Vergegenwärtigung des Vergangenen durch diese Bilder und Hochwassermarken mutet zunächst widersprüchlich an. Verschiedene Deutungen sind hier möglich. Die Hochwassermarken könnten als Beweise für das Erlebte gelten – Beweise für das eigene Leiden und Belege für die Spenderinnen und Spender, die nach dem Hochwasser 1997 Geld und Sachspenden in die Region brachten. Sie sind kleine Attraktionen, die gegenüber Besucherinnen und Besuchern vorgezeigt werden. Die Hochwassermarken und Kollagen sind jedoch in fast allen Fällen relativ zeitnah zum Ereignis hergestellt worden. Sie bilden damit vor allem eine Form der Auseinandersetzung mit dem Hochwasser, die den Beteiligten ermöglicht, das Erfahrene an einen eigens dafür hergestellten Ort auszulagern und sich dann anderen Dingen zuzuwenden.

Neben diesen persönlich organisierten Formen existieren auch größere und überindividuell errichtete Denkmäler in der Forschungsregion. In Frankfurt/Oder beispielsweise ist auf dem »Flutstein« des Lions Clubs zu lesen, dass der »gemeinsame Kampf der Deutschen« gegen die »Jahrtausendflut« schaffte, was

¹⁸Siehe zum Thema Denkmal auch Siebeck (2010).

der deutschen Einheit vorher weitgehend versagt geblieben sei: Die »Wiedervereinigung der Herzen«. Untermalt wird diese Botschaft von einer Skulptur, die an prominenter Stelle auf der Uferpromenade der Oder steht. Im Oderbruch verleiht die Gemeinde des Amtes Barnim-Oderbruch ihrem Dank und dem Wunsch nach Erinnerung Ausdruck. Auf einem Stein unterhalb einer monumentalen Skulptur nebst riesigem Kreuz ist zu lesen, dass mit Gottes Hilfe die Heimat gegen das Jahrhunderthochwasser verteidigt wurde.

Anhand dieser Beispiele wird plastisch, was als Ikonisierung der Katastrophe beschrieben werden kann. Sie wird von unterschiedlichen Protagonisten nachträglich mit Bedeutung aufgeladen. Das Hochwasser geht mit dieser kulturellen Praxis, mit Assmann gesprochen, in das ›kulturelle Gedächtnis‹ ein. Das ›kulturelle Gedächtnis‹ beschreibt im Gegensatz zu dem ›kommunikativen Gedächtnis‹ das Langzeitgedächtnis der Angehörigen einer Gesellschaft. Es stützt sich auf Fixpunkte, die gerade nicht mit der Gegenwart mitwandern. Durch kulturelle Formung und zeremonielle Kommunikation werden seine Inhalte fixiert, derer sich die Angehörigen einer Wir-Gruppe in der Gegenwart zur Konstruktion ihrer Identität bedienen: »*Vergangenheit gerinnt hier [...] zu symbolischen Figuren, an die sich die Erinnerung heftet.*« (Assmann 2007, S. 52) Während das monumentale Denkmal im Oderbruch eine sakrale Deutung der Ereignisse transportiert, dient jenes in Frankfurt/Oder eher dem öffentlichen politischen Agenda Setting. Es vermittelt eine bestimmte Perspektive auf das Ereignis, die das Hochwasser als besonderen Punkt der identitären Vergemeinschaftung in Deutschland nach 1990 ausmacht. Insbesondere das Denkmal in Frankfurt/Oder kann so als Versuch gelesen werden, das Hochwasser von 1997 überregional zu institutionalisieren und als »*Erinnerungsort*«¹⁹ (Pierre Nora 1984–1992) zu etablieren. Es appelliert an eine (nationale) Einheit, die es auf diese Weise zu produzieren sucht. Die Deutung des Hochwassers als entscheidendem Punkt im Nation Building nach 1990 ist in der lokalen Rezeption jedoch kein hegemoniales Deutungsmuster. In den Interviews wurde dieser Aspekt des Hochwassers nicht thematisiert. Die intendierte Interpretation des Hochwassers in solchen (steinernen) Erinnerungsartefakten kann also, das zeigt dieses Beispiel, von der Deutung der Anwohnerschaft

¹⁹Mit dem Begriff »*Erinnerungsort*« werden Medien des kollektiven Gedächtnisses beschrieben, die zugleich über einen materiellen, einen symbolischen und einen funktionalen Sinn verfügen (Nora 1990, S. 26). Sie heben sich von anderen Medien des Gedächtnisses vor allem durch die ihnen zugeschriebene Relevanz für die Identität eines Kollektives ab. Zur kritischen Auseinandersetzung mit Noras Konzept des »*Erinnerungs-ortes*« siehe Kroh und Lang (2010).

abweichen.²⁰ Sie können aber auch zusammenfallen. Die sakrale Deutung des Hochwassers, wie es das Denkmal im Oderbruch zum Ausdruck bringt, ist eine Perspektive auf das Hochwasser, die auch einige Interviewte vornehmen. Die Vorstellung des Kampfes vom Menschen – mit Gottes Hilfe – gegen »die Natur«, findet sich in den Interviews ebenso wieder, wie die Idee des Einwirkens spiritueller Kräfte. Doch auch wenn sich bestimmte Deutungen überschneiden, ist es bemerkenswert, dass die Anwohnerinnen und Anwohner weder die Existenz der größeren Denkmäler, noch die der selbst erschaffenen Hochwassermarken und Hochwasserbilder in den Interviews thematisieren. Unter diesem Gesichtspunkt bekommt eine Einschätzung Margot Brauns zum Vergessen des Hochwassers von 1997 eine ganz neue Dimension. Sie sagt:

»Genauso wie man, sage ich mal, einen Toten vergisst, genauso vergisst man das auch.«

Man vergisst die Katastrophe wie einen Toten – und wie für einen Toten werden Orte installiert, an denen man sich ihrer erinnert. Für das tägliche Leben hingegen spielten sie kaum eine Rolle mehr, auch wenn diese Orte gegenwärtig bleiben.²¹

8 Fazit und Ausblick

Katastrophen sind, wie Eingangs dargestellt, stets Ausdruck sozialen Wandels bzw. Ergebnis sozialen Handelns. Sie offenbaren dabei wie sehr in alltäglichem Handeln Gefahren und Risiken ausgeblendet oder nicht mehr gewusst werden. Im Falle des Oderhochwassers von 1997 war ein hoher Grad an Ausblendung bzw. Nicht-Wissen hinsichtlich der Hochwassergefährdung der Region erreicht, was dazu führte, dass das Hochwasser etliche Anwohnerinnen und

²⁰Diese Abweichung zeigt einmal mehr, dass das »kulturelle Gedächtnis« weniger statisch ist als es Assmann annimmt. Tatsächlich zeigt sich hier, dass, »was, wie und von wem erinnert wird, eine Frage der Verhandlung ist« (Levy 2010, S. 100). Es existieren oppositionelle Lesarten, es gibt eine Trennung zwischen der gesetzten Bedeutung des kulturellen Gedächtnisses und dem historischen Bewusstsein von Gruppen (vgl. dazu auch Welzer et al. 2005). Für eine weiterführende kritische Würdigung der Assmann'schen Gedächtniskonzeption siehe Levy (2010).

²¹Dies ist einer der vielen Momente der Analyse, in denen deutlich wird, dass der Umgang mit Katastrophen stets kulturspezifisch ist.

Anwohner unvorbereitet ereilte und zur Katastrophe werden konnte. Insofern bildete das Vergessen der sozial konstruierten Vulnerabilität durch die Trockenlegung und Eindeichung der Niederungen die Vorbedingung der Katastrophe. Im Interviewmaterial werden verschiedene Formen von Vergessen sichtbar. Einerseits zeigen sich Spuren langfristigen Vergessens von sozialem Wandel durch den Wegfall intersubjektiv relevanter Erinnerungen (Rahmen). Andererseits treten das Vergessen befördernde Phänomene wie motiviertes Vergessen, Vermeiden und Ausblenden auf individueller Ebene in den Interviews hervor.

Die Interviewten thematisieren selbst wie die Erinnerungen an das eigene Erleben des Hochwassers 1997 langsam aus der kommunikativen Vergegenwärtigung verschwindet, wie sie seltener daran denken und/oder den (schmerzlichen) Gedanken daran bewusst vermeiden. Diese Verschiebung beschreiben die Interviewten in Abhängigkeit zum Parameter Zeit. Je mehr Zeit vergehe, desto stärker trete es zurück. Kommunikation über das Ereignis tritt wieder hervor und verdichtet sich, wenn es Auslöser dafür gibt, wie zum Beispiel Hochwasser andernorts. Ändern sich also die Bedingungen es Erinnerns, tauchen Katastrophenerinnerungen wieder auf. Je länger das Ereignis zurückliegt, desto mehr verlieren sich jedoch auch diese Verknüpfungen. Dies ist im eigentlichen Sinne kein Vergessen, sondern kann eher als ein Prozess des stetigen Verblassens bzw. Ausblendens beschrieben werden. Denn die Interviewten können sehr detailliert über das Hochwasser sprechen, wenn sie danach gefragt werden. Es handelt sich gewissermaßen um Vorformen des Vergessens bzw. um soziale Praktiken, die Vergessen begünstigen.

Daneben finden sich im Material auch Hinweise auf tatsächliches Vergessen von längerfristigem sozialen Wandel und von Hochwasserereignissen der Vergangenheit, wie das Beispiel von Karl Lindes »Sockel« bzw. »Hochwasserrand« verdeutlicht. Die Hochwassergeschichte des Ortes war etlichen Interviewten 1997 nicht präsent, sie lag für sie nicht (mehr) innerhalb der Rahmen, die ihre Erinnerung organisierten (Halbwachs 1985a). Die Kenntnisse über die jeweiligen Hochwasser verschwinden auf dem Weg durch die Generationen aus der kommunikativen Vergegenwärtigung vor Ort, denn diese wandert, darauf wurde mit Assmann (2007) und Welzer (2005) hingewiesen, mit dem fortschreitenden Gegenwartspunkt mit. In den Interviews finden sich vorwiegend lose Verweise auf historische Hochwasser, sie sind jedoch augenscheinlich kaum in das »kommunikative Gedächtnis« der Anwohnerinnen und Anwohner der Niederungen eingebunden. Auch die Trockenlegung und die damit einhergehende Veränderung der Frequenz der Überschwemmungen und die flächenmäßige Zunahme von Siedlungsgebiet spielt für die Gegenwart der Interviewten keine Rolle. Mit der Installation von Deichanlagen im Zuge der Trockenlegung veränderte sich die

tatsächliche Frequenz von Überschwemmungen in den Niederungen. Die neuen Deiche versprachen Sicherheit, und der Glaube daran, Hochwasser künftig technisch zu beherrschen, führte zu einer veränderten Bauweise, zu veränderten kulturellen Praxen, die eine stete Hochwassergefahr unsichtbar werden ließen und schließlich ein Vergessen ermöglichten. Nur vereinzelt thematisieren Interviewte diese historische Entwicklung, die Mehrzahl schien die weitgehende Trockenheit der Niederungen als gegeben zu betrachten. Die Alltagserwartung war eine andere geworden: Parallel zu der sich verändernden Umgebung hatte sich der »Erinnerungsraum« der Anwohnerschaft verschoben. Mit dieser Verschiebung wiederum wurde eine prospektive Hochwassergefahr unsichtbar.

Das Hochwasser von 1997 bildete für einige Interviewte dann einen Punkt, an dem sich ihre Wahrnehmung des sie umgebenden Raumes neu ausrichtete. Ihnen trat ihre persönliche Hochwassergefährdung deutlich vor Augen. Doch auch diese Katastrophenerinnerungen beginnen, wie eingangs dargestellt, zu verblassen, werden aktiv vergessen und unsichtbar gemacht. Die Weichen für ihr Vergessen scheinen bereits gestellt. Auch die kulturelle Überformung und Überführung der Erinnerung an das Hochwasser von 1997 in den Bereich des »kulturellen Gedächtnisses« – zum Beispiel in Form von Denkmälern, Erinnerungszeichen oder spezialisierten Trägerinnen und Trägern wie Historikerinnen und Historikern – scheint vor Ort nicht dazu beizutragen, eine handlungsleitende Katastrophenerinnerung zu etablieren.

Die in diesem Beitrag vorgestellten Vergessensprozesse vieler Anrainerinnen und Anrainer stehen im Einklang mit ihrem eigenen Interesse, nämlich in gleicher Weise wie zuvor in ihren Orten der Niederungen leben zu wollen. Mit einer Hochwassererinnerung vor Augen, die stets an die eigene Gefährdung erinnert, lebt es sich jedoch recht unbequem. Insofern macht das Vergessen Sinn. Bemerkenswert ist zudem, wie viel schwerer die eigene sinnliche Wahrnehmung eines trockenen Siedlungsgebietes – vor 1997 aber inzwischen auch danach – gegenüber tradierten Katastrophenerinnerungen für die individuelle Gefährdungseinschätzung der Interviewten und ihr Schutzhandeln wiegt. Was sich im Zusammenhang von Vergessen und Katastrophen dabei zeigt ist, dass sich die eigentlich adaptive Funktion des Vergessens von unangenehmen Ereignissen negativ auf eine verbesserte Vorbereitung hinsichtlich prospektiver Katastrophen auswirken kann.

In diesem Artikel lege ich den Fokus der Analyse auf Interviews mit Anwohnerinnen und Anwohnern der Niederungen entlang der Oder. Es ist aber nicht die Anwohnerschaft allein, die ein Interesse daran hat, dass die Niederungen in ihrem derzeitigen Erscheinungsbild erhalten bleiben. Auch Angehörige der landwirtschaftlichen und touristischen Wirtschaftsunternehmen, Politikerinnen

und Politiker sowie Beteiligte der Deichbauunternehmen haben ein konkretes Interesse daran, dass die Niederungen in ihrem gegenwärtigen Erscheinungsbild erhalten bleiben und nicht etwa, wie wissenschaftlichen Gutachten, von Umweltschutzorganisationen oder auch auf Ebene der Europäischen Union gefordert, in Teilen in Überflutungsgebiete verwandelt werden. Die Vergessenprozesse der Anwohnerschaft fügen sich somit ein in den herrschenden Diskurs über die Niederungen, in dem immer wieder mit Bezug auf die nun verbesserten Deiche von einer katastrophensfreien Zukunft ausgegangen wird. Das Vertrauen in die Deich(technik) dabei ist, so lässt sich mit Elias (1993, S. 23) und Giddens (1997, S. 107) konstatieren, in hohem Maße symptomatisch für moderne Gegenwartsvorstellungen. Die starke Konzentration auf diese Form der Technik lässt andere Formen des Hochwasserschutzes zurücktreten bzw. vergessen.

Dass der gegenwärtige Umgang mit dem Oderhochwasser von 1997 auf die nächste Katastrophe verweist, ist, unter Berücksichtigung der hier vorgestellten Aspekte des Vergessens und Verschwindens, vorstellbar. Individuelle Alltagsbildungsprozesse nach dem Hochwasser von 1997, die von Dissonanzreduktionen begleitet sind, lassen neue Erkenntnisse schnell wieder untergehen und treffen auf einen grundsätzlichen Wechsel von Erinnerungsrahmen zwischen den Generationen, was dazu führt, dass die Katastrophenerinnerungen verblasen.

Doch können sich Machtverhältnisse und Hochwasser(schutz)politiken ändern. Es wäre interessant zu beobachten, ob sich mit ihnen auch die Hochwassererinnerungen in der Region verändern und Vergessenes bzw. verlorene Rahmen wieder re-aktualisiert würden. Dass es eines veränderten Umgangs mit sozialökologischen Krisen bedarf, der von einem ›Weiter-so-wie-bisher‹ abweicht, ist unter Eindruck der Zunahme von Extremwetterereignissen hingegen klar. Ein Katastrophengessen, was oftmals, wie auch in diesem Falle, ein Zukunftsvergessen bedeutet, scheint in Angesicht der Herausforderungen unserer Zukunft dabei eher hinderlich.

Literatur

- Assmann, Jan. 2007. *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: Beck.
- Bismuth, Christine. 1998. *Ursachen der Hochwasserentstehung und ihre anthropogene Beeinflussung: Maßnahmenvorschläge*. Berlin: Umweltbundesamt.
- Blackbourn, David. 2008. *Die Eroberung der Natur. Eine Geschichte der deutschen Landschaft*. München: Pantheon.
- Böcker, Maïke. 2018. *Aus Katastrophen lernen? Wahrnehmungen, Deutungen und Konsequenzen des Oderhochwassers von 1997*. München: Oekom.

- Clausen, Lars. 1983. Übergang zum Untergang. Skizze eines makrosoziologischen Prozeßmodells der Katastrophe. In *Einführung in die Soziologie der Katastrophen*, Hrsg. Lars Clausen und Wolf R. Dombrowsky, 41–79. Bonn: Osang.
- Clausen, Lars. 1994. *Krasser sozialer Wandel*. Opladen: Leske und Budrich.
- Clausen, Lars. 2003. Reale Gefahren und katastrophensoziologische. Theorie Soziologischer Rat bei FAKKEL-Licht. In *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen*, Hrsg. Lars Clausen, M. Elke, M. Geenen, und Elísio Macamo, 51–76. Münster: LIT.
- Clausen, Lars. 2008. Entsetzliche soziale Prozesse. Eine neue soziologische Herausforderung? In *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses für Soziologie in Kassel 2006, Teil 2*, Hrsg. Karl-Siegbert Rehberg, 835–843. Frankfurt a. M.: Campus.
- Dieterle, Klaus. 2003. Problematik des Aufschwimmens bei Hochwasser, Überschwemmung und Grundwasseranstieg. *Schadenprisma – Zeitschrift für Schadenvergütung und Schadenforschung der öffentlichen Versicherer* 2:28–31.
- Dimbath, Oliver, und Peter Wehling. 2011. Soziologie des Vergessens: Konturen, Themen und Perspektiven. In *Soziologie des Vergessens. Theoretische Zugänge und empirische Forschungsfelder*, Hrsg. Oliver Dimbath und Peter Wehling, 7–34. Konstanz: UVK.
- Dombrowsky, Wolf R. 2008. Zur Entstehung der soziologischen Katastrophenforschung – Eine wissenshistorische und -soziologische Reflexion. In *Naturrisiken und Sozialkatastrophen*, Hrsg. Carsten Felgentreff und Thomas Glade, 63–76. Heidelberg: Spektrum.
- Elias, Norbert. 1993. *Was ist Soziologie?* München: Juventa.
- Geenen, Elke M. 2003. Kollektive Krisen. Katastrophe, Terror, Revolution – Gemeinsamkeiten und Unterschiede. In *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen*, Hrsg. Lars Clausen, Elke M. Geenen, und Elísio Macamo, 5–33. Münster: LIT.
- Gerstengarbe, Friedrich-Wilhelm, und Harald Welzer. 2013. Vorwort: Deutschland – Zwei Grad mehr. In *Zwei Grad mehr in Deutschland. Wie der Klimawandel unseren Alltag verändern wird Das Szenario 2040*, Hrsg. Friedrich-Wilhelm Gerstengarbe und Harald Welzer, 7–18. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Giddens, Anthony. 1997. *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving. 1977. *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Halbwachs, Maurice. 1985a. *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Halbwachs, Maurice. 1985b. *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Intergovernmental Panel on Climate Change – IPCC. 2014. *Climate change 2014: Impacts, adaption, and vulnerability. Part B: Regional aspects. Contribution of working group II to the fifth assessment report of the intergovernmental panel on climate change*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Japp, Klaus Peter. 2003. Zur Soziologie der Katastrophe. In *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen*, Hrsg. Lars Clausen, Elke M. Geenen, und Elísio Macamo, 77–90. Münster: LIT.
- Köbl, Carlos, und Jürgen Straub. 2010. Zur Psychologie des Erinnerns. In *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Hrsg. Christian Gudehus, Ariane Eichenberg, und Harald Welzer, 22–44. Stuttgart: Metzler.

- Krausch, Heinz-Dieter. 2003. Die geographische Struktur des Oderbruchs. In *Kulturlandschaft Oderbruch. Hydrologie und Siedlung einer Niederungslandschaft in Mittelalter und Neuzeit*, Hrsg. Hans-Friedrich Kniehase, 181–188. Scharbeutz: Verlag für geographische und historische Wissenschaften.
- Krenzlin, Anneliese. 2003. Die geographische Struktur des Oderbruchs. In *Kulturlandschaft Oderbruch. Hydrologie und Siedlung einer Niederungslandschaft in Mittelalter und Neuzeit*, Hrsg. Hans-Friedrich Kniehase, 181–188. Scharbeutz: Verlag für geographische und historische Wissenschaften.
- Kroh, Jens, und Anne-Katrin Lang. 2010. Erinnerungsorte. In *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Hrsg. Christian Gudehus, Ariane Eichenberg, und Harald Welzer, 184–188. Stuttgart: Metzler.
- Latif, Mojib. 2009. *Klimawandel und Klimadynamik*. Stuttgart: Ulmer.
- Leggewie, Claus, und Harald Welzer. 2009. *Das Ende der Welt, wie wir sie kannten. Klima, Zukunft und die Chancen der Demokratie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Levy, Daniel. 2010. Das kulturelle Gedächtnis. In *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Hrsg. Christian Gudehus, Ariane Eichenberg, und Harald Welzer, 93–101. Stuttgart: Metzler.
- Mayring, Philipp. 2008. *Qualitative. Inhaltsanalyse Grundlagen und Techniken*. Weinheim: Beltz.
- Min, Seung-Ki, et al. 2011. Contribution to more-intense precipitation extremes. *Nature* 470 (7334): 378–381.
- Nippert, Erwin. 1995. *Das Oderbruch. Zur Geschichte einer Deutschen Landschaft*. Berlin: Brandenburgisches Verlagshaus.
- Nora, Pierre. 1984–1992. *Les lieux mémoire. Sept volumes*. Paris: Gallimard.
- Nora, Pierre. 1990. *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*. Berlin: Wagenbach.
- Pauly, D. 1995. Anecdotes and the shifting baselines syndrome of fisheries. *Trends in Ecology & Evolution* 10 (10): 430.
- Pauly, D., et al. 2002. Towards sustainability in world fisheries. *Nature* 418 (6898): 689–695.
- Perrow, Charles. 1992. *Normale Katastrophen. Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Quarantelli, Enrico L. 2000. Disaster research. In *Encyclopedia of sociology*, Hrsg. F. Edgar, Edgar F. Borgatta, und Rhonda J.V. Montgomery, 682–688. New York: Macmillan.
- Quarantelli, Enrico L. 2005. A social science research agenda for the disasters of the 21st century: Theoretical, methodological and empirical issues and their professional implementation. In *What is a disaster? New answers to old questions*, Hrsg. L. Enrico, Enrico L. Quarantelli, und Ronald W. Perry, 325–396. Philadelphia: Xlibris.
- Rahmstorf, Stefan. 2013. *Hochwasser und Klima*. <http://www.scilogs.de/klimalounge/hochwasser-und-klima/>. Zugegriffen: 3. Nov. 2018.
- Rost, Dietmar. 2014. *Wandel (v)erkennen. Shifting Baselines und die Wahrnehmung umweltrelevanter Veränderungen aus wissenssoziologischer Sicht*. Wiesbaden: VS.
- Schmook, Reinhard. 2011. *Fachwerk dominierte im Bruch*. <http://www.moz.de/artikel-ansicht/dg/0/1/356205>. Zugegriffen: 3. Nov. 2018.
- Siebeck, Cornelia. 2010. Denkmale und Gedenkstätten. In *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Hrsg. Christian Gudehus, Ariane Eichenberg, und Harald Welzer, 177–183. Stuttgart: Metzler.

- Spiegelberg, Karl. 2001. *Das Oderstromsystem. Kulturlandschaft in Mitteleuropa. Eine Biographie*. Frankfurt an der Oder: n. o.-Agentur »neue odersche«-Verlags und Medien GmbH.
- Stallings, Robert A. 2003. Soziologische Theorien und Disaster-Studien. In *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen*, Hrsg. Lars Clausen, Elke M. Geenen, und Elísio Macamo, 35–49. Münster: LIT.
- Tausch, Harald. 2010. Architektur. In *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Hrsg. Christian Gudehus, Ariane Eichenberg, und Harald Welzer, 156–164. Stuttgart: Metzler.
- Voss, Martin. 2006. *Symbolische Formen. Grundlagen und Elemente einer Soziologie der Katastrophe*. Bielefeld: transcript.
- Voss, Martin, und Cordula Dittmer. 2016. Resilienz aus katastrophensoziologischer Perspektive. In *Multidisziplinäre Perspektiven der Resilienzforschung, Studien zur Resilienzforschung*, Hrsg. Rüdiger Wink, 179–197. Wiesbaden: Springer.
- Welzer, Harald. 2000. Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung. *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 13:51–63.
- Welzer, Harald. 2005. *Das kommunikative. Gedächtnis Eine Theorie der Erinnerung*. München: Beck.
- Welzer, Harald. 2008. *Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Welzer, Harald, Sabine Moller, und Karoline Tschuggnall. 2005. *»Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Winter, Carmen. 2008. *Das Oderbruch – Liebe auf den zweiten Blick*. Bliesdorf: Findling.
- Worch, Thomas. 2008. *Oderbruch. Natur und Kultur im östlichen Brandenburg*. Berlin: Trescher.

Dr. phil. Maike Böcker, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Norbert Elias Center der Europa-Universität Flensburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Katastrophensoziologie, Soziologie des sozialen Wandels, Gedächtnissoziologie und Qualitative Sozialforschung.

Erinnern und Lernen aus Erfahrung: Eigen- und Fremdbilder als Hürde oder Brücke für die gemeinsame effektive Schadensbewältigung mit Spontanhelfenden

Christine Carius und Sybille Reinke de Buitrago

1 Einführung

In der Bewältigung von Katastrophenlagen kommen die bisherigen Erfahrungen der Einsatzkräfte aus ähnlichen Situationen zum Tragen.¹ Aus jedem Einsatz werden Lehren gezogen. Erinnerungen eines Einsatzes bezüglich der spezifischen Krisensituationen, der Zusammenarbeit und der erfolgreichen und weniger erfolgreichen Aspekte wirken sich auf die Bearbeitung der kommenden Einsätze aus. In den Einsätzen der letzten Jahre wurden die Einsatzkräfte zunehmend mit

¹Dieser Beitrag basiert auf Erkenntnissen aus dem Projekt PRAKOS »Praktiken und Kommunikationen zur aktiven Schadensbewältigung«. Das Verbundprojekt PRAKOS wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert. Beteiligte Partner waren: Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Polizeiakademie Niedersachsen, Technisches Hilfswerk, Universität der Bundeswehr München und die Universität Hamburg mit Konsortialführung durch die Vereinigung zur Förderung des Deutschen Brandschutzes e. V. Ergebnisse der Fokusgruppen wurden gemeinsam mit Daniel Steinitz und Michael Fischer erarbeitet. (FZ CAU: 13N13326 und FKZ PA: 13N13324).

C. Carius (✉)

Professur für Technologiemanagement, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel,
Kiel, Deutschland

E-Mail: carius@bwl.uni-kiel.de

S. Reinke de Buitrago

Polizeiakademie Niedersachsen, Nienburg, Deutschland

E-Mail: sybille.reinke-de-buitrago@polizei.niedersachsen.de

dem Phänomen der Spontanhilfe konfrontiert. Der Beitrag hier greift diese Thematik auf und präsentiert Ergebnisse zum Erinnern und Lernen aus Erfahrung seitens der Einsatzkräfte in Einsätzen mit Spontanhilfebeteiligung.

Katastrophen werden häufig nach ihren Ursachen unterschieden, wie naturbedingte, technik- oder kulturbedingte Katastrophen. In der katastrophensoziologischen Forschung wird jedoch eher die Folge einer Katastrophe in den Vordergrund gestellt. Um ein Ereignis als Katastrophe zu bezeichnen, ist die fehlende Kapazität zur Bewältigung entscheidend (Giebel 2012, S. 64–65). Katastrophen zeigen, dass ein System, eine Gesellschaft oder eine Form nicht ausreichend resilient waren, um mit rapiden und radikalen Umweltveränderungen umzugehen (Voss 2006, S. 106). Als entsetzlicher Prozess offenbart die Katastrophe, dass die Bemühungen die Umwelt zu beherrschen oder zu kontrollieren gescheitert sind (Voss 2006, S. 15 ff.). Voss argumentiert, dass »*alles rationale Lernen durch Rückgriff auf Vergangenes*« nicht ausreicht, um eine unbestimmte Zukunft zu kontrollieren, mehr noch, dass durch diese Form der Kontrolle unerwünschte Folgen immer häufiger auftreten (Voss 2006, S. 72 ff.).

Im Folgenden beschäftigen wir uns mit dem Umgang mit Ereignissen, die als Katastrophen wahrgenommen werden und betrachten insbesondere inwiefern Lernprozesse nach Katastrophen stattfinden, was diese befördert und behindert und inwieweit die Erinnerung an Vergangenes einen Einfluss auf das Lernen und die Bewältigung haben. Dabei zeigt sich, dass der Rückgriff auf Vergangenes den Umgang mit neuen Situationen zum Teil erschweren kann.

Die Forschung hat sich in den letzten Jahren stärker mit Katastrophen, deren Auswirkungen und dem Umgang damit beschäftigt (siehe zum Beispiel Aradau und van Munster 2011; Steiner und Thimm 2009; Müller-Mahn 2007). Dabei ist unter anderem der Begriff der Resilienz als Widerstandskraft gegen Katastrophen und deren Auswirkungen auf eine Gesellschaft sowie der Fähigkeit zum Umgang mit Unsicherheit an sich und mit Veränderungen in den Vordergrund gerückt, insbesondere in Verbindung mit dem Klimawandel und/oder im Bereich der Sicherheit (siehe zum Beispiel Chandler und Reid 2016; McDonald 2015). Eine Gesellschaft wird häufig dann als resilient bezeichnet, wenn verschiedene Akteure ihr unterschiedliches Wissen zusammenbringen, um die neue Lage gemeinsam zu bewältigen (Chandler und Reid 2016). Ein, auch bedingt durch die Verbreitung sozialer Netzwerke, stärker auftretendes Phänomen ist die Spontanhilfe. Für Einsatzorganisationen stellt dieses Phänomen jedoch zunächst eine weitere Unsicherheit im Einsatz dar, da die aktive Beteiligung Vieler so im Katastrophenkontext nicht antizipiert wird. Das Element der Unsicherheit ist mit Katastrophen von vorn herein verbunden, da Katastrophen immer auch

als »*catastrophe to come*« verstanden werden können (Aradau und van Munster 2011, S. 2).

Katastrophen können Traumata auslösen, sowohl individueller und kollektiver Natur. Terroranschläge, zum Beispiel, führen oft zu kollektiven Traumata. Ein Trauma ist als »*overwhelming experience of sudden or catastrophic events, in which the response to the event occurs in the often delayed, uncontrolled and repetitive appearance of hallucinations and other intrusive phenomena*« zu verstehen (Caruth 1996, S. 11). Traumata sind Ereignisse, die in ihrem Rahmen, Wucht, Größe und Konsequenzen über das Alltägliche oder Normale hinausgehen. Traumata bringen existenzielle Sorgen hervor, welche die meisten Menschen in der modernen Welt nicht mehr täglich spüren müssen, und zerstören Sicherheiten, welche wir als selbstverständlich annehmen (Edkins 2002, S. 245 ff.). Verbunden damit sind die entstehenden Erinnerungen und Narrative, die kollektiv weitergeführt werden. Auch wenn Einsatzkräfte zum Teil genau für die Bewältigung von Katastrophen oder katastrophenähnlichen Ereignissen ausgebildet und trainiert sind, entstehen innerhalb der jeweiligen Einsatzorganisationen kollektive Erinnerungen und Narrative an außergewöhnliche Ereignisse. Die Narrative transportieren die Werte der Organisation, die Rolle der Einsatzkräfte und können das Befolgen oder Abweichen von Routineprozessen legitimieren.

Inwiefern Einsätze als so prägend wahrgenommen werden, dass sich Narrative bilden, die sich über lange Zeiträume halten, hängt unter anderem davon ab, wie stark Einsatzlagen von Standardsituationen der Einsatzkräfte positiv oder negativ abweichen. Die Abweichungen können sowohl in der Ursache der Katastrophe liegen (zum Beispiel Terroranschlag), in den Auswirkungen (zum Beispiel extrem viele Verletzte/Betroffene) oder in der Zusammenarbeit bei der Bewältigung liegen: Dies betrifft auch die Koordination zwischen verschiedenen Verwaltungsebenen wie Gemeinden und Bund, oder zwischen verschiedenen Bundesländern, sowie zwischen verschiedenen Behörden und Ressorts. Das Auftreten eines »neuen« oder zumindest unerwarteten und zahlenmäßig sehr starken Akteurs in der Lagebewältigung, wie die Spontanhelfenden, kann ein solches Abweichen von der Standardsituation für Einsatzkräfte darstellen.

Der Beitrag stellt die Frage, wie Spontanhilfe von Einsatzkräften wahrgenommen wird und wie das individuelle Erinnern oder die von kollektiver Erinnerung geprägten Organisationsnarrative zur Rolle der Bevölkerung aus vergangenen Einsatzlagen den Umgang mit der Bevölkerung in aktuellen Lagen prägen.

2 Konzeptionelle Überlegungen

2.1 Einsatzkräfte in Katastrophen und bei ihrer Bewältigung

Einsatzorganisationen, wie Feuerwehr, Technisches Hilfswerk oder Polizei, sind dadurch gekennzeichnet, dass sie in komplexen und dynamischen, häufig auch zeitkritischen Situationen mit sehr hoher Zuverlässigkeit noch handlungsfähig sind (sogenannte »*High-Reliability-Organizations*«) (Weick und Sutcliffe 2007). Sie sind durch zentrale Merkmale bürokratischer Organisationen, wie Arbeitsteilung, Spezialisierung, Qualifikation und Hierarchie gekennzeichnet (Bigley und Roberts 2014).

Klassischerweise folgt das Krisen- und Katastrophenmanagement in vielen Fällen dem »Command-and-Control«-Ansatz, der stark durch klare, feste Strukturen (Neal und Philips 1995, S. 327) und ein zentralisiertes hierarchisches Managementsystem (Palen et al. 2007, S. 728; Quarantelli 1988, S. 381) gekennzeichnet ist. Der »Command-and-Control«-Ansatz basiert auf der Annahme, dass einer außerordentlichen Krise zwangsläufig mit einer Steuerungs- und Befehlsstruktur begegnet werden muss (Dynes 1994, S. 142), insbesondere auch, weil betroffene Bürgerinnen und Bürger im Katastrophenfall teils irrationales Verhalten zeigen. Obwohl diese Vermutung in der Literatur weitestgehend widerlegt ist, hält sich diese Auffassung in den Einsatzorganisationen (Waugh und Straib 2006; Dynes 1994; Quarantelli 1988). Die Einsatzkräfte des Katastrophenschutzes in Deutschland, wie die Feuerwehr, das Technische Hilfswerk und viele Hilfsorganisationen richten sich nach der Dienstvorschrift (DV) 100, die Regelungen zu Führungs- und Leitungssystemen beinhaltet und jeweils organisationspezifische (und teils regionalspezifische) Angaben enthält, zum Beispiel PDV für Polizei und FwDV für Feuerwehr.

Die Fähigkeit, im Einsatz bedarfsgerecht zu agieren, wird von Einsatzorganisationen durch gemeinsame Schulungen und das immer wiederkehrende Üben von Routinehandlungen hergestellt. Gleichzeitig müssen sie sehr flexibel auf unerwartete und ggf. risikoreiche Situationen reagieren. Dieses Dilemma zwischen routiniertem Handeln und flexibler Reaktion begründet vermutlich den gesehenen Hang zu Stabilität und Konservatismus (Apelt 2014, S. 76). Ein weiteres Paradox dieser Organisationen ist, dass sie ihren Mitgliedern eine gemeinsame Grundausbildung geben, die sicherstellt, dass im Einsatz viele die Kompetenz zur Führung haben und andererseits blinder Gehorsam gegenüber der Führungsperson im Einsatz erwartet wird (ebd.).

In der Forschung wird daher seit einigen Jahren verstärkt auf die wichtige Rolle von Improvisation und Flexibilität in Kombination mit Routinen für die erfolgreiche Bewältigung hingewiesen (Harrald 2006; Helsloot und Ruitenberg 2004; Weick 1993). Entwickelte Routinen gewährleisten die Handlungsfähigkeit einer Organisation in Krisen: für verschiedene antizipierbare Krisenlagen entwickelte Routinen können nach bestimmten Schemata kombiniert und so an neue Lagen angepasst werden. Doch werden Routinen auch durch Improvisation unterbrochen. Für Einsatzorganisationen sind Improvisationen ein wichtiges Steuerungselement, um Routinen an die lokalen Gegebenheiten anzupassen und die Resilienz der Organisation zu erhöhen (Bigley und Roberts 2014). Schröder und Geiger arbeiten in ihrer Analyse heraus, dass gerade zu Beginn eines Katastrophenfalls Routinen eine wichtige stabilisierende Wirkung haben und Handlungsfähigkeit geben (2014, Kap. 10). Die kontextspezifische Anpassung von Routinen bildet die Basis für ein schnelles Reagieren auf unvorhergesehene Ereignisse (Bechky und Okhuysen 2011). Das Zusammenspiel zwischen Flexibilität und Struktur ist entscheidend für den Einsatzerfolg doch ist das Wechseln zwischen verschiedenen Routinen sehr herausfordernd (Schakel et al. 2016; Harrald 2006). Hier gewinnt die speziell durch Kameradschaft geprägte Organisationskultur an Bedeutung, die auch flexible Wege findet, wenn die etablierten Routinen nicht mehr angewandt werden können. Diese besondere Organisationskultur kann jedoch auch eine Abschottung nach außen befördern (Apelt 2014).

Einsatzkräfte sind stark trainiert in verschiedenen Routinen, die sie adaptiv in den Lagen anwenden. Durch zahlreiche kollektive Erlebnisse (Übungen, Lehrgänge, Einsätze) empfinden sie sich als ein Team, was sich häufig auch im Tragen einer Uniform ausdrückt. Sie sprechen eine ›Einsatzsprache‹ und haben ein gemeinsam gelerntes Verständnis von Struktur und Hierarchie im Einsatz. Dies erlaubt ihnen auch in extremen Situationen noch handlungsfähig zu bleiben.

2.2 Spontanhilfe

Die Spontanhilfe wird in der Forschung auch als emergente Gruppe Freiwilliger bezeichnet (Drabek und McEntire 2002; Stallings und Quarantelli 1985). Die DRC-Typologie beschreibt Spontanhilfe mit den Dimensionen Struktur und Aufgabe als gegensätzlich zu etablierten Katastrophenmanagementorganisationen, als eine Formation, die weder auf bekannte Strukturen noch auf bekannte Aufgaben zurückgreift und sich immer erst neu institutionalisieren muss (Quarantelli

1994; Dynes 1970). Als solche grenzen sie sich von etablierten Organisationen des Katastrophenmanagements deutlich ab, durch fließende, unklare Mitgliedschaft, sich stets ändernden Koordinationsprinzipien und wechselnde Führung (Majchrzak et al. 2007). Seit der Jahrtausendwende rückt die Spontanhilfe immer mehr in das Zentrum der Katastrophenforschung, wobei sowohl die Metaebene (Perzeption des Phänomens selbst) als auch konkrete Ausprägungen untersucht werden (Strandh und Eklund 2017; Kusumari 2012; Rodriguez, Trainor und Quarantelli 2006). Die gestiegene Aufmerksamkeit für Spontanhilfe ist auch Ausdruck des Phänomens, dass es einen gesellschaftlichen Wandel weg vom langfristigen, traditionellen freiwilligen Engagement hin zu einem kurzfristigen spontanen Engagement gibt (McLennan et al. 2016).

Spontanhilfe organisiert sich häufig über eine technologische Plattform, wie soziale Medien (Reuter 2016; Majchrzak et al. 2011). Im Gegensatz zu Einsatzorganisationen gibt es in der Regel vor der Einsatzsituation kein gemeinsames Training oder gemeinsam verstandenes Regelwerk zur Arbeitsorganisation. Wobei Bemühungen von einzelnen Einsatzorganisationen bestehen, potenzielle Helfende mit ihren Fähigkeiten vorregistrieren zu lassen, um diese in entsprechenden Lagen strukturiert mit in den Einsatz einzubeziehen. (Skar et al. 2016; Team Österreich 2018).

2.3 Die Wahrnehmung und der Umgang mit Anderen

Von Relevanz in der Kooperation zwischen Menschen, zumal zwischen Personen mit sehr unterschiedlichem Erfahrungs- und Wissensniveau, ist auch die Ebene der Wahrnehmung. Wie wird der jeweils andere wahrgenommen, wie werden Fähigkeiten, Wissen und Einsatzfähigkeit in Katastrophenfällen eingeschätzt? Im Kontext der Kooperation in der Katastrophenhilfe kann dies stark zum Tragen kommen, denn für Einsatzkräfte kann die spontanhelfende Person als kategorisch Anderer erscheinen.

Sozialwissenschaftliche Studien zu Identitätskonstruktionen, Wahrnehmungsmustern und Konfliktlagen verweisen auf die Prägung von Beziehungen, Interaktionen und Kooperation durch Fragen der Identität und Wahrnehmung (siehe zum Beispiel Rumelili 2015; Wagner und Butenschön 2014). Generell können positive Sichten auf den Anderen die Kooperation auch in schwierigen Situationen befördern, während negative Sichten dies eher behindern. Erfahrungen mit dem Anderen wirken dabei als entsprechend positiv oder negativ verstärkend.

Auch Sprache und Diskurs sind wichtig für die Art der Wahrnehmung unseres Umfelds und anderer Akteure. Diskurs ist konstitutiv, d. h. Bedeutung wird geschaffen, in dem Sprecher Bedeutungen anbieten und dabei auch rechtfertigen, manche Bedeutungen hervorheben und andere zurückweisen (Herschinger und Renner 2014). Sprache konstruiert unsere soziale Realität, einschließlich kooperativer und antagonistischer Konstruktionen des Selbst und Anderen sowie ihrer Beziehungen. Dabei haben die Kategorisierungen des Selbst/Anderen und der zugehörigen Gruppen ihre soziale und politische Dimension (Wagner und Butenschön 2014, S. 8). Identitätskonstruktionen bedürfen zudem der Schaffung von Differenz, d. h. wir grenzen uns jeweils zu anderen ab. Unterschiedlich starke Dichotomien oder Gegensätze können in der Interaktion auch zu Inklusion und Exklusion führen: das Zusammengehörigkeitsgefühl in der eigenen Gruppe wird gestärkt, auch in dem man sich von der anderen Gruppe abgrenzt.

2.4 Spontanhelfende als die Anderen gegenüber der Einsatzorganisation

In der Forschung zeigt sich eine anhaltende Tendenz der Betrachtung von Spontanhilfe als das Andere gegenüber dem eigentlichen, der strukturierten Katastrophenmanagement-Organisation, die sich auch in der Dichotomie zwischen formal und informal, organisiert und unorganisiert darstellt (Strandh und Eklund 2017). In der Katastrophenforschung wiederholt sich zudem der Ruf nach Integration der unorganisierten Spontanhilfe in die strukturierten Organisationen (Skar et al. 2016). Treffen Spontanhilfe und Einsatzkräfte zusammen, drehen sich viele Fragen um Verantwortung, rechtliche Belange und Legitimität. Typischerweise ergeben sich Konflikte zwischen Einsatzkräften und Spontanhilfe, wenn Einsatzkräfte Spontanhelfende in ihre Struktur zwingen wollen (Boin und Bynander 2015).

Fehlende oder unpassende Vorgaben resultieren in einer Vermeidung zur Zusammenarbeit mit Spontanhilfe und/oder Überforderung der Einsatzkräfte (Barsky et al. 2007; Kendra und Wachtendorf 2003). In der praxisnahen Forschung wird zum Beispiel die Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit der Integration von Spontanhilfe diskutiert: Whittaker et al. argumentieren, dass durch die Integration von Spontanhelfenden deren innovativen und flexiblen Eigenschaften nicht mehr genutzt werden könnten (2015). Andere hingegen empfehlen, Spontanhelfende zu integrieren, um ihre Ressourcen für anleitbare Tätigkeiten zu nutzen: ein dafür vorgestelltes Planungskonzept zur Integration basiert auf der Annahme,

dass Spontanhelfende sich führen lassen und verantwortungsbewusst handeln (Fernandez et al. 2006).² Für unseren Kontext der Kooperation zwischen Einsatzkräften und Spontanhelfenden bedeutet dies, dass auch das Selbstbild bei Einsatzkräften als ausgebildete, erfahrene und offiziell beauftragte Personen – sowie das Bild vom Spontanhelfenden als den Anderen die Interaktionen prägen. Wenn Einsatzkräfte bereits positive Erfahrungen mit Spontanhelfenden bei der Schadensbewältigung gemacht haben, wird dies die Offenheit gegenüber Spontanhelfenden in ähnlichen Situationen bestärken. Negative Erfahrungen hingegen würden sich erschwerend auf die Zusammenarbeit auswirken.

2.5 Erinnerung und Narrative im Kontext von Katastrophen

Wie eine Katastrophe erinnert wird, hängt von den menschlichen und materiellen Schäden ab: je größer eine Katastrophe, umso mehr wird darüber geredet. Worte und damit auch Narrative haben eine transformative Kraft: eine Katastrophe ist und bleibt das, als was wir sie beschreiben (Gray und Oliver 2004, S. 7). Katastrophen stellen oft auch einen Bruch der Normalität dar, etwas Außergewöhnliches, und dies kann zu neuen Verständnissen des Selbst oder der Gruppe führen (Erickson 1994, S. 241). Beim Erinnern betreiben wir also Sinnproduktion, wir geben unseren Erfahrungen einen Sinn, auf offizieller (zum Beispiel staatlicher oder institutioneller) oder persönlicher, familiärer und gesellschaftlicher Ebene (Moller 2010). Kollektive Erinnerung ist etwas, was wir gemeinsam tun, auch im Sinne einer kollektiven Repräsentation oder Erzählung vergangener Ereignisse (Olick 2008, S. 159). Erinnerungen sind subjektive Prozesse, verbunden mit Erfahrungen, symbolischen Bedeutungen und materiellen Aspekten. Wir ringen darum, was und wie wir erinnern. Durch Selektion schließt Erinnern aber auch das Vergessens mit ein (Moulton 2015).

Erinnerungen sind mit Identität verbunden – sie transportieren auch wie man sich in der Gesellschaft sieht und sehen möchte. Erinnerungen können sich im Laufe der Zeit verändern; sie können gestiftet und teils gestaltet werden. Im kollektiven Sinn hat Erinnerung sogar etwas Politisches (Gray und Oliver 2004), etwas Selektives und dadurch Verzerrtes, auch in Bezug auf das Erinnern von

²So hat zum Beispiel der Deutsche Feuerwehrverband eine Fachempfehlung zur Integration von Spontanhelfenden in den Katastrophenschutz erarbeitet.

Katastrophen (Zerubavel 2003). So entstehen unsere Erinnerungen oft durch stark selektive Prozesse der Konstruktion in einer geteilten Gegenwart und einem sich stetig wandelnden sozialen Umfeld (Dimbath und Heinlein 2014; Sebald und Weyand 2011). Diese Konstruktionsprozesse schließen (Neu-)Erzählungen, Verweigerung und Verdrängung, oder Verlagerungen auf andere/anderes mit ein (Wood 1999). Kollektive Erinnerungen an Katastrophen haben die Tendenz, die am stärksten betroffenen Regionen im Narrativ zu bevorzugen (Moulton 2015). Vor diesem Hintergrund erscheint es naheliegend, dass auch in Erinnerung an Zusammenarbeit mit Spontanhelfenden, die am stärksten belastende Situation oder am eindrucksvollsten entlastende Situation in Erinnerung bleibt – auch im Sinne von Erinnerung und von Lernen in Ausnahmesituationen. In Fallstudien konnte gezeigt werden, dass das Erinnern an Katastrophen zunächst episodenhaft individuell ist, aber über die Zeit immer mehr Narrative der Gemeinschaft in die Erinnerungen einfließen (ebd.). Insbesondere für Einsatzorganisationen wurde gezeigt, dass eine Art institutionelles Gedächtnis besteht, das zur Vermittlung von Erfahrungswissen genutzt wird. (Seifert 2007, S. 113). Wenn das institutionelle Gedächtnis einer Einsatzorganisation überwiegend negative Erfahrungen mit Spontanhilfe aufweist, so kann auch bei Einsatzkräften die persönliche, womöglich neutral bis positive, Erfahrung mit Spontanhelfenden mit der Zeit mit negativen Erfahrungen der anderen gemischt werden. Unabhängig ob kollektiv oder individuell, es finden stets Anpassungsprozesse der Erinnerung statt (Gray und Oliver 2004, S. 4 f.).

Erinnern an Erfahrungen mit Spontanhelfenden im Einsatz wird als ein sich entwickelnder, wie auch selektiver Prozess verstanden. Erinnerungen sind subjektiv und im Fall der Einsatzkräfte auch teils kollektiv (zum Beispiel in Form des institutionellen Gedächtnisses). Auch wenn die Einsätze in Schadenslagen für Einsatzkräfte deren Arbeit darstellen, so sind es doch auch Ausnahmesituationen mit immer neuen Lagen, Kontexten und Anforderungen. Wenn also, wie oben genannt, die am stärksten belastende Situation in einem Einsatz oder aber die prägnante entlastende Situation in der kollektiven Erinnerung bleibt, dienen diese Erfahrungen umso mehr als Vorlage zum Lernen für Handlungen in zukünftigen Einsätzen. Die gemachten und geteilten Erfahrungen – insbesondere von den auftretenden Problemen sowie den sehr gut funktionierenden Aspekten – werden so kollektiv gelernt und weitergegeben. Gerade auch aufgrund des Kontextes der Katastrophe kann zudem das Lernen in Ausnahmesituationen besonders prägnant und nachhaltig sein, und sich daher auch (vor-)schnell als zu folgendes Muster anbieten.

3 ›Spontanhelfende als zu führende Handlanger‹ und die Schwierigkeiten dieser Sichtweise

In diesem Abschnitt nähern wir uns unserer eingangs gestellten Schlüsselfrage empirisch: Wie wird Spontanhilfe von Einsatzkräften wahrgenommen oder wie prägen die von kollektiver Erinnerung geprägten Organisationsnarrative zur Rolle der Bevölkerung aus vergangenen Einsatzlagen den Umgang mit der Bevölkerung in aktuellen Lagen? Dabei beleuchten wir die Perspektive der Einsatzkräfte auf Bevölkerung und insbesondere Spontanhilfe, die das Spannungsfeld zwischen: »*das Positivste war einfach die Zusammenarbeit mit der Bevölkerung*« und dem Wunsch nach jemandem »*der mir die ganzen freiwilligen Helfer vom Hals hält*« einnimmt.

Um die Perspektive der Einsatzkräfte zu erfassen, haben wir folgendes Vorgehen gewählt. In drei Fokusgruppen mit Einsatzkräften verschiedener Organisationen³ haben wir erfragt, wie die Einsatzkräfte ihre eigene Rolle und die Rolle der Bevölkerung in der Bewältigung von Schadenslagen wahrnehmen und wie sie erlebte Schadenslagen mit Spontanhelfenden erinnern. Hierbei konnten Einsatzkräfte auf verschiedene zurückliegende Fälle referenzieren sowie auf Erfahrungen verweisen, die vor ihrer eigenen Zeit in der jeweiligen Einsatzorganisation gemacht wurden. Aus den Fokusgruppen lassen sich erste Überlegungen ableiten, wie die Erfahrungen mit Spontanhilfe im Kontext der Einsatzorganisation transportiert werden.

Ausgehend von diesen generellen Überlegungen, beleuchten wir im Anschluss anhand von zwei Fallbeispielen, wie Einsatzkräfte Spontanhelfende im konkreten Fall wahrnehmen, und welche Konflikte entstehen, wenn Spontanhelfende den Erwartungen nicht entsprechen. Für die Fallbeispiele haben wir Einsatzkräfte zu ihren Erfahrungen in persönlichen und Telefon-Interviews befragt. Anhand der Fallbeispiele können wir zeigen, inwiefern die Erinnerung und die Wahrnehmungsmuster die Bewertung des aktuellen Geschehens prägen. Im darauf folgenden Abschnitt werden die Wahrnehmungen und Erwartungen von Einsatzkräften hinsichtlich Bevölkerung und Spontanhilfeengagement sowie an die eigene Rolle in der Katastrophenbewältigung und im Einsatz dargestellt.

3.1 Fokusgruppen

Die Einsatzkräfte, der verschiedenen Organisationen zeichneten sich durch ein stark ausgeprägtes Wir-Gefühl aus. Die starke Identifikation mit der Organisation

³Überwiegend Einsatzkräfte der Feuerwehr und des THW

wurde auch in der Literatur schon umfassend beschrieben. Das Wir umfasst einerseits das Individuum als Teil der in Einsatzorganisationen aktiven Personen, insbesondere wenn sich die Einsatzkräfte von Bürgern und Bürgerinnen beziehungsweise ›Zivilisten‹ (genutzter Begriff für Bevölkerung) abgrenzen. Ein eng definierter Wir-Begriff ist klar mit der eigenen Organisation verbunden, also Wir-THWler oder Wir-Feuerwehr-Einsatzkräfte. Durch zahlreiche Schulungen erwerben die Einsatzkräfte spezifisches Wissen, was in Krisen- und Katastrophenlagen von besonderer Bedeutung ist: zum Beispiel über Keime im Wasser oder die Bedienung großer Maschinen sowie das Wissen über Führungsstruktur, Befehlsketten und die Strukturierung eines Einsatzes. Die Einsatzkräfte sind physisch und psychisch auf ihre Einsätze vorbereitet. Allen Einsatzkräften in den Fokusgruppen war ein klares Verständnis für Führungsstruktur gemeinsam. Gegenüber anderen sahen sich die Einsatzkräfte als sehr offen an: »*Diejenigen, die sich integrieren wollen, werden auch integriert.*« und beschreiben damit zugleich, dass eine Anpassung der ›Neuen‹ an die Organisationskultur notwendig ist, um dazu zu gehören. Die positiven Schilderungen zu Multikulturalismus in der eigenen Organisation stehen im Gegensatz zur Repräsentation von den ›anderen‹ Personen außerhalb der Einsatzorganisationen.

Konkreter nach ihrer Wahrnehmung der Bevölkerung gefragt, beschreiben die Einsatzkräfte, dass sie sich in der Regel gut von der Bevölkerung aufgenommen fühlen. Bereits hier wird die Trennung zwischen ›Zivilisten‹ und Einsatzkräften sehr deutlich. Die Zusammenarbeit wird dann als gut beschrieben, wenn die Bevölkerung die Einsatzkräfte respektiert und in ihrer Fachkompetenz anerkennt. Die Anerkennung zeigt sich in der Form des ›Bemutterns‹: die Bevölkerung kommt mit Kuchen und belegten Broten, unterstützt die Verpflegung und organisiert ggf. Unterkünfte für die Einsatzkräfte. Den Einsatzkräften ist durchaus bewusst, dass die Bevölkerung nicht unbedingt zwischen den unterschiedlichen Einsatzkräften differenziert. Als Erklärungsansätze dafür wird die fehlende Bildung/Schulung in Katastrophenschutz genannt. Ein Verweis auf die Nachkriegsgeneration zeigt, dass die Sensibilität der Bevölkerung für Katastrophenschutz und die hierfür zuständigen Organisationen auch schon einmal größer war. An dieser Stelle zeigt sich das institutionelle Gedächtnis, da die überwiegende Mehrheit der befragten Einsatzkräfte zwischen 2 und 25 Jahren Zugehörigkeit zur Organisation hat und somit keine persönlichen Erfahrungen mit dem Wissensstand der Kriegsgeneration machen konnte. Dem fehlenden Wissen seitens der Bevölkerung wird mit Verständnis begegnet, da die Einsatzkräfte gern ihre Kompetenz einbringen, um Menschen in Not zu helfen.

Die fehlende Differenzierung der Einsatzorganisationen durch die Bevölkerung wird insbesondere dann zu einem Problem für Einsatzkräfte, wenn

beispielsweise das THW aufgrund seiner Uniformierung nicht mehr als Helfer, sondern von der Bevölkerung als gegebenenfalls ›langer Arm des Staates‹ gesehen wird, der nicht unbedingt im Interesse der Bevölkerung handelt. So kann sich die Bevölkerung aufgrund von Fehlinformationen auch gegen Einsatzkräfte wenden, wie sich eine Einsatzkraft erinnert:

»Es gibt auch die gegenteilige Situation, so hatten wir es 2002, dass wir in einen Deichabschnitt geschickt wurden zum Sandsackverbau und die Bereitschaftspolizei auf dem Feldweg stand und sagte, nein, (..) da können wir nicht hin, da steht so der Mob aus dem Ort, die haben irgendwie gemeint erfahren zu haben, dass UNSERE ORGANISATION hat ja irgendwo einen Deich gesprengt. Es wurde angenommen, wir möchten das dort tun, die verteidigen ihren Deich. Die standen tatsächlich mit Äxten, Mistgabeln und allem, was sie so hatten« (Betonung durch Autorinnen)

Ein anderer stimmt dem zu und ergänzt »dann werden THWler gefundenes Fresen, weil sie ohne Waffen sind.« D. h. die Bevölkerung, und die Spontanhelfenden, können sich oder ihr Hab und Gut durchaus als von den gesetzten Prioritäten im Handeln der Einsatzkräfte bedroht fühlen, was sich möglicherweise im Widerstand gegen Einsatzkräfte niederschlägt. Die große persönliche Motivation zu helfen und das Engagement jeder einzelnen Einsatzkraft sich im Vorfeld zu Einsätzen ausbilden zu lassen und sich für den konkreten Einsatz vom jeweiligen Arbeitgeber freistellen zu lassen, wird von der Bevölkerung nicht immer wahrgenommen, da mit der Uniform ein festes Angestelltenverhältnis – im ungünstigsten Fall mit einem unmotivierten nicht hinterfragten Dienst nach Vorschrift – gesehen wird. Kommen zudem noch Information dazu, wie die Aufgabe eines Deichs, womöglich zum (Sach-)Schaden anwohnender Bürger und Bürgerinnen, richtet sich die Wut über diese Entscheidung schnell gegen die vermeintlich verantwortlichen Einsatzkräfte.

In Bezug auf Spontanhilfeengagement der Bevölkerung allgemein, äußern sich die Einsatzkräfte sehr positiv über das Engagement und die Hilfsbereitschaft. Allerdings weisen sie auf zwei grundlegende Herausforderungen, die mit Spontanhilfeengagement verbunden sind: fehlende Kompetenz sowie fehlendes Führungsverständnis und Verantwortungsübernahme.

Fehlende Kompetenz: Aus Sicht der Einsatzkräfte sind Spontanhelfende nicht ausreichend über Gefahrenlagen informiert und können daher oft nicht eingesetzt werden. Es fehlt das Grundlagenwissen über Gefahren.

»Und wenn dann, ähm, so lieb sie auch war, jeden Abend das Ömchen vorbeigekommen ist und uns einen Korb Kekse vorgebracht hat, was also echt nett war, aber wenn die mir oben auf dem Deich stand, war meine Hauptaufgabe, die erst mal aus dem Gefahrenbereich raus zu kriegen«

Während die Landbevölkerung noch ein gewisses Maß an Verständnis für die Gefahrensituation und für Bewältigungsstrategien hat, trifft man in der Stadt, nach Einschätzung der Einsatzkräfte, häufiger auf ›Katastrophentouristen‹. In Schadenslagen mit überregionaler Reichweite kommen Helfende auch aus größeren Entfernungen, sodass die Spontanhelfenden nicht einmal mehr Ortskenntnisse mitbringen. Damit kann es schwierig werden (ein »*wahnsinniger Aufwand*« sein), überhaupt eine sinnvolle Tätigkeit für die Hilfwilligen zu finden. »*Und natürlich sind, wenn es jetzt nur um sowas geht wie, wie Sandsäcke hinstellen, da sind mir so viele Hände wie möglich sind mir absolut lieb, aber bei den meisten Aufträgen, die ich bis jetzt so in der Vergangenheit gekriegt habe, ist mir, so böse es klingt, jegliche Zivilperson einfach nur gnadenlos im Weg.*« Gleichzeitig scheint es vereinzelt schwierig zu sein, Hilfwillige wieder wegzuschicken. So berichten Einsatzkräfte, dass Spontanhelfende teils mit sinnlosen Tätigkeiten beschäftigt wurden, weil ein Einsatzleiter irgendwann entschied: »*Lass se machen. Sind se beschäftigt*«. Die fehlende Kompetenz führt zum Teil zu Fremd- oder Selbstgefährdung von Spontanhelfenden oder zu einer zusätzlichen Gefährdung von Einsatzkräften, die sich in kritische Situationen begeben müssen, um Spontanhelfende zu retten. Spontanhelfende erscheinen folglich eher als Belastung für Einsatzkräfte.

Führung und Verantwortungsübernahme: Ein weiterer Problemkomplex ergibt sich aus den Fragen der ›Führung und Verantwortung‹ von Spontanhelfenden, womit Fragen der Koordination sowie der Verantwortung und Versicherung einhergehen. Das Auftauchen von Spontanhelfenden ist eine Herausforderung. So zeigen verschiedene Äußerungen, dass Spontanhelfende zunächst als ein Faktor gesehen werden, der zwar unterstützen will und dessen Auftreten positiv zu bewerten ist, der aber auch bearbeitet und kontrolliert werden muss, um Probleme, Durcheinander und Chaos zu vermeiden – der also eine zusätzliche Arbeitsbelastung im Einsatz darstellt. So ist die Rede davon, dass Zivilisten (wie eine feindliche Armee) an einem Einsatzort ›eingefallen‹ seien. Unter solchen Umständen sei es für die Einsatzleitung kritisch, noch einen geordneten Einsatz herzustellen.

Spontanhelfende sind zudem außerhalb der Hierarchie- und Befehlsstrukturen: »*Die Leute ham se net im Griff. Die müssen koordiniert werden.*« Ihr Verhalten ist nicht kontrollierbar und nicht vorhersehbar:

»wenn ich dann merke, mh, das Loch (im Deich) krieg ich nicht mehr gestopft, und in der nächsten halben bis einer Stunde ist der Deich einfach durch, kann ich nicht sagen wie sonst, Leute, aufsitzen, weg, dann bin ich weg und dann ist gut, sondern ich kann ja die tausend Leute da nicht stehen lassen. Und wenn ich die anschreie

und sage, ihr müsst hier weg, das bricht gleich, bin ich mir hundertprozentig sicher, da fährt keiner weg«

Die Führung der Spontanhelfenden wird als sehr aufwendig empfunden, da keine Verbindlichkeit vorliegt, die Kommunikationsform der Einsatzkräfte (ggf. in Befehls- oder Auftragsform) nicht verstanden wird und die rechtliche Situation nicht transparent ist. Es erscheint unklar, wer für das Handeln der Spontanhelfenden am Einsatzort die Verantwortung übernimmt. Der gemeinsame Tenor ist, dass die Spontanhelfenden sinnvoll für beaufsichtigte einfache Arbeiten eingesetzt werden können; ist dies (aufgrund der Lage oder wegen fehlender Bereitschaft der Spontanhelfenden) nicht möglich, möchte man eher auf die Hilfe verzichten.

3.2 Umgang mit Spontanhelfenden

Die Einsatzkräfte beschreiben zwei unterschiedliche Strategien im Umgang mit den Spontanhelfenden: Eine Variante ist, die Helfenden zu anderen Organisationen zu schicken, die die Helfenden dann gegebenenfalls versichert einsetzen. Der Ruf nach dritten/übergeordneten Organisationen oder Einheiten, die die Spontanhelfenden steuern oder koordinieren, findet schnell Anklang: »*Und umso wichtiger ... dass/es halt im Prinzip irgendwo ein Organ gibt, der mir die ganzen freiwilligen Helfer vom Hals hält.*« Gelingt weder das Verweisen an eine andere Organisation noch das Wegschicken aus dem Schadensgebiet, erinnern sich Einsatzkräfte, ergibt sich das Problem der Logistik (Parksituation, Verpflegung, Material). Die zweite Variante ist, Spontanhelfende mit irgendeiner Aufgabe zu beschäftigen, die zwar wenig oder nichts zur Schadensbewältigung beiträgt, dafür sicherstellt, dass die Spontanhelfenden beschäftigt sind und das Gefühl haben, zu unterstützen.

Im Ergebnis erscheint es den Einsatzkräften als notwendig, sich stärker auf die mögliche Beteiligung von Spontanhelfenden in Einsatzlagen einzustellen. Das Ziel ist, mit den Helfenden so umzugehen, dass eine Störung des Einsatzablaufs minimiert wird. Das Ausschöpfen von Potenzialen der Spontanhilfebeteiligung gerät eher in den Hintergrund, gemäß dem Motto ›Wer richtig helfen will, schließt sich einer Einsatzorganisation an‹.

Schließlich wird in den Fokusgruppen deutlich, dass neben den beiden Herausforderungen der Kompetenz und Führung auch das Selbstverständnis der Einsatzkräfte durch Spontanhelfende und durch die mediale Aufmerksamkeit für Spontanhilfe herausgefordert wird:

»Also zum einen ist es auch mal/ Ich mein, als ehrenamtlicher Helfer hat man erst mal das Gefühl, dass man nicht mehr gebraucht wird. [...] man geht monatelang, jahrelang in die Ausbildung und will helfen, egal was es ist. Ähm, und da hat man das Gefühl, dass man dann nicht gebraucht wird und dass alles, was man so macht, einfach nichts ist, ja.«

Vor diesem Hintergrund wird verständlicher, warum für Spontanhelfende teils eher »niedere Arbeiten« als Einsatzmöglichkeiten gesehen werden. Schließlich haben sie vorher nicht ihre Freizeit investiert, um nun qualifiziert zu helfen.

Eine organisationsweite Strategie, die bereits Lösungen für die Integration von Spontanhilfe vorsieht, wird von einem Teil der FokusgruppenteilnehmerInnen eher skeptisch beurteilt. Schließlich ziehen die FokusgruppenteilnehmerInnen das Fazit, dass »jemand, der da keine persönliche Erfahrung mit dem Thema gemacht hat, der hat nur dieses negative Bild« (das durch Spontanhilfe das eigentliche Engagement überflüssig wird).

Aus den Fokusgruppendifkussionen lassen sich zwei grundlegende Narrative ableiten, die das Selbstverständnis der Einsatzkräfte auch in Bezug zur Bevölkerung prägen:

1. Wir sind die Helfer der Bevölkerung in Not.
2. Wer wirklich helfen will, lernt das von Grund auf, so wie wir.

Das institutionelle Gedächtnis bestärkt die Wahrnehmung der Bevölkerung als diejenigen, die um die Leistung der Einsatzkräfte wissen und diese auch achten. Das zweite Narrativ verweist nicht nur auf die häufig sehr starke persönliche Identifizierung mit der Tätigkeit als Einsatzkraft, sondern auch auf die elementare Bedeutung des strukturierten Erlernens der notwendigen Fähigkeiten.

Im folgenden Abschnitt zeigen wir die Wahrnehmung über Spontanhelfende in Bezug auf zwei konkrete Einsatzlagen. Hierbei untersuchen wir auch, inwiefern die (kollektive) Erinnerung, die im institutionellen Gedächtnis verankert ist, auch das aktuelle Handeln der Einsatzkräfte prägt.

Fall 1 repräsentiert eine Schadenlage nach einem Sturm: Aufgrund des Sturms entstand ein beachtlicher Schaden, u. a. durch zahlreiche entwurzelte oder umgestürzte Bäume und abgebrochene Äste und eine lahmgelegte Infrastruktur. Noch am Abend des Sturmtages gründete ein Bürger eine Facebook-Gruppe, um die unkoordinierte Hilfe und Hilfsbedarfe Einzelner zu vereinfachen und so beim Beseitigen der Schäden zu helfen. Die einzelnen Bürger und Bürgerinnen haben sich mit ihren Nachbarn verabredet und sind die Nachbarstraßenzüge entlang gezogen, um dort zu helfen. Auf diese Weise entstanden Bürgergruppen, die

ihre Aktivitäten über Facebook teilten und teils organisierten. Schnell bildete sich ein ›Orga-Team‹, das die Aktivitäten der verschiedenen Gruppen koordinierte und später die Teams mit Verpflegung und Ausrüstung versorgte sowie Regeln für die Arbeiten vermittelte und umsetzte. Die Abstimmung mit offiziellen Behörden wurde gesucht, entstand aber nicht.

Im Fall 2 fegte ein Tornado durch einen Ort. Aus Erfahrung war für den verantwortlichen Einsatzleiter schnell klar, dass bei dem vorhergesagten guten Wetter in Kombination mit den anstehenden freien Tagen die Beteiligung von Spontanhelfenden zu erwarten war. Er ließ daraufhin an einer zentralen Stelle ein rotes Zelt aufbauen und kommunizierte über verschiedene Medien, dass sich alle Spontanhelfenden im roten Zelt mit ihren Kontaktdaten, Fähigkeiten und Ressourcen registrieren lassen sollten. Die ankommenden Spontanhelfenden nutzten diesen zentralen Anlaufpunkt. Gleichzeitig sollten sich betroffene Bürger und Bürgerinnen im Zelt mit ihren Bedarfen melden. Die Spontanhelfenden wurden dann in kleinen Gruppen einer Einsatzkraft zugeordnet und übernahmen unter Leitung der Einsatzkraft Arbeiten im Einsatzgebiet. Die Fahrt zum Einsatzort und zurück erfolgte über einen dafür eingerichteten Shuttle-Service. Die Einsatzleitung war über die zugeordnete Einsatzkraft immer über relevante Entwicklungen vor Ort informiert.

Um die folgenden Interviewzitate besser einordnen zu können, gibt Tab. 1 eine kurze Darstellung der Fallcharakteristika wieder.

Themen, die sich in allen Interviews wiederfanden, waren die wahrgenommenen Eigen- und Fremdbilder, Herausforderungen und Lösungsansätze in

Tab. 1 Fallüberblick

Fall	Engagement der Spontan- helfenden für Einsatzleitung	Aufgaben- verteilung der Spontan- helfenden	Konflikte	Zusammen- arbeit mit Einsatz- organisation
Fall 1: Sturm- schäden	überraschend	Selbst organisier- tes Arbeiten	Spontanhelfende bringen sich in Gefahr, Meine Baustelle/Deine Baustelle	individuelle Zusammen- arbeit
Fall 2: Sturm- schäden	erwartet	Organisiert durch Einsatz- organisation	Vereinzelt: Spontanhelfende halten sich nicht an Führung	Offiziell inte- griert

Quelle: Eigene Zusammenstellung

der gemeinsamen Lagebewältigung mit Spontanhelfenden. Diese werden im Folgenden ausführlicher illustriert.

Das wahrgenommene Fehlen einer rechtlichen Verantwortung für die Integration von Spontanhilfe, das Fehlen einer Struktur und Sensibilität für Führung innerhalb der Spontanhilfe und einer Einsatzkompetenz war aus Sicht der Einsatzkräfte am hinderlichsten im Einsatz. Dies trat in Fall 1 besonders deutlich hervor, wo die Einsatzkräfte vom Phänomen Spontanhilfe völlig überrascht wurden und kein Referenzeinsatz präsent war, aus dem Einsatzkräfte einen geeigneten Umgang mit Spontanhilfe hätten ableiten können. Die Routine der Einsatzkräfte für den Umgang mit Bürgern und Bürgerinnen bestand darin, diese ggf. zu beruhigen und aus dem Gefahrenbereich zu entfernen. Unterstützung mit Speisen und Getränke wurde dankbar angenommen.

Während die Einsatzkräfte nun ihren Einsatz ›abarbeiteten‹ und die Priorisierung von Maßnahmen entsprechend der Vorgaben umsetzten, entwickelte sich bei den Bürgern und Bürgerinnen der Eindruck, dass es nicht schnell genug ginge, die falschen Prioritäten in der Einsatzbewältigung gesetzt wurden oder dass man selbst einen wertvollen Beitrag zur schnelleren und/oder besseren Bewältigung hätte leisten können. Menschengruppen boten Einsatzkräften ihre Hilfe an. Dies stellte einzelne Einsatzkräfte vor ein Dilemma. Während Hilfe willkommen war, waren die rechtliche Absicherung einer Hilfsleistung aus der Bevölkerung und die Qualifikation der Bürger und Bürgerinnen unklar.

»Ähm äh und insbesondere hat man damit Probleme, äh denen Ausstattung zu übereignen, weil also die Haftung dafür doch relativ äh eng hier in Deutschland gesetzt ist, ne?«

Die Spontanhelfenden organisierten sich in Teams, häufig mit lokalem Bezug zu ihrem Stadtteil, und suchten sich selbstständig Plätze, an denen sie helfen konnten. Ihre Hilfe bestand zum großen Teil darin, Sturmholz zu beseitigen, Gefahrenquellen (zum Beispiel durch teilabgebrochene Äste) zu eliminieren und Straßen und Wege frei zu räumen. Hier kam es erneut zu Konflikten, wenn der Einsatzort nach Einschätzung von Einsatzkräften zu gefährlich war, die Spontanhelfenden unpassende Werkzeuge oder Schutzvorkehrungen nutzten, Einsatzstellen nicht ausreichend weiträumig abgesperrt waren oder die Einsatzkräfte selbst für die ordnungsgemäße Abarbeitung genau dieses Ortes eingeteilt waren und diese Aufgaben nun nicht (mehr) wahrnehmen konnten.

Grundregeln der Einsatzkräfte, zum Beispiel dass die jeweilige führende Einsatzkraft bestimmt was wie und bis wann gemacht wird, waren für die Spontanhelfenden nicht verbindlich. Weitere Konflikte in Fall 1 entstanden, weil

Spontanhelfende kamen und gingen, wie sie wollten und sich nur bedingt anleiten ließen.

»Wir haben ja auch inhaltlich keine Linie gefunden [...] und das war dann auch in der Kommunikation mit diesen Gruppen durchaus eine Herausforderung.«

Ohne erkennbare Struktur der Spontanhilfe schienen Absprachen unmöglich zu sein. Das führte zu einer Höherbewertung des mit einer Zusammenarbeit potenziell verbundenen rechtlichen Risikos und schließlich zu einer Ablehnung der Kooperation, auch auf die Gefahr hin, wertvolle Ressourcen zur Einsatzbewältigung nicht zu nutzen:

»Wir haben halt irgendwann im Stab auch diskutiert, äh ja, kann man die Spontanhelfer nu/ sollen wir, sollen wir sie einsetzen oder nicht, oder/ [...], dass man halt hm sich dazu entschieden hat, dann also, dass wir da auf keinen Fall hingehen und denen Einsatzstellenstellen zur Verfügung stellen.«

Die Zusammenarbeit zwischen Einsatzkräften und Spontanhelfenden kam dennoch zustanden, allerdings nur informell, zum Beispiel aufgrund persönlicher Bekanntschaften. Da sich die Lagebewältigung über mehrere Wochen hinzog, ergaben sich schließlich Koordinationsaktivitäten seitens der Stadt mit der Spontanhilfe.

Fall 2 ereignete sich zeitlich nach dem ersten Fall. Das organisationale Erinnern an Lagen, wie in Fall 1, hatte bereits zu einer höheren Sensibilität bezüglich des Phänomens in den Einsatzorganisationen geführt. Folglich antizipierte die Einsatzleitung aufgrund des bevorstehenden langen Wochenendes bei gutem Wetter das Engagement von Spontanhelfenden. Die Einsatzleitung organisierte einen Prozess der Integration, der es erlaubte die Fähigkeiten und Ressourcen (zum Beispiel Material) der Spontanhelfenden zu erfassen und diese gezielt zu Einsatzorten zu bringen, wo sie helfen konnten. Durch die Zuteilung von Spontanhelfenden zu Einsatzkräften konnte sowohl die Aufnahme der helfenden Tätigkeit als auch das Beenden der Spontanhilfe und die dazu gehörigen logistischen Prozesse von den Einsatzkräften besser geplant werden.

Zentrale Elemente der Führungsstruktur waren zum Beispiel die Etablierung eines Zufahrtsweges durch den Shuttlebus und die Einrichtung eines zentralen ›Meldekopfes‹, eines zentral erkennbaren Informationspunktes für alle Helfer.

»Und für die ganzen im Prinzip komplett ungebundenen Helfer, die jetzt als Manpower kommen, hat man dann eben auch Aufgaben. Das hat sich dann im Laufe des Einsatzes auch so entwickelt, dass wir gesagt haben: ›Jetzt machen wir einen

Shuttlebus [...]« Da kommen neun Leute und ein Feuerwehrler mit einem Funkgerät rein. Dann sind sie nämlich in der Kommunikationsstruktur eingebunden.«

»... wo man natürlich dann gerade zu zivilen Laien und Spontanhelfern, ungebundenen Helfern da den Kontakt eigentlich ja nur persönlich aufbauen kann. Also immer nur über Melder und diese Informationen, da muss man halt dann auch mal unterwegs sein und dann eben einen Melder auch hinschicken oder einen Shuttlebus, wie wir es gehabt haben, Shuttlebus für Spontanhelfer.«

»Wir hatten ja dann irgendwie über diesen Brückentag die Befürchtung, wir werden hier überrollt. Könnte passieren. Jetzt ist es nachts. Morgen früh Brückentag, schönes Wetter, [große Stadt] in der Nähe, ganz viele wollen helfen, zig Hilfsangebote. [...]Da haben wir dann unser Infozelt auch mit eingesetzt.«

Dennoch kam es auch in Fall 2 zu Konflikten:

»Aber es war nicht immer so, dass die sagen, sie gehen dann wieder zurück und warten, bis wir wieder einen Auftrag haben, sondern die sind halt durch die Ortschaft durchgelaufen, haben sich halt irgendwo anders angeboten.«

Die Unerfahrenheit und das mangelnde Wissen zur Einsatzbewältigung bei Spontanhelfenden waren aus Sicht der Einsatzkräfte mit zahlreichen Risiken und Behinderungen in der Einsatzabarbeitung verbunden:

»Da geht es vom Schuhwerk schon los, da geht es vom Helm oder, egal, Handschuhe oder so was, das ist ganz schwierig. ... da kommt die ganze Familie, da kommen dann auch noch andere Nachbarn oder wo weiter weg und die steigen auf dem Dach umeinander, wo man sagt, das gibt es gar nicht, wie soll das funktionieren? Doch da war ja gar keine Chance, die irgendwie runterzuholen. Du konntest eigentlich nur beten und sagen, hoffentlich passiert nichts. Es ist schwierig.«

Die vorgestellten Zitate geben auch einen Einblick in das Verständnis der Einsatzkräfte, wie in komplexen Schadenslagen zu agieren ist. Aufgrund ihrer Ausbildung und Erfahrung aus vorherigen Einsätzen sind Einsatzkräfte stark von der hierarchischen Organisationsstruktur mit klaren Kompetenzen und Verantwortungen sowie von regelhaften Abläufen und Routinen geprägt. Einsätze sollten demnach strukturiert abgearbeitet werden; jeweils eine Führungsperson trägt die Verantwortung für die Priorisierung und Abarbeitung von Aufgaben. Aufgaben selbst werden soweit möglich entsprechend der bestehenden Vorgaben erledigt. Improvisation ist in einem bestimmten Rahmen erwünscht, wenn eine komplett regelkonforme Abarbeitung nicht möglich ist.

Weil beide Charakteristika zumindest nicht in Gänze bei Spontanhelfenden anzutreffen oder nicht ausreichend nachvollziehbar für Einsatzkräfte sind, entstehen Konflikte oder zumindest starke Herausforderungen im gemeinsamen Umgang. Insbesondere die Kommunikation von Einsatzkräften zu Spontanhelfenden wurde in Fall 2 auf den Umstand angepasst, dass Spontanhelfende eben nicht in ›Command-and-Control‹-Strukturen ausgebildet sind, und dies ggf. auch nicht ihrem Hilfsverständnis entspricht.

»wie muss ich jetzt mit den Leuten reden, damit sie das sozusagen dann tun, was man gern hätte oder so? So bisschen gezielt denen, ja, so eine Art Einsatzauftrag geben dann halt für Spontanhelfer oder so, das kann ich jetzt nicht mit ›Einheit, Auftrag, Mittel, Ziel, Weg‹ kommen, aber man hat es halt tatsächlich mal versucht, also: ›Geht da und da hin durch die und die Straße zu dem Haus und schaut, ob ihr dem helfen könnt, sein Dach wieder einzudecken‹, so, ja.«

»Also es gab welche, für die war das tatsächlich schwer, wo hinzugehen und sich aktiv anzubieten. Die mussten wir dann so tatsächlich ein bisschen, klingt blöd, an der Hand nehmen und sagen: ›Hier, jetzt gehen wir halt miteinander dahin‹.«

Durch die auch für Spontanhelfende erkennbare und transparente Struktur und durch die angepasste Kommunikation ergab sich ein anderer Umgang und von Beginn an eine geeignetere Führungsstruktur, die Probleme wie in Fall 1 nicht aufkommen ließ. Hier zeigt sich, dass die Spontanhelfenden und die Zusammenarbeit mit ihnen positiv(er) wahrgenommen wird, wenn Einsatzkräfte sich im Vorfeld auf diese Zusammenarbeit vorbereiten (können) und während eines Einsatzes Absprachen treffen und koordinieren. Deutlich wird auch, dass sich Einsatzkräfte durchaus der Fähigkeiten von (einigen) Spontanhelfenden bewusst sind beziehungsweise dies in Einsätzen gelernt haben:

»Das war auch, glaube ich, der Schlüssel für die zivilen Spontanhelfer. [...]Bürger-telefon gibt nicht Informationen raus, sondern sammelt Informationen, registriert nach Fähigkeiten: Was können die Leute leisten? Und auf der anderen Seite haben wir einen entsprechend großen Meldekopf, also alle Zufahrtswege, alle nur über den Sammelplatz für Spontanhelfer, für Fachleute und so weiter.«

»[...] ziviler, ungebundener Spontanhelfer reicht ja von hochqualifizierten Kräften, die man perfekt brauchen kann wie Zimmerer und Zimmerleute, bis hin zu Leuten, die halt einfach kommen und helfen, aber selbst, egal, selbst wenn es die Krankenschwester ist, die den dementen Opa mal durch die Ortschaft führt, dass der begreift, was Sache ist, dann ist das genauso wichtig wie Leute mit VW-Bussen, die der Familie XY helfen umzuziehen, weil ihr Haus nicht mehr bewohnbar ist. Und

hier, das ist eigentlich eine ganz tolle Geschichte, und da fand ich das ein sehr, sehr spannendes Erlebnis zu sehen, dass da echt jeder mit dabei ist und mithilft.«

Die Zitate zeigen, dass nun die Spontanhelfenden oder Zivilbevölkerung zwar weiter als das Andere zur eigenen Organisationskultur wahrgenommen wird, aber dass sich mit der positiven Erfahrung in der Zusammenarbeit die Sprache über Spontanhilfe ändert und das Potenzial von Spontanhilfe eher mit in die Bewertung einfließt. So wurde in allen Interviews seitens der Einsatzkräfte die große Hilfsbereitschaft der Spontanhelfenden lobend hervorgehoben. Dieses Engagement beeindruckte Einsatzkräfte, auch wenn sie aufgrund zahlreicher damit verbundener Herausforderungen teils eher ein strukturiertes Engagement (zum Beispiel im Rahmen eines ehrenamtlichen Engagements) wünschen würden.

»Extrem positiv. Also beginnt mit der Nachbarin von der Einsatzleitung, die uns, glaube ich, 800.000 Liter Kaffee gekocht hat für unseren Führungsstab. Also vom Kuchen und Zeug, was alles kommt. Also da merkt man dann doch wirklich, super-nette Bevölkerung, wahnsinnig viele Helfer, auch sehr, sehr viele Hilfsangebote. Und das war schon, schon faszinierend zu sehen, dass da echt jeder anpackt und mithilft.«

»Also das Positivste war einfach die Zusammenarbeit mit der Bevölkerung und die Hilfsbereitschaft.«

Die beiden Fallbeispiele verdeutlichen den Widerspruch zwischen dem institutionellen Narrativ, dass Einsatzkräfte die Helfer sind und die Bevölkerung die Hilfe empfängt oder Helfende sich an die Regeln der Organisation halten und dem tatsächlichen Erleben der Bevölkerung in Einsatzlagen. Während eine Akzeptanz und Wertschätzung für das Engagement der Bevölkerung in beiden Fällen vorhanden ist, prägt das zweite Narrativ das tatsächliche Handeln viel stärker. Die erlernten Fähigkeiten und Routinen, insbesondere zur Führung geben den Einsatzkräften so viel Handlungsfähigkeit in der Bewältigung, dass ein Arbeiten außerhalb dieser Führungsstruktur nicht akzeptabel erscheint. In Konsequenz führt dies in Fall 1 zu starken Konflikten und keiner Zusammenarbeit und in Fall 2 zu einer geplanten und dauerhaft gesteuerten Integration der Spontanhilfe in die Führungsstruktur. Zum anderen zeigen die beiden Fälle, dass prägende Erlebnisse, wie das unerwartete Auftreten der Spontanhilfe in Fall 1 schnell einen Weg in das kollektive Gedächtnis finden und zu einer Anpassung von Vorgehensweisen in der Lagebewältigung, wie in Fall 2 führen. Das fehlende Einsatzwissen der Bevölkerung zur Lagebewältigung kann dann zum Beispiel dadurch

aufgefangen werden, dass eine anleitende Einsatzkraft das Bevölkerungsengagement lenkt. Durch die Struktur wird dem zweiten oben vorgestellten Narrativ entsprochen.

4 Schlussfolgerungen

Es wird deutlich, dass Einsatzkräfte die Bevölkerung eher in einer Opferrolle vermuten, oder anders formuliert, Einsatzkräfte sehen sich als die Helferinnen und Helfer, die dann kommen, wenn die Bürger und Bürgerinnen sich selbst nicht mehr helfen können. Die für den Einsatz dankbare Bevölkerung zeigt sich mit Kaffee, Kuchen und Worten der Dankbarkeit erkenntlich und das ist der schönste Lohn einer Einsatzkraft. Ist nun die Bevölkerung in einer Einsatzlage weiter aktiv, sorgt dies zunächst für Konflikte, die in Folge auch zu Motivations-schwierigkeiten seitens der Einsatzkräfte führen können. Einsatzkräfte haben keine Handhabung und kein Training für den Umgang mit Bürgerinnen und Bürgern, die über die Einsatzstrategie sprechen möchten, oder die sich selbst einbringen möchten, um die Lage besser, schneller oder den eigenen Prioritäten nach abzarbeiten. Die Erinnerung an vorherige Fälle mit Spontanhelfenden, die sich und andere in Gefahr brachten, bestärkt dann eher sowohl Stress als auch negative Assoziationen. Gerade Erinnerungen an durch Spontanhelfende ausgelöste oder verstärkte Gefahren stehen dem Ziel eines jeden Einsatzes sowie dem jahrelang eingeübten Selbstverständnis von Einsatzkräften zur Entfernung und Bewältigung von Gefahren und zur Herstellung von Sicherheit grundsätzlich entgegen. Sie können sich somit stark auf zukünftige Einsätze auswirken.

Das was vornehmlich die Organisationskultur von Einsatzkräften prägt – wie Selbstverständnis, Struktur, Befehlsketten, Führungsverständnis, nötige Erfahrung, Kompetenz und Routinen sowie die (so lang wie nötige) Verantwortungübernahme – steht in Teilen der ›Natur‹ von Spontanhelfenden und damit der guten Zusammenarbeit mit ihnen in der Schadensbewältigung, so wie es Einsatzkräfte gewohnt sind, entgegen. Neben den Erfahrungen, Vorgehensweisen und Routinen zeigen sich teils divergierende Sichtweisen, Prioritäten-setzungen und Bedürfnisse. Hinzu wirken bei Einsatzkräften die Erinnerungen aus vorherigen Einsatzlagen. Andererseits wird das übergeordnete Ziel einer effizienten Schadensbewältigung von Einsatzkräften und Spontanhelfenden geteilt. Dafür können die Potenziale von Spontanhelfenden, wenn darauf vorbereitet und genutzt, ein wertvoller Beitrag sein.

Da das Lernen in Ausnahmesituationen aufgrund des Katastrophenkontextes aber besonders nachhaltig zu sein scheint, sind jeweils die am stärksten

belastenden Situationen in einem Einsatz und die prägnanten entlastenden Situationen maßgeblich für das Handeln in zukünftigen Einsätzen. Die kollektive Erinnerung zu den Einsatzerfahrungen prägt das ›Wissen‹ dazu, wie der nächste Einsatz zu bewältigen ist. Negative Erfahrungen mit Spontanhelfenden, zum Beispiel zu den durch sie zusätzlich aufgetretenen Problemen, wirken dann möglicherweise wie ein Warnschild vor der nächsten Zusammenarbeit mit Spontanhelfenden. Positive Erfahrungen fördern dagegen die Idee einer solchen Zusammenarbeit und damit auch die Möglichkeiten von Planung und Vorbereitung solcher Kooperationen bereits lange vor einem Einsatz oder aber während sich eine konkrete Einsatzlage entwickelt.

Bestimmte Faktoren begünstigen eine positive, effektive Zusammenarbeit. Gelingt es Einsatzkräften, das Aufkommen von Spontanhilfe zu antizipieren und sowohl eine transparente Führungsstruktur als auch eine angepasste Kommunikation mit Spontanhelfenden von Beginn an mitzudenken und aufzubauen, können damit Ursachen für Konflikte (fehlende Kompetenz und Führbarkeit) abgeschwächt werden. Das Potenzial von Spontanhilfe kann dann besser erkannt und genutzt werden. Die Erinnerung und Wahrnehmung von Spontanhilfe fällt damit deutlich positiver aus. Gerade bei Organisationen, die stark auf Routine und in Hierarchien ausgerichtet sind, werden nicht erwartete Phänomene zur großen Herausforderung. Etablierte Wahrnehmungsmuster beschränken zunächst die als geeignet erachteten Handlungsoptionen. Durch rechtliche Unsicherheit wird die Bereitschaft in der Situation zu improvisieren weiter beschränkt. Gelingt es, zum einen die Unsicherheit durch klare definierte Handlungsgrenzen zu reduzieren und zum anderen durch einen offenen Erfahrungsaustausch neue Handlungsoptionen kennen zu lernen, können sich Wahrnehmungsmuster verändern. Positive Erinnerungen können so gefördert werden, was wiederum spätere Kooperationen mit Spontanhilfe positiver gestalten lässt.

Literatur

- Apelt, Maja. 2014. Organisationen des Notfalls und der Rettung-Eine Einführung aus organisationssoziologischer Perspektive. In Organisationen und Experten des Notfalls Zum Wandel von Technik und Kultur bei Feuerwehr und Rettungsdiensten, Hrsg. Markus Jenki, Nils Ellebrecht, und Stefan Kaufmann. Zivile Sic. Berlin: LIT.
- Aradau, Claudia, und Rens van Munster. 2011. *Politics of catastrophe: Genealogies of the unknown*. PRIO New Security Studies. Abingdon: Routledge.
- Barsky, Lauren E., Joseph E. Trainor, Manuel R. Torres, und Benigno E. Aguirre. 2007. Managing volunteers: FEMA's urban search and rescue programme and interactions with unaffiliated responders in disaster response. *Disasters* 31 (4): 495–507. <https://doi.org/10.1111/j.1467-7717.2007.01021.x>.

- Bechky, Beth A., und Gerardo A. Okhuysen. 2011. Expecting the unexpected? How SWAT officers and film crews handle surprises. *Academy of Management Journal* 54 (2): 239–261.
- Bigley, Gregory A., und Karlene H. Roberts. 2014. The incident command system: High-reliability organizing for complex and volatile task environments. *Academy of Management Journal* 44 (6): 1281–1299.
- Boin, Arjen, und Fredrik Bynander. 2015. Explaining success and failure in crisis coordination. *Geografiska Annaler, Series A: Physical Geography* 97 (1): 123–135. <https://doi.org/10.1111/geoa.12072>.
- Caruth, Cathy. 1996. *Unclaimed experience: Trauma, narrative, and history*. Baltimore, MD: Johns Hopkins University Press.
- Chandler, David, und Julian Reid. 2016. *The neoliberal subject: Resilience, adaptation and vulnerability*. London: Rowman & Littlefield.
- Dimbath, Oliver, und Michael Heinlein. 2014. *Die Sozialität des Erinnerns Beiträge zur Arbeit an einer Theorie des sozialen Gedächtnisses*. Wiesbaden: Springer VS.
- Drabek, Thomas E., und David A. McEntire. 2002. Emergent phenomena and multiorganizational coordination in disasters: Lessons from the research literature. *International Journal of Mass Emergencies and Disasters* 20 (2): 197–224.
- Dynes, Russell R. 1970. *Organized behavior in disaster*. Lexington: Heath Lexington Books, DC Health and Company.
- Dynes, Russell R. 1994. Community emergency planning: False assumptions and inappropriate analogies. *International Journal of Mass Emergencies and Disasters* 12 (2): 66–95.
- Edkins, Jenny. 2002. Forget trauma? Responses to September 11. *International Relations* 16 (2): 243–256.
- Erickson, Kai. 1994. *A new species of trouble. Explorations in disaster, trauma, and community*. New York: Norton.
- Fernandez, Lauren S., Joseph A. Barbera, und Johan R. Van Dorp. 2006. Strategies for managing volunteers during incident response : A systems approach, Homeland Security Affairs. 2(3) 1–15.
- Giebel, Daniela. 2012. *Integrierte Sicherheitskommunikation: Zur Herausbildung von Unsicherheitsbewältigungskompetenzen durch und in Sicherheitskommunikation*. Münster: LIT.
- Gray, Peter, und Kendrick Oliver. 2004. *The memory of catastrophe*. Manchester: Manchester University Press.
- Harrald, John R. 2006. Agility and discipline: Critical success factors for disaster response. *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science* 604 (1): 256–272. <https://doi.org/10.1177/0002716205285404>.
- Herschinger, Eva, und Judith Renner. 2014. Einleitung: Diskursforschung in den Internationalen Beziehungen. In *Diskursforschung in den Internationalen Beziehungen*, Hrsg. Eva Herschinger und Judith Renner, 9–35. Baden-Baden: Nomos.
- Helsloot, Ira, und Arnaut Ruitenbergh. 2004. Citizen response to disasters: A survey of literature and some practical implications. *Journal of Contingencies and Crisis Management* 12 (3): 98–111. <https://doi.org/10.1111/j.0966-0879.2004.00440.x>.

- Kendra, James M., und Tricia Wachtendorf. 2003. Elements of resilience after the world trade center disaster: Reconstituting New York city's emergency operations centre. *Disasters* 27 (1): 37–53.
- Kusumasari, Bevaola. 2012. Network organisation in supporting post-disaster management in Indonesia. *International Journal of Emergency Services* 1 (1): 71–85. <https://doi.org/10.1108/20470891211239326>.
- Majchrzak, Ann, L. Sirkka Jarvenpaa, und B. Andrea Hollingshead. 2007. Coordinating expertise among emergent groups responding to disasters. *Organization Science* 18 (1): 147–161. <https://doi.org/10.1287/orsc.1060.0228>.
- Majchrzak, Ann, und Philip More. 2011. Emergency! Web 2.0 to the rescue! *Communication of the ACM* 54 (4): 125–132.
- McDonald, Matt. (2015). »Ecological Security«, *E-International relations*, 28 November 2015. <http://www.e-ir.info/2015/11/28/ecological-security/>. Zugegriffen: 29. März 2018.
- McLennan, Blythe, Joshua Whittaker, und John Handmer. 2016. The changing landscape of disaster volunteering: Opportunities, responses and gaps in Australia. *Natural Hazards* 84 (3): 2031–2048. <https://doi.org/10.1007/s11069-016-2532-5>.
- Moller, Sabine. 2010. *Erinnerung und Gedächtnis*, Version: 1.0 (12. April). http://www.docupedia.de/zg/Erinnerung_und_Ged%C3%A4chtnis/http://docupedia.de/zg/Erinnerung_und_Ged.C3.A4chtnis?oldid=122891. Zugegriffen: 29. März 2018.
- Moulton, Sunday M. 2015. How to remember: The interplay of memory and identity formation in post-disaster communities. *Human Organization* 74 (4): 319–328. <https://doi.org/10.17730/0018-7259-74.4.319>.
- Müller-Mahn, Detlef. 2007. Perspektiven der geographischen Risikoforschung. *Geographische Rundschau* 59 (10): 4–11.
- Neal, David D., und Brenda D. Phillips. 1995. Effective emergency management: Reconsidering the bureaucratic approach. *Disasters* 19 (4): 327–337. <https://doi.org/10.1111/j.1467-7717.1995.tb00353.x>.
- Olick, Jeffrey K. 2008. From collective memory to the sociology of mnemonic practices and products. In *Cultural memory studies: An international and interdisciplinary handbook*, Hrsg. Astrid Erll und Ansgar Nünning. New York: De Gruyter.
- Palen, Leysia, Sarah Vieweg, Jeannette Sutton, Sophia B. Liu und Amanda Hughes. 2007. Crisis informatics: Studying crisis in a networked world. In *Third International Conference on e-Social Science*. Ann Arbor, Michigan.
- Quarantelli, Enrico L. 1988. Disaster crisis management: A summary of research findings. *Journal of Management Studies* 25 (4): 373–385.
- Quarantelli, Enrico L. 1994. Emergent Behaviors and Groups in the Crisis Time Periods of Disaster: Preliminary paper. *University of Delaware, Disaster Research Center Working Paper* 206. <http://udspace.udel.edu/handle/19716/591>.
- Reuter, Christian. 2016. The self-organization of digital volunteers across social media: The case of the 2013 european floods in Germany. *Homeland Security & Emergency Management* 13 (1): 137–166. <https://doi.org/10.1515/jhsem-2015-0063>.
- Rodriguez, Havidán, Joseph Trainor, und Enrico L. Quarantelli. 2006. Rising to the challenge of a catastrophe: The emergent and prosocial behavior following Hurricane Katrina. *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 604:82–101.

- Rumelili, Bahar. 2015. Identity and desecuritization: The pitfalls of conflating ontological and physical security. *Journal of International Relations and Development* 18:52–74.
- Schakel, JanKees, C. van Paul Fenema, und Samer Faraj. 2016. Shots fired switching between practices in police work. *Organization Science* 27 (2): 391–410.
- Schröder, Anja, und Daniel Geiger. 2014. Katastrophenmanagement Grundlagen, Fallbeispiele und Gestaltungsoptionen aus betriebswirtschaftlicher Sicht. In Springer Gabler, Hrsg. von Oskar Grün und Andrea Schenker-Wicki, 1. Aufl., 284. Springer Gabler: Wiesbaden.
- Sebald, Gerd, und Jan Weyand. 2011. Zur Formierung sozialer Gedächtnisse. *Zeitschrift für Soziologie* 40 (3): 174–189.
- Seifert, Claudia. 2007. Improving disaster management through structured flexibility among frontline responders. In *Communicable crises: Prevention, response, and recovery in the global arena*, Hrsg. Deborah Gibbons, 83–136. Charlotte: IAP Information Age Publishing Inc.
- Skar, Marit, Maria Sydnæs, und Kristoffer Sydnæs. 2016. Integrating unorganized volunteers in emergency response management. A case study. *International Journal of Emergency Services* 5 (1): 52–65. <https://doi.org/10.1108/IJES-04-2015-0017>.
- Stallings, Robert, und Enrico L. Quarantelli. 1985. Emergent citizens groups and emergency management. *Public Administration Review* 45:93–100.
- Steiner, Christian, und Andreas Thimm. 2009. Von Naturereignissen zu Naturkatastrophen soziale, wirtschaftliche und politische Implikationen der Krisenentstehung in der Dritten Welt? In *Katastrophen in der Dritten Welt*, Hrsg. Günter Meyer, Christian Steiner, und Andreas Thimm, 7–17. Mainz: Interdisziplinärer Arbeitskreis Dritte Welt.
- Strandh, Veronica, und Niklas Eklund. 2017. Emergent groups in disaster research: Varieties of scientific observation over time and across studies of nine natural disasters. *Journal of Contingencies and Crisis Management* 00:1–9.
- Team Österreich. <https://www.teamoesterreich.at/toe/>. Zugegriffen: 29. Mai 2018.
- Voss, Martin. 2006. *Symbolische Formen: Grundlagen und Elemente einer Soziologie der Katastrophe*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839405475-001>.
- Wagner, Ulbert, und Christoph Butenschön. 2014. Zur Entwicklung des Gegenübers. Sozialpsychologische Ursachen von Intergruppenkonflikten. *W&F Wissenschaft und Frieden* 32 (1): 6–9.
- Waugh, William L., und Gregory Straib. 2006. Collaboration and leadership for effective emergency management. *Public Administration Review* 66 (1): 131–140. <https://doi.org/10.1111/j.1540-6210.2006.00673.x>.
- Weick, Karl E. 1993. The collapse of sensemaking in organizations: The mann gulch disaster. *Administrative Science Quarterly* 38 (4): 628. <https://doi.org/10.2307/2393339>.
- Weick, Karl E., und Kathleen M. Sutcliffe. 2007. *Managing the unexpected: Resilient performance in an age of uncertainty*. San Francisco: Jossey-Bass, John Wiley & Sons.
- Whittaker, Joshua, Blythe McLennan, und John Handmer. 2015. A review of informal volunteerism in emergencies and disasters: Definition, opportunities and challenges. *International Journal of Disaster Risk Reduction* 13:358–368. <https://doi.org/10.1016/j.ijdrr.2015.07.010>.
- Wood, Nancy. 1999. *Vectors of memory: Legacies of trauma in postwar Europe*. Oxford: Berg.
- Zerubavel, Eviatar. 2003. *Time maps. Collective memory and the social shape of the past*. Chicago: The University of Chicago Press.

Christine Carius, MSocEcS, forscht an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Professur für Technologiemanagement zu Organisationsentwicklung. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Organisationen und ihre Innovationsfähigkeit im Katastrophenkontext und neue Organisationsformen im Gesundheitswesen.

Dr. phil. Sybille Reinke de Buitrago, ist Projektmanagerin und -koordinatorin im Projekt VIDEOSTAR – Videobasierte Strategien gegen Radikalisierung an der PolAk Niedersachsen. Sie ist außerdem Non-Resident Fellow am IFSH. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Internationale Beziehungen und Außen- und Sicherheitspolitik, insbesondere die Interaktion von Identität, Wahrnehmung, Emotionen und Diskurs im sicherheitspolitischen Handeln.

Rationalistische Zerrbilder. Konsequenz- und Angemessenheitslogik in Katastrophenerinnerungen am Beispiel der NSU- Untersuchungsberichte

Henrik Dosdall

1 Einleitung¹

Eine zentrale Problematik in der Analyse von Katastrophen liegt darin, dass sich katastrophale Ereignisse nur schwer in ihrem Entstehen beobachten lassen, da sie kaum prognostizierbar sind. Dies trifft erkennbar auf technische Unfälle zu, aber natürlich auch auf katastrophale Ereignisse abseits technischer Systeme – und dies obgleich der überwiegenden Mehrheit solcher Ereignisse eine relativ lange Inkubationszeit vorausgeht (Turner 1976, 1978; Vaughan 1996). Aber auch ungeachtet dieser Problematik ließe sich zurecht fragen, wie gut sich Finanzkrisen, Flugzeugabstürze oder das Versagen polizeilicher Ermittlungen der Position einer singulären Beobachterin oder eines singulären Beobachters erschließen. Zumal das direkte Beobachten durch Katastrophenbetroffene oftmals stressbedingten Wahrnehmungsverengungen unterworfen ist (Weick 1983; Turner

¹Ich danke den Herausgebern für das instruktive Feedback und Berit Merla für die kritische Durchsicht des Manuskriptes

H. Dosdall (✉)

Professur für Organisations- und Verwaltungssoziologie, Universität Potsdam,
Potsdam, Deutschland

E-Mail: dosdall@uni-potsdam.de

1978, S. 8), die dazu tendieren, die Krisenentwicklung maßgeblich zu beeinflussen, wenn sie zur Handlungsgrundlage werden (Weick 1988). Erschwerend kommt hinzu, dass nahezu alle gegenwärtigen Katastrophen Organisationen (Turner 1978; Perrow 1984) involvieren, die über weitreichende Ressourcen verfügen (Perrow 1991), ihnen nachteilige Aufklärungsbestrebungen zu unterbinden. Vor diesem Hintergrund wird im vorliegenden Artikel argumentiert, dass es sich bei offiziellen Untersuchungskommissionen und den aus ihnen resultierenden Untersuchungsberichte um zentrale Quellen der Katastrophenanalyse handelt (Gephart, Jr. 2007, S. 131 f., 1993; Brown 2000).² Dies begründet sich primär darin, dass Untersuchungskommissionen Möglichkeiten der Datengenese zur Verfügung stehen, über die Akteure außerhalb dieser Ausschüsse selten verfügen.³ Hierzu gehört unter anderem die Möglichkeit, proprietäre Dokumente aus Organisationen anzufordern oder aber Entscheidungsträger und Entscheidungsträgerinnen vorladen zu können. Die dafür notwendige staatliche Deckung macht Untersuchungsausschüsse gleichwohl abhängig vom politischen Aufklärungswillen. Es wird kaum überraschen, dass dieser wahlweise symbolisch sein oder aber sich drastisch reduzieren kann, wie in der bundesdeutschen Geschichte im Falle des Untersuchungsberichtes zur Schleyer-Entführung geschehen (vgl. Kraushaar 2006, S. 1019).

Trotz dieser Limitationen (vgl. Boudes und Laroche 2009) wird im vorliegenden Artikel die These vertreten, dass Berichte von Untersuchungskommissionen eine zentrale Rolle für das soziale Katastrophengedächtnis einnehmen, da ihr Beitrag kaum durch massenmediale und wissenschaftliche Akteure substituierbar ist. Unter dem Begriff Katastrophengedächtnis werden dabei sozial konstituierte Schemata verstanden, die den gegenwärtig-erinnernden Zugriff auf vergangene

²Im Ländervergleich lässt sich feststellen, dass Untersuchungsberichte in Deutschland nur selten zur Aufarbeitung von Katastrophen wie Behördenversagen genutzt werden (vgl. kritisch dazu Seibel 2016). Folgt man Beyme hängt dies eng mit dem vergleichsweise geringen politischen Nutzen dieses Kontrollinstruments im Vergleich zu alternativen parlamentarischen Kontrollmöglichkeiten zusammen (2017, S. 310).

³Natürlich stehen rechtlichen Verfahren diese Möglichkeiten auch und sogar in sehr viel größerem Umfang zur Verfügung. Dennoch lassen sich Untersuchungskommissionen nur unzureichend durch Gerichtsverfahren substituieren. Zunächst kommt es zu letzteren nur, wenn schuldige Individuen identifiziert werden können, denen man zudem habhaft wird. Darüber hinaus ist der Fokus juristischer Handlungen oftmals sehr viel enger als der von Untersuchungskommissionen. Der Münchener NSU-Prozess (vgl. Ramelsberger et al. 2018) und die Kritik an dem eingeschränkten Fokus des Verfahrens sind ein schlagendes Beispiel in dieser Hinsicht.

Katastrophen prägen, indem sie begünstigen, was hinsichtlich einer spezifischen Katastrophe erinnert und was vergessen wird (Dimbath und Heinlein 2014; Sebald und Weyand 2011). Im Folgenden ist es dieser erinnernde Zugriff durch Untersuchungsberichte, der am Beispiel der NSU-Untersuchungsberichte kritisch reflektiert wird. Ansatzpunkt dieser Reflexion ist die Handlungslogik, die diese Berichte ihrem Untersuchungsgegenstand unterstellen. In dieser Hinsicht wird gezeigt, dass sich im Fall der NSU-Untersuchungsberichte eine deutliche Tendenz ausmachen lässt, Handlungen als das Ergebnis rational handelnder Individuen zu konzipieren und dadurch die situative Logik vieler Entscheidungen (Denrell 2012) ebenso wie die Rolle von Routinen (March und Simon 1958) aus dem Blick zu verlieren. Am Beispiel des Heilbronner Polizistenmordes und der Aktenvernichtung im Bundesamt für Verfassungsschutz nach der Aufdeckung des NSU wird gezeigt, dass diese Logik so persistent ist, dass auch dort, wo keine empirischen Beweise für kalkulierte Handlungen vorliegen, kaum überzeugende Alternativerklärungen angeboten werden. Exakt an dieser Stelle liegt dann, so die abschließende These des Artikels, das Potenzial einer soziologischen Abklärung der erfolgten Aufklärung (Luhmann 1967) durch den Hinweis auf Entscheidungs- und Handlungslogiken abseits rationaler Kalküle. Mit dieser Abklärung ist das Ziel verbunden, das soziale Katastrophengedächtnis zu Gunsten einer soziologisch informierten Position zu beeinflussen.

2 Untersuchungskommissionen und Katastrophengedächtnis

In diesem Artikel werden Katastrophen als Ereignisse verstanden, die »*bestands-wichtige Erwartungen*« enttäuschen (Japp 2003, S. 79) und deren Folgen deshalb als entgrenzt wahrgenommen werden (Japp 1997). Damit wird dem aktuellen Stand der Katastrophenforschung gefolgt, der zwar keine konsensuale Katastrophendefinition bereitstellt (Quarantelli et al. 2007, S. 24), aber in der Übereinkunft konvergiert, Katastrophen nicht mehr länger als ausschließlich natürlich oder technisch ausgelöste Unfälle zu verstehen (vgl. Perry 2007; Boin und Hart 2007, S. 42). Vielmehr werden Katastrophen als systemrelative Sachverhalte verstanden und damit als Sachverhalte, die keine ontologische Form besitzen, sondern sich aus der Erwartungsstruktur der betroffenen Systeme ergeben. Kommt es hier zu unerwarteten und disruptiven Ereignissen, die zu einer scharfen Diskontinuität zwischen Vergangenheit und Gegenwart führen, rechtfertigt dies die Rede von Katastrophen (Turner 1978). Folglich handelt es sich bei Katastrophen um genuin soziale Sachverhalte: die Qualifikation eines Ereignisses als Katastrophe ist keine Funktion des Schadensausmaßes – das aber natürlich

beträchtlich sein kann –, sondern begründet sich in der empfundenen Notwendigkeit, kritische Sicherheitserwartungen neu zu bewerten. Im NSU-Komplex wurde solch eine kritische Neubewertung notwendig aufgrund des Behördenversagens im Rahmen der Ermittlungen zu den von dem rechtsterroristischen Trio verübten Anschlägen. Damit ist abschließend auch gesagt, dass sich die vorliegende Arbeit der katastrophensoziologischen Tradition verpflichtet sieht, die Katastrophen im Kontext von Organisationen analysiert. Anders als die hierfür stilprägenden Ansätze der Normal Accident Theorie (Perrow 1984) und der High-Reliability-Organisationen (Weick und Sutcliffe 2015) wird im Folgenden jedoch nicht den Gründen der katastrophalen behördlichen Suche nach dem NSU nachgegangen (dazu Dosdall 2018). Stattdessen steht die durch die NSU-Untersuchungskommissionen unterstellte Handlungslogik, die an zentralen Schemata des Gedächtnisses dieser Katastrophe sichtbar wird, im Mittelpunkt des Interesses.

Der für dieses Vorhaben maßgebliche theoretische Zusammenhang ist, dass die zentrale Reaktion auf katastropheninduzierte Unsicherheit Bemühungen darstellen, der Katastrophe eine Form zu geben, indem man ihre Gründe und Konsequenzen bestimmt (Turner 1978).⁴ Derlei Bemühungen werden im Folgenden als Krisen-Sensemaking bezeichnet (vgl. Gephart, Jr. 1984, 2007; Gephart, Jr. et al. 1990; Weick 1988, 1993). Mit dem Begriff des Sensemaking soll dabei unterstrichen werden, dass sich diese Katastrophendeutungen nicht aus einer vermeintlich objektiven Vergangenheit auslesen lassen, sondern vielmehr in Auseinandersetzung mit ambivalenten Interpretationsmöglichkeiten konstruiert werden müssen (vgl. March und Olsen 1976). Entsprechend geht es im Rahmen dieser Sinngebungsprozesse auch nicht um akkurate, sondern um plausible Rekonstruktionen der jeweiligen Katastrophe (Weick 1995). Diese Rekonstruktionen nehmen dabei die Form von Schemata an, also von simplifizierten, relativ informationsarmen und oft narrativen (Brown und Jones 2000) Erklärungsmustern (DiMaggio 1997, S. 269). Schemata erfüllen für die Katastrophenerinnerung folglich eine Komprimierungsleistung, indem sie große Datenmengen verdichten und in leichter erinnerbaren Geschichten zur Verfügung stellen. Im Hinblick auf den NSU-Komplex stellen die Figuren der »auf dem rechten Auge blinden Behörden« oder aber, wie später gezeigt wird, der »staatlichen Deckung des NSU« solche komprimierten Schemata dar (Weick 1995).

⁴Vor diesem Hintergrund wird es nicht überraschen, dass eine übliche Reaktion auf Katastrophen darin liegt, diese nachträglich als erwartbar zu deklarieren. Vgl. Fischhoff (1975) sowie Perrow (1986).

Dass Untersuchungsausschüsse zentrale Schemata zur Deutung und zur Erinnerung von Katastrophen hervorbringen (Turner 1978, S. 102), verdeutlicht ihre zentrale Rolle im sozialen Gedächtnis von Katastrophen. Unter diesem sozialen Gedächtnis wird im Folgenden das »soziale Vermögen, Vergangenes gegenwärtig verfügbar zu halten bzw. zu machen« verstanden (Sebald und Weyand 2011, S. 174). Sozial ist dieses Vermögen im Hinblick auf Untersuchungsausschüsse, weil die aus der Arbeit von Untersuchungsausschüssen hervorgehenden Erklärungsschemata erkennbar keine individuellen, sondern kommunikative und damit soziale (Luhmann 1984) Sinngebungsleistungen darstellen (vgl. Olick 1999). Diese Sinngebungen erfüllen dabei eine zentrale Gedächtnisleistung, indem sie, wie beschrieben, komprimieren und dadurch regulieren, was im Hinblick auf eine Katastrophe vergessen und was erinnert wird (vgl. Dimbath und Heinlein 2014). Folglich organisieren sie den je gegenwärtigen Zugriff auf eine gegenwärtige Vergangenheit. Die Begrifflichkeit der gegenwärtigen Vergangenheit soll dabei auf den Umstand hinweisen, dass es sich hierbei nicht um historisch objektive Interpretationen handelt, sondern dass der jeweilige Vergangenheitszugriff immer gegenwartsgebunden stattfindet (Luhmann 1976; Esposito 2006; Koselleck 1979) und sich entsprechend im Gleichschritt mit sich ändernden Gegenwarten ebenfalls ändern kann (Olick und Robbins 1998; Assmann 2007).

Die Schemata, die in der Kommunikation der Untersuchungsausschüsse zur Katastrophenerinnerung konstruiert werden, sind häufig inkonsistent, da Untersuchungsausschüsse Expertinnen und Expertenkulturen und -logiken aus so unterschiedlichen Bereichen wie Journalismus, Politik, Polizei, Rechts- und Sozialwissenschaft eine Plattform geben (Gephart, Jr. 1984, 1992). Es handelt sich bei ihnen folglich um Grenzobjekte (Star und Griesemer 1989) im Sinne von Repositorien, die unterschiedliche Sinngebungsschemata zur Verfügung stellen, die wiederum je inkommensurable Katastrophenerinnerungen organisieren.⁵

⁵Zudem können Schemata auch unterschiedlich verwendet werden, wie sich instruktiv am Beispiel des Kausalitätsschemas verdeutlichen lässt. Kausalität stellt ein Schema dar, weil jeweils Ursachen als auch Wirkungen endlos vorliegen, da jede Ursache auf weitere Ursachen und jede Wirkung auf weitere Wirkungen verweist. Jede Festlegung in diesen beiden Horizonten ist damit zwangsläufig selektiv, da niemals alle Ursachen und Wirkungen mit einbezogen werden können; stattdessen müssen die jeweiligen Festlegungen durch Interpretationen abgestützt werden (vgl. Japp 2007 sowie Luhmann 1995). So erschließt es sich in kausaler Hinsicht bspw. keineswegs von selbst, ob die Entwicklung des Rechtsextremismus in der DDR Bestandteil des NSU-Komplexes ist oder nicht. Um derartige Fragen zu beantworten, muss eine *kontingente* Festlegung getroffen werden, die der Katastrophe ihre kausale Form gibt – und zwar in zeitlicher (Dauer), in sozialer (relevante Personen) und in sachlicher (Themen) Hinsicht.

Untersuchungsberichte konvergieren aus diesem Grund auch nicht mit *dem* sozialen Katastrophengedächtnis; zwar offerieren sie ›offizielle‹ Schlussfolgerungen, gleichzeitig aber auch Gegendarstellungen und Meinungen von Personen, die im Rahmen der Ausschüsse gehört wurden. Das Erinnern, das Untersuchungsberichte ermöglichen, unterliegt im Unterschied zu anderen Gedächtnisformen also keiner Konsistenzprüfung (vgl. Luhmann 2004), da eine solche aufgrund des ephemeren Charakters dieser Einrichtungen nicht notwendig ist.

Abschließend sei noch darauf hingewiesen, dass Untersuchungsberichte ebenfalls Datenspeicher für journalistische, aber auch wissenschaftliche Arbeiten darstellen, die sich um das Aufbrechen bekannter und die Konstruktion neuer Schemata bemühen. Ihre Gedächtnisleistung liegt jedoch nicht in der Datenspeicherung, sondern im Angebot sozial konstituierter Schemata der Katastrophenerinnerung (Dimbath und Heinlein 2014).

3 Angemessenheits- und Konsequenzlogiken

Nachdem bis zu diesem Punkt die Verbindung zwischen Untersuchungsberichten und dem sozialen Katastrophengedächtnis rekonstruiert wurde, wird in diesem Abschnitt im Anschluss an March (1981, 1991, 1994) zwischen zwei unterschiedlichen Handlungslogiken unterschieden: der Logik der Konsequenz und der Logik der Angemessenheit (vgl. auch Brunsson und Brunsson 2017). Diese Differenz wird anschließend genutzt, um die Handlungslogik, auf der zentrale Schemata in den NSU-Untersuchungsberichten basieren, an zwei Fallbeispielen kritisch zu reflektieren. In einem zweiten Schritt wird eine alternative Interpretation der Fakten im Rahmen dieser Unterscheidung angeboten. Vorab sei gesagt, dass die Konzepte, auf die an dieser Stelle zurückgegriffen wird, überwiegend einen organisationssoziologischen Hintergrund haben. Für die Einführung der Begrifflichkeiten wird dieser Kontext aus Platzgründen jedoch weitgehend außer Acht gelassen; der Fokus liegt auf dem entscheidungstheoretischen Kern der Konzepte.

Hinter der Begrifflichkeit der Logik der Konsequenz verbirgt sich die Annahme, dass Entscheidungen das Ergebnis rationaler Abwägungsprozesse darstellen: Entscheiderinnen und Entscheider wägen verschiedene Optionen und deren Konsequenzen gegeneinander ab und optieren dann für die effizienteste Handlungsoption. Solche eine Entscheidungsfindung setzt allerdings voraus, dass die jeweiligen Motive als auch Präferenzen bekannt sind und sich diese in einer transitiven Ordnung zueinander befinden, sodass im Konfliktfall entschieden werden kann, welcher Präferenz Vorrang einzuräumen ist. Diese Handlungslogik ist

ersichtlich eng verknüpft mit Vorstellungen rationalen Handelns wie sie in ökonomischen Theorien zum Ausdruck kommen.

Dieser rationalen Entscheidungslogik steht die Logik der Angemessenheit gegenüber, die weniger an Konsequenzen als vielmehr an der Identität der Entscheiderinnen und Entscheider und ihrer Einbettung in eine Umwelt orientiert ist, die institutionelle Regeln enthält. Aus dieser Perspektive sind nicht Konsequenzen oder Effizienzgesichtspunkte entscheidungsleitend, sondern vielmehr die Angemessenheit von Entscheidungen hinsichtlich Identität und institutioneller Regeln (March und Olsen 1989; March 1994). Im Rahmen einer Angemessenheitslogik lösen Entscheidende nicht Probleme, sondern reagieren auf Situationen, indem sie identitätskonfirmierend entscheiden oder aber existierende Regeln anwenden (March 1982, S. 38; March und Olsen 1989, S. 23). Damit unterscheiden sich die Such- und Entscheidungsregeln einer Angemessenheitslogik fundamental von denen einer Konsequenzlogik; sucht letztere präferenzgesteuert nach besten Lösungen, sucht erstere identitäts- und/oder kontextgesteuert (Denrell 2012) nach zufriedenstellenden Lösungen (Tversky 1972). Die radikalste Ausprägung einer kontextgesteuerten Angemessenheitslogik stellen dabei Entscheidungen im Sinne einer Garbage-Can dar (Cohen et al. 1972, 2012): hier werden Entscheidungen frei von Rationalitätsabwägungen nur noch zeitsensibel getroffen, also nur noch als Reaktion auf sich kontingent ergebende Lösungen und Probleme, Teilnehmende und Aufmerksamkeiten. In dieser Version sind die Motive der Entscheider und Entscheiderinnen der Situation nicht vorgelagert, sondern entstehen in Reaktion auf die vorhandene Gelegenheitsstruktur. Insofern befindet sich eine Angemessenheitslogik sehr viel näher an der Einsicht, dass Akteurinnen und Akteure nur begrenzt rational sind (Simon 1955, 1979) und eine rationale Entscheidungsfindung oft durch Wahrnehmungsverzerrungen erschwert wird (Kahneman und Tversky 2000). Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Logik der Konsequenz auf der Annahme der Rationalität allen Entscheidens basiert, wohingegen die Logik der Angemessenheit situative und kontextabhängige Gelegenheitsstrukturen betont. Empirisch können sich beide Entscheidungslogiken allerdings überlagern, weswegen immer wieder auf die Koexistenz der beiden Entscheidungslogiken hingewiesen worden ist (March und Olsen 2008).

Im Folgenden wird die Unterscheidung von Angemessenheits- und Konsequenzlogik genutzt, um zu zeigen, dass die verschiedenen Schemata, die in den NSU-Untersuchungsausschüssen zur Erklärung des NSU-Komplex konstruiert wurden, überwiegend eine Logik der Konsequenz unterstellen. Unterstellt wird also eine durchrationalisierte Entscheidungsfindung seitens der am NSU-Komplex beteiligten Individuen. Am deutlichsten zeigt sich die damit verbundene Annahme

quasi entgrenzter Handlungs rationalität am Schema der staatlichen Deckung des NSU. Obwohl dieses Schema kontrafaktisch ist, besitzt es eine bemerkenswerte Persistenz, die sich darin begründet, dass das alternative Erklärschema ›Zufall‹ kaum überzeugt, da es seinerseits im Rahmen der Annahme rationaler Handlungen verbleibt – dieses Mal jedoch durch die schlichte Negation aller Rationalität. Vor diesem Hintergrund wird im Folgenden argumentiert, dass in einer Interpretation der vorhandenen Fakten im Rahmen einer Angemessenheitslogik die Chance zu einer soziologischen Abklärung (Luhmann 1967) der erfolgten Aufklärung liegt.

4 Die NSU-Berichte

Die 13-jährige Aktivität des NSU von 1998 bis 2011 stellt »einen der größten Behördenkandale in der jüngeren Geschichte der Bundesrepublik dar« (Seibel 2017, S. 219). Dies begründet sich darin, dass die Behörden zwar um den Serienzusammenhang der vom NSU verübten Taten wussten, es aber verpassten, diese Taten einer rechtsterroristischen Zelle zuzuordnen und in diese Richtung zu ermitteln. Die Konsequenz dieses Scheiterns war, dass der NSU mindestens 15 Überfälle, 10 Morde und 2 Sprengstoffanschläge verüben konnte, ohne dass die Polizei nach dem Trio suchte (Deutscher Bundestag 2013, S. 831). Gleichzeitig war das Trio den Sicherheitsbehörden aber bekannt, nachdem es ab 1998 im Zuge einer Garagendurchsuchung in Jena in den Untergrund geflohen war (vgl. Schäfer et al. 2012). Begünstigt wurde dieses Behördenversagen durch den Umstand, dass die im Organisationsgedächtnis der Sicherheitsbehörden verankerte Suchlogik die Existenz einer rechtsextremistischen Terrorzelle kategorisch ausschloss (vgl. Dosdall 2018).

Als das NSU-Trio nach einem fehlgeschlagenen Banküberfall im November 2011 in Eisenach enttarnt wurde, führte die anschließende Aufdeckung des NSU und seiner Straftaten zur Einrichtung mehrerer Untersuchungsausschüsse mit dem Ziel, das Verhalten der Sicherheitsbehörden aufzuarbeiten. Neben dem Deutschen Bundestag (2013, 2017), richteten auch mehrere Länder Untersuchungsausschüsse ein, u. a. Bayern (2013), Thüringen (2014), Baden-Württemberg (2016) und Nordrhein-Westfalen (2017). Die Berichte fokussieren sich neben einer Vielzahl weiterer Themen insbesondere auf zwei Schlüsselepisoden des NSU-Komplexes: den Heilbronner Polizistenmord sowie die Aktenvernichtung im Bundesamt für Verfassungsschutz nach der Aufdeckung des NSU. Um Schlüsselepisoden handelt es sich, weil beide Episoden zentrale Themen der Kritik an der Aufklärung des NSU-Komplexes verkörpern. So glaubt man einerseits am Polizistenmord die Verstrickung von Geheimdiensten – mindestens aber

der Polizei – nachweisen zu können, während die Aktenvernichtung im BfV als Nachweis der staatlichen Deckung des NSU interpretiert wird. Aus diesem Grund wird im Folgenden die zu Grunde liegenden Handlungslogik dieser Schemata der Katastrophenerinnerung kritisch reflektiert. Mit dieser Reflexion ist dabei kein kriminalistischer Aufklärungsanspruch verbunden; sie dient allein dem nachfolgenden soziologischen Abklärungsversuch.

4.1 Der Heilbronner Polizistenmord

Der Anschlag auf die Polizistin Michèle Kieseewetter und ihren Kollegen am 25.07.2007 in Heilbronn stellt sich gemäß den Ermittlungsberichten der Sonderkommission Parkplatz wie folgt dar: Am Tattag verrichteten beide Polizisten »ab 9.30 Uhr ihren Dienst im Rahmen des Konzeptionseinsatzes ›Sichere City‹« im Stadtgebiet Heilbronn. »Nach einer Schulungsveranstaltung auf dem Polizeirevier Heilbronn verließen sie zwischen 13.30 und 13.45 Uhr mit ihrem Streifenwagen [...] das Polizeirevier. Sie fuhren auf die Theresienwiese in Heilbronn, um dort im Schatten eines Stromverteilergebäudes eine kurze Pause zu machen« (Deutscher Bundestag 2013, S. 641). Während dieser Pause näherten sich zwei Täter von hinten und »schossen den beiden Polizeibeamten mit jeweils einem Schuss gezielt in den Kopf [...]« (Deutscher Bundestag 2013, S. 641). Während Michèle Kieseewetter ihren Verletzungen am Tatort erlag, überlebte ihr Kollege schwerverletzt. Die Ermittlung der Sonderkommission Parkplatz blieben ergebnislos. Erst als der NSU im Jahr 2011 enttarnt wurde, konnte auch der Heilbronner Anschlag mit der Terrorzelle in Verbindung gebracht werden, da sowohl die Tatwaffen als auch die Dienstwaffe Michèle Kieseewetters im Besitz des NSU gefunden wurden (Ramelsberger et al. 2018, S. 189).

Die Beschäftigung der Beobachterinnen und Beobachter in den Untersuchungsausschüssen mit dem Heilbronner Polizistenmord beginnt mit der Frage, ob es sich um eine rational geplante Tat handelte. Diese konsequenzlogische Herangehensweise wirft zwangsläufig eine Reihe an Anschlussfragen auf. Die prominenteste dieser Fragen lautet dabei, warum gerade Michèle Kieseewetter Opfer des NSU wurde, ob hierfür Motive im persönlichen Bereich vorliegen oder aber es sich bei der Polizistin um ein Zufallsoffer handelte. Weiterhin stellt sich die Frage, woher die Täter wissen konnten, wann sich ihr Opfer wo aufhalten würde und wie sie sich, da sie ja nachweislich nicht aus Heilbronn kamen, die notwendige Ortskenntnis für eine reibungslose Flucht aneignen konnten.

Das Abklopfen des Tatgeschehens auf seine zugrunde liegende Rationalität ist gleichwohl kaum überraschend, sondern vielmehr notwendig, um zu Grunde

liegende Motive identifizieren zu können. Das Ergebnis dieser Durchleuchtung des Tatgeschehens in Heilbronn auf seine unterliegende Rationalität hin fällt jedoch deutlich aus. Der Baden-Württemberger Ausschuss konstatiert (2016, S. 879), dass »trotz intensiver Prüfung [...] keine Anhaltspunkte« dafür gefunden werden konnten, dass die beiden Polizisten »gezielt Opfer des Mordanschlags geworden sind«. Ein an den Ermittlungen beteiligter Kriminaloberrat äußert sich ähnlich drastisch: »Davon [vom Verdacht einer rational geplanten Tat, Anmerkung HD] ist nichts haltbar oder nichts übriggeblieben [sic] oder zumindest nichts weiter erhärtet oder belegbar. Vielmehr herrscht eigentlich bei uns die Überzeugung vor: Es war tatsächlich eine zufällige Auswahl dieser beiden [...]« (Deutscher Bundestag 2017, S. 930).

Ungeachtet dieser deutlichen Schlussfolgerung, dass eine rationale Tatplanung im Lichte der vorhandenen Fakten nicht plausibel ist, gelingt es nicht, die Annahme einer zugrunde liegenden Rationalität zu dekonstruieren. Deutlich erkennbar wird dies an den Aussagen verschiedener Expertinnen und Experten. So vermutet ein Journalist, der als Experte im selben Untersuchungsausschuss geladen war, als mögliches Tatmotiv, dass es in der Polizeieinheit der beiden Heilbronner Polizisten »vielleicht ein Dutzend Polizeibeamte gegeben habe, die auch aus Ostdeutschland stammten. Darunter gebe es andere, die aus Orten wie Hoyerswerda, Greiz, Stollberg und Eisenach kämen, in denen auch Neonazis aktiv seien« (Landtag Baden-Württemberg 2016, S. 384). Hier wird nicht nur ein kausaler Zusammenhang zwischen Herkunft aus den neuen Bundesländern und rechtsextremistischer Gesinnung konstruiert, sondern auch nahegelegt, dass dieser Zusammenhang entscheidend für das Auffinden des wahren Tatmotives sei. Die zugrunde liegende Logik ist dabei, dass eine rationale Opferauswahl umso wahrscheinlicher wird, je eher sich eine persönliche Verbindung zwischen Opfer und Täterin oder Täter nachweisen lässt. Dies muss jedoch vor dem Hintergrund der folgenden Schlussfolgerung gesehen werden: »Dem Ausschuss ist es [...] ein Bedürfnis, ausdrücklich festzustellen, dass er in den gesamten Ermittlungsakten und auch bei seinen eigenen Vernehmungen keinen einzigen Anhaltspunkt dafür gefunden hat, dass M. K. [Michèle Kieseletter, Anmerkung H.D.] wie auch immer geartete Kontakte zur rechtsextremistischen Szene gehabt haben könnte« (Landtag Baden-Württemberg 2016, S. 875, Hervorhebung H.D.). Es lohnt sich zu unterstreichen, dass die offizielle Schlussfolgerung nicht von Beweisen spricht, sondern die niedrigschwellige Wortwahl »Anhaltspunkt« verwendet. Gleichzeitig zeigt sich die Künstlichkeit des Versuches, ein Tatmotiv über eine unterstellte Verbindung zwischen Michèle Kieseletter und der ostdeutschen rechtsextremistischen Szene zu konstruieren daran, dass ignoriert wird, dass der Heilbronner Anschlag nicht nur der getöteten Polizistin galt, sondern auch ihrem

Kollegen, der den Anschlag knapp überlebte. Letzterer wird jedoch üblicherweise aus den geschilderten Überlegungen zum Tatmotiv ausgeklammert, so als sei sein zufälliges Überleben Beweis dafür, dass die Tat allein Michèle Kiesewetter galt. Die sich hier bereits deutlich abzeichnende Kontrafaktizität der Rationalitätsunterstellung wird durch einen weiteren Sachverständigen auf die Spitze getrieben. Mit Blick auf den Umstand, dass ein Kollege der beiden Heilbronner Opfer früher aktives Mitglied in einem Ableger des Ku-Klux-Klans war, vermutet er: »[...] wenn [...] man hinzunehme, dass der Ku-Klux-Klan natürlich eine amerikanische Erfindung sei, dann stelle sich, im Bereich der Spekulation auch die Frage, ›haben möglicherweise unsere amerikanischen Freunde dort auch Interessen?‹« (Landtag Baden-Württemberg 2016, S. 568). Insinuiert wird hier schlicht, dass es die Verwicklung US-amerikanischer Geheimdienste sei, die ein Auffinden der Rationalität der Tat bisher verhindert habe.

Die beiden Aussagen, die stellvertretend für eine Vielzahl ähnlicher Vermutungen im Rahmen der Untersuchungsberichte stehen, demonstrieren, dass Rationalisierungsbemühungen einen entgrenzenden Effekt haben. Unter der Prämisse, dass die Tat einem Rationalitätskalkül folgte und man dieses bisher nur noch nicht entdeckt hat, scheint auf einmal alles, egal wie abenteuerlich, bis zum Beweis des Gegenteils mit der Tat in Verbindung stehen zu können. Auf dieser Basis wird dann für jede dieser Vermutungen ein Negativbeweis gefordert, der Aufklärungsansprüche in einem Ausmaß perpetuiert, das es unmöglich macht, die entsprechenden Sachverhalte auszuermitteln. Die Konsequenz dieser Expansionslogik ist, dass sich Zweifel an der offiziellen Tatversion nicht beseitigen lassen. Rationalisierende Entgrenzung führt hier direkt in die Nähe von Verschwörungstheorien (dazu Ramelsberger et al. 2018, xxii), weil Versuche, die Tat in ein Rationalitätskalkül zu zwingen, de facto kontrafaktisch geschehen: trotz intensiver Ermittlungen konnten für keine dieser Vermutungen auch nur Anhaltspunkte gefunden werden. Dies wiederum scheint unter der Maßgabe eines rationalistischen Handlungskalküls jedoch nicht zu Abklärung, sondern vielmehr zur Konstruktion immer skurrilerer Rationalitätsunterstellungen zu führen. Geht man demgegenüber davon, dass die Täter angemessenheitslogisch auf die vorhandene Gelegenheitsstruktur reagierten, reduziert sich der Umfang des Falles beträchtlich: in dieser Version tauchen dann keine US-amerikanischen Geheimdienste mehr auf, sondern nur noch das ungeplante zeitliche Zusammentreffen von potenziellen Anschlagzielen, Motivation und Möglichkeit im Sinne des Garbage-Can Modells (Cohen et al. 1972). Die entscheidende Frage ist dann, ob sich dem NSU eine solche Gelegenheitsstruktur bot und nicht, ob die Terrorzelle ihre erfolgreiche Tatdurchführung und anschließende Flucht vorab rational plante und welche Hilfe für solch eine unwahrscheinliche rationale Tatausführung notwendig

gewesen wäre. Dabei muss man die Annahme einer Angemessenheitslogik nicht zu der Annahme buchstäblicher Planlosigkeit zuspitzen, um zu sehen, dass das Szenario einer primär gelegenheitsmotivierten Tat im Lichte der vorliegenden Beweise realistischer ist als das Szenario einer durchkalkulierten Tat. Die primäre Differenz zwischen diesen beiden Versionen liegt dabei darin, dass in der rationalistischen Variante von der Existenz eines primordialen Tatmotives ausgegangen wird, während die zweite Variante die motivgenerierende Qualität der vorliegenden Gelegenheitsstruktur unterstreicht. Kurz: das Tatmotiv wird angesichts begünstigender Umstände entdeckt. Insofern schließt das vorliegende Argument nicht aus, dass es den Tätern Uwe Böhnhardt und Uwe Mundlos um die Dienstwaffe der Polizisten ging, wie Beate Zschäpe in ihrer Aussage zu Protokoll gab (Ramelsberger et al. 2018, S. 817). Es weist vielmehr auf die Kontextsensibilität dieses Motives hin. Gleichzeitig gelingt eine solche Dekonstruktion und Reinterpretation der Ereignisse unter der Prämisse einer situativen Angemessenheitslogik im Rahmen der Untersuchungsberichte nicht; das Bild des rational handelnden Terroristen erweist sich als ebenso persistent wie das ebenfalls kontrafaktische Bild des rational handelnden Managers (Feldman und March 1981).

Insgesamt lässt sich festhalten, dass es den Untersuchungsberichten nicht gelingt, eine Interpretation der von ihnen aufbereiteten Daten anzubieten, die über die Verlegenheitsaussage hinausgeht, dass die Tatausführung zufällig geschah. Die Zurechnung auf Zufall ist jedoch zu schwach, um Rationalisierungsbemühungen einzuhegen, da es ihr nicht gelingt, den motivgenerierenden Charakter von Gelegenheitsstrukturen offenzulegen. Vor diesem Hintergrund kann eine soziologische Perspektive darauf aufmerksam machen, dass eine angemessenheitslogische Interpretation angesichts der vorliegenden Fakten plausibler ist als die skizzierten Rationalitätsszenarien. Zudem kann sie auf die Effekte aufmerksam machen, die aus kontrafaktischen Rationalisierungsversuchen resultieren. Dies soll im Folgenden noch an einem zweiten zentralen Beispiel des NSU-Komplexes rekonstruiert werden.

4.2 Aktenvernichtung

Ein weiteres zentrales Thema des NSU-Komplexes ist die Vernichtung NSU-bezogener Akten im Bundesamt für Verfassungsschutz (BfV). Im November 2011 begann hier ein Referatsleiter des Beschaffungsbereiches Rechtsextremismus, der heute unter dem Decknamen Lothar Lingen bekannt ist, Akten mit NSU-Bezug zu vernichten. Pikanterweise geschah diese Aktenvernichtung an eben jenem Tag, an dem die Generalbundesanwaltschaft ihre Ermittlungen zum NSU aufnahm

(Deutscher Bundestag 2013, S. 759). Die betroffenen Akten bezogen sich dabei auf die Operation Rennsteig. Hierbei handelt es sich um eine Operation des Thüringer Landesamtes für Verfassungsschutz (TLfV), die 1996 an lief und ab ca. 1997 durch den Militärischen Abschirmdienst (MAD) unterstützt wurde (Deutscher Bundestag 2013, S. 108). Das übergreifende Ziel der Operation war die Aufklärung rechtsextremistischer Strukturen in Thüringen, obgleich sich die konkrete Umsetzung dieser Ziele durch die beiden Geheimdienste unterschied: während der MAD Rechtsradikale im Umfeld der Bundeswehr aufklärte, konzentrierte sich das TLfV auf den Thüringer Heimatschutz, einen Zusammenschluss Thüringer Rechtsextremistinnen und Rechtsextremisten (Deutscher Bundestag 2013, S. 109) aus dem auch der NSU hervorging. Es waren die in diesem Zusammenhang generierten Akten, die 2011 durch Lothar Lingen mehrheitlich vernichtet wurden.

Um die Umstände zu rekonstruieren, die zur Aktenvernichtung führten, ist zunächst ein Blick auf die Organisationsstruktur des Verfassungsschutzes wichtig. Diese Organisationsstruktur differenziert sich grundlegend in die Abteilungen Beschaffung und Auswertung, wobei die Beschaffung für das Sammeln von Informationen und die Auswertung für die Interpretation dieser Informationen zuständig ist. Mit einer geläufigen soziologischen Unterscheidung kann man sagen, dass die Beschaffung Daten und die Auswertung Informationen generiert (Wildavsky 1983, S. 30). Es handelt sich also um eine Form des sicherheitsbehördlichen Wissensmanagements (Grutzpalk 2013). Konkret bedeutet dies beispielsweise, dass Meldungen von V-Personen mit den jeweils gewonnenen Informationen an die Auswertung weitergeben werden, die ihrerseits entscheidet, wie die Informationen im Gesamtzusammenhang der vorliegenden Informationen zu bewerten sind. Relevant ist, dass für beide jeweils generierten Aktenbestände unterschiedliche Löschfristen existieren, Beschaffungs- und Auswertungsakten datenschutzrechtlich also entkoppelt sind, damit Beschafferinnen Akten behalten können, die Auswerter nicht länger benötigen und vice versa (Deutscher Bundestag 2013, S. 755).

Ab ca. 2009 setzte hinsichtlich des datenschutzrechtlichen Umgangs mit diesen Akten eine behördeninterne Diskussion ein, die sich auf die Frage nach den Löschfristen für diese Akten konzentrierte. Im Kern lief diese Diskussion darauf hinaus, dass insbesondere Beschaffungsakten bei Wiedervorlage von allen Referatsleiterinnen und -leitern auf die Frage geprüft werden mussten, ob die Akten noch relevant oder aber zu löschen seien (vgl. Deutscher Bundestag 2013, S. 785). Hintergrund dieser Diskussion war, dass die Beschaffungsakten im Amt für Verfassungsschutz zum Teil jahrzehntelang gelagert wurden. Dies wiederum verursachte nicht nur Platzprobleme, sondern hatte – so der

damalige BfV-Präsident Fromm – auch zur Folge, dass bei erneutem Aktenzugriff kontinuierlich neu geprüft werden musste, welche Inhalte gesperrt, geschwärzt und welche problemlos genutzt werden konnten (Deutscher Bundestag 2017, S. 328). Kurzum: diese Akten verursachten mit zunehmendem Alter Mehrarbeit und Unsicherheit hinsichtlich des datenschutzrechtlich korrekten Umgangs mit ihnen. Diese Unsicherheit äußerte sich deutlich darin, dass nach dem Bekanntwerden der Aktenvernichtung im Sommer 2012 ein Moratorium für die Aktenvernichtung aufgrund datenschutzrechtlicher Bedenken nicht sofort durchgesetzt wurde. Erst auf erheblichen öffentlichen Druck hin entschloss sich das BfV dann doch noch, die Vernichtung aller Akten aus dem Bereich Rechtsextremismus einzustellen. Dieses Moratorium wurde anschließend durch das Bundesministerium des Inneren dergestalt verschärft, dass es auf den gesamten Geschäftsbereich ausgeweitet wurde und mindestens bis zur Beendigung der Arbeit des Untersuchungsausschusses der 18. Wahlperiode des Bundestages gelten sollte (Deutscher Bundestag 2013, S. 45). Bis zu diesem Zeitpunkt waren jedoch bereits 310 Akten im BfV und 17 Akten im MAD aus dem Phänomenbereich Rechts extremismus vernichtet worden (Deutscher Bundestag 2013, S. 45). Im Rahmen der Aufklärung konnten 532 von insgesamt 698 Akten wiederhergestellt werden, was einem Rekonstruktionsgrad von 76 % entspricht (Deutscher Bundestag 2017, S. 331). Trotz deutlicher Kritik an diesen Vorgängen (Deutscher Bundestag 2013, S. 861) konkludiert der zweite Untersuchungsausschuss des Bundestages, dass »*sich keine Anhaltspunkte darauf [ergeben], dass das BfV bis zum November 2011 Kenntnis von der Existenz des NSU gehabt oder personelle oder sachliche Zusammenhänge zwischen dem Personenumfeld des THS und den Morden und Banküberfällen gefördert oder auch nur erkannt hätte*« (Deutscher Bundestag 2013, S. 772).⁶

Die Aktenvernichtung figuriert, ebenso wie die Vorgänge um den Heilbronner Polizistenmord, prominent im sozialen Gedächtnis des NSU-Komplexes, da es das Schema der staatlichen Deckung des NSU zu legitimieren scheint. Insbesondere die Person Lothar Lingen – obwohl längst nicht für alle vernichteten Akten verantwortlich – steht dabei im Verdacht, die Verstrickung deutscher Sicherheitsbehörden in den NSU-Komplex zu verschleiern (siehe nur Staud 2017). Unterstellt wird, dass Lingen kalkuliert handelte, indem er gezielt Akten vernichtete, die eine staatliche Verstrickung hätten belegen können. Untermauert

⁶Für Lothar Lingen bedeuteten die geschilderten Vorgänge, dass er Gegenstand einer internen Untersuchung wurde und, so berichtet die Zeit 2017, ins Bundesverwaltungsamt versetzt wurde (Staud 2017).

wird dieser Vorwurf mit dem Verweis darauf, dass Lingen in den 1990er Jahren für Anwerbung und Führung von V-Personen im Bereich Rechtsextremismus zuständig war (Deutscher Bundestag 2017, S. 261) und somit eine – wenn auch zeitlich distanzierte – Verbindung zum Bereich Rechtsextremismus existiert.

Die Möglichkeit, dass Lingen ohne Verschleierungskalkül handelte, wird hingegen weitgehend ausgeschlossen – obwohl die Unterstellung eines solchen Kalküls eine Vielzahl kaum zu beantwortender Fragen mit sich bringt. Zu diesen gehört unter anderem wie es Lingen gelungen sein soll, die Inhalte der zahlreichen vernichteten Akten so schnell auf ihre Bedeutung für den NSU-Komplex abschätzen zu können, insbesondere eingedenk des Umstandes, dass sich der NSU-Komplex im November 2011 gerade erst entwickelte. Vor diesem Hintergrund ist vielmehr umgekehrt wahrscheinlich, dass Lingen ohne Folgenabschätzung handelte, denn eine solche hätte ihm ja unweigerlich klar werden lassen müssen, dass er sich hochgradig verdächtig macht. Zudem ist es wenig wahrscheinlich, dass der konkrete Inhalt der Akten motivstiftend für deren Vernichtung war (Deutscher Bundestag 2013, S. 785). Vielmehr spricht einiges dafür, dass die ambivalente Rechtslage des BfV hinsichtlich der Löschfristen von Akten ausgenutzt werden sollte, um Schaden vom Amt abzuwenden wie der zur Untersuchung des Vorgangs eingesetzte Sonderbeauftragte rekonstruierte (Deutscher Bundestag 2013, S. 784). Soziologisch gewendet, findet die Aktenvernichtung also in einer Unsicherheitszone (vgl. Crozier und Friedberg 1977, S. 64 ff.) statt, die aufgrund des ungeklärten Verhältnisses von Aufklärung und Datenschutz Spielraum für später zu rechtfertigende Handlungen eröffnet. Die in den Untersuchungsberichten vorliegenden Fakten legen es nahe, dass Lingens Motiv, Schaden vom Amt abzuwenden, durch diesen Möglichkeitskontext generiert wurde. Mit anderen Worten, lag auch hier kein primordiales Verschleierungsmotiv vor; vielmehr ermöglichte der genannte Spielraum, den das Spannungsfeld Datenschutz vs. Aufklärung konstituierte, Motive dafür, diesen Handlungsspielraum auszunutzen, um vermeintlichen Schaden vom BfV abzuwenden. Dafür spricht u. a., dass die Löschung der Akten nicht vertuscht, sondern ordnungsgemäß vermerkt wurde (Deutscher Bundestag 2013, S. 792) ebenso wie der Umstand, dass Lingen zur Aktenvernichtung, die immer in Anwesenheit einer weiteren Person stattfinden muss (vgl. Deutscher Bundestag 2013, S. 758), nicht auf Vertraute zurückgriff, sondern auf zufällig anwesende Personen (Deutscher Bundestag 2013, S. 791). Auch die Aktenvernichtung wird, zumindest wenn man die Berichte der Untersuchungsausschüsse zugrunde legt, durch eine Angemessenheitslogik im Kontext organisationaler Unsicherheit dominiert und nicht etwa durch ein rationales Verschleierungskalkül. Dies gilt besonders für die Akten, die vor dem Auffliegen des NSU (vgl. Deutscher Bundestag 2013,

S. 745) und außerhalb der Abteilung Lothar Lings zwischen November 2011 und Sommer 2012 vernichtet wurden. Auch hier habe es keine »gezielte Löschaktion« gegeben (Deutscher Bundestag 2013, S. 792), sondern nur Löschungen, die das »*Ergebnis routinemäßig vorgenommener, gesetzlich vorgeschriebener Prüfungen*« durch »*verschiedene Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Arbeitsbereiche Auswertung und Beschaffung [...]*« gewesen seien (Deutscher Bundestag 2013, S. 791). Gleichwohl diese Aussage an dieser Stelle nicht überprüft werden kann, erscheint sie plausibel im Lichte einer breiten organisationssoziologischen Forschung, die immer wieder auf die Routinehaftigkeit organisationalen Handelns (vgl. nur March und Simon 1958) und daraus resultierender unreflektierter Handlungsautomatismen hingewiesen hat (Ashforth und Fried 1988).

Blickt man auf die Thematik der Aktenvernichtung zeigt sich auch hier, dass die Untersuchungsausschüsse analytisch im Rahmen einer Konsequenzlogik verbleiben. Zwar zeigen sie überzeugend, dass die Unterstellung einer durchrationalisierten Vertuschungshandlung nicht durch Beweise gestützt wird, gleichwohl findet eine Dekonstruktion der Rationalitätsunterstellung durch den Hinweis auf eine routinebasierte Angemessenheitslogik nicht überzeugend statt. Die Konsequenz ist, dass auch das Thema Aktenvernichtung oftmals durch die kontrafaktische Unterstellung einer Konsequenzlogik und damit durch die Annahme geprägt ist, dass vertuscht wurde, um die staatliche Beteiligung am NSU-Komplex zu verdecken. Hier greift zudem die – wie man aufgrund der Aktenrekonstruktion weiß – faktisch mit hoher Wahrscheinlichkeit unbegründete Annahme, dass die vernichteten Akten eine besondere Relevanz für den NSU-Komplex besitzen. Dieser Interpretation verdankt es sich zudem, dass das Thema Aktenvernichtung in der medialen Darstellung oft nicht mehr einem Geschehen ähnelt, wie man es täglich in Organisationen antrifft, sondern die Form eines Kriminalromans annimmt – eben, weil die Zurechnung auf rationale Kalküle Motivspekulationen ermöglicht. Deren Skandalträchtigkeit wiederum hat maßgeblichen Einfluss auf das Katastrophengedächtnis.

5 Zurechnungspraktiken

Eine zentrale Erkenntnis der soziologischen Analyse von Katastrophen besteht darin, dass Katastrophen in sehr viel kleinerem Umfang vom Fehlverhalten einzelner Individuen ausgelöst werden als dies üblicherweise angenommen wird. Gleichwohl die Diskussion um die Gewichtung individueller Handlungen in Relation zu Systemcharakteristika wie Komplexität oder enge Kopplungen keineswegs beendet ist (vgl. Catino 2008; Vaughan 2005) und auch wenn

wohl niemand ernsthaft bestreiten würde, dass intentionales Fehlverhalten zu Katastrophen führen kann (Perrow 2010), ist weitestgehend unstrittig, dass vor allem strukturelle Faktoren Katastrophen begünstigen (Snook 2000). Entsprechend fokussiert sich die soziologische Katastrophenanalyse besonders auf die Rolle von Routinen (Allison und Zelikow 1999; March und Simon 1958), Organisationskulturen (Vaughan 1996), die Merkmale komplexer Systeme (Perrow 1984) oder aber, wie hier geschehen, auf Gelegenheitsstrukturen. Eine dergestalt argumentierende soziologische Katastrophenanalyse sieht sich gleichwohl mit der gesellschaftlichen Tendenz konfrontiert, Verantwortung für Katastrophen personalisiert zuzurechnen: Finanzkrisen sind dann auf gierige Bankerinnen und Banker zurückzuführen – und nicht auf ein komplexes Zusammenspiel institutioneller und politischer Logiken (Lounsbury und Hirsch 2010); Fälle von Kindesvernachlässigung sind nachlässigen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter anzulasten und nicht dem kaum zu überwindenden Zielkonflikt zwischen der Norm, dass Kinder bei ihren Eltern aufwachsen sollen und der staatlichen Verpflichtung, das Kindeswohl sicherzustellen (Büchner 2014), usw. Die Beispiele sind Legion. Obwohl die Plausibilität dieser Konstruktionen sozialen Zurechnungsregeln unterliegt (Bonazzi 1980), also nicht uneingeschränkt funktioniert, liegt die Attraktivität personalisierter Zurechnungen deutlich darin, ein komplexes und nichtlineares Zusammenspiel mannigfaltiger Faktoren auf Personen zu reduzieren und dadurch zu simplifizieren.

Vor diesem Hintergrund ist es zunächst nicht überraschend, dass sich auch im Hinblick auf den NSU-Komplex vielfach personalisierte Erklärungen des Behördenversagens finden lassen. Bemerkenswert ist dabei jedoch, dass diese personalisierten Erklärungen, wie vorangehend herausgearbeitet, vielfach eine konsequenzlogische Handlungslogik unterstellen, die gegen die Faktenlage durchgehalten wird, deren Kontrafaktizität vielmehr zur Aufforderung wird, noch unwahrscheinlichere Verschleierungskalküle und Handlungsrationalitäten zu konstruieren. Entsprechend drängt sich die Frage nach den Gründen dafür auf, dass derlei rationalistische Erklärungen sich als persistent erweisen.

Bevor dieser Frage nachgegangen werden kann, muss zunächst betont werden, dass die Zurechnung von Ereignissen auf Personen – ebenso wie die damit einhergehende Kontrollillusion – eine historisch tradierte Zurechnungspraktik darstellt.⁷ Es handelt sich folglich nicht um ein ereignisspezifisches Zurechnungsmuster. Gleichzeitig wird an dieser Stelle die These vertreten, dass die

⁷Ich verdanke Oliver Dimbath diesen Hinweis.

Bereitschaft, sich personalisierender Zurechnungspraktiken zu bedienen, durch die Nähe von Akteurinnen und Akteuren zu den Massenmedien erhöht wird. Dies wiederum trifft auf die Mehrheit der Akteurinnen und Akteure zu, die in Untersuchungsausschüssen in Leistungsrollen vertreten sind – insbesondere sind in dieser Hinsicht Journalistinnen und Journalisten und Politikerinnen und Politiker zu nennen – und begründet sich in der hohen Funktionalität personalisierter Zurechnungen für die Massenmedien. Diese ermöglichen es, komplexe Sachverhalte durch das Erzählen personalisierter Geschichten eingänglich zu präsentieren, erlauben es, Kausalitäten linear – auf Ereignis A folgt Ereignis B – darzustellen und leisten der Thematisierung personaler Normbrüche Vorschub (vgl. Luhmann 2004). Auf diese Weise verstärken die Massenmedien die Bereitschaft, Verantwortungen personalisiert zuzurechnen, was wiederum die Entstehung rationalistischer Zerrbilder, wie sie am NSU-Komplex zu beobachten sind, begünstigt. Der Einfluss dieser Zerrbilder auf das soziale Katastrophengedächtnis lässt sich dann an der Dominanz rationalisierter und personaler Verantwortungszurechnungen ablesen, die alternative Erklärungen verdecken.

Im Rahmen dieses Artikels wurden zahlreiche Anhaltspunkte hinsichtlich der in den Untersuchungskommissionen konstruierten Schemata gesammelt, um diese These zu untermauern. Gleichzeitig handelt es sich bei den versammelten Belegen um qualitative Hinweise, die nicht repräsentativ sind. Umso wichtiger ist es daher, die vorliegende Analyse quantitativ – zum Beispiel durch eine Medieninhaltsanalyse – zu ergänzen, um die These der hier diskutierten Dominanz personalisierter und rationalistischer Schemata im sozialen Gedächtnis des NSU-Komplexes zu überprüfen. Eine solche Analyse sollte zudem das hier formulierte Vorhaben einer soziologischen Abklärung der NSU-bezogenen Aufklärung weiter voranbringen.

6 Fazit

Der vorliegende Artikel hat argumentiert, dass Untersuchungsberichte eine wichtige Gedächtnisleistung hinsichtlich der Erklärung von Katastrophen erbringen, indem sie Schemata hervorbringen, die den gegenwärtig-erinnernden Zugriff auf die vergangene Katastrophe organisieren. Um diesen Zugriff zu analysieren, wurde die entscheidungstheoretische Unterscheidung von Konsequenz- und Angemessenheitslogiken eingeführt. Mittels dieser Differenz wurde an den Fallbeispielen des Heilbronner Polizistenmordes sowie der Aktenvernichtung im BfV gezeigt, dass die Schemata, die zur Erklärung dieser Sachverhalte

konstruiert werden, auf der Unterstellung entgrenzter Rationalität im Sinne einer Konsequenzlogik basieren. Besonders deutlich tritt dies am Schema der staatlichen Deckung des NSU zutage. Obwohl die Untersuchungsberichte deutlich zeigen, dass diese Schemata im Widerspruch zu den vorliegenden Fakten stehen, gelingt es ihnen nicht, der Prämisse kalkulierender Akteure eine überzeugende Alternative gegenüberzustellen. Vielmehr bieten sie an dieser Stelle lediglich das Zufallsschema an, das aber als Totalnegation jeder Rationalität ebenfalls im Rahmen der Konsequenzlogik verbleibt. Alternative Erklärungen und darauf basierende Schemata ließen sich gleichwohl finden, wenn man angemessenheitslogisch in Rechnung stellt, dass Gelegenheits- und Organisationsstrukturen Handlungsspielräume schaffen, die zur Genese nicht primordial existenter Motive führen. Vor diesem Hintergrund wurde gezeigt, dass im Falle des NSU-Komplexes der Rationalitätsmythos terroristischen Handelns das soziale Gedächtnis dieser Katastrophe nachhaltig beeinflusst, indem auch dort konsequenzlogische Rationalität unterstellt wird, wo mit hoher Wahrscheinlichkeit bestenfalls angemessenheitslogische Rationalität eine Rolle spielte. Dieses kontrafaktische Durchhalten einer kalkulierenden Rationalitätsperspektive resultiert in einer rationalistisch verzerrten Katastrophenerinnerung.

Abschließend plädiert der vorliegende Beitrag für eine stärkere soziologische Abklärung (Luhmann 1967) der erfolgten Aufklärung des NSU-Komplexes. Solch eine Abklärung könnte, wie hier geschehen, der Prämisse rational handelnder Akteurinnen und Akteure eine Angemessenheitslogik gegenüberstellen, die verdeutlicht, dass es weniger Rationalitätskalküle als vielmehr Gelegenheitsstrukturen sind, die mit hoher Wahrscheinlichkeit den NSU-Komplex prägen. Damit ist die eingangs formulierte Hoffnung verbunden, zu einer soziologisch adäquateren Katastrophenerinnerung des NSU-Komplexes beizutragen und damit zu einer Erinnerung jenseits schematisierender Verschwörungskalküle.

Literatur

- Allison, Graham T., und Philip Zelikow. 1999. *Essence of decision: Explaining the Cuban missile crisis*, 2. Aufl. New York: Longman.
- Ashforth, Blake E., und Yitzhak Fried. 1988. The mindlessness of organizational behaviors. *Human Relations* 41 (4): 305–329.
- Assmann, Jan. 2007. *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, 6. Aufl. München: Beck.
- Bayerischer, Landtag. 2013. *Schlussbericht. Schlussbericht des Untersuchungsausschusses zur Untersuchung eines möglichen Fehlverhaltens bayerischer Sicherheits- und Justizbehörden*. Hrsg. Bayerischer Landtag. Bayerischer Landtag. Online verfügbar unter https://www.bayern.landtag.de/fileadmin/scripts/get_file/NEU_Drs_16-17740_NSU_FINAL_18072013.pdf. bayerischer landtag nsu, Zugriffen: 19. März 2020.

- Beyme, Klaus von. 2017. *Das politische System der Bundesrepublik Deutschland: Eine Einführung*, 12. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Boin, Arjen, und Paul Hart. 2007. The crisis approach. In *Handbook of disaster research*, Hrsg. Havidán Rodríguez, Enrico L. Quarantelli, und Russel R. Dynes, 42–54. New York: Springer.
- Bonazzi, Giuseppe. 1980. Pour une Sociologie du Bouc Émissaire dans les Organisations Complexes. *Sociologie du Travail* 22 (3): 300–323.
- Boudes, Thierry, und Hervé Laroche. 2009. Taking off the heat: Narrative sensemaking in post-crisis inquiry reports. *Organization Studies* 30 (4): 377–396.
- Brown, Andrew D. 2000. Making sense of inquiry sensemaking. *Journal of Management Studies* 37 (1): 45–75.
- Brown, Andrew D., und Matthew Jones. 2000. Honourable members and dishonourable deeds: Sensemaking, impression management and legitimation in the ›Arms to Iraq Affair‹. *Human Relations* 53 (5): 655–689.
- Brunsson Holmblad, Karin, und Nils Brunsson. 2017. *Decisions: The complexities of individual and organizational decision-making*. Cheltenham: Elgar.
- Büchner, Stefanie. 2014. Der Fall Kevin – Warum wird geholfen, wenn Hilfe nicht mehr hilft? In: *Scheitern – Organisations- und wirtschaftssoziologische Analysen*, Hrsg. Jens Bergmann, Matthias Hahn, Antonia Langhof und Gabriele Wagner, 131–158. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Catino, Maurizio. 2008. A review of literature: Individual blame vs. organizational function logics in accident analysis. *Journal of Contingencies and Crisis Management* 16 (1): 53–62.
- Cohen, Michael D., James G. March, und Johan P. Olsen. 1972. A garbage can model of organizational choice. *Administrative Science Quarterly* 17 (1): 1–25.
- Cohen, Michael D., James G. March, und Johan P. Olsen. 2012. »A garbage can model« at forty: A solution that still attracts problems. In *The garbage can model of organizational choice: Looking forward at forty*, Hrsg. Richard Harrison und Alessandro Lomi, 19–30. United Kingdom: Emerald Publishing.
- Crozier, Michel, und Erhard Friedberg. 1977. *L'Acteur et le Système: Les Contraintes de l'Action Collective*. Paris: Éd. du Seuil.
- Deutscher, Bundestag. 2013. *Beschlussempfehlung und Bericht des 2. Untersuchungsausschusses nach Artikel 44 des Grundgesetzes*, Hrsg. Deutscher Bundestag. Online verfügbar unter <http://dipbt.bundestag.de/doc/btd/17/146/1714600.pdf>. Zugriffen: 18. März 2020.
- Deutscher, Bundestag. 2017. *Beschlussempfehlung und Bericht des 3. Untersuchungsausschusses gemäß Artikel 44 des Grundgesetzes*, Hrsg. Deutscher Bundestag. Online verfügbar unter <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/18/129/1812950.pdf>. Zugriffen: 19. März 2020.
- Denrell, Jerker. 2012. Mechanisms generating context-dependent choices. In *The garbage can model of organizational choice: Looking forward at forty*, Hrsg. Richard Harrison und Alessandro Lomi, 65–97. United Kingdom: Emerald Publishing.
- DiMaggio, Paul J. 1997. Culture and cognition. *Annual Review of Sociology* 23:263–287.

- Dimbath, Oliver, und Michael Heinlein. 2014. Arbeit an der Implementierung des Gedächtniskonzepts in die soziologische Theorie: Eine Einleitung. In *Die Sozialität des Erinnerns*, Hrsg. Oliver Dimbath und Michael Heinlein, 1–23. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Dosdall, Henrik. 2018. Organisationsversagen und NSU-Ermittlungen: Braune-Armee-Fraktion, Behördenlernen und organisationale Suche. *Zeitschrift für Soziologie* 47 (6): 402–417.
- Esposito, Elena. 2006. Zeitmodi. *Soziale Systeme* 12 (2): 328–344.
- Feldman, Martha S., und James G. March. 1981. Information in organizations as signal and symbol. *Administrative Science Quarterly* 26 (1): 171–186.
- Fischhoff, Baruch. 1975. Hindsight foresight: The effect of outcome knowledge on judgment under uncertainty. *Journal of Experimental Psychology: Human Perception and Performance* 1 (3): 288–299.
- Gephart Jr., Robert P. 1984. Making sense of organizationally based environmental disaster. *Journal of Management* 10 (2): 205–225.
- Gephart Jr., Robert P. 1992. Sensemaking, communicative distortion and the logic of public inquiry legitimation. *Industrial Crisis Quarterly* 6 (2): 115–135.
- Gephart Jr., Robert P. 1993. The textual approach: Risk and blame in disaster sensemaking. *The Academy of Management Journal* 36 (6): 1465–1514.
- Gephart Jr., Robert P. 2007. Crisis sensemaking and the public inquiry. In *International handbook of organizational crisis management*, Hrsg. Christine M. Pearson, Christophe Roux-Dufort, und Judith Clair, 10–123. Los Angeles: Sage.
- Gephart Jr., Robert P., L. Steier, und T. Lawrence. 1990. Cultural rationalities in crisis sensemaking: A study of a public inquiry into a major industrial accident. *Organization & Environment* 4 (1): 27–48. <https://doi.org/10.1177/108602669000400102>.
- Grutzpalk, Jonas. 2013. Zur Erforschung des Wissensmanagements in Sicherheitsbehörden. *der kriminalist* 2:18–20.
- Japp, Klaus Peter. 1997. Die Beobachtung von Nichtwissen. *Soziale Systeme* 3 (2): 289–312.
- Japp, Klaus Peter. 2003. Zur Soziologie der Katastrophe. In *Entsetzliche soziale Prozesse: Theorie und Empirie der Katastrophen*, Hrsg. Lars Clausen, Elke M. Geenen, und Elísio Salvado Macamo, 77–90. Münster: LIT.
- Japp, Klaus Peter. 2007. Terrorismus als Konfliktsystem. In *Analysen des transnationalen Terrorismus: Soziologische Perspektiven*, Hrsg. Thomas Kron und Melanie Reddig, 166–193. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kahneman, Daniel, und Amos Tversky. 2000. *Choices, values and frames*. New York: Cambridge University Press.
- Koselleck, Reinhart. 1979. *Vergangene Zukunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kraushaar, Wolfgang. 2006. Der nicht erklärte Ausnahmezustand: Staatliches Handeln während des sogenannten Deutschen Herbstes. In *Die RAF und der linke Terrorismus*, Hrsg. Wolfgang Kraushaar, 1011–1025. Hamburg: Hamburger Edition.
- Landtag, Baden-Württemberg. 2016. *Bericht und Beschlussempfehlung. „Die Aufarbeitung der Kontakte und Aktivitäten des Nationalsozialistischen Untergrunds (NSU) in Baden-Württemberg und die Umstände der Ermordung der Polizeibeamtin M.K.“*, Hrsg. Landtag Baden-Württemberg. Landtag Baden-Württemberg. Online verfügbar unter https://www.landtag-bw.de/files/live/sites/LTBW/files/dokumente/WP15/Druck-sachen/8000/15_8000_D.pdf. Zugegriffen: 19. März 2020.

- Landtag, Nordrhein-Westfalen. 2017. *Schlussbericht des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses III*, Hrsg. Landtag Nordrhein-Westfalen. Landtag Nordrhein-Westfalen. Online verfügbar unter <https://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/dokumentenarchiv/Dokument/MMD16-14400.pdf>. Zugegriffen: 13. Sept. 2017.
- Lounsbury, Michael, und Paul Morris Hirsch. 2010. *Markets on trial: The economic sociology of the U.S. financial crisis: Part A*. Emerald: Bingley.
- Luhmann, Niklas. 1967. Soziologische Aufklärung. *Soziale Welt* 18 (2/3): 97–123.
- Luhmann, Niklas. 1976. The future cannot begin: Temporal structures in modern society. *Social Research* 43:130–152.
- Luhmann, Niklas. 1984. *Soziale Systeme: Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 1995. Das Risiko der Kausalität. *Zeitschrift für Wissenschaftsforschung* 9 (10): 107–119.
- Luhmann, Niklas. 2004. *Die Realität der Massenmedien*, 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag.
- March, James G. 1981. Decision making perspective: Decisions in organizations and theories of choice. In *Perspectives on organization design and behavior*, Hrsg. Andrew H. van de Ven und William F. Joyce, 205–244. New York: Wiley.
- March, James G. 1982. Theories of choice and making decisions. *Society* 20 (November/December): 29–39.
- March, James G. 1991. How decisions happen in organizations. *Human-Computer Interaction* 6:95–117.
- March, James G. 1994. *A primer on decision making: How decisions happen*. New York: Free Press.
- March, James G., und Johan P. Olsen. 1976. *Ambiguity and choice in organizations*. Bergen: Universitetsforlaget.
- March, James G., und Johan P. Olsen. 1989. *Rediscovering institutions: The organizational basis of politics*. New York: Free Press.
- March, James G., und Johan P. Olsen. 2008. The new institutionalism: Organizational factors in political life. In *Explorations in organizations*, Hrsg. James G. March, 203–233. Stanford: Stanford Business Books.
- March, James G., und Herbert A. Simon. 1958. *Organizations*. New York: Wiley.
- Olick, Jeffrey K. 1999. Collective memory: The two cultures. *Sociological Theory* 17 (3): 333–348.
- Olick, Jeffrey K., und Joyce Robbins. 1998. Social memory studies: From »collective memory« to the historical sociology of mnemonic practices. *Annual Review of Sociology* 24 (1): 105–140.
- Perrow, Charles. 1984. *Normal accidents: Living with high-risk technologies*. New York: Basic Books.
- Perrow, Charles. 1986. Lernen wir etwas aus den jüngsten Katastrophen? *Soziale Welt* 37 (4): 390–401.
- Perrow, Charles. 1991. A society of organizations. *Theory and Society* 20 (6): 725–762.
- Perrow, Charles. 2010. The meltdown was not an accident. In *Markets on trial: The economic sociology of the U.S. financial crisis: Part A*, Hrsg. Michael Lounsbury und Paul Morris Hirsch, 309–330. Emerald: Bingley.
- Perry, Ronald W. 2007. What is a disaster? In *Handbook of disaster research*, Hrsg. Havi-dán Rodríguez, Enrico L. Quarantelli, und Russel R. Dynes, 1–15. New York: Springer.

- Quarantelli, Enrico L., Patrick Lagadec, und Arjen Boin. 2007. A heuristic approach to future disasters and crises: New, old, and in-between types. In *Handbook of disaster research*, Hrsg. Havidán Rodríguez, Enrico L. Quarantelli, und Russel R. Dynes, 16–41. New York: Springer.
- Ramelsberger, Annette, Wiebke Ramm, Tanjev Schultz, und Rainer Stadler. 2018. *Der NSU-Prozess: Das Protokoll*. München: Verlag Antje Kunstmann.
- Schäfer, Gerhard, Wache, Volkhard, und Gerhard Meiborg. 2012. *Gutachten zum Verhalten der Thüringer Behörden und Staatsanwaltschaften bei der Verfolgung des ›Zwickauer Trios‹*, Hrsg. Freistaat Thüringen. https://www.thueringen.de/imperia/md/content/tim/veranstaltungen/120515_schaefer_gutachten.pdf. Zugegriffen: 13. Sept. 2017.
- Sebald, Gerd, und Jan Weyand. 2011. Zur Formierung sozialer Gedächtnisse. *Zeitschrift für Soziologie* 40 (3): 174–189.
- Seibel, Wolfgang. 2016. *Verwaltung verstehen: Eine theoriegeschichtliche Einführung*. Berlin: Suhrkamp.
- Seibel, Wolfgang. 2017. Der Fehlschlag der polizeilichen Ermittlungen bei der Aufklärung der NSU-Morde. In *Verwaltungsdesaster: Von der Loveparade bis zu den NSU-Ermittlungen*, Hrsg. Wolfgang Seibel, Kevin Klamann, und Hannah Treis, 219–274. Frankfurt: Campus.
- Simon, Herbert A. 1955. A behavioral model of rational choice. *The Quarterly Journal of Economics* 69 (1): 99–118.
- Simon, Herbert A. 1979. Rational decision making in business organizations. *The American Economic Review* 69 (4): 493–513.
- Snook, Scott A. 2000. *Friendly fire: The accidental shootdown of U.S. Black Hawks over Northern Iraq*. Princeton: Princeton University Press.
- Star, Susan Leigh, und James R. Griesemer. 1989. Institutional ecology, ›translations‹ and boundary objects: Amateurs and professionals in berkeley's museum of vertebrate zoology, 1907–39. *Social Studies of Science* 19 (3): 387–420.
- Staud, Toralf. 2017. Die Geheimnisse des Lothar Lingen. *Zeit Online*, 2017.
- Thüringer, Landtag. 2014. *Bericht des Untersuchungsausschusses 5/1 „Rechtsterrorismus und Behördenhandeln“*, Hrsg. Thüringer Landtag. Online verfügbar unter http://www.thueringer-landtag.de/mam/landtag/aktuell/2014_8/drs58080.pdf. Zugegriffen: 13. Sept. 2017.
- Turner, Barry A. 1976. The organizational and interorganizational development of disaster. *Administrative Science Quarterly* 21 (3): 378–397.
- Turner, Barry A. 1978. *Man-Made disasters*. London: Wykehman.
- Tversky, Amos. 1972. Elimination by aspects: A theory of choice. *Psychological Review* 79:281–299.
- Vaughan, Diane. 1996. *The challenger launch decision: Risky technology, culture, and deviance at NASA*. Chicago: University of Chicago Press.
- Vaughan, Diane. 2005. Organizational rituals of risk and error. In *Organizational encounters with risk*, Hrsg. Bridget M. Hutter und Michael Power, 33–66. Cambridge: Cambridge University Press.
- Weick, Karl E. 1983. Stress in accounting systems. *The Accounting Review* 58 (2): 350–369.
- Weick, Karl E. 1988. Enacted sensemaking in crisis situations. *Journal of Management Studies* 25 (4): 305–317.

- Weick, Karl E. 1993. The collapse of sense-making in organizations: The Mann Gulch disaster. *Administrative Science Quarterly* 38 (6): 628–652.
- Weick, Karl E. 1995. *Sensemaking in organizations*. Thousand Oaks: Sage.
- Weick, Karl E., und Kathleen M. Sutcliffe. 2015. *Managing the unexpected: Sustained performance in a complex world*, 3. Aufl. Somerset: Wiley.
- Wildavsky, Aaron. 1983. Information as an organizational problem. *Journal of Management Studies* 20 (1): 29–40.

Dr. phil. Henrik Dossdall, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Organisations- und Verwaltungssoziologie der Universität Potsdam. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Organisations- und Risikosoziologie sowie Entscheidungstheorie. Besonderes Interesse gilt dem NSU-Komplex.

Organisationales Oszillieren zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Das Beobachtungsschema *Loveparade 2010* in Entscheidungsprozessen von Hilfsorganisationen

Antonia Langhof

1 Einleitung

Die 1989 ins Leben gerufene Loveparade gehörte zu den größten Veranstaltungen der Technomusikszene. Bis 2001 fand sie als politische Demonstration in Berlin statt, bevor ihr dieser Status vom Bundesverfassungsgericht aberkannt wurde und sie fortan als kommerzielle Veranstaltung behandelt wurde. Während sie ursprünglich mit einer relativ kleinen Gruppe von 150 Besuchern begann, erreichte sie zu ihren Hochzeiten eine Publikumszahl von etwa 1,5 Mio. (1999), bevor die Teilnehmerzahlen wieder sanken. Nachdem die Veranstaltung aus politischen und finanziellen Gründen nicht länger in Berlin durchgeführt werden konnte, wurde sie 2007 von einem neuen Veranstalter ins Ruhrgebiet umgesiedelt. Nach der Loveparade 2007 in Essen und 2008 in Dortmund fand die Veranstaltung zum letzten Mal 2010 in Duisburg statt. Dort wurde während der Veranstaltung aufgrund einer Gedränge- und Paniksituation im Bereich eines Tunnels vor dem Veranstaltungsgelände eine Vielzahl von Menschen zum Teil schwer verletzt, 21 Menschen kamen dabei zu Tode.

A. Langhof (✉)
Bamberg, Deutschland
E-Mail: antonia.langhof@uni-bamberg.de

Obwohl in Behörden und Organisationen mit Sicherheitsaufgaben, darunter Hilfsorganisationen¹, auch andere Schemata zur Beobachtung und Beschreibung solcher Ereignisse etabliert sind – Großschadenslage, Großschadensereignis oder Massenansturm von Verletzten – rahmten Einsatzkräfte von Hilfsorganisationen, die ich während eines Forschungsprojekts² zwischen 2015 und 2017 im Rahmen teilnehmender Beobachtungen während Großveranstaltungen begleitete, die Ereignisse der Loveparade 2010 in der retrospektiven Rekonstruktion immer wieder als Katastrophe. Obwohl diese Organisationen explizit auf die Antizipation, Prävention und Bearbeitung solcher Ereignisse spezialisiert sind und dazu über spezifische Planungs- und Handlungskonzepte sowie -kompetenzen verfügen, schienen sie in diesem Fall von Verlauf und Ausmaß des Ereignisses dennoch überrascht. In einem ethnografischen Interview während meiner teilnehmenden Beobachtungen bei einer Großveranstaltung im Jahr 2015 erläuterte einer der Notärzte, der bei der Loveparade 2010 im Einsatz war:

»Also die Situation in [...] Duisburg, war 'ne Situation, die, die steht in keinem Buch, die kannste auch in keiner Übung üben. Das, äh, das hält auch keine Einsatzkraft aus, wenn du das als Übung machen würdest und die Leute so an ihre, an ihre Kapazitätsgrenzen führst, dass du denen klar machst: Es ist scheißegal was ihr macht. Ihr könnt nur machen, was ihr macht und alles andere ist halt so. Das war, das war schon beeindruckend in Duisburg [...] Und in sonstigen Großschadenslagen – was haben wir hier an Großschadenslagen? Ich, also meine Großschadenslage, wo ich das meiste gelernt habe, wo auch die meisten Einblicke waren, das war tatsächlich in Duisburg da 2010 [...] Man muss, dieser Einsatz, dieser Katastropheneinsatz, der war ja gar nicht geplant. Für sowas kannste dich nicht vorbereiten, dass sowas passiert.« (Herr Justus³, Notarzt einer Hilfsorganisation, 2015)

In dieser Darstellung scheint das auf, was die Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes als Fragilität eingelebter sozialer Ordnung beschreiben. Die Irritation etablierter Routinen hat sich offensichtlich ebenso tief in die Erinnerung

¹Mein besonderer Dank gilt den Organisationen sowie all den Einsatzkräften, die ich während ihrer Einsätze begleiten durfte, die mit unerschöpflicher Geduld meine Fragen beantwortet und mir Einblick in ihren Einsatzalltag gegeben haben.

²Das Teilprojekt K3-SONAR des Forschungsprojekts K3 – *Informations- und Kommunikationskonzepte für den Krisen- und Katastrophenfall. Erforschung integrierter technischer und organisatorischer Lösungen* wurde am Institut für Soziologie der Leibniz Universität Hannover von 2015–2018 durchgeführt und vom BMBF gefördert.

³Alle Namen von Personen wurden zum Zweck der Anonymisierung geändert.

eingeschrieben, wie das Ereignis selbst: Man hat es (so) nicht kommen sehen. Zum Teil lässt sich das sicherlich darauf zurückzuführen, dass solche Ereignisse im Rahmen von Großveranstaltungen äußerst selten sind. Trotz organisationaler Antizipation und Prävention bestimmter Ereignisse, trotz einer darauf ausgerichteten Ausbildung, trotz umfangreicher Planung und Vorbereitung ist mit Einsätzen bei Großveranstaltungen ein gewisses Überraschungspotential verbunden, das ihre Durchführung erschwert. Das wird auch in folgendem Auszug aus einem ethnografischen Interview mit einem Einsatzleiter eines sogenannten Sanitätswachdienstes⁴ (im Folgenden SWD) einer Hilfsorganisation deutlich, der fünf Jahre zuvor als einer der Einheitsführer bei der Loveparade 2010 im Einsatz war:

»Ich steh' in Duisburg vor dem Einsatz und da, die Ersten [Einsatzkräfte, AL], da kullern die Tränen. Ohne, dass ich da überhaupt was gemacht hab. Ich hab' nur [auf die Fahrzeuge, AL] aufsitzen lassen [...] Und ich hab nochmal allen gesagt: Passt auf, jetzt wird das gleich ganz einsatzmäßig.« (Herr Peters, Einsatzleiter einer Hilfsorganisation, 2015)

Im Folgenden geht es nun aber *nicht* darum, die (Bearbeitung der) Ereignisse während der Loveparade 2010 zu bewerten. Auch der Versuch zu klären, ob dieser Fall per definitionem überhaupt als Katastrophe betrachtet werden kann, scheint mir nicht weiterführend, denn dafür existieren zu viele unterschiedliche Definitionen von Katastrophe (Dombrowsky 1998). Demgegenüber gilt es genauer in den Blick zu nehmen, wie die Erinnerungen an die Ereignisse der Loveparade 2010 noch Jahre später von Einsatzkräften aktualisiert und in ganz spezifischen Situationen in Antizipations-, Planungs- und Entscheidungsprozessen in Hilfsorganisationen im Kontext von SWD bei Großveranstaltungen

⁴Für die medizinische Absicherung privater sowie öffentlicher Veranstaltungen ab einer bestimmten Größe und einem gewissen Gefahrenpotential können Veranstalter die Durchführung eines Sanitätswachdienstes in Auftrag geben bzw. sind sie im Falle bestimmter Arten von Veranstaltungen sogar dazu verpflichtet. Hilfsorganisationen wie u. a. der Arbeiter-Samariter-Bund, das Deutsche Rote Kreuz, die Johanniter-Unfall-Hilfe sowie der Malteser Hilfsdienst bieten diese Dienstleistung im Rahmen einer privatrechtlichen Vereinbarung (Vertrag) im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuchs an. Unter Berücksichtigung der Art der Veranstaltung, der Veranstaltungsortlichkeiten, der Anzahl der potenziell medizinisch zu versorgenden Menschen sowie der sonstigen Rahmenbedingungen gilt es die medizinische Versorgung von Patienten zu gewährleisten.

einsatztaktisch relevant werden. Die Loveparade 2010 wird im vorliegenden Beitrag also nicht als »*Ding in der Welt*« verstanden und basierend auf etwaigen »Fakten« rekonstruiert, sondern als Beobachtungsschema begriffen, das eine bestimmte »*Sicht auf die Welt*« (Brubaker 2004, S. 97, Hervorh. i. O.) repräsentiert. Ich interessiere mich im Folgenden dafür, welche Phänomene von Hilfsorganisationen unter Rückgriff auf dieses Schema beobachtet und bearbeitet werden und welche Funktion es in diesem Zusammenhang erfüllt. Auf der Grundlage einer systemtheoretischen Zugriffsweise ergänzt um Clarkes (2015) Konzept der *anticipation work* wird das Schema hinsichtlich seiner spezifischen Eigenschaften und Simplifikationsleistungen insbesondere in der Bearbeitung mit Blick auf eine unsichere Zukunft eingehender untersucht.

Im hier untersuchten Feld kommt der Bearbeitung von Unsicherheit in Bezug auf zukünftige Ereignisse große Bedeutung zu. Aus soziologischer Perspektive ist zunächst bemerkenswert, dass SWD nicht erst seit der Loveparade 2010 vom untersuchten Feld offensichtlich immer in gewisser Hinsicht als organisierte Bearbeitung von potenziellen Gefahren gerahmt werden. Das ist insofern bemerkenswert, als die organisierte Versorgung von Patienten in anderen Kontexten, wie bspw. Arztpraxen oder Krankenhäusern, nicht als Bestandteil der Bearbeitung von Gefahren gerahmt wird, sondern in erster Linie als Teil der Gesundheitsversorgung. Diese spezifische Beurteilung von SWD leitet sich von der Wahrnehmung von (Groß-)Veranstaltungen u. a. seitens der zuständigen Behörden (Verwaltungs- und Ordnungsbehörden) als potenziell gefahrenträchtig ab, da sich dort eine höhere Anzahl von Personen als üblich aufhält, Alkohol konsumiert wird, Konflikte mit Ordnungskräften oder unter Besuchergruppen erwartet werden etc. Das hat zur Folge, dass nicht etwa ausschließlich gebräuchliche Schematisierungen zur Ermittlung der notwendigen Ressourcen zur Gewährleistung der Gesundheitsversorgung bei der Planung zum Einsatz kommen, sondern immer auch und in besonderem Maße Schematisierungen, die auf Gefahren verweisen. Ein Hauptaugenmerk der Planung liegt auf der Möglichkeit, dass es zu einer Vielzahl von Verletzten bis hin zu einem Massenansturm von Verletzten kommen kann. Die Grundlage für die Planung von SWD stellt entsprechend auch eine Gefahrenanalyse dar, um die erforderliche Anzahl an Einsatzkräften, Fahrzeugen und Versorgungsstellen zu kalkulieren. Wenn nun aber in diesem Feld im Kontext von Großveranstaltungen grundsätzlich mit der Möglichkeit eines Massenansturms von Verletzten und sogar mit Toten gerechnet wird, worauf lässt sich dann zurückführen, dass die Ereignisse der Loveparade 2010 von Einsatzkräften retrospektiv dennoch als Katastrophe gerahmt werden? Darüber hinaus wird im vorliegenden Beitrag gefragt, inwiefern Erinnerungen an die Loveparade 2010 Einfluss auf spätere

Antizipations- und Entscheidungsprozesse in Hilfsorganisationen haben. Für die Entwicklung fundierter Antworten auf diese Fragen sind systemtheoretische Zugriffsweisen in der Soziologie des Gedächtnisses aufschlussreich. Darüber hinaus gewinnt man durch die Kombination von systemtheoretischen Überlegungen mit Clarkes (2015) Konzept von *anticipation work* eine fruchtbare analytische Perspektive auf den Zusammenhang von organisationalem Wissen respektive Gedächtnis, Informationsgewinnung, der Antizipation möglicher zukünftiger Ereignisse und operativen Entscheidungen.

2 Systemtheoretische Zugriffsweisen in der Soziologie des Gedächtnisses

Interessiert man sich für die Aktualisierung von Erinnerungen als Bezugspunkt der Beobachtung und Beschreibung (aktueller) Ereignisse, dann muss zunächst geklärt werden, was unter Erinnerungen verstanden werden soll und wie sie zu verorten sind. Eines der Ziele einer systemtheoretischen Soziologie des sozialen Gedächtnisses besteht diesbezüglich erklärtermaßen darin, die Funktionsweise von Gedächtnis und somit von Erinnern und Vergessen theoretisch-konzeptionell auch losgelöst von psychischen Systemen zu erfassen (im Überblick siehe Sebald und Weyand 2011). Ausgangspunkt dieser Zugriffsweise ist die Annahme, dass nicht etwa Individuen oder Handlungen als Letztelemente von Gesellschaft zu betrachten sind, sondern Kommunikationen. Diese gelten allerdings als temporäre Ereignisse, die mit ihrem Auftreten unmittelbar wieder verschwinden. Vor dem Hintergrund einer Soziologie des Gedächtnisses ist das insofern relevant, als sich damit die Frage aufdrängt, wie es sozialen Systemen überhaupt gelingt, sich zu stabilisieren, denn dazu müssen Sinnselektionen prinzipiell wiederholbar sein. Zu diesem Zweck bilden soziale Systeme Strukturen aus, die darüber hinaus auch organisieren, welche Relationen zwischen Ereignissen im System möglich sind. Die Systemtheorie unterscheidet dabei zwei Arten von Strukturen: soziale und semantische (Luhmann 1980, 1981, 1989, 1995b; Stichweh 2000; Stäheli 1998, 2000). Gesellschaftliche Strukturen beziehen sich auf den Bereich der Operationen, wohingegen Semantiken Strukturen der Selbstbeobachtung darstellen (Stäheli 2000, S. 208 f.), also »*Sinnverarbeitungsregeln*« (Luhmann 1980) in Form von Themen, Mustern, Skripten und Schemata, die die »*zu ihnen passenden Selbstbeobachtungen*« (Stäheli 2000, S. 208 f.) koordinieren. Sie gelten als Formen geteilten Wissens mit Wiedererkennungswert (Luhmann 1997, S. 124). Semantik wird somit die Funktion eines gesellschaftlichen Gedächtnisses zugeschrieben, das Beobachtungsoperationen und damit auch (Selbst-) Beschreibungen

Unterscheidungen zur Verfügung stellt, die eine (Selbst-) Beobachtung von Gesellschaft überhaupt erst möglich machen. Auf den ersten Blick erinnert das in gewisser Weise an das Konzept des kollektiven Gedächtnisses von Halbwachs (1967). Esposito (2002) argumentiert diesbezüglich allerdings, dass sich gesellschaftliches Gedächtnis sowie seine Funktionsweise nicht ausreichend präzise mit dem Konzept des kollektiven Gedächtnisses begreifen lassen, da nicht geklärt sei, wie die Gedächtnisse von Individuen und das gesellschaftliche Gedächtnis genau zusammenhängen. Eine originär soziologische Zugriffsweise muss Esposito zufolge ein Gedächtnis behandeln, »das den Kommunikationen und ihren Verknüpfungen eigen ist« (Esposito 2002, S. 17). In dieser Perspektive begreift auch sie Gedächtnis als Systemerfordernis, das »die Garantie für die Kontrolle über die Ereignisse schafft, die nicht jedes Mal eine neue Überraschung darstellen, sondern erinnert und antizipiert werden« (Esposito 2002, S. 25). Hier ist die beobachtungstheoretische Perspektive der Systemtheorie instruktiv, die nicht nur psychischen Systemen die Fähigkeit zur Kognition zuspricht, sondern auch sozialen, auf der Basis von Kommunikation operierenden Systemen. Beobachten wird in systemtheoretischer Perspektive als »Bezeichnen im Kontext einer Unterscheidung« (Luhmann 1997, S. 122) begriffen. Die Fähigkeit zur Beobachtung ermöglicht es psychischen und sozialen Systemen, »neue Operationen an erinnerte anzuschließen« (Luhmann 1997, S. 122). Bei der Gedächtnisbildung entscheidet sich, welche Beobachtungen aussortiert werden und welche als bewahrenswertes Wissen weiterbehandelt und damit wiederholt angewendet werden können. In diesem Zusammenhang greift Luhmann den Schemabegriff auf, der Sinnverweisungen bezeichnet, die es psychischen sowie sozialen Systemen erlauben, den Großteil der eigenen Operation zu vergessen, einiges jedoch in schematischer Form zu behalten und damit ein Gedächtnis auszubilden (Luhmann 1997, S. 111). Schemata sind in der Regel mit anderen Schemata und Subschemata verknüpft, »wobei die Aktivierung des jeweils betreffenden Subschemas zugleich oder in der Folge die des Schemas auslöst oder umgekehrt« (Lenk 1995, S. 62; Langhof 2010). Die Möglichkeit der schematischen Gedächtnisbildung erlaubt die variable Anwendung von Schemata und somit die reibungslose Wiederholung von Beobachtungsoperationen in unterschiedlichen Situationen, ohne jedes Mal von neuem den Prozess der Informationsverarbeitung vollständig durchführen zu müssen (Lenk 1995, S. 27; Luhmann 1997, S. 124). Obwohl die Wahl eines bestimmten Beobachtungsschemas in der Kommunikation nicht ein einziges Anschlussereignis festlegt, sondern mögliche Anschlussereignisse kontingent bleiben, erfüllen Beobachtungsschemata dennoch eine Simplifikationsleistung, indem sie das Spektrum an möglichen Anschlussereignissen einschränken und somit strukturelle Komplexität reduzieren (Luhmann 1997, S. 111).

Da im vorliegenden Beitrag organisationale Kontexte im Zentrum der Analyse stehen, gilt es die beschriebenen allgemeineren Überlegungen nun auf diese Form sozialer Systembildung zuzuspitzen (für einen breiteren Überblick siehe Dimbath et al. 2016; Langhof 2018a). Im Gegensatz zu Interaktionen und Gesellschaft zeichnen Organisationen sich durch eine spezifische Form von Kommunikation aus, nämlich Entscheidungen. Organisationen transformieren dabei die zu einem bestimmten Zeitpunkt verfügbaren Informationen und bestehende Unsicherheiten in die Auswahl einer Alternative unter vielen. Das Ergebnis dieses Prozesses gilt im Weiteren als Information für weitere Entscheidungen. Organisationen verknüpfen kontinuierlich Entscheidungen mit Entscheidungen. Organisationen sind – wie alle sozialen Systeme – auf (textförmige) Selbstbeschreibung angewiesen, da sie im Gegensatz zu psychischen Systemen nicht auf »Wahrnehmungen und das Wiedererkennen von Wahrnehmungen« (Luhmann 2000, S. 418) zurückgreifen können. Um die Gedächtnisfunktion organisationaler Selbstbeschreibungen sowie ihre Relevanz für operatives Entscheiden (und vice versa) genauer in den Blick nehmen zu können, habe ich an anderer Stelle die oben genannten gesellschaftstheoretischen Überlegungen zum Verhältnis von Sozialstruktur und Semantik aufgegriffen und für die Organisationsforschung nutzbar gemacht (siehe dazu ausführlich Langhof 2018a, S. 49 ff.). Organigramme, Satzungen, Selbstberichte, Mission Statements, Perspektivenpapiere sowie mündlich tradierte Selbstbeschreibungen, wie bspw. Erzählungen, Anekdoten etc., sie alle stellen Formen organisationaler Selbstbeschreibung dar. Auch Interviews mit Organisationsmitgliedern in den Medien oder im Kontext von Forschung sind als (ad hoc angefertigte) organisationale Selbstbeschreibungen zu betrachten, da die Interviewten nicht als Privatpersonen antworten, sondern als Organisationsmitglieder. Entsprechend schränken organisationale Kontexte und Gegebenheiten ein, was und wie etwas gesagt werden kann. Geht man davon aus, dass Selbstbeschreibungen einen Mechanismus der Gedächtnisbildung in Organisationen darstellen, indem sie dem System Unterscheidungen zur Verfügung stellen und dadurch Selbstbeobachtung ermöglichen sowie wiederholbar machen, und weiterhin dass Selbstbeobachtungen und Entscheidungen miteinander verknüpft sind, dann ist folglich auch davon auszugehen, dass sich die verwendeten Selbstbeschreibungen auch – wenigstens teilweise – in Entscheidungen der Organisation niederschlagen und umgekehrt. Dabei ist zum einen zu berücksichtigen, dass Selbstbeschreibungen einen simplifizierenden Charakter aufweisen, da sie sich auf bestimmte Ausschnitte einer Organisation beschränken und niemals alles erfassen können (Luhmann 2000, S. 418; Hiller 2005). Zum anderen hat Kieserling (2004) darauf hingewiesen, dass Organisationen nicht nur über eine einzige Selbstbeschreibung verfügen,

sondern dass mit *mehreren* zu rechnen ist. Betrachtet man Selbstbeschreibungen als Form organisationalen Gedächtnisses, dann deckt sich dies mit der These, dass Organisationen nicht über ein Gedächtnis, sondern über mehrere Gedächtnisse verfügen (Dimbath et al. 2016, S. 1).

Wie in gesellschaftstheoretischen Ansätzen wird Gedächtnis bzw. Gedächtnissen auch in organisationsbezogenen Arbeiten die Funktion eines Bindeglieds zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugeschrieben, hier nun in Bezug auf Entscheiden. Wie Luhmann herausarbeitet, synchronisieren sich Organisationen mehr als andere soziale Systeme auf Zukunft hin und operieren aufgrund der Autopoiesis des Entscheidens im Modus des »*was wäre wenn...*« (Luhmann 2000, S. 162). Dabei lässt sich Zukunft nicht als Gegenstand rationaler Planung und Kontrolle begreifen (Luhmann 2000, S. 158), sondern vielmehr als eine Konstruktion des autopoietischen Systems Organisation. Eine Entscheidung ist in dieser Perspektive als dasjenige Element zu betrachten, das »*im Verhältnis von Vergangenheit und Zukunft einen Unterschied macht*« (Luhmann 2000, S. 162), sprich Information erzeugt. Gedächtnis dient in diesem Zusammenhang dazu, Redundanzen und Varietät zu erkennen sowie zu erzeugen und dadurch Informationen zu gewinnen (Cevolini 2014, S. 171, im Anschluss an Luhmann 1995). Zwar wird die Zukunft bei jeder Entscheidung bereits teilweise durch den Organisationszweck geschlossen, wobei Organisationen die Vergangenheit so behandeln, »*als wäre sie in Form von Alternativen offen*« (Cevolini 2014, S. 172), allerdings reicht Zwecksetzung allein nicht zur Absorption von Unsicherheit in Bezug auf Zukunft aus (u. a. March 1994). Die Kriterien der Konstruktion von Informationen sind zum einen in den Strukturen und Routinen von Organisationen, u. a. also in ihren Entscheidungsprämissen, und zum anderen in ihren Selbstbeschreibungen eingeschrieben. Im Entscheiden wird die Zukunft als Differenz konstruiert und zwar zwischen dem, was mithilfe der Entscheidung erreicht werden soll und dem, wie Zukunft ohne diese spezifische Entscheidung aussehen würde (Luhmann 2000, S. 162). Organisationen sind darauf angewiesen, potenzielle Zukünfte sowohl hinsichtlich ihres eigenen Systemzustands als auch in Bezug auf ihre äußeren Umwelten zu imaginieren, um sich dann im Entscheiden darauf beziehen zu können, wobei die Anzahl der als möglich und relevant zu betrachtenden Zukünfte bestimmt und eingeschränkt werden muss. »[D]as Unbekanntsein der Zukunft« ist Luhmann zufolge zwar zunächst »*eine unerlässliche Bedingung der Möglichkeit der Entscheidung*« (Luhmann 2000, S. 153), denn wäre die Zukunft bereits bekannt, wäre keine Entscheidung mehr notwendig (Luhmann 2000, S. 169), dennoch müssen die entscheidungsrelevanten Möglichkeiten der Zukunft in bzw. von Organisationen aber eingeeht werden. Neben der Zwecksetzung gelingt ihnen dies z. B. auch

durch die »*Vorstellung begrenzter Risiken oder bestimmter Gefahren*« (Luhmann 2000, S. 166) und die Formalisierung von Normen und Machtstrukturen (bspw. Hierarchien) etc., die auf Dauer gestellt – sprich auch in Zukunft – Erwartungssicherheit leisten (Luhmann 1995, S. 54).

3 Anticipation work in Organisationen

Obwohl in Prozessen des Entscheidens in Organisationen allgegenwärtig, wurde in diesem Zusammenhang der Bedeutung des Antizipierens als eigenständigem Phänomen ›der Zukunft Form zu verleihen‹ in Organisationen bislang kaum Beachtung geschenkt. Antizipation spielt im vorliegenden Fall allerdings eine essenzielle Rolle und ist insbesondere mit Blick auf die Funktion von Gedächtnis für die Bearbeitung möglicher Zukünfte relevant. Diesbezüglich sind die einschlägigen Arbeiten von Adams et al. (2009) und Clarke (2015) zu *anticipation work* aufschlussreich. Anticipation work wird laut Clarke bislang routinemäßig unsichtbar gemacht und zwar sowohl die dabei zu bewältigenden Aufgaben als auch die Menschen, die sie erfüllen (Clarke 2015, S. 104). Anticipation work lässt sich allerdings nicht allein von ihren Ergebnissen bzw. ihrem Produkt her verstehen (Clarke 2015, S. 96, im Anschluss an Star 1983). Um begreifen zu können, wie *anticipation work* tatsächlich funktioniert und worin ihre Herausforderungen sowie Leistungen bestehen, gilt es zu verstehen, wie »*hope(s) for a future are conceptualized, produced, distributed, consumed, and invisibilized*« (Clarke 2015, S. 86, Herv. i. O.). Clarke unterscheidet dazu drei Kernelemente von *anticipation work* die jeweils in unterschiedlicher Reihenfolge auftreten können: Abduktion, Simplifikation und Hoffnung (Clarke 2015, S. 86). Abduktion (*abduction work*) bedeutet zunächst, eine angemessene Menge an Daten und/oder Informationen verschiedener Art zu generieren. Ihre Auswahl orientiert sich an einem spezifischen Problem oder einer Situation. Abduktion beinhaltet Clarke zufolge »*tacking back and forth multiple times between the empirical information collected [...] and new theorizings about that data to generate new conceptualizations – and adding a future-orientedness to its utility*« (Clarke 2015, S. 86 f.). Für dieses Vorgehen greift die Autorin den Begriff des »*wohlbegründeten Vermutens*« (»*educated guessing*«; Clarke 2015, S. 90 f.) auf und weist darauf hin, dass eine so entwickelte Hypothese zunächst immer nur als vorläufig betrachtet und noch getestet werden müsse (Clarke 2015, S. 91, im Anschluss an Peirce 1929). Simplifikation (*simplification work*) beinhalte »*deleting, sorting, rearranging, (re)presenting*« (Clarke 2015, S. 94).

Im Simplifizieren müssten sowohl die Daten-/Informationsquellen eingegrenzt, als auch vereinfacht werden. Clarke nennt unterschiedliche Gründe für Simplifikation, einer davon sei »*pressure toward drawing conclusions before sufficient data or analysis has occurred*« (Clarke 2015, S. 95). Hoffnung stellt laut Clarke das dritte Kernelement von anticipation work dar, und zwar die Hoffnung, dass die aus der Daten-/Informationslage abgeleiteten »*wohlbegründeten Vermutungen*« gut genug sind.

Antizipation und damit die Konstruktion von Zukünften hat unmittelbar mit organisationalem Gedächtnis zu tun (Dimbath et al. 2016, S. 3), denn Organisationen nutzen dabei bspw. in der Vergangenheit gemachte Erfahrungen, die sie in schematisierter Form erinnern. Mensching (2016) befasst sich in diesem Zusammenhang mit der Frage, wie Organisationen vergangene Entscheidungen in aktuellen Entscheidungssituationen erinnern und verfügbar machen, indem sie organisationale Gedächtnispraktiken untersucht. Sie hebt hervor, dass Vergangenheit jeweils aus der Perspektive von Gegenwart anhand von Erinnerungen bzw. Erinnerungsfragmenten konstruiert wird und somit vor dem Hintergrund aktueller Entscheidungssituationen auch jeweils unterschiedlich ausfallen kann. Diese Herangehensweise ist ebenso gewinnbringend mit Blick auf die Konstruktion von Zukünften. Unter Rückgriff auf eine beobachtungstheoretische Perspektive lassen sich Mensching zufolge organisationale Gedächtnisleistungen (empirisch) rekonstruieren, indem man Selbstbeobachtungen nachvollzieht, »*die Auskunft über den jeweiligen Systemzustand, insbesondere die zum je aktuellen Zeitpunkt getroffenen Einschätzungen vergangener Gegenwarten und die Entwürfe künftiger Gegenwarten*« nachvollzieht (Mensching 2016, S. 67). Den Gewinn einer Fokussierung auf Gedächtnispraktiken sieht Mensching darin, dass so jenseits von individuellem und kommuniziertem Wissen auch implizites Wissen im Kontext einer Handlungspraxis sichtbar wird (Mensching 2016, S. 68 f.). Dieses Wissen betrachtet sie als Teil des kollektiven Gedächtnisses, das nicht notwendig immer erst expliziert werden muss, sondern »*im Rahmen konjunktiver Erfahrungsräume ohne ›Umweg‹ über die sprachliche Explikation erinnert werden*« kann (Mensching 2016, S. 69). In der empirischen Rekonstruktion konzentriert sich Mensching auf die Analyse von Rückkoppelungsschleifen organisationalen Kommunizierens als »*Einschätzen der aktuellen Situation, dem expliziten Verweis oder impliziten Rückgriff auf vorausgegangene Entscheidungen und dem Imaginieren der Folgen des aktuellen Entscheidens*« (Mensching 2016, S. 70) und somit auf die Analyse von Praktiken, die »*rückwärts in die Zukunft*« reichen (Mensching 2016, S. 73).

4 Forschungsfeld und Untersuchungsdesign

Für die medizinische Absicherung privater sowie öffentlicher Veranstaltungen ab einer bestimmten Größe können bzw. müssen Veranstalter die Durchführung eines SWD in Auftrag geben. Hilfsorganisationen wie der Arbeiter-Samariter-Bund (ASB), das Deutsche Rote Kreuz (DRK), die Johanniter-Unfall-Hilfe (JUH) oder der Malteser Hilfsdienst (MHD) bieten diese Dienstleistung im Rahmen eines privatrechtlichen Vertrages im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuchs (BGB) an. Unter Berücksichtigung der Art der Veranstaltung, der Veranstaltungsortlichkeiten, der erwarteten Publikumszahlen sowie sonstiger Rahmenbedingungen gilt es, die medizinische Versorgung potenzieller Patienten zu gewährleisten. Der Großteil der Einsatzkräfte der Hilfsorganisationen bei SWD besteht aus medizinisch qualifizierten Ehrenamtlichen.

Die folgenden Analysen basieren auf empirischem Material, das ich während eines dreijährigen Forschungsprojekts generierte. Die Datengenerierung erfolgte auf der Grundlage einer ethnografischen Herangehensweise, die sich methodisch stark auf teilnehmende Beobachtungen stützt. Insbesondere in der Auseinandersetzung mit Fragen hinsichtlich organisationaler Gedächtnisfunktionen und -leistungen kann die teilnehmende Beobachtung auch hier insofern als vorteilhaft betrachtet werden, als dadurch Momente des Oszillierens zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Antizipations- und Entscheidungsprozessen unmittelbar begleitet werden können. Eine nachträgliche Rekonstruktion im Rahmen von Interviews mit Feldteilnehmern erfolgt demgegenüber immer vor dem Hintergrund des zum Zeitpunkt des Interviews aktuellen Wissens der Interviewpartner. Die Kopräsenz der Forscherin in spezifischen Situationen organisationalen Sinnerzeugens und Entscheidens unter Rückgriff auf organisationale Ordnung ist hochinformativ, insbesondere, wenn man sich für organisationales Wissen *in Aktion* interessiert (Langhof 2018b). Somit gelingt es »to make explicit the often-overlooked, tacitly known and/or concealed dimensions of meaning-making« (Ybema et al. 2009, S. 7) und Details des organisationalen Alltags zu beobachten, »which otherwise go unnoticed, trying to read the tacitly known scripts and schemas that organize ordinary activities« (Ybema et al. 2009, S. 2).

Im Zeitraum 2015–2017 führte ich deutschlandweit u. a. teilnehmende Beobachtungen von SWD unterschiedlicher Hilfsorganisationen bei 30 (teilweise mehrtägigen) Großveranstaltungen vorwiegend in den Bereichen Sport und Kultur durch. Die Daten wurden demnach in einem multi-organisationalen Setting bei verschiedenen Anlässen (Aguilar Delgado und Barin Cruz 2014) und an unterschiedlichen Orten (Marcus 1995; Falzon 2009) generiert. Diese

Vorgehensweise erlaubte eine organisations- und anlassübergreifende sowie überregionale Forschungsperspektive. Während der Einsätze hielt ich meine Beobachtungen primär in Form von sogenannten Jottings (Emerson et al. 2011) fest, also in kurzen Notizen und kleinen Zeichnungen, die ich nach den Einsätzen in ausführlichere Feldnotizen in Beobachtungstagebücher überführte, zum Teil durfte ich auch Audioaufzeichnungen und Fotos machen (Breidenstein et al. 2013, S. 86 ff.). Während der teilnehmenden Beobachtungen führte ich zudem eine Vielzahl ethnografischer (Kurz-) Interviews und Gespräche (Spradley 1979; Breidenstein et al. 2013, S. 80 ff.) mit Einsatzkräften, die ich oftmals auch aufnehmen durfte. Wie bereits erläutert, können die in Interview- und Gesprächssituationen von Einsatzkräften ad hoc angefertigten Darstellungen von Ereignissen, organisationalen Prozessen, Strukturen und Gepflogenheiten etc. auch als Form organisational gerahmter (Selbst-) Beschreibung begriffen werden, da (auch ehrenamtliche) Einsatzkräfte in diesen Situationen nicht als Privatpersonen antworten, sondern als Organisationsmitglieder. Entsprechend können diese Beschreibungen nicht beliebig gestaltet werden, sondern werden von Strukturen und etablierten Selbstbeschreibungen einer Organisation eingeschränkt (Langhof 2018a, S. 89 f.). Demnach ist davon auszugehen, dass sich auch anhand von ethnografischen Interviews Rückschlüsse auf organisationales Wissen ziehen lassen und nicht nur Wissen der einzelnen Personen thematisiert wird. Darüber hinaus wurden mir während meiner Feldaufenthalte diverse Dokumente zur Verfügung gestellt (bspw. Einsatzbefehle, Organigramme der Einsatzstruktur, Dienstpläne, Sicherheitskonzepte, Funkskizzen etc.). Die diesem Beitrag zugrunde liegenden Sequenzen aus dem empirischen Material wurden auf prägnante Beobachtungsschemata, Verknüpfungen bestimmter Schemata sowie kommunikative Anschlussereignisse hin analysiert, wobei das Thema respektive das Beobachtungsschema Loveparade 2010 jeweils den Bezugspunkt darstellte.

5 Zum Zusammenhang von Gedächtnis, Antizipation und der Bearbeitung einer ungewissen Zukunft

»Die Zukunft ist und bleibt ungewiss« (Luhmann 1996), auch Organisationen ist sie nicht bekannt. Das bedeutet allerdings nicht, dass diese nicht trotzdem Überlegungen, Berechnungen oder Szenarien hinsichtlich möglicher Zukünfte entwickeln würden. Esposito etwa postuliert, dass in Bezug auf Zukunft »so viele

Möglichkeiten produziert werden [können], wie die Imagination fähig ist, gerade weil die Zukunft ›leer‹ ist, also bereit ist, alle aufzunehmen – und auch weil sie, im Moment ihres Entstehens, gar keine künftigen Gegebenheiten, sondern unvermeidlich gegenwärtige Beobachtungen sind» (Esposito 2013, S. 36). Wie versuchen Organisationen nun aber diese ›Leerstelle Zukunft‹ zu füllen? Wie gelingt es Organisationen »Nichtaktuelles zu aktualisieren« (Luhmann 2000, S. 180)?

Antizipation und die Konstruktion potenzieller Zukünfte in der Gegenwart sind eng mit organisationalem Wissen und Gedächtnis verknüpft (Dimbath et al. 2016, S. 3). Organisationen nutzen dazu beispielsweise erinnerte Erfahrungen aus der Vergangenheit, die sie in Form von Routinen, Skripts und Schemata dauerhaft verfügbar halten, um sowohl sich selbst als auch ihre Umwelt kontinuierlich zu beobachten. Dabei müssen die Erfahrungen nicht zwingend diejenigen der Organisation selbst sein, sondern sie können auch Erfahrungen anderer Organisationen sein, die sich aus dem ursprünglichen Kontext heraus überorganisational verbreitet haben⁵, bspw. in Form von formalisierten, organisationsübergreifend gültigen Handlungsanweisungen oder gesetzlichen Vorschriften. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass Erinnern als eine Art Wechselspiel gegenwärtiger Bedürfnisse der Organisation auf der einen Seite und Erinnerungen auf der anderen zu verstehen ist: »Die Erinnerung hängt nicht nur von der Vergangenheit ab, an der ihr Bild konstruiert wird, sondern auch von den sozialen Bedingungen, in denen dieses Bild in der fortlaufenden Gegenwart erinnert wird« (Sebald und Weyand 2011, S. 174). Schematisch strukturierte Erinnerungen prägen den Blick in gegenwärtigen Situationen, aber umgekehrt steuern gegenwärtige Situationen auch, was und wie erinnert wird. Wenn es nun aber keine ›natürliche‹ Beschränkung der Imagination möglicher Zukünfte gibt, wie Esposito (2013) behauptet, wie gelingt es Organisationen, offene Kontingenz in Bezug auf mögliche Zukünfte qua Entscheidung in geschlossene Kontingenz umzuwandeln und dadurch Unsicherheit mit Blick auf Zukunft überhaupt bearbeitbar zu machen? Wie wird eine Zukunft (oder höchstens eine geringe Anzahl möglicher Zukünfte) aus dem Spektrum an Möglichkeiten relevant gesetzt, und wie gewinnen diese in der Gegenwart organisationalen Entscheidens Relevanz?

Wie bereits angedeutet, werden SWD im untersuchten Feld schematisch immer als organisierte Bearbeitung potenzieller Gefahren im Kontext von

⁵Siehe in diesem Zusammenhang in Bezug auf die Externalisierung von Wissen u. a. auch Kastl 2014, S. 105.

Großveranstaltungen beobachtet. Die Grundlage für die Planung von SWD stellt daher i. d. R. eine Gefahrenanalyse bspw. anhand des sogenannten Maurer-Algorithmus⁶ dar, um die erforderliche Anzahl an Einsatzkräften, Fahrzeugen und Versorgungsstellen zu kalkulieren. Algorithmen dieser Art können soziologisch als formalisierte Entscheidungshilfen begriffen werden, die auf spezifischen Schemata zur Beobachtung externer organisationaler Umwelten sowie internen Ressourcen basieren. Ihre Funktion liegt in der Fokussierung auf ganz bestimmte zu berücksichtigende Gesichtspunkte. Durch die Anwendung solcher Algorithmen wird eine Simplifikationsleistung erzielt, indem sie durch die Eingrenzung von Entscheidungsalternativen bereits eine Vereinfachung von Welt vornehmen. Der Einsatz von Algorithmen kann daher als Teil von organisationaler simplification work im Sinne Clarkes (2015) betrachtet werden. Auf den ersten Blick scheinen Algorithmen zur Gefahrenanalyse eine eindeutige Entscheidungshilfe, um eine immer unsichere Zukunft handhabbar zu machen, indem sie etwa mögliche Zukunftsszenarien auf der Grundlage spezifischer Beobachtungsschemata bestimmen und so organisational bearbeitbar machen. Zunächst scheint es sich bei der Anwendung des Maurer-Algorithmus auch nicht um eine kontingente Entscheidung im Sinne der Auswahl *einer* möglichen Alternative unter *anderen* zu handeln. Schaut man genauer hin, dann wird allerdings deutlich, dass Algorithmen zwar zunächst Alternativlosigkeit suggerieren, dass aber auch unter Anwendung von Algorithmen entschieden wird bzw. entschieden werden muss. Dass es sich um die Wahl einer Alternative unter anderen möglichen handelt – und damit um *kontingentes* Entscheiden –, wird u. a. deutlich, wenn man berücksichtigt, dass es neben dem Maurer-Algorithmus auch andere Möglichkeiten der Kalkulation des Gefahrenpotentials gibt, bspw. den sogenannten Kölner-Algorithmus⁷. Je nachdem, welchen Algorithmus man zugrunde legt, werden allerdings etwas andere Gesichtspunkte in die Bewertung einer Veranstaltung einbezogen und in der Planung der Einsatzressourcen berücksichtigt, was verdeutlicht, dass die mit einer Veranstaltung verbundenen Gefahren und Zukunftsszenarien keineswegs objektiver Natur sind, sondern *soziale Konstruktionen*, die vom Beobachter abhängen, der sich in diesem Fall zur Gefahrenpotentialanalyse

⁶http://als-infoflip.de/deutsch/Maurer_Formular19.pdf

⁷Dieser Algorithmus wurde ebenfalls für die Gefahrenanalyse im Forschungsprojekt »EVA – Risiko Großveranstaltung« unter Beteiligung des Instituts für Feuerwehr- und Rettungstechnologie Dortmund entwickelt. Dieser wird allerdings (bisher), soweit wir beobachten konnten, in Hilfsorganisationen nicht verwendet.

auf einen Algorithmus stützt. Das wiederum bedeutet, dass der (ebenfalls sozial konstruierte) Algorithmus an der Konstruktion von Gefahr und Zukunftsszenarien beteiligt ist. Als formalisierte Routine liegt die Leistung solcher Algorithmen darin, dass sie eine »*unbekannte Welt durch eine bekannte ersetzt*« (Japp 1996, S. 94). Sie bearbeiten Ereignisse in einer ungewissen Zukunft anhand überorganisational bewährter Vorgehensweisen der Vergangenheit. Dabei bedingt der Algorithmus, dass nur ganz bestimmte Zukünfte vorstellbar werden, die möglicherweise dann mit organisationsinternen Erfahrungswerten kollidieren, die auf Erinnerungen an frühere Veranstaltungen basieren. Teilweise kalkulieren Hilfsorganisationen die Anzahl an Einsatzkräften, Rettungsmitteln und Versorgungsstellen daher auch gänzlich ohne Rückgriff auf einen bestimmten Algorithmus, sondern auf der Grundlage eigener Erfahrungswerte.⁸ Darüber hinaus heben Algorithmen lediglich auf bestimmte Aspekte möglicher zukünftiger Ereignisse ab, während andere keine Berücksichtigung finden.

Das zu bearbeitende Ausgangsproblem im Kontext von SWD ist immer die Frage, wie die Kalkulation von Ressourcen angesichts einer unsicheren Zukunft bewerkstelligt werden kann. Auf der Grundlage eines Sets an Beobachtungsschemata differenzieren Algorithmen dazu zunächst unterschiedliche ›Gefahren‹ bzw. ›Risikopotentiale‹. Um diese genau zu bestimmen, muss der Algorithmus mit Daten gefüttert werden, die eine Organisation generieren muss, und deren Auswahl sich im Rahmen von abduction work (Clarke 2015) am zuvor (durch den Algorithmus mit-) bestimmten Ausgangsproblem orientiert. Algorithmen grenzen von vornherein ein, welche Daten (z. B. zur erwarteten Zuschauerzahl, zur Zielgruppe, zum Veranstaltungsort etc.) im Kontext des Entscheidens als relevant erachtet werden, wodurch die Komplexität der Informationsgewinnung maßgeblich reduziert wird. Auf der Grundlage der eingegebenen Daten ermitteln Algorithmen Bewertungen der ›Gefahrenneigung‹ (Maurer-Algorithmus) bzw. des ›Risikofaktors‹ (Kölner-Algorithmus) in Form eines Punktesystems. In beiden Fällen gilt die Annahme: Risikopotentiale lassen sich (anhand vermeintlich objektiver Kriterien) quantifizieren und damit *messen*. In retrospektiven Rekonstruktionen der Ereignisse der Loveparade 2010 wird u. a. auch auf den Einsatz von Algorithmen Bezug genommen, so auch von einem der Notärzte, der dort im Einsatz war, und dem ich einige Jahre später während meiner teilnehmenden Beobachtung bei einer anderen Großveranstaltung begegnete:

⁸Was allerdings auch nicht völlig losgelöst von gesellschaftlich konstituierten Risikowahrnehmungen möglich ist.

»Ähm, geplant war ein, eine Musikveranstaltung mit Saufen und Drogen mit einer Million Besucher. Das war die Planungsgröße. Wenn du eine sanitätsdienstliche Versorgung von solch'ner Größenordnung, dann musste rechnen: 1% der Leute, die kommen als erwartete Zuschauer, grundsätzlich 1% der Leute kriegen Kontakt mit Medizin [unverständlich]. Das sind bei einer Million aber 10.000. Und auf 10.000 Medizinkontakte muss ich mich vorbereiten. Weil ich weiß, dass von diesen 1%, sprich 10.000 bei einer Million, von dieser Menge Mensch, sind es nochmal 5%, die dauerhaft ein Krankenhausbett brauchen. Und es sind 10%, die ernsthafte medizinische Versorgung brauchen. Das heißt, ich muss eine Versorgungsstruktur aufbauen, die 10.000 Medizinkontakte aushält, das geht von ›Gibste mal'n Pflaster?!‹ (...) bis hin zu ›Ich bin umgeknickt, mein Knochen guckt da raus.‹, bis hin zu noch schlimmer. So. Das heißt, ich habe 10.000. Wenn ich davon 10% nehme, die dann wirklich ernsthaft was haben, dann bin ich immer noch bei 1.000 Leuten, die ernsthafte medizinische Probleme haben. Und wenn ich insgesamt 5% von 1.000 nehme, habe ich immer noch 500 Leute, die in einem Krankenhaus landen (...) Und die ham im Vorfeld den Sanitätsdienst so geplant nach dieser 1%-Regel, 1 – 1,10, 5 – also 1%-10%-5%-Regel, ham die das geplant.« (Herr Justus, Notarzt einer Hilfsorganisation, 2015)

Durch die Anwendung eines Algorithmus lösen sich die im Kontext von Großveranstaltungen ausgemachten Gefahren nicht auf, aber sie werden zum Gegenstand von Entscheidungen gemacht. Dadurch, dass sich ein bestimmter Organisationstypus bereit erklärt, diese spezifischen Gefahren in Form eines SWD zu bearbeiten, können (Groß-)Veranstaltungen heutzutage überhaupt (noch) stattfinden. Dennoch bleibt ein Risiko, also ein Risiko des Entscheidens, im Sinne in der Zukunft liegender ungewisser Entscheidungsfolgen bestehen. Um in eine ungewisse Zukunft hinein handeln zu können, werden daraufhin stetig weitere Entscheidungen notwendig und zwar »ohne Rückhalt in der Zukunft« (Japp 1996, S. 20, Herv. i. O.), die wiederum kontingent sind. So wird in jedem Moment, in dem Unsicherheit mit Blick auf eine unbekannte Zukunft durch Entscheidung reduziert wird, gleichzeitig wieder neu produziert und neue Informationsbedarfe erzeugt, die wieder organisational bearbeitet werden müssen. Dabei ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass eine Organisation nur sieht, was sie zu sehen *erwartet* bzw. kalkuliert, also zum Beispiel was der Algorithmus vorgibt:

»Und es hat auch, im Endeffekt, wenn man da diese, diese Katastrophe weglässt, hat die Rechnung eigentlich so gepasst. Weil, es gibt da Statistiken, die wir da gemacht haben hinterher, wo man sagen konnte, alles, was da jetzt in Duisburg passiert ist, also diese gesamte sanitätsdienstliche Versorgung, war so, dass – unabhängig von der Katastrophe, da waren ja 21 Tote und 580 Verletzte, wenn du die rausrechnest – hatten die 6.800 Medizinkontakte, also passt das mit dieser 1%-Regel ungefähr,

hatten 350 Krankenhausaufnahmen, die aber nicht stationär blieben zum größten Teil, sondern ambulant (...) das hat ungefähr gepasst.« (Herr Justus, Notarzt einer Hilfsorganisation, 2015)

Was aber nicht (vorher-) gesehen bzw. kalkuliert werden kann, sind unerwartete Ereignisse:

»Die Vorbereitung war, soweit die Vorbereitung [unverständlich] war, hat das funktioniert. Man muss, dieser Einsatz, dieser Katastropheneinsatz, der war ja gar nicht geplant. Für sowas kannst du dich nicht vorbereiten. Dass sowas passiert.« (Herr Justus, Notarzt einer Hilfsorganisation, 2015)

In einem solchen Fall werden dann ganz offensichtlich als allgemein gültig betrachtete Beobachtungsschemata, Skripte und Routinen irritiert, was die Fragilität ihres ordnungsstiftenden Charakters offenlegt. Aus der Perspektive von Organisationen, die explizit auf die Antizipation, Prävention und Bearbeitung einer Vielzahl von Verletzten und von Katastrophen ausgerichtet sind, scheint das Erkennen der Fragilität des ordnungsstiftenden Charakters von Routinen und vermeintlichen Gewissheiten aus der Perspektive des Notarztes vielleicht die eigentliche Katastrophe. Trotz ihres spezifischen Wissens und Könnens in Bezug auf die Antizipation, Prävention und Bearbeitung von einer Vielzahl von Verletzten hat man es (so) nicht kommen sehen und wurde von der Entwicklung der Ereignisse überrascht. In Anlehnung an Clarke (2015) lässt sich dies als Enttäuschung der zuvor im Rahmen von anticipation work relevanten Hoffnungen betrachten. Planungsinstrumente wie der Maurer oder Kölner Algorithmus lassen sich mit Taleb (2010) als »*intellectual maps of reality*« (Taleb 2010, S. xxx) begreifen, die auf den »Normalfall« zugeschnitten sind, also auf Fälle, die vor dem Hintergrund bisher gemachter Erfahrungen erwartbar erscheinen. Was jedoch nicht berücksichtigt wird (oder werden kann), sind außergewöhnliche Ereignisse. Taleb bezeichnet diese als »*outliers*«, deren Besonderheit gerade darin zu sehen ist, dass sie außerhalb des regulären Erwartungshorizonts liegen, »*because nothing in the past can convincingly point to its possibility*« (Taleb 2010, S. xxii). Es sind dann aber genau diese Ereignisse, die verheerende Auswirkungen haben.

In einigen wenigen Fällen begleitete ich mehrere SWD einer Organisation. Das bot mir u. a. auch die Gelegenheit, den Einsatzleiter Herrn Peters bei zwei Veranstaltungen zu begleiten. Bereits beim ersten Einsatz stellte sich heraus, dass er 2010 in Duisburg selbst Teilnehmer der Erstbegehung des Veranstaltungsgeländes vor Veranstaltungsbeginn war. Vor dem Hintergrund seines aktuellen

Wissens (2015) über den Verlauf der Loveparade 2010 rekonstruierte er im Interview seine Eindrücke vom Gelände vor dem Hintergrund seines aktuellen Wissens über die Ereignisse von 2010:

»Ich hatte auf was anderes getippt. Ich hab' nicht auf die Rampe getippt [...] Ich hatte auf die, auf dem Gelände war so 'ne bruchfällige, ähm, Bahnschuppenkonstruktion. Und die war so baufällig, ähm, da haben wir, hab' ich gedacht, fährt irgend so ein Truck gegen oder irgendwie [...] Da haben wir gesagt, das ist, das ist, die, die Location ist, da war alles geschottert, ne. Da haben wir gedacht, die Leute brechen sich hier die Knöchel ohne Ende, weil das ist vollkommen offener Schotter gewesen [...] Also die Location an sich war schon so irre. Also, da hätte ich eher gedacht. Aber, dass diese, dass die Zugänge nicht. Da waren ja mehrere Schranken Barrieren dazwischen, ne?! Da gab's so 'ne Vorbarriere vor dem Tunnel, dann gab's im Tunnel noch ne, ne Barriere noch mal, und, äh, das Ganze auf der anderen Seite nochmal und damit war eigentlich relativ klar, man kann den Ein- und Ausstrom quasi, darüber hätte man das regeln können. Man hätt's nur einfach zumachen müssen.« (Herr Peters, Einsatzleiter einer Hilfsorganisation, 2015)

Aus der Perspektive eines durchzuführenden SWD wurden von Herrn Peters ganz bestimmte Eigenschaften eines Geländes (offener Schotter) als potenziell gefahrenträchtig betrachtet. Die beobachteten Bodeneigenschaften machten offensichtlich primär ein Zukunftsszenario erwartbar, in dem sich eine Vielzahl der Leute die Knöchel bricht. Obwohl er das Veranstaltungsgelände als »total irre« bezeichnet, betrachtete er es bei der Begehung auf der Grundlage etablierter Beobachtungsschemata mit den Möglichkeiten eines SWD bearbeitbar. Der Bereich der Rampe, wo im Verlauf der Veranstaltung die meisten Menschen (zum Teil tödlich) verletzt wurden, wurde von ihm als unproblematisch betrachtet, da dort Möglichkeiten der Zugangsbeschränkung durch Absperrungen bestanden hätten. Bei der Begehung wird im Problem-Lösung-Schema operiert, wobei die Rampe zwar grundsätzlich ein Problem darstellen könnte, aber eine Lösung bereits gefunden scheint, nämlich die Absperrung und damit verbunden die Möglichkeit der Regulierung des Menschenstroms. Vom Standpunkt gegenwärtigen Wissens hinsichtlich der Loveparade 2010 werden Zugangsbeschränkungen in Form von Absperrungen vom Interviewpartner nicht mehr als unfehlbares Instrument der Absicherung betrachtet, denn die Erfahrungen von 2010 zeigen, dass damit nicht zwingend auch verbunden sein muss, dass die Absperrungen geschlossen werden.

Wie konstruieren Organisationen nun im Antizipieren potenzielle Zukünfte unter Rückgriff auf das Schema Loveparade 2010, auf die sie sich dann anschließend im weiteren Entscheiden beziehen (können)? Nach der Loveparade 2010 haben sich die Sicherheitsbestimmungen für Großveranstaltungen verändert. Die Rückschlüsse aus den Ereignissen werden von Veranstaltern

in der Erstellung von Sicherheitskonzepten berücksichtigt und von den zuständigen Behörden entsprechend überprüft. Sicherheitsbestimmungen sind als formalisierte Erwartungen zu begreifen, die mitdefinieren, wie imaginierte Zukünfte aussehen könnten. Sie sind somit als Möglichkeit der Zukunft eine Form zu geben zu begreifen, indem sie der Beobachtung Unterscheidungen vorgeben. Gedränge und Panik sowie die potenziellen Folgen sind ein fest gesetztes Zukunftsszenario, dem im Bereich der Absicherung von Großveranstaltungen seit 2010 eine noch größere Aufmerksamkeit gewidmet wird. 2015 begleitete ich Herrn Peters während des SWD bei einer Großveranstaltung. Während die Veranstaltung bereits lief, machte er als Einsatzleiter gemeinsam mit dem Fachberater Katastrophenschutz der Hilfsorganisation sowie drei weiteren Einsatzkräften eine Begehung eines Ausschnitts des Veranstaltungsgeländes, den die Einsatzkräfte kurz darauf sanitätsdienstlich absichern sollten. Dabei erläuterten der Einsatzleiter und der Fachberater den Einsatzkräften, was passieren könnte, wenn zum Ende der Veranstaltung viele Personen gleichzeitig das Gelände verlassen würden:

»Also, das Problem ist, hier entsteht so 'ne Art Flaschenhals.« (Herr Knorr, Fachberater Katastrophenschutz einer Hilfsorganisation, 2015)

Das Sicherheitskonzept für die Veranstaltung sah vor, dass der Zugang zu diesem »Flaschenhals« durch Absperrungen und Personal des Sicherheitsdienstes gesperrt werden und immer nur eine bestimmte Anzahl von Personen die Engstelle passieren können sollte. Gleiche Problemrahmung wie bei der Loveparade, gleiches Lösungsschema. Nun schien diese Lösung fünf Jahre später offensichtlich aber nicht mehr dazu zu führen, dass die Stelle aus der Perspektive sanitätsdienstlicher Absicherung als unproblematisch betrachtet wird. Im Gegenteil, sie wurde vom Fachberater explizit im Problemschema beobachtet, das er als ganz spezifisches Folgeproblem der Lösung Absperrung definierte, erstens:

»Ihr müsst hier so ein bisschen den Flaschenhals, da müsst ihr aufpassen, immer wenn, es kommen immer so Wellen. Da müssen wir gucken.« (Herr Knorr, Fachberater Katastrophenschutz einer Hilfsorganisation, 2015)

Andere Wege, die die Zuschauer nutzen könnten, sollten zwar ebenfalls vom Sicherheitsdienst abgesperrt werden, um den Zuschauerstrom zu kanalisieren, doch auch dort bedeuteten die Vorkehrungen für den SWD offensichtlich nicht, dass damit jegliches Gefahrenpotential behoben wäre, wenn man den Erläuterungen des Einsatzleiters folgt, denn zweitens:

»Ihr müsst da aber trotzdem ein Auge draufhaben, weil wenn das nicht funktioniert, dann springen die über Zäune und weichen über die Parkhäuser aus und dann, ne?! Also vorne, oben, das ist alles Baustelle – also sanitätsdienstliche Baustelle.« (Herr Peters, Einsatzleiter einer Hilfsorganisation, 2015)

Diese Sequenzen verdeutlichen, dass spezifische Situationen und räumliche Gegebenheiten von Einsatzkräften nicht mehr isoliert für sich beobachtet und bewertet werden, sondern dass die Ereignisse der Loveparade 2010 eine Generalisierung bestimmter Erwartungen hinsichtlich möglicher Gefahren nach sich zogen. Das hier beschriebene Veranstaltungsgelände aktivierte aufgrund seiner Eigenschaften (*»Flaschenhals«*) bestimmte Beobachtungsschemata in der Konstruktion und Antizipation ganz spezifischer möglicher Zukunftsszenarien und daran anknüpfende Skripte zu ihrer Bearbeitung. Dabei ist es nicht die Vergangenheit, die hier die Gegenwart steuert, sondern es ist die Gegenwart, die ganz spezifische Ereignisse in Erinnerung ruft und diese auch auf ganz bestimmte Art und Weise rahmt.

Ein ganz ähnlicher Prozess ließ sich auch auf einer anderen, dieses Mal mehrtägigen Veranstaltung beobachten. Während dieser Großveranstaltung unter freiem Himmel entlud sich am zweiten Veranstaltungstag ein schweres Gewitter, mehrere Menschen wurden ernstzunehmend verletzt. Die Veranstaltung wurde fortgesetzt, aber auch für den Nachmittag des darauffolgenden Veranstaltungstages war wieder ein Gewitter vorhergesagt. Entsprechend befanden sich alle Organisationen frühzeitig in Alarmbereitschaft, die an der Absicherung der Veranstaltung beteiligt waren. Die Einsatzleitung des SWD begann bereits morgens damit, eine einsatztaktische Strategie für mögliche Ereignisse während des angekündigten Gewitters auszuarbeiten. Parallel planten das Team des Veranstalters, der Sicherheitsdienst, die Feuerwehr sowie die Polizei ihre Vorgehensweisen. Als nachmittags das Gewitter aufzog, wurde die Einsatzleitung des SWD vom Veranstalter informiert, dass das Veranstaltungsgelände aufgrund der Wetterbedingungen geräumt würde. Ab diesem Zeitpunkt arbeiteten die Mitglieder der Einsatzleitung an einer konkreten Strategie für das Szenario Evakuierung. In Clarkes Konzept (Clarke 2015, S. 90) spielt die Art und Weise, wie ein Team eine Situation rahmt, eine wichtige Rolle in der *anticipation work*. Clarke zufolge lenkt die Rahmung der Situation und das von den Beteiligten ausgemachte Problem die Suche nach Daten und Informationen (s. o.). Die Mitglieder der Einsatzleitung konstruierten das Szenario der spontanen Bewegung großer Menschenmengen auf dem Gelände als Kernproblem und konzentrierten sich im Folgenden im Modus des *›was wäre, wenn...‹* (s. o.) ausschließlich darauf. Auf der Grundlage dieses Problemszenarios äußerten sie Unsicherheit, wie sie ihre Einsatzkräfte taktisch

genau aufstellen sollten. Daraufhin versuchten sie zunächst, mehr Informationen über die Planungen der anderen an der Evakuierung beteiligten BOS und ihre eigenen personellen Ressourcen zu gewinnen. Japp (1996) sieht dabei eine zentrale Funktion darin, dass

»Organisationen Informationen einfach deshalb sammeln, weil sie auf diese Weise sich selbst und ihrer Umwelt rationalen Umgang mit Entscheidungen dokumentieren können. Alles zusammengekommen, produzieren Organisationen zu viel Informationen, jedenfalls im Hinblick auf den operativen Bedarf des laufenden Entscheidens. Die Folge ist dann die, daß Organisationen Information anhäufen, die sie nicht benutzen. Informationsaktivitäten werden von Entscheidungsaktivitäten abgekoppelt, die Beziehung zwischen Information und Entscheidung ist schwach. Das Sammeln von Informationen ist ein symbolisches Vergewisserungsritual und dient eher der Legitimation von Entscheidungen in Situationen hoher Ambiguität als der Auswahl von Alternativen nach Maßgabe feststehender Präferenzen« (Japp 1996, S. 176).

Trotz aller zusätzlichen Informationen kam das Team in Bezug auf ein für sie bearbeitbares Szenario sowie eine Einsatztaktik zu keiner Entscheidung. Irgendwann stellte ein Teammitglied fest: *»Mein Bauchgefühl: wir wissen nicht, was passieren wird.«* Das Team versuchte nun das Problem genauer einzugrenzen, indem sie spezifischere Fragen stellten: Wie werden die Zuschauer reagieren, wenn die Evakuierung eingeleitet wird? Wohin *genau* werden sie sich bewegen? Am ausführlichsten wurde dabei die Frage diskutiert, welche Ausgänge die Menschen wohl nutzen würden. Diese Vorgehensweise lässt sich in der Perspektive von Clarkes *anticipation work* als Teil von *simplification work* betrachten: ganz bestimmte Fragen erlauben es ganz bestimmte Probleme konkreter zu umreißen und somit das Möglichkeitsspektrum einzugrenzen. Das Team konzentrierte sich daraufhin auf das Entwerfen eines Szenarios nach dem anderen, denen aber gemeinsam war, dass sie sich alle nur noch um die Frage drehten, was passieren würde, wenn die Menschen Ausgang A, B oder C nehmen würden, und wie sie ihre Einsatzkräfte daraufhin verteilen müssten. Ihre Überlegungen dokumentierten sie mit farbigen Klebezetteln, auf denen bestimmte Einsatzfahrzeuge und Einsatzteams benannt waren, die sie auf einen großen Plan des Veranstaltungsgeländes klebten. Sie überlegten immer wieder hin und her, beschrifteten neue Klebezettel, nahmen einzelne wieder ab, klebten sie woanders hin und immer so fort. Trotzdem gelang es dem Team offensichtlich nicht, eine für sie einsatztaktisch bearbeitbare Problemdefinition und damit verbunden ein Zukunftsszenario zu entwickeln, auf das hin sie eine Lösung hätten entwickeln können. Die Frage, welche Ausgänge die Menschen nutzen würden, wurde weiter

hin und her diskutiert, ohne dass eine Entscheidung gefällt wurde. Wie Luhmann festhält, lässt sich allerdings nur mittels Entscheidungen eine prognostizierbare Zukunft erzeugen (Luhmann 2000, 186 f.). Das Team schien aber in einer Art Antizipationsspirale gefangen, in der immer wieder dieselben Zukunftsszenarien ent- und verworfen wurden.

Bemerkenswert ist in diesem Fall, dass das Team in der Einsatzleitung ausgerechnet der Wahl der Ausgänge und der Bewegung großer Menschenmengen so viel Aufmerksamkeit widmete, obwohl sie diesbezüglich doch offensichtlich zu keiner Entscheidung kamen. Wie sich hinterher herausstellte, waren einige der Teammitglieder als Einsatzkräfte mit ihrer Organisationsgliederung auch bei der Loveparade in Duisburg im Einsatz. Es scheint also naheliegend, dass sie erfahrungsbasierte Schemata und Skripts im Prozess der Problemdefinition und der Zukunftskonstruktion nutzten. Dass es sich hierbei um organisationale Schemata handelt, zeigt sich daran, dass sie in der Kommunikation geräuschlos funktionierten: sie wurden nicht hinterfragt oder diskutiert und es werden auch keine alternativen Schemata eingeführt (Tacke 2001). Das bedeutet, dass hier Wissen in Aktion beobachtbar wird, das – ganz im Sinne von Mensching (2016) – *»im Rahmen konjunktiver Erfahrungsräume ohne ›Umweg‹ über die sprachliche Explikation erinnert«* wird (Mensching 2016, S. 69). Dass das Team dennoch kein konkretes Szenario mit Blick auf zukünftige Ereignisse entwickeln konnte, könnte sich dann eventuell darauf zurückführen lassen, dass die erfahrungsbasierten Schemata und Skripts ihnen im vorliegenden Fall aber dennoch nicht als passend erschienen. Hier zeigt sich, dass die Konstruktion möglicher Zukünfte und darauf bezugnehmende Entscheidungsprozesse zwar an Erinnertes anknüpfen (können), aber nicht durch Vergangenheit determiniert werden. Indem Organisationen in Entscheidungsprozessen Vergangenheit als Alternative fixieren und dadurch Unsicherheit mit Blick auf Zukunft produzieren, erzeugen sie Nichtwissen hinsichtlich der Frage, wie es weitergehen wird (Luhmann 2000, S. 167).

6 **Schluss: »Für sowas kannst Du nicht vorbereiten.«**

Untersucht man den Kontext genauer, in dem das Beobachtungsschema *Katastrophe* in Kombination mit dem Schema *Loveparade 2010* in retrospektiven Rekonstruktionen von Einsatzkräften von Hilfsorganisationen angewendet wird, so scheint damit primär das Erstaunen darüber zum Ausdruck zu kommen, dass man von der Entwicklung der Ereignisse überrascht wurde, denn ein *»Katastropheneinsatz«*

war ja gar nicht »geplant«. Trotz der grundsätzlichen Beobachtung von Großveranstaltung im Schema von Gefahr, der Durchführung von Gefahrenanalysen auf der Grundlage bestimmter Schematisierungen und des Einsatzes darauf basierender Algorithmen zur Kalkulation von Einsatzkräften, Rettungsfahrzeugen und Versorgungsstellen von Verletzten und Erkrankten, schienen die Ereignisse der Loveparade nicht vorstellbar. Die Feststellung des Notarztes *»Ihr könnt nur machen, was ihr macht und alles andere ist halt so.«* verweist auf Routinen und erlernte Handlungsmuster, die in Hilfsorganisationen für die Versorgung von Patienten etabliert sind, deren Reichweite in einem solchen Fall unerwarteter Ereignisse aber begrenzt scheint. Hier wird auch deutlich, dass Organisationen auch auf unerwartete Ereignisse, die nicht dem entsprechen, was sie im Rahmen von Antizipations- und Planungsprozessen als mögliche Zukunft erwogen haben, mit Routinen für antizipierte Ereignisse reagieren. Hier zeigt sich am empirischen Beispiel, dass und wie Organisationen im gegenwärtigen Entscheiden eine immer unsichere Zukunft unter Rückgriff auf Vergangenheit bearbeiten. Ereignisse wie die in Duisburg erschüttern dann die eingelebte soziale Ordnung dieser Organisationen und führen ihren Mitgliedern deren Fragilität unmittelbar vor Augen. Das führt aber nicht dazu, dass man grundsätzlich die Grenzen der eigenen Handlungsmöglichkeiten mit Blick auf eine unsichere Zukunft einräumen würde. Vielmehr lässt sich eine Erweiterung der Beobachtungsmöglichkeiten mit Blick auf Phänomene beobachten, die in der Wahrnehmung von Einsatzkräften Ähnlichkeiten mit den Ausgangsbedingungen der Loveparade in Duisburg aufweisen.

Loveparade 2010 lässt sich soziologisch somit als Problemschema bestimmen, das im Kontext von Großveranstaltungen auch Jahre später noch in Antizipations- und Entscheidungsprozessen von Hilfsorganisationen zur Anwendung kommt und nun aber mit ganz spezifischen Subschemata verbunden wird. Im Mittelpunkt steht zunächst das »Flaschenhals«-Subschema, das offensichtlich immer dann als passend betrachtet wird, wenn Engstellen auf einem Veranstaltungsgelände beobachtet werden. Verbunden ist die an das Subschema gekoppelte Problemkonstruktion immer mit der Bewegung großer Menschenmengen. Dieser Problematik wird allerdings nicht erst seit 2010 erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet, das zeigt sich u. a. an bereits seit Langem bestehenden Normen für die Mindestbreite von Fluchtwegen, deren Einhaltung auch bei jeder Begehung eines Veranstaltungsgeländes von der zuständigen Behörde überprüft wird. Wie wir gesehen haben, wird die »Flaschenhals«-Problematik nach den Ereignissen der Loveparade in Duisburg aber um spezifische Subschemata ergänzt, bspw. nicht geschlossene Absperrungen und damit verbunden die fehlende Regulierung des Publikumsstroms oder ein Ausweichen von Menschen über Zäune oder unwägbares Gelände und damit verbundene potenzielle Verletzungsmöglichkeiten.

Somit hat sich die Problemkonstruktion deutlich erweitert. Dies schlägt sich in der organisationalen anticipation work in einer erhöhten Aufmerksamkeit mit Blick auf bestimmte, jetzt als möglich erachtete Zukunftsszenarien nieder, für die dann wiederum konkrete Handlungsoptionen und Lösungen anvisiert werden. Auf meine Frage hin, ob seine Erfahrungen aus dem Einsatz bei der Loveparade 2010 seine heutigen Entscheidungen mitprägen würden, antwortet der Führungsassistent der Einsatzleitung eines großen SWD:

»Doch, es weitet den Blick (...) [S]o Sachen, ich komm mit der Einheit dorthin, vor mir dieses Absperrgitter, dahinter 5.000 Leute, die jetzt im schlimmsten Fall innerhalb von Sekunden auf mich zulaufen (...) Erstens mal glaube ich, dass ich mir mehr Zeit für Entscheidungen nehme und dann eben auch sage, okay, wir stellen uns jetzt nicht da hin, sondern auch entsprechende Anweisungen gebe an die Leute, so: Mitgebrachtes Material geht jetzt hinter die Leitplanke, dieser Bereich hier wird freigehalten, hier werden keine Patienten versorgt, alles, was da rauskommt, geht an die Seite. Haltet diesen Laufweg frei. Das sind, glaube ich, so Sachen, über die ich mir früher keine Gedanken gemacht hab.« (Herr Jahnke, Zugführer einer Hilfsorganisation, 2016)

Passend hierzu hält Luhmann (2000) fest, dass »ein Entscheider mit angereichertem Gedächtnis mehr Möglichkeiten sehen, differenziertere Schemata verwenden und, in etwas altmodischer Formulierung, klüger entscheiden« kann, da er über komplexere Strukturen in Form von Schemata, Skripts, cognitive maps und impliziten Theorien verfüge, »die das Unbekanntsein der Zukunft differenzieren« (Luhmann 2000, S. 167 f.) und damit auch differenziertere Kompetenzen des »educated guessing« im Sinne Clarkes (2015) in Antizipationsprozessen wahrscheinlich machen. Diese können das Unbekanntsein der Zukunft aber trotzdem nicht beseitigen, da es sich um Formen der Gedächtnisbildung handelt, die auf Vergangenheit und nicht auf Zukunft rekurren.

Phänomene, die den Ausgangsbedingungen in Duisburg ähneln, werden in Zukunft voraussichtlich im Vorfeld erkannt und entsprechend bearbeitet, sodass ein ähnlicher Ereignisverlauf wie in Duisburg nicht zu erwarten ist. Unterstellt man allerdings, dass es gerade der von Taleb (2010) beschriebene »outlier«-Charakter und der damit verbundene Überraschungseffekt ist, der die Kombination des Beobachtungsschemas Loveparade 2010 mit dem der Katastrophe in den retrospektiven Rekonstruktionen der Ereignisse von Duisburg durch Einsatzkräfte plausibilisiert, dann bedeutet das folglich, dass die schematischen Erinnerungen nur bedingt hilfreich für die Bearbeitungen zukünftiger unerwarteter Ereignisse sind. Ein durch Erfahrung angereichertes Gedächtnis mit Blick auf das Schema Katastrophe bedeutet demnach nicht, dass sich Ereignisse, die in diesem Schema

gerahmt werden, zukünftig vermeiden oder besser bearbeiten ließen. In Bezug auf die Bearbeitung unerwarteter Ereignisse ist die Wiederholbarkeit von Sinnselektionen, die durch die Ausbildung eines Gedächtnisses ermöglicht wird, nur bedingt hilfreich.

Literatur

- Adams, Vincanne, Michelle Murphy, und E. Adele Clarke. 2009. Anticipation: Technology, life, affect, temporality. *Subjectivity* 28 (1): 246–265.
- Breidenstein, Georg, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff, und Boris Nieswand. 2013. *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz: UVK.
- Brubaker, Rogers. 2004. *Ethnicity without groups*. Cambridge: Harvard University Press.
- Cevolini, Alberto. 2014. Die Organisation des Gedächtnisses und das Gedächtnis der Organisation. In *Die Sozialität des Erinnerns Beiträge zur Arbeit an einer Theorie des sozialen Gedächtnisses*, Hrsg. Oliver Dimbath und Michael Heinlein, 167–182. Wiesbaden: Springer VS.
- Clarke, Adele E. 2015. Anticipation work: Abduction, simplification, hope. In *Boundary objects and beyond working with Leigh Star*, Hrsg. Geoffrey C. Bowker, Stefan Timmermans, Adele E. Clarke, und E. Balka, 85–119. Cambridge: The MIT Press.
- Delgado, Natalie Aguilar, und Luciano Barin Cruz. 2014. Multi-event ethnography: Doing research in pluralistic settings. *Journal of Organizational Ethnography* 3 (1): 43–58.
- Dimbath, Oliver, Hanna Haag, Nina Leonhard, und Gred Sebald. 2016. Einleitung. Gedächtnisse der Organisationen und die Organisation der Gedächtnisse. In *Organisation und Gedächtnis Über die Vergangenheit der Organisation und die Organisation der Vergangenheit*, Hrsg. O. Dimbath, H. Haag, N. Leonhard, und G. Sebald, 1–11. Wiesbaden: Springer VS.
- Dombrowsky, Wolf R. 1998. Again and again. In *Is a disaster what we call a »disaster« ? In What is a disaster? Perspectives on the question*, Hrsg. Enrico L. Quarantelli, 19–30. Abingdon: Routledge.
- Emerson, Robert M., Rachel I. Fretz, und Linda L. Shaw. 2011. *Writing ethnographic fieldnotes*, 2. Aufl. Chicago: The University of Chicago Press.
- Espósito, Elena. 2002. *Soziales Vergessen Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Espósito, Elena. 2013. Illusion und Imagination in der Produktion der Zukunft. In *Lob der Illusion. Symposionsbeiträge*, Hrsg. R. Steiner und C. Weissert, 28–38. München: scaneg.
- Falzon, Mark Anthony. 2009. Introduction. Multi-sited ethnography: Theory, praxis and locality in contemporary social research. In *Multi-sited ethnography: Theory, praxis and locality in contemporary social research*, Hrsg. Mark Anthony Falzon, 1–24. Farnham: Ashgate.
- Halbwachs, Maurice. 1967. *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart: Enke.
- Hiller, Petra. 2005. *Organisationswissen. Eine wissenssoziologische Neubeschreibung der Organisation*. Wiesbaden: VS.
- Japp, Klaus Peter. 1996. *Soziologische Risikotheorie. Funktionale Differenzierung, Politisierung und Reflexion*. Weinheim: Juventa.

- Kastl, Jörg Michael. 2014. Latenz und Emergenz – Überlegungen zur Taxonomie und zum Status von Gedächtnisleistungen in der soziologischen Theorie. In *Die Sozialität des Erinnerns. Beiträge zur Arbeit an einer Theorie des sozialen Gedächtnisses*, Hrsg. Oliver Dimbath und Michael Heinlein, 87–115. Wiesbaden: Springer VS.
- Kieserling, Andre. 2004. *Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Langhof, Antonia. 2010. ›Ethnische Differenz‹ und ›ökonomischer Verteilungskonflikt‹ als Schemata der Beobachtung gesellschaftlicher Konflikte. In *Ethnowissen. Soziologische Beiträge zu ethnischer Differenzierung und Migration*, Hrsg. Marion Müller und Darius Zifonun, 171–195. Wiesbaden: VS.
- Langhof, Antonia. 2018a. *Managementkonzepte in der humanitären Hilfe. Zum Verhältnis von gesellschaftlicher Semantik und Organisationsstruktur*. Wiesbaden: Springer VS.
- Langhof, Antonia. 2018b. Off the record. Understanding the (latent) functions of documents in organizations. *Journal for Organizational Ethnography* 7 (1): 59–73.
- Lenk, Hans. 1995. *Schemaspiele. Über Schemainterpretationen und Interpretationskonstrukte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 1980. *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 1981. *Gesellschaftsstruktur und Semantik Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 1989. *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 3. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 1995a. *Funktionen und Folgen formaler Organisation*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Luhmann, Niklas. 1995b. *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 4. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 1996. *Entscheidungen in der »Informationsgesellschaft«*. Manuskript, Vortrag im Rahmen von »Soft Society: eine internationale Konferenz über die kommende Informationsgesellschaft« Berlin. http://www.fen.ch/texte/gast_luhmann_informationsgesellschaft.htm. Zugegriffen: 16. März 2018.
- Luhmann, Niklas. 1997. *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 2000. *Organisation und Entscheidung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- March, James G. 1994. *A primer on decision. Making how decisions happen*. New York: Free Press.
- Marcus, George E. 1995. Ethnography in/of the world system: The emergence of multi-sited ethnography. *Annual Review of Anthropology* 24 (1): 95–117.
- Mensching, Anja. 2016. Rückwärts in die Zukunft. Zur empirischen Rekonstruktion organisationaler Gedächtnispraktiken. In *Organisation und Gedächtnis. Über die Vergangenheit der Organisation und die Organisation der Vergangenheit*, Hrsg. Nina Leonhard, O. Dimbath, Hanna Haag, und Gerd Sebald, 63–82. Wiesbaden: Springer VS.
- Sebald, G., und Jan Weyand. 2011. Zur Formierung sozialer Gedächtnisse. *Zeitschrift für Soziologie* 40 (3): 174–189.
- Spradley, James P. 1979. *The Ethnographic Interview*. Belmont: Wadsworth.

- Stäheli, Urs. 1998. Zum Verhältnis von Sozialstruktur und Semantik. *Soziale Systeme* 4 (2): 315–340.
- Stäheli, Urs. 2000. *Sinnzusammenbrüche. Eine dekonstruktivistische Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie*. Weilerswist: Velbrück.
- Stichweh, Rudolf. 2000. Semantik und Sozialstruktur: Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung. *Soziale Systeme* 6 (2): 237–250.
- Tacke, V. 2001. Funktionale Differenzierung als Schema der Beobachtung von Organisationen. Zum theoretischen Problem und empirischen Wert von Organisationstypologien. In *Organisation und gesellschaftliche Differenzierung*, Hrsg. V. Tacke, 142–169. Wiesbaden: VS.
- Taleb, Nassim Nicolas. 2010. *The Black Swan. The impact of the highly improbable*. New York: Random House.
- Ybema, Sierk, Dvora Yanow, Harry Wels, und Frans Kamsteeg. 2009. Studying everyday organizational life. In *Organizational ethnography. Studying the complexities of everyday life*, Hrsg. Sierk Ybema, Dvora Yanow, Harry Wels, und Frans Kamsteeg, 1–20. Los Angeles: SAGE.

Dr. rer. soc. Antonia Langhof, ist Wissenschaftlerin an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Ihre Schwerpunkte sind Organisationssoziologie, Wissenssoziologie, Science and Technology Studies und Crisis Informatics.

Die Deportationen der galizischen Ruthenen im Ersten Weltkrieg. Zur Digitalisierung einer Katastrophe

Egor Lykov

1 Problemumriss und historischer Kontext

Kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges waren die österreichischen, preußischen und russischen Eliten vom Fortbestehen der europäischen Imperien überzeugt (vgl. exemplarisch Brockdorff-Rantzau 1925; Youssoupov 1990). Jedoch gaben die Ergebnisse des Ersten Weltkrieges den europäischen Imperien keine Zukunftsperspektive. Die Aufsplitterung der großräumigen unregelmäßig entwickelten multinationalen Reiche in die Nationalstaaten kann als Resultat einer seit 1848 fortlaufenden Ethnisierung angesehen werden, welche die Legitimationsansprüche der imperialen Idee zunehmend in Frage stellte. Dennoch waren die Versuche, lokale Nationalismen mit politischer und zum Teil physischer Gewalt einzudämmen und dadurch die Imperien zu denationalisieren, äußerst erfolglos, verursachten gravierende Konsequenzen und trugen zum Imperienzerfall bei. Dies traf in vollem Maße auf die ausgehende Habsburgermonarchie zu, deren periphere Gebiete zu »Krisenherden« wurden (vgl. Bachmann 2001). In diesem Zusammenhang spricht Matthew Stibbe vom »*dialektischen Verhältnis zwischen Imperium und regionalen Nationalismen*«, das dem harten Vorgehen der Habsburgermonarchie gegen die eigene Zivilbevölkerung während des Ersten Weltkrieges zugrunde liegt (Stibbe 2014, S. 498).

Die Forderungen nach politischer Partizipation nach 1848 brachten diverse national geprägte Ideologien und Bewegungen hervor, die eher selten der

E. Lykov (✉)

Institut für Geschichte und Theorie der Architektur, ETH Zürich, Zürich, Schweiz

E-Mail: egor.lykov@gt.aarch.ethz.ch

Habsburgermonarchie gegenüber separatistisch eingestellt waren, aber sich für mehr Autonomie und Selbstbestimmung innerhalb des Vielvölkerreiches einsetzten. Die Nationen, an deren Konstruktion nicht nur die Staatsbürgerinnen und Staatsbürger, sondern auch die habsburgische Verwaltung mitbeteiligt waren, fanden innerhalb des Vielvölkerreiches formell keine Anerkennung. Nichtsdestotrotz wurden nationale Kategorien in zunehmendem Maße von der habsburgischen Verwaltung gebraucht, um die innere Sicherheit und Ruhe des Reiches aufrechtzuerhalten. Demnach wurden die ›politisch Unzuverlässigen‹ von der Staatsverwaltung nach nationalen Prinzipien definiert und unterstanden einer besonderen Überwachung und Behördenkontrolle (Dér 1993, S. 14 ff.; Ther 2011, S. 38 ff., 80 ff.). So wurde 1907–1913 gegen die galizischen Russophilen Dmytro Markov, Ignatij Hudyma und Maksym Sandovyč durch Gerichtsprozesse und Verhaftungen vorgegangen (Kuzmany 2017, S. 160 f.; Magocsi 2002a, S. 145; Pašaeva 2001, S. 140), und die Listen der »verdächtigen« Ruthenen wurden bereits seit dem Ende des 19. Jahrhunderts geführt (Goll 2012, S. 29 ff.). Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde die Überwachung zunehmend verstärkt, indem die staatsbürgerlichen Rechte suspendiert wurden und der Polizei und der Armee mehr Rechte eingeräumt wurden. Die Ausweitung der militärischen Verfügungsgewalt auf die österreichische Zivilbevölkerung mündete in die Internierung der ›verdächtigen‹ Zivilpersonen aus den Grenzgebieten (vor allem der ›russophilen‹ Ruthenen aus Galizien, aber auch Italiener aus Südtirol und Serben) ins Landesinnere in die schlecht eingerichteten Lager, wo viele Internierte aufgrund der schlechten sanitären Zustände und mangelnden Versorgung ums Leben kamen. Der Erste Weltkrieg kann demnach als Krieg gegen ›Feinde‹ im Landesinneren aufgefasst werden, dessen Ziel es war, die wachsenden Nationalismen innerhalb der Habsburgermonarchie zu überwinden und stabile supranationale Formen des Patriotismus zu schaffen.

Die Bekämpfung der Nationalismen durch die Isolierung der vermeintlich ›untreuen‹ Personen mündete in die Entstehung der ersten Internierungslager in Europa, die von der Historiographie zum zentralen Element im Verständnis der Moderne erhoben wurden. Auch wenn die nationalsozialistischen Lager den gegenwärtigen historiographischen Diskurs dominieren, muss in diesem Zusammenhang auf die historische Wandelbarkeit und Pluralität der Lagerkonzepte, -modelle und -entwürfe hingewiesen werden. Die massenweise Zwangsumsiedlung in Lager während des Ersten Weltkrieges stellt laut aktueller Forschung einen wichtigen Meilenstein in der Entwicklung von Praktiken der Zivilinternierung dar (vgl. Greiner und Kramer 2013; Jahr und Thiel 2013; Stone 2017, S. 22). Die Zivilinternierung während des Ersten Weltkrieges stellt ein globales Phänomen dar, auf das die habsburgische Zentralverwaltung ausgehend

von eigenen Ortsspezifika mit der Klassifikation der ›Feinde‹ im Landesinneren reagierte (vgl. Stibbe 2019, S. 61 ff.). So fungierte unter anderem das österreichische Galizien als eine »Kampfzone« (vgl. Bartov und Weitz 2013), in der gegen die eigene Zivilbevölkerung vorgegangen wurde. In erster Linie wurden die Ruthenen (vor allem Bauern) im österreichisch-russischen Grenzgebiet der Untreue, Russophilie und Spionage für Russland verdächtigt, auch wenn keine Beweise erbracht werden konnten. Das führte im August und September 1914 vor Ort zu massenweisen Ermordungen, denen mehr als 30.000 Ruthenen zu Opfer fielen, und anschließenden Internierungen ins Landesinnere, wobei allein im Internierungslager Thalerhof mehr als 2000 Personen an ansteckenden Krankheiten starben (vgl. Goll 2012; Hoffmann et al. 2010; Wendland 2001a, b). Das Ereignis gilt in der Geschichtswissenschaft als Kriegsverbrechen der österreichischen Armee, ist aber der breiten Öffentlichkeit bis dato kaum bekannt geworden (Brandes et al. 2010, S. 568; Goll 2012, S. 29).

Auch wenn der Forschungsstand über die Deportationen der galizischen Ruthenen im Ersten Weltkrieg als »marginal« bezeichnet wird (Goll 2012, S. 30), liegt eine beträchtliche Zahl an älteren und jüngeren Arbeiten zum Thema in den deutsch-, englisch-, russisch- und ukrainischsprachigen historiographischen Traditionen vor. Die meisten deutschsprachigen Forschungen haben einen emotionsbasierten Zugang zur Massengewalt, indem von der »Spionagehysterie«, »Kriegspsychose« und »Kriegshysterie« die Rede ist (Goll 2012, S. 29 ff.; Hautmann 1995, S. 75 ff.; Holzer 2008; Wendland 2001b, S. 528). Diese Studien konzentrieren sich vorwiegend auf die äußere Ereignisabfolge und politische Aspekte der Internierung der Ruthenen und liefern wertvolle Anregungen für die weitere Beschäftigung mit dem Thema. Die Zahl der Opfer in Thalerhof und der Verbleib der sterblichen Überreste seiner Todesopfer wurden erst im Auftrag des Österreichischen Bundesheeres 2010 akribisch eruiert (Hoffmann et al. 2010). Die Forschung konzentriert sich bis dato auf die in der österreichischen Reichshälfte unterhaltenen Lager, während die Lager in der ungarischen Reichshälfte weitgehend unberücksichtigt bleiben, auch wenn es exemplarische Hinweise auf Massengewalt im ungarischen Reichsteil gibt (vgl. Segal 2016). Die kanadische »Enzyklopädie der russinischen Geschichte und Kultur« beinhaltet mehrere biographische Einträge über die Russophilen, die während des Ersten Weltkrieges interniert wurden (Galadza 1993, S. 93 ff.; Magocsi 2002). Der Fokus englischsprachiger Historiographie liegt darüber hinaus auf den transnationalen Dynamiken der Zivilinternierung und der Betrachtung der Opfer der habsburgischen Deportationen jenseits der ethnisch suggerierten Gruppen. Dabei beschränkt man sich nicht nur auf die österreichische Reichshälfte, sondern bezieht auch Geschehnisse in Transleithanien mit ein (Stibbe 2014, 2019). Die russisch- und

ukrainischsprachigen Historiographien ignorieren zum Großteil die Erkenntnisse der jüngsten deutsch- und englischsprachigen Arbeiten und zielen lediglich auf die Reproduzierung der bereits reichlich vorhandenen Opferdiskurse ab (vgl. Pašaeva 2001; Suljak 2016, S. 190–216; Major 2017, S. 154–176).

Das individuelle und kollektive Erleben der internierten Ruthenen in den Lagern Theresienstadt, Thalerhof, Kufstein, Schwaz, Gmünd u. a. sowie die nie stattgefundene Rehabilitierung der Opfer führten zur Etablierung und Verfestigung des Opferdiskurses unter den Überlebenden und ihren Nachkommen, die auf den Gebieten der heutigen Westukraine, in Polen sowie in den USA verstreut sind. Die Entwicklung des Opferdiskurses wurzelt in der öffentlichen Auseinandersetzung mit den traumatischen Erlebnissen der internierten Ruthenen von der Tribüne des österreichischen Reichsrats, nachdem die Internierungslager in der Habsburgermonarchie im März 1917 vom neuen Kaiser Karl I. (allerdings ohne notwendige Rehabilitierung der Opfer) aufgelöst worden waren. Nach dem Imperiumszerfall wurden die persönlichen Wahrnehmungen der Internierung systematisch gesammelt und 1924–1932 in Form eines vierbändigen »Thalerhofer Almanachs« herausgegeben. Die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges wurden von einzelnen russophilen Aktivisten zum Anlass genommen, die eigene Zivilinternierung während des Ersten Weltkrieges als einen »Genozid« umzudeuten (vgl. Lykov 2018, S. 105–124). Aus solcher Sicht konstituieren die verheerenden Folgen der Deportation die Wahrnehmung des Ereignisses bei den Nachkommen der Zwangsumgesiedelten als eine Katastrophe, wenngleich die breiteren Bevölkerungsmassen kaum etwas davon wissen. Die Zwangsumsiedlungen der Ruthenen waren in vielerlei Hinsicht ein traumatisches Ereignis, eine Katastrophe schlechthin. Zum einen wurde durch die an sich gesetzwidrige Internierung, die viele Todesopfer forderte, die Menschenwürde der Deportierten verletzt. Zum anderen entfaltete die Vertreibung eine traumatisierende Wirkung, da viele Internierte nie wieder nach Galizien zurückkehrten und woanders leben mussten. Die mangelnde Anerkennung der Leiden der Internierten trug zudem wesentlich dazu bei, dass dieses Opfernarrativ über einen längeren Zeitraum hinweg fortlebt und der Erinnerung daran eine ausgeprägt katastrophische Färbung verleiht.

Eine andere Dimension der Deutung des Geschehens als einer Katastrophe liegt im Bereich des Politischen. Die Zwangsumsiedlungen der Ruthenen setzten den »russophilen« nationalen Gedanken in Galizien ein abruptes Ende. Manche gegenwärtigen politischen Akteure in Osteuropa haben ebenfalls Interesse daran, das geschilderte Geschehen während des Ersten Weltkrieges als eine Katastrophe zu deuten und sich des Opfernarratives der internierten Ruthenen zu bedienen. Auch wenn die habsburgische Verwaltung keineswegs eine Absicht hatte, die Internierten umzubringen, und den Ereignissen insofern kein Genozidcharakter

zugesprochen werden kann, wurde diese Vorstellung im kollektiven Erinnern der Nachkommen der Opfer wirksam und wurde mehrmals zu politischen Zwecken von der Russischen Föderation funktionalisiert. Somit bleibt die politische Brisanz des Ereignisses ebenfalls weiterhin bestehen.

Ausgehend von der langwierigen und voraussetzungsreichen Genese des Opferdiskurses und seiner langen Nachwirkung stellt sich die Frage, inwiefern dieser Diskurs im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts wirkmächtig ist. Insbesondere mit dem Aufkommen der neuen digitalen Medien haben sich die Episteme der Wissensproduktion dermaßen verändert, dass sich von »*hyperkonnektiven Kommemorationen*« sprechen lässt, bei denen das Internet sowohl neue Formen der Partizipation an der kollektiven Erinnerung als auch Vernetzungsmöglichkeiten bietet (vgl. Sear 2016, S. 69; Sommer 2018). Das Ziel des vorliegenden Beitrages ist es, den Einfluss digitaler Medien auf die Praktiken des Erinnerns und Vergessens am Beispiel der Deportationen der galizischen Ruthenen ins Landesinnere während des Ersten Weltkrieges zu exemplifizieren und kritisch zu hinterfragen. Dabei geht es nicht darum, die vorhandenen unreflektierten (und zum Teil absurden) Opferdiskurse durch historische »Fakten« zu berichtigen beziehungsweise zu korrigieren, sondern sich die interpretative Breite und die Dynamiken des digitalen Erinnerns und Vergessens vor Augen zu führen sowie auch die Funktionsweise dieser digitalen Diskurse kritisch zu hinterfragen. Solch eine Herangehensweise wird es ermöglichen, das Verhältnis zwischen der Digitalisierung und den sozialen Gedächtnissen einer Katastrophe zu verdeutlichen.

Dass die Opferdiskurse sich durch Abgrenzung des Selbst gegenüber den Anderen konstruieren und die Gruppenidentitäten sich mithilfe der (Übertragungs-)Medien des kollektiven Gedächtnisses konstituieren, ist nicht neu (Assmann 1999, S. 16; Erll 2004, S. 4), aber gerade der Einfluss der neuen Kommunikationstechnologien auf alte historisch erwachsene Opferdiskurse wird in der Forschung unterbelichtet und rückt erst seit der Etablierung der *digital trauma studies* allmählich in den Fokus der geistes- und sozialwissenschaftlichen Untersuchungen (vgl. Menyhért 2016, S. 69–97). Die sozialen Netzwerke akkumulieren Geschichten über die erinnerten Katastrophen, bieten einen Diskussionsraum für die Erinnernden an und tragen zur Sichtbarkeit des Traumas und der Katastrophen in der digitalen Gesellschaft, so die Annahme, bei. Die individuellen Traumata werden nach außen getragen, die Opferdiskurse werden pluralisiert und vervielfältigt. Die Online-Zugänglichkeit des Materials eröffnet neue Forschungsperspektiven, ohne die dieser Betrag kaum hätte entstehen können. Die Mechanismen der Etablierung, Verbreitung und Fortpflanzung der Opferdiskurse in der digitalen Umwelt werden durch die Analyse textueller und visueller Medien sowie partizipativer Akte der Internetnutzenden (Erinnernden)

auf digitalen Plattformen greifbar (Menyhért und Makhortykh 2017, S. 1–4). Auch wenn es noch keine digitalen Denkmäler und virtuellen Archive der Deportationen der Ruthenen im Ersten Weltkrieg gibt, ist diese Katastrophe durch zahlreiche Online-Zeitungsbeiträge, Wikipedia-Einträge in elf Sprachen, Online-Communities in sozialen Netzwerken, zwei Dokumentarfilme und zahlreiche Internet-Fernsehsendungen digital präsent, die als Quellen für die vorliegende Untersuchung dienen (s. Tab. 1).

Die einzelnen in Frage kommenden Beiträge in Online-Zeitungen und auf sozialen Netzwerken wurden durch das *close reading* ausgewertet, wobei auf die inhaltliche Tiefe der Beiträge und Intentionen der Beitragenden geachtet wurde, die Deportationen der galizischen Ruthenen während des Ersten Weltkrieges als eine Katastrophe darzustellen. Die inhaltsbezogene narrative Analyse wurde ebenfalls auf die audiovisuellen Medien angewendet, die durch die Verfahren der visuellen Soziologie (nach Gillian Rose) bei der Herausarbeitung der Stellung einzelner bildlichen Elemente im Katastrophennarrativ ergänzt wurde (vgl. Rose 2009). Zuerst werden textuelle Medien des Katastrophenerinnerns präsentiert, dann wird zu audiovisuellen Medien übergegangen. Dem Vergleich zwischen den einzelnen Sprachen und Ländern (Österreich, Ukraine, Russland und die USA),

Tab. 1 Das Quellenkorpus, 2010–2018

Quellentyp	Art der Quelle	Spezifikation der Quelle
Textuell	Online-Zeitungen	»Naše delo« (Ukraine, linksradikal)
		»Der Standard« (Österreich, linksliberal)
		»Foundation Source« (USA, russinisch-national)
		»Rusdozor« (Russland, rechtradikal)
	Wikipedia	Einträge über Thalerhof und Internierung der Ruthenen in elf Sprachen
	Soziale Netzwerke	Facebook
		Vkontakte
		Livejournal
Audiovisuell	Dokumentarfilme	»Tragedija Galickoj Rusi. Konclager' tol'ko dlja russkich« (Russland 2010)
		»Changed by Thalerhof« (USA 2015)
	Online-Fernsehen	»Car'grad« (Russland)
		»Novorossija-TV« (Volksrepublik Donezk)

Quelle: Eigene Darstellung

die in der Regel unterschiedliche nationale Positionen widerspiegeln, kommt in der Verdeutlichung der Komplexität der digitalen Opferdiskurse eine wichtige Rolle zu.

2 Online-Zeitungen und ›Enthüllungsjournalismus‹: Faktoren der Aufmerksamkeitserregung

Die Online-Zeitungen, Nachrichten- und Informationsportale spielten eine entscheidende Rolle in der Wiederbelebung der Opferdiskurse über die Deportationen der Ruthenen im Ersten Weltkrieg. Eine der ersten digitalen Erinnerungen an die Deportation waren drei Artikel »Thalerhof: Der ›vergessene‹ Genozid«, die in der ukrainischen (in russischer Sprache erscheinenden) linken prorussischen Online-Zeitung »Naše delo« Ende Oktober – Anfang Dezember 2006 erschienen. Dabei handelt es sich um einen vermeintlichen »*Genozid an den Russen*«, den die Ukrainer angeordnet hätten, was mit dem modernen ukrainischen Nationalismus in Verbindung gebracht wird. In Anlehnung an die Arbeiten der alten Russophilen (Vasyl' Vavryk u. a.) wird die Ukrainophilie als »*falsche*« Ideologie bezeichnet (Naše delo, www.gazeta-nd.com.ua). Die Artikel enthalten viele Unstimmigkeiten, die historisch nicht haltbar sind, wie zum Beispiel die Genozid-These, der unangebrachte Vergleich mit dem Holocaust, die ausschließliche Schuld ukrainischer Nationalisten an dem Geschehen, die direkte Kontinuität zur Gegenwart etcetera, und wurde zu der Zeit geschrieben, als die politische Orientierung der modernen Ukraine nach Westen klarer denn je wurde. Insofern lässt sich von einer politischen Absicht dieser Publikationen sprechen, deren Ziel vor allem darin besteht, die Notwendigkeit der Wiedererlangung der vermeintlichen ›russischen Identität‹ zu verdeutlichen. Das Online-Medium spricht dabei aus einer autoritären Position heraus, da auf der Web-Seite der Zeitung keinerlei Kommentare beziehungsweise Diskussionen erlaubt sind. Das Vergessen der Thalerhof-Katastrophe dient als Referenzpunkt für die Erinnerung an das Geschehen, denn die digitalmediale Verbreitung der Thalerhof-Erinnerung richtet sich in erster Linie darauf, diesem Vergessen entgegenzuwirken, wobei hier die aktuellen politischen Absichten solch einer kaum reflektierten Erinnerung offen artikuliert werden.

Die österreichischen Medien wurden auf das Thema im Kontext eines Baus eines österreichisch-ukrainischen Maschinenbauunternehmens ausgerechnet in der Nähe vom ehemaligen Internierungslager Thalerhof aufmerksam. »Der Standard« berichtete im Dezember 2007 im Stil des Enthüllungsjournalismus vom »*Massengrab unter Grazer Flughafen*«. Auch wenn viele Sachverhalte, die

keine historische Grundlage haben, im Artikel enthalten sind, wurde die Relevanz des Themas für die Vergangenheitsbewältigung in Österreich klargemacht. Mit dem Zitat »*Es wäre das Mindeste, dass endlich geklärt wird, was sich unter dem Flughafen verbirgt*« wurde das Programm dieser Vergangenheitsbewältigung angekündigt, denn daraus entstand später das Forschungsprojekt von Dieter Anton Binder im Auftrage des Österreichischen Bundesheeres, den Verbleib der sterblichen Überreste der im Ersten Weltkrieg internierten Ruthenen zu klären (Der Standard, www.derstandard.at, Hoffmann 2010, S. 9). Auch wenn das Bekanntwerden der Deportation und des massenweisen Sterbens im Internierungslager Thalerhof eine Schockerfahrung in Österreich war, wurde die Geschichte, nachdem die Überprüfungen des Flughafengeländes abgeschlossen und keine Massengräber gefunden worden waren, schnell vergessen. Man kann auch sagen, dass an diese Katastrophe in Österreich nicht einmal erinnert wurde, denn es finden sich keine markanten Diskussionen im Internet zu diesem Thema.

Die Erinnerung an die Deportation ist in Diskursen der karpathorussinischen Minderheit in den USA stark präsent geblieben. In einem 2015 erschienenen Interview spricht die karpathorussinische Kulturaktivistin Maria Silvestri, die eine der Produzentinnen und Produzenten des Internet-Dokumentarfilms »*Changed by Thalerhof*« war, vom »*kulturellen Genozid*« der »*russophilen*« Ruthenen während des Ersten Weltkrieges (Foundation Source, www.foundationsource.com), was von der Fortpflanzung des Opferdiskurses unter den Nachkommen der Betroffenen zeugt.

Die russischen Online-Medien aktivierten die Erinnerung an die habsburgischen Deportationen der Ruthenen während des Ersten Weltkrieges im Kontext des seit 2014 dauernden ukrainisch-russischen politischen Konflikts, wobei zwischen dem Geschehen vor 100 Jahren und der Gegenwart eine Parallele gezogen wird. Die russische rechtsradikale Online-Plattform »*Rusdozor*« bietet eine ganze Reihe von Publikationen über Thalerhof, deren Duktus antiukrainisch, antiwestlich und »*patriotisch*« ist. Die Plattform bietet ebenfalls viele weiterführende Links zum Nachlesen, wobei die auf der Plattform enthaltenen Beiträge mit schreienden Titeln nur wenig Information enthalten. Zum ersten Mal wurde Thalerhof in den russischen rechtsradikalen Online-Medien im Jahr 2015 präsent, wovon zwei Artikel auf »*Rusdozor*« zeugen. 2016 wurde lediglich ein Beitrag zum Thema veröffentlicht, während 2017 13 Publikationen über Thalerhof im Laufe des Jahres auf der Plattform entstanden beziehungsweise von anderen Online-Ressourcen verlinkt wurden. Aus dem Jahr 2018 finden sich nur drei Artikel (*Rusdozor*, www.rusdozor.ru). Diese Online-Sammlung der Opferdiskurse über die Deportationen der Ruthenen ist als Hypertext zu verstehen,

bei dem durch zahlreiche Verweise auf andere themenbezogene Ressourcen Hyperkonnektivität des Wissens und der Erinnerung gewährleistet wird, durch die sich zusätzliche Bedeutungsschichten der Katastrophe in der Vergangenheit formieren. In einem der Beiträge aus dem Jahr 2017 wird das Interview mit Oleg Nemenskij, einem Fachukrainisten von der Russischen Akademie der Wissenschaften, vom 30.06.2017 gezeigt, der Stellung zum Thema bezieht. Nemenskij spricht dabei vom »ersten europäischen Genozid« und kritisiert das Vergessen dieser Deportationen. Er unterstreicht die »moralische Pflicht [der Russen], sich daran zu erinnern« und schlussfolgert, dass die Ukraine »ahistorisch« sei und »keine Vergangenheit« habe (Rusdozor, www.rusdozor.ru). Die Argumente des Wissenschaftlers sind dabei historisch keineswegs haltbar und insofern symptomatisch, als sie im Namen der wichtigsten Forschungseinrichtung Russlands gemacht werden. Der Wahrheitsanspruch und die Deutungshoheit Russlands in diesem gedächtnispolitischen Spannungsfeld, die allerdings wissenschaftlich nur ungeschickt untermauert werden, weisen auf die unvermeidbare Kopplung des zu erinnernden Geschehens mit der aktuellen politischen Situation und sich verschlechternden ukrainisch-russischen Beziehungen seit 2014 hin. Dieser Sachverhalt wurde in der deutschen Zeitung »Die Zeit« kritisiert. Herwig G. Höller berichtete in seinem Artikel »Thalerhof bei Graz. ›Für Slawen errichtete Hölle‹« über die politischen Absichten Russlands in der Funktionalisierung der habsburgischen Deportationen im aktuellen ukrainisch-russischen Konflikt und stellte eine – geschichtswissenschaftlich gesehen allerdings auch nicht einwandfreie – Berichtigung der russischen Sichtweise an (Die Zeit, www.zeit.de). Auf keiner der Online-Plattformen wurden nennenswerte Diskussionen über das Thema geführt.

Während die Online-Zeitungen und Informationsportale selten zum Raum gesellschaftlicher Ausverhandlung der gedächtnispolitischen Probleme werden, stellen die Wikipedia-Artikel über die Kriegsverbrechen als partizipative Medien eine nicht unwichtige Quelle zum Verständnis sozialer Prozesse des Erinnerns und Vergessens in der digitalen Umwelt dar. Zum Stichwort »Thalerhof« liegen auf Wikipedia elf Artikel in elf Sprachen vor, die Auskunft über das Erinnern an die Deportationen der Ruthenen im Ersten Weltkrieg in unterschiedlichen sprachlichen Gemeinschaften geben. Die Versionen der Wikipedia-Einträge unterscheiden sich hinsichtlich gebrauchter Quellen, Perspektive, (un-)kritischem Umgang mit der Materie und Beteiligung der Wikipedia-Nutzerinnen und -Nutzer an der Ausgestaltung der öffentlich zugänglichen Informationen zum Thema.

3 Wikipedia: Ein Schauplatz des ›Kampfes um die Geschichte‹

Die russischsprachige Wikipedia beschreibt die habsburgischen Deportationen der galizischen Ruthenen in einem seit 2008 belegten Artikel nur sehr schematisch und bruchstückhaft, indem besonders auf die Dauer der Deportation und die Zahl der Deportierten geachtet wird. Drei kaum repräsentative kurze Ausschnitte aus dem »Thalerhofer Almanach« werden in den Eintrag als Augenzeugenberichte ohne jegliche Kommentare und Kontextualisierungen übernommen, und die gebrauchten Quellen und die Literatur sind nur auf Russisch. Es gibt in diesem Eintrag keine markanten für die Wikipedia charakteristischen *edit wars*. Jedoch wurde in der Diskussion die mangelnde Unbeteiligung der russischen Wissenschaft kritisiert, da der Artikel absichtlich in einem allzu negativen Lichte geschrieben wurde und auf die Relativierung der Leiden in anderen Lagern abzielte. Die Beschäftigung der russischsprachigen Nutzerinnen und Nutzer mit anderssprachigen Wikipedia-Versionen rief eine Enttäuschung hervor, weil zum Beispiel die englischsprachige Version der Wikipedia die deportierten ›Russophilen‹ nicht als »*Russen*«, sondern als »*Ukrainer*« ansieht und den Terminus »*Ukrainian Russophile*« gebraucht. Das zeugt von dem mangelnden Willen anzuerkennen, dass viele der Internierten keine Russophilen und schon gar keine Russen waren (Wikipedia, www.wikipedia.org).

Die ukrainischsprachige Wikipedia vermittelt größtenteils dasselbe Narrativ wie die russischsprachige Wikipedia, allerdings unter Einbeziehung der ukrainischen nationalen Perspektive. Hier wurden hauptsächlich ukrainischsprachige und nur zum kleinen Teil russischsprachige Quellen verwendet, und der Eintrag spricht von den deportierten »*Ukrainern*«. Das ruft keineswegs Empörung in der Diskussion hervor, was eventuell auch daran liegen könnte, dass die Kenntnis des Ukrainischen in Russland äußerst gering ist. Die Wikipedia auf Russisch beinhaltet nur einen einzigen Satz, nämlich dass Thalerhof ein »*Konzentrationslager*« für die Ruthenen war, auch wenn die Erinnerung an diese Katastrophe für die Karpathorussininnen angeblich sehr wichtig ist (Wikipedia, www.wikipedia.org). Das relativiert die bereits diskutierten Aussagen von Maria Silvestri, könnte aber auch mit den geringen Kenntnissen des Karpathorussinischen unter den Nachkommen der Ruthenen in den USA zusammenhängen. Die Version auf Polnisch ist nicht ganz aktuell und vermittelt im Wesentlichen, zum Beispiel die Opferzahl betreffend, veraltete Informationen. Die Versionen auf Weißrussisch, Georgisch und Armenisch vermitteln einige

grundlegende Fakten und stellen höchstwahrscheinlich beinahe wortwörtliche Übersetzungen aus dem Russischen dar (Wikipedia, www.wikipedia.org).

Der englischsprachige Eintrag ist seit 2007 auf Wikipedia belegt und ist ähnlich wie der russischsprachige Artikel aufgebaut, wobei die meisten verwendeten Quellen auf Russisch und Englisch sind. In der Diskussion werden die Versuche Russlands kritisiert, die galizischen Ruthenen als ›Russen‹ darzustellen und die habsburgischen Deportationen der Ruthenen für die russische antiwestliche Propaganda zu instrumentalisieren. In diesem Zusammenhang ist der spanischsprachige Wikipedia-Eintrag interessant, in dem zwischen Russen, Ukrainern, Ruthenen und Russophilen als einzelnen Opfergruppen der habsburgischen Deportationen unterschieden wird (Wikipedia, www.wikipedia.org).

Der deutschsprachige Wikipedia-Eintrag ist sehr ausführlich und beinhaltet viele Details, welche die aktuelle Forschung zum Thema rezipieren. Die wichtigsten Quellen sind dabei auf Deutsch und Englisch, während die russischsprachigen Quellen ignoriert werden. Die italienischsprachige Wikipedia bietet einen Eintrag zum Thema, der beinahe wortwörtlich aus dem Deutschen übersetzt wurde. Der Eintrag wird jedoch durch die Quellen und Literatur auf Italienisch ergänzt. Nur die Einträge auf Deutsch und Italienisch beinhalten mehrsprachige profunde Bibliographien, historische Kontextualisierung der Deportationen und ihre Nachwirkung als Opferdiskurs im 21. Jahrhundert (Wikipedia, www.wikipedia.org).

Die Wikipedia-Analyse macht deutlich, dass die sprachenbezogenen Diskrepanzen im Erinnern und Vergessen an die Katastrophe durchaus bestehen. Die lebhaften Diskussionen entstehen nicht nur durch Übersetzungsprobleme, sondern auch durch politische Implikationen, von denen die Wikipedia-Nutzerinnen und -Nutzer beeinflusst sind. Die grundsätzliche Moderation der Wikipedia-Einträge und Diskussionen setzt dem ›Kampf um die Geschichte‹ gewisse Grenzen. In den sozialen Netzwerken werden die gedächtnispolitischen Brennpunkte stärker artikuliert.

4 Soziale Netzwerke als Diskussionsplattformen

Auf Facebook sind nur wenige Gruppen und Seiten zum Thema zu finden. Dazu gehört zum Beispiel die Gruppe »Changed by Thalerhof«, wo die Ankündigungen des gleichnamigen Films und die Werbung gepostet wurden (Facebook, www.facebook.com). Die themenrelevanten Gruppen florieren im

russischen sozialen Netzwerk VK und gliedern sich ebenfalls nach politischen Einstellungen. Die russische Gruppe »Thalerhof. Russischer Holocaust« zählt 16 Mitglieder und spricht explizit von der »*Vernichtung der Russen*« in Thalerhof, wobei die Kritik an der gegenwärtigen ukrainischen Politik immer als Referenzpunkt der Erinnerung medial präsent ist (VK, www.vk.com). Die ukrainische Gruppe »Thalerhof. Der vergessene Genozid« zählt 104 Mitglieder, vertritt prorussische Einstellungen, äußert ebenfalls Kritik an der ukrainischen Politik und setzt sich zum Ziel, den »*vergessenen Genozid*« der Öffentlichkeit wieder bekannt zu machen. Das Vergessen der Deportationen wird als ukrainische nationalstaatliche *Agency* angesehen. In den Beiträgen wird das unreflektierte wikipediabasierte Hintergrundwissen, Auszüge aus dem »Thalerhofer Almanach« sowie prorussische politische Ideen vermittelt (VK, www.vk.com). Die Anhänger des ukrainischen Nationalismus gründeten eine Gruppe »Terezin i Talerhof«, die sich explizit als Gegenpol zur Gruppe »Thalerhof. Der vergessene Genozid« positioniert und 29 Mitglieder zählt. Hier wird hervorgehoben, dass viele Ukrainophile in Thalerhof ebenfalls interniert wurden. Hier werden lebhaft Diskussionen geführt, die in die Streitereien zwischen »*Russophilen*« und »*Ukrainophilen*« münden. Die spezifische Streitkultur lässt dabei gegenseitige Beleidigungen und Vorwürfe zu (VK, www.vk.com). Der »Kampf um die Vergangenheit« wird hier wortwörtlich verstanden, und die politisch brisanten Diskussionen der Gegenwart werden auf die prekäre und bis dato unzureichend untersuchte Vergangenheit extrapoliert.

Die Artikel über die Deportation und Thalerhof liegen auf Livejournal.com vorwiegend in russischer Sprache vor und sind alle im Stil des Enthüllungsjournalismus geschrieben. Das Hauptargument beinahe aller Artikel bilden die niedrige Bekanntheit der habsburgischen Deportationen der Ruthenen während des Ersten Weltkrieges in der Öffentlichkeit und die sich aus der fehlenden Quellenkenntnis ergebenden hypertrophierten Maßstäbe der Katastrophe (Livejournal, www.lifejournal.com). Somit bezieht sich das Erinnern explizit und implizit auf die Verdrängung dieser Katastrophe aus dem kollektiven Gedächtnis in der Vergangenheit und Gegenwart und inszeniert sich als Versuch, diesem Vergessen durch die Unterstreichungen der Relevanz des Geschehens für das Heute entgegenzuwirken. Auffallend ist dabei, dass der Bezug auf solide aktuelle Forschungsarbeiten vollkommen fehlt.

In der Geschichtswissenschaft wurde den schriftlichen Quellen ein hoher Stellenwert zugesprochen. In der digitalen Umwelt gewinnen audiovisuelle Medien, egal ob Amateur-Videos oder professionelle Dokumentarfilme, zunehmend an Bedeutung, sodass die Notwendigkeit besteht, die schriftbasierten digitalen Medienerzeugnisse durch audiovisuelle Medien zu ergänzen.

Die digitalen audiovisuellen Medien eignen sich insofern besonders gut für die Verbreitung sozialer Gedächtnisse der Katastrophe, als sie durch ihre Anschaulichkeit, Unmittelbarkeit und leichte Zugänglichkeit im Internet einen Anspruch auf die Realitätsnähe erheben (Keutzer et al. 2014, S. 288). Die Bequemlichkeit des digitalen Erinnerns besteht auch darin, dass ein Film im Internet jederzeit zugänglich ist, dass man sich in den Diskussionen durch die Kommentarmöglichkeit einbringen kann und dass man durch die Technologie der *Big Data* weitere themenrelevante Inhalte empfohlen bekommt. Durch die konnektive Struktur der Hyperlinks entstehen neue digitale Bedeutungsgewebe, die die vordigitalen Praktiken des Erinnerns und Vergessens nachhaltig verändern. Auch wenn die Digitalisierung zunehmend zum Wirklichkeitseffekt in der Wirkung der digitalen audiovisuellen Medien beiträgt, muss in Betracht gezogen werden, dass digitale audiovisuelle Medienerzeugnisse keineswegs wertneutral sind und unter Umständen politische Implikationen beinhalten (vgl. Etmanski 2004, S. 73 f.). Darüber hinaus sind solche Erzeugnisse für die Manipulation prädestiniert: Durch die Verbindung von Bild, Musik und Ton werden einem audiovisuellen Medium eine bestimmte Sinnrichtung und soziale Bedeutungen verliehen, die den Produzentinnen und Produzenten als erwünscht erscheinen (Kuchenbuch 2005, S. 106 f.; Rose 2009, S. 156, 170 f.). Versuchen wir, uns die Besonderheiten des digitalen audiovisuellen Erinnerns an die habsburgischen Deportationen der galizischen Ruthenen im Ersten Weltkrieg anhand der russischen, amerikanischen und ukrainischen Kurzvideos und Dokumentarfilme im Hinblick auf ihre drei konstitutiven Elemente – Argument, Bild und Ton – vor Augen zu führen.

5 Dokumentarfilme und das Gedächtnis der Nachkommen

Der russische Film »Tragedija Galickoj Rusi. Konclager' tol'ko dlja russkich« (»Tragödie der galizischen Rus'. Konzentrationslager nur für die Russen«) (2010) wurde staatlich gefördert und vom staatlichen Fernsehsender »Rossija 1« dem breiten historisch interessierten Publikum vorgestellt. Allein auf YouTube wurde der Film 30.940mal angesehen, auch wenn die Internet-Statistiken nur sehr grobe Auskunft über die tatsächliche Rezeption geben können (Rossija 1, www.russia.tv, Tragedija, www.youtube.com). Der Film liegt nur in russischer Sprache ohne Untertitel vor und richtet sich somit auf ein russischsprachiges Publikum. Das Argument des Films lässt sich insofern als Vereinfachung der historischen Komplexität bezeichnen, weil davon ausgegangen wird, dass sich die galizischen Ruthenen in ihrer Mehrheit zum Russischen Reich bekannten

und Russland das Interesse an den Ruthenen gehabt haben sollte. Beides kann jedoch der Kritik nicht standhalten (vgl. Wendland 2001, S. 427). Die galizischen Ruthenen werden offen »*Russen*« und die Deportation wird »*Genozid*« genannt (Tragedija, www.youtube.com, 3:44–4:18, 09:24). Die Stimmen der Nachkommen der Deportierten sind im Film oft zu hören, und sie klagen Österreich und die Ukrainophilen für dieses Kriegsverbrechen an (Tragedija, www.youtube.com, 6:40–6:39, 9:24–9:40, 14:00–14:45, 39:10–39:40). Auch wenn der Film einen ausgesprochen antiösterreichischen und antiukrainischen Duktus hat, ist im Film eine alternative Sichtweise ebenfalls präsent. Die österreichischen Historiker unterstreichen an mehreren Stellen im Film, dass die habsburgische Verwaltung keine Intention hatte, die deportierten Ruthenen ums Leben zu bringen (Tragedija, www.youtube.com, 20:25–22:20, 28:20–29:00, 33:00–33:40). Die visuellen Komponenten unterstützen dieses Argument, indem die Verbrechen des österreichischen Militärs und die Schwierigkeiten des Lebens der Internierten durch die Bilder von Erhängten, von Eisenbahnwaggons, verwüsteten Feldern und dem Internierungslager Thalerhof gezeigt werden (vgl. exemplarisch Tragedija, www.youtube.com, 27:30–28:20). Das Erscheinen einer russisch-orthodoxen Kirche am Filmende steht für die erwünschte nationale Wiedergeburt in Galizien. Die auditiven Komponenten unterstützen diese Wirkung. Am Ende des Films singt ein Chor in der russisch-orthodoxen Kirche. Dabei wird nicht gesprochen, da Worte in diesem Kontext überflüssig sind. Man spürt den orthodoxen Geist, der für das Russisch-Sein in Galizien stehen soll (vgl. Tragedija, www.youtube.com, 41:50–42:00). Der Film endet mit Glockenklang, was auf eine frühere Stelle verweist, wo erzählt wurde, dass das österreichische Militär die Glocken in Galizien verbot (vgl. Tragedija, www.youtube.com, 11:00–12:00). Auffallend ist, dass, auch wenn die Ruthenen im Film als »*Russen*« inszeniert werden, ihre Nachkommen vorwiegend nur Ukrainisch sprechen (Tragedija, www.youtube.com, 42:00–42:10, 42:20–42:50).

Der US-amerikanische Internet-Film »Changed by Thalerhof« (2015) stellt eine private Produktion der *Carpatho-Rusyn Society* und John & Helen Timo Stiftung in Pittsburgh dar und basiert auf den zusammengeführten Ausschnitten aus mehreren Interviews der Nachkommen von Überlebenden auf Karpatorussinisch, Ukrainisch und Polnisch. Zur besseren Verständlichkeit liegen Untertitel auf Englisch, Deutsch und Polnisch vor. Somit ist der Film auf das internationale Online-Publikum ausgerichtet und wurde 6505mal auf YouTube aufgerufen. Der Film hat eine antiukrainische und antiösterreichische Tendenz und spricht offen vom vermeintlichen »Genozid der Russen«. Dabei wird Thalerhof als »Vorläufer der KZ« mit Auschwitz in Verbindung gebracht

(vgl. Press Release, www.changedbythalerhof.rusynprojects.net, Changed by Thalerhof, www.youtube.com, 31:30, 36:10, 1:00:01). Die falschen Vorstellungen, dass Russland die Russophilen finanziell förderte, prägen auch diesen Film nachhaltig (Changed by Thalerhof, www.youtube.com, 12:35, 16:55), und die Schuldzuweisung an die Ukrainophilen wird mehrmals wiederholt (vgl. Changed by Thalerhof, www.youtube.com, 14:00, 23:30). Thalerhof fungiert dabei als Symbol des nationalen Martyriums (Changed by Thalerhof, www.youtube.com, 28:30, 47:54, 53:00, 57:25, 1:03:02).

Als Referenzpunkt des Erinnerns der Nachkommen der Deportierten fungiert das Vergessen des Ereignisses von den Nicht-Betroffenen. Die Nachkommen kritisieren dabei die mangelnde Anerkennung der Leiden ihrer Vorfahren während der Deportation, die fehlende Rehabilitierung der unschuldigen Opfer und die ebenfalls fehlende Entschädigung (Changed by Thalerhof, www.youtube.com, 49:56). Diese Frustration manifestiert sich im Film an mehreren Stellen, insbesondere wenn die Eindrücke vom Flughafen Graz-Thalerhof, der sich am Platz des ehemaligen Internierungslagers Thalerhof befindet und wo nicht einmal eine Gedenktafel, geschweige denn ein Denkmal zu finden ist, geschildert werden (Changed by Thalerhof, www.youtube.com, 48:30, 49:12). In Bezug auf das Vergessen der Katastrophe in der österreichischen Gesellschaft spricht Wiera Sandowicz-Bąkowska, Großenkelin des als Märtyrer seliggesprochenen Priesters Maksym Sandovych von »*Amnesie*« (Changed by Thalerhof, www.youtube.com, 49:46). Dasselbe gilt für die Erinnerungskultur in der Ukraine und Polen (Changed by Thalerhof, www.youtube.com, 59:38, 59:56). Zugleich wird der Symbolwert Thalerhofs als wichtiger Konsolidierungsfaktor für das Fortbestehen der karpatorussinischen Minderheit in den USA hervorgehoben (Changed by Thalerhof, www.youtube.com, 1:03:02).

Die visuellen Komponenten dieses Films lassen nur wenig Manipulationspotential zu, da hauptsächlich die Nachkommen der Deportierten zu sehen sind und nur Gedächtnisorte wie die Gräber, Denkmäler, Kapellen etcetera gezeigt werden, die mit der Erinnerung an die Katastrophe unmittelbar zu tun haben. Auch wenn der Film eine antiösterreichische Tendenz hat, kann er ohne österreichische Musik nicht ganz auskommen. An mehreren Stellen ist hinter den Stimmen der Erinnernden die »*Serenade*« Franz Schuberts zu hören (vgl. exemplarisch Changed by Thalerhof, www.youtube.com, 1:02:53 – 1:04:25). Die Authentizität wird durch den Gebrauch authentischer karpatorussinischer Volks- und Kirchenlieder gesteigert (vgl. Changed by Thalerhof, www.youtube.com, 00:00–00:23, 15:10). Der Film »Changed by Thalerhof« ist in erster Linie als Erinnerungsarbeit der Karpatorussininnen in den USA zu verstehen, die auf

die Aktualisierung des kulturellen Lebens abzielt, sodass die wohl destruktiven politischen Tendenzen, die im Film unwillkürlich enthalten sind, im Gegensatz zum russischen Film eher hintergründig sind.

6 Online-Fernsehen: Ein Sprachrohr für politische Manipulationen der Opferdiskurse

Die Entwicklung des Online-Fernsehens verlieh der Dissemination des Opferdiskurses neue Dynamiken. Die nationalistisch eingestellten Online-Fernsehsender in Russland und in der Ukraine versuchen dabei, die habsburgischen Deportationen der Ruthenen aus Galizien ins Landesinnere für ihre politischen Interessen zu nutzen. Der russische private Online-Fernsehsender »Car'grad«, geleitet von dem russischen Oligarchen Konstantin Malofeev, positioniert sich als »religiös-orthodox« und verfolgt eine ausgesprochen nationalistische monarchistisch-konservative Linie. In den letzten beiden Jahren zeigte der Kanal zwei Sendungen, die sich auf die Katastrophe in Thalerhof beziehen (Car'grad, www.tsargrad.tv). Die erste Sendung »Talergof. Genozid russkich« (»Thalerhof. Genozid an den Russen«) erschien am 10.5.2017 im Rahmen der Rubrik »Svjataja pravda« (»Die heilige Wahrheit«) und wurde allein auf YouTube 4387mal angesehen. Die Sendung wurde ausgerechnet zu Ostern gezeigt, spricht im Klartext über den »Genozid an den Russen« und überschätzt erheblich die Zahl der Todesopfer in Thalerhof. Das Video ist dabei als ein erster Problemaufriss zu verstehen, der bei diesem Online-Fernsehsender entstand, in dem eine klare antiwestliche Tendenz enthalten ist. Es wird nahegelegt, dass die Konzentrationslager ein »europäischer Wert« seien (Thalerhof. Genozid, www.youtube.com).

Als Fortsetzung des Diskurses entstand in derselben Rubrik das zweite – ausführlichere – Video »Konclager' Talergof. Tragedija Galickoj Rusi« (»Konzentrationslager Thalerhof. Tragödie der galizischen Rus'«), das am 9.8.2018 veröffentlicht und 6617mal auf YouTube angeschaut wurde. Die Rubrik wird von einem umstrittenen ukrainischen Geistlichen Andrej Tkačev gestaltet, der 2014 aus der Ukraine nach Russland auswanderte und prorussische politische Ansichten vertritt. Die faktischen Fehler wie zum Beispiel, dass die Moskwophilen in Galizien viel Macht gehabt hätten, es in Thalerhof ein Jahr lang keine Baracken gegeben und die Wache die Insassen absichtlich malträtiert hätte, ergänzen sich im Sinne zahlreicher bereits vorhandener Diskurse durch den Vergleich mit dem Dritten Reich. Diese historische Unschärfe der Darstellung führt zum Fehlschluss, dass der ukrainische Nationalismus in der heutigen Form (im

Video »gelbblaue Schizophrenie« genannt) wegen der Geschehnisse in Österreich entstanden wäre (Konclager' Talergof, www.youtube.com, vgl. Wendland 2001b, S. 427).

Der Internet-Fernsehsender der nicht legitimen Volksrepublik Donezk »Novorossija-TV« hat den gleichen Topos in allen Online-Sendungen wie »Car'grad« und bedient sich der Erinnerung an die Katastrophe in Thalerhof noch öfter als das russische private Online-Fernsehen. Zum ersten Mal rückte Thalerhof im Oktober 2014 in den Mittelpunkt der Betrachtung der ost-ukrainischen Separatisten, als das kurze Video »Tragedija Galickoj Rusi« (»Tragödie der galizischen Rus'«) am 18.10.2014 veröffentlicht wurde. Bis dato wurde die Sendung 3064mal auf YouTube angeklickt. Der Erzählmodus ist insofern manipulativ, weil immer nur die halbe Wahrheit, zum Beispiel, die Opferzahlen und die Zwecke der Lager betreffend, über die Deportation der Ruthenen im Ersten Weltkrieg erzählt wird. Der Inhalt des Videos setzt sich aus einer extensiven freien Nacherzählung der einschlägigen Wikipedia-Artikel sowie aus der Manipulation (Übertreibung) historischer (ebenfalls auf Wikipedia nachprüfbarer) Daten zusammen wie die Anzahl der Todesopfer und die Todesgründe, um die historisch nicht haltbare Genozid-These zu plausibilisieren (Novorossija-TV. Tragedija, www.youtube.com, 00:00–02:00). Ein ahistorisches Photoshop-Foto, auf dem eine weinende winkende Frau unter dem Schild »Thalerhof« zu sehen ist, wirkt dabei besonders manipulativ, denn die Überschrift »Thalerhof« wird in der erst 1982 entwickelten Standardschriftart »Arial« ausgeführt (Novorossija-TV. Tragedija, www.youtube.com, 04:55). Die Katastrophe in der Vergangenheit steht jedoch lediglich am Rande der Darstellungsabsicht des Fernsehsenders und dient nur als eine Illustration zum heutigen politischen Geschehen im Donbass. Dabei wird den historischen Ukrainophilen, den »Verrätern«, die Schuld an der Krise in der Gegenwart zugewiesen, und die Ukrainophilie wird offen »Irrtum« genannt (Novorossija-TV. Tragedija, www.youtube.com, 02:10, 04:05). Das Vergessen bildet wieder einen Referenzpunkt der Erinnerung an die Katastrophe. Die heutigen ukrainischen Nationalisten werden als Nachfolger der damaligen »Verräter« etikettiert, welche absichtlich die Verbrechen ihrer Vorfahren vergaßen, um das gleiche in der Gegenwart betreiben zu können (Novorossija-TV. Tragedija, www.youtube.com, 03:30). In der 1353mal angeschauten Sendung »Galicija. Predannaja Rus'« (»Galizien. Die verratene Rus'«) vom 30.07.2016 erhebt der Kanal einen Anspruch, die »ganze Wahrheit« über die Vergangenheit zu wissen (Novorossija-TV. Galicija, www.youtube.com).

Solch eine Art der »historischen Aufklärung« im russischnationalen Sinne wird in der Sendung »Časovye istorii. Genocid Galickoj Rusi«

(»Stundengeschichten. Genozid der galizischen Rus'«), die zweimal online – am 25.03.2017 und 26.07.2017 – veröffentlicht wurde, fortgeführt. Es wurde auf die Sendung auf YouTube 1520mal zugegriffen. Das Ziel des Programms bestehe darin, so der Moderator, historische Quellen zu analysieren, die zur Entwicklung der »ukrainischen Häresie« beigetragen hätten (Časovye istorii, www.youtube.com, 00:50). Dabei wird der Anspruch erhoben, »exklusive Quellen« zu nutzen, die alle allerdings längst online sind, aber trotzdem im Programm lediglich sehr oberflächlich beziehungsweise gar nicht rezipiert werden. Alle im Programm demonstrierten »historischen Videos« (wahrscheinlich »Quellen« der Sendung) sind ahistorisch und haben nichts mit Thalerhof beziehungsweise den Deportationen der Ruthenen zu tun (vgl. Časovye istorii, www.youtube.com, 3:40, 3:45). Dabei wird vom »Genozid« und »russischen Holocaust« gesprochen, an dem die »Ukrainer« schuld seien, und es wird eine »Kontinuität« dieses »Genozids« bis ins Jahr 2014 konstruiert (Časovye istorii, www.youtube.com, 1:15, 2:50, 3:55, 4:10, 10:45). Während in den russischen Online-Sendungen der Akzent neben der »Schuld der Ukrainer« ebenfalls auf die Feindesrolle Österreichs gesetzt wird, bleibt in den ostukrainischen Online-Sendungen jeglicher Österreichbezug ausgespart.

7 Intertextualität als Medium des digitalen Katastrophenerinnerns

Ein wesentliches Merkmal der hier vorliegenden Bestandsaufnahme zum digitalen Erinnern an die Deportationen der Ruthenen bildet die Intertextualität, die sich nicht nur in den Darstellungsmodi der Internierung in Thalerhof, sondern auch in den Titeln audiovisueller Medien widerspiegelt. Die Thalerhof-Katastrophe wird in den digitalen Medien unter dem Slogan »Tragödie der galizischen Rus'« verbreitet, sei es beim russischen staatlichen Fernsehen, bei den privaten »russisch-orthodoxen« oder prorussischen ostukrainischen Online-Medien. Die Popularität dieses Titels, der in der älteren russophilen Erinnerung an die Thalerhof-Katastrophe keineswegs präsent war, mag vom dem gleichnamigen staatlich getragenen russischen Film etabliert sein. Allerdings soll darauf hingewiesen werden, dass dieser Titel implizit oder explizit, willkürlich oder absichtlich auf das Werk von Osy Megas »Tragedija Halyc'koj Ukraïny« (»Tragödie der galizischen Ukraine«) aus dem Jahr 1920 verweist (vgl. Megas 1920, S. 247). Das Buch von Megas ist dabei antipolnisch und proukrainisch, was darauf hindeutet,

dass es in der unmittelbaren Zeit nach dem Geschehen durchaus Opferdiskurse auf der ukrainischen Seite gab, die jedoch im Laufe der Zeit aus dem kollektiven Gedächtnis verschwunden sind. Auch wenn der ursprüngliche Titel einer anderen (politischen) Richtung entstammt, scheinen die modernen Produzentinnen und Produzenten digitaler Medien keinen Anstoß daran zu nehmen, diesen für ihre in erster Linie politischen Zwecke anzupassen und umzudeuten. Diese Intertextualität der Titel kann als reihenbildend angesehen werden, denn nicht zuletzt dadurch wird die Gattung eines ›russophilen ruthenischen Opfernarratives‹ konstituiert, die Erinnerung an die Katastrophe vernetzt und um ein dominantes Narrativ herum verdichtet. Diese auf der Wiederholung von Titeln basierende Art der digitalen Intertextualität fungiert ebenfalls als Hypertext und insofern als eine Technik, welche die leichtere Auffindbarkeit themenrelevanter Inhalte im Internet ermöglicht. Die Erinnerung an die Katastrophe übernimmt somit die Funktionsweise der Online-Medien, indem man von der Verwendung ein und derselben einprägsamen Schlagzeile profitiert.

Die betrachteten Beispiele aus verschiedenen nationalen Traditionen der Erinnerung haben mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede. Sie konvergieren vor allem im Bereich der Schuldzuweisungen an die Ukraine und an Österreich. Die Deutungsperspektive der Betroffenen wurde unkritisch übernommen und in den digitalen Medien reproduziert. Die Rolle der Nachkommen der Deportierten ist heutzutage größtenteils marginal. Nur im amerikanischen Film stehen sie als erinnernde Akteure im Mittelpunkt, deren prekären Erinnerungen mangelnde Anerkennung und Rehabilitierung der Vorfahren zugrunde liegen. In der russischen und ukrainischen Tradition verlagerte sich die Erinnerung auf die politische Ebene, sodass die Schicksale einzelner Betroffener aus dem Opfernarrativ eher ausgeblendet wurden. Die russischen privaten und staatlichen Online-Medien weisen dieselbe Rhetorik wie die der prorussisch eingestellten ostukrainischen Nationalisten auf, obwohl die nationalistisch verklärte Kritik in Russland weniger harsch geäußert wird. In der nicht anerkannten Volksrepublik Donezk erreicht die politische Instrumentalisierung der Thalerhof-Katastrophe den Höhepunkt ihrer Ahistorizität, bei der die zu erinnernden Inhalte jegliche historische Grundlage entbehren. Die Alternativlosigkeit des Erinnerns bedingt die diskursive Dominanz ›russophiler‹ Deutungen. Auch wenn die ukrainisch-nationale Deutung der Thalerhof-Katastrophe unmittelbar nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie als eine Alternative zu übertrieben prorussischen Darstellungen existierte, verschwand sie im Laufe der Zeit beinahe zur Gänze und ist im modernen digitalen Opferdiskurs (mit Ausnahme einer kleinen Gruppe auf VK) so gut wie nicht vorhanden.

8 Die Formen des Umgangs mit Geschichte und Gegenwart

Der spezifische Umgang mit der historischen Materie trägt zur zunehmenden Verfestigung der älteren Narrative und ihrer Anpassung an die aktuelle politische Situation bei. Für alle nationalen Traditionen der Erinnerung ist die mangelnde Reflexionsfähigkeit über das Geschehen charakteristisch. Dem ist auch nicht zuletzt dadurch so, dass nur unzureichende beziehungsweise keine institutionellen, rechtlichen, epistemologischen, digitalen etcetera Rahmenbedingungen für diese Reflexion geschaffen wurden. Besonders eklatant ist die Diskrepanz zwischen der unvoreingenommenen historisch-kritischen Aufarbeitung der Katastrophe und dem zielgerichteten Reproduzieren der Opferdiskurse in Russland und in der Ostukraine, die der Überprüfung durch vorhandene Quellen kaum standhalten, wo die Werke englisch- und deutschsprachiger Historiographie selbst unter den professionellen Historikerinnen und Historikern unbekannt bleiben. Das Erinnern an die Thalerhof-Katastrophe im Internet ist ein sehr stark russisch(sprachig) dominiertes Feld. Besonders markant ist die Bestrebung Russlands, sich diesen Teil der Geschichte anzueignen und eine Deutungshoheit über ihn zu erheben, wobei die Quellenkenntnis (auch in Bezug auf online zugängliche Quellen) gering bleibt und die Bereitschaft zur wertfreien diskursiven kritischen Auseinandersetzung mit dem Desiderat vollkommen fehlt. Diese Einverleibung der Geschichte der ausgehenden Habsburgermonarchie steht im Zeichen der politischen Instrumentalisierung der Thalerhof-Katastrophe in der Konfrontation zwischen Russland und dem Westen. Die Deportierten werden nunmehr als eine national suggerierte Gruppe (›Russen‹) aufgefasst, und die Erinnerungsarbeit zielt dabei lediglich auf die Reproduktion der subjektiven Wahrnehmungen der Überlebenden ab.

Die Erkenntnisse der modernen Geschichtswissenschaft spielen im digitalen Opferdiskurs der deportierten galizischen Ruthenen im Ersten Weltkrieg keine Rolle. Zugleich ist die Bereitschaft der Internetnutzerinnen und -Nutzer durchaus vorhanden, über dieses Thema zu diskutieren, wobei die online geführten Diskussionen eine spezifische Streitkultur in Russland und in der Ukraine widerspiegeln. In den Diskussionen ist keine Kritik an den oberflächlichen und mangelhaften Darstellungen der Deportationen enthalten. Die unreflektierten und manchmal sogar absurden (allenfalls von der Geschichtswissenschaft weit entfernten) russischen Thesen sind dabei sehr wirkmächtig. Andere Meinungen werden nicht gehört, und die Diskussionen über das Thema werden im Internet sehr aggressiv geführt. Diese aggressiven Formen der Erinnerung manifestieren

sich nicht zuletzt dadurch, dass sie das Vergessen der Thalerhof-Katastrophe durch andere politische beziehungsweise nationale Gruppen anprangern. Diese Situation ist für die wirkliche historisch-kritische Aufarbeitung der Vergangenheit keineswegs fördernd.

Die Fragen der Sichtbarkeit und Transparenz der Erinnerung an die Thalerhof-Katastrophe hängen mit der Politik zusammen. Trotz theoretischer Annahmen, die digitale Erinnerung an die Traumata überwinde *silence* in Osteuropa, die es im vordigitalen Zeitalter gab (Menyhért, Makhortykh 2017, S. 1–4), können keine Anzeichen dafür in der digitalen Auseinandersetzung mit Deportationen der galizischen Ruthenen im Ersten Weltkrieg gefunden werden. Die Thalerhof-Katastrophe bleibt trotz ihrer weiten medialen Vermarktung nur in sehr kleinen prorussisch eingestellten Kreisen bekannt, auf welche ausschließlich die subjektiven Perspektiven der Opfer einen entscheidenden Einfluss haben. Die fehlende historisch-kritische Aufarbeitung des Desiderats in Osteuropa verursacht den Zustand, den man als diskursive Stille beim prorussisch-nationalistisch verklärten medialen Lärm bezeichnen kann. Trotz medialer Verbreitung der (allerdings offensichtlich manipulierten) Daten über die Thalerhof-Katastrophe kommt die theoretisch erwartbare Pluralisierung und Erweiterung des Opferdiskurses im digitalen Umfeld nicht zustande. Die geführten Diskussionen spiegeln politische Einstellungen wider, und der Gegensatz zwischen ihnen scheint nur schwierig bewältigbar zu sein. Die aktuelle Situation in der Ukraine, sich verschlechternde ukrainisch-russische Beziehungen, ukrainischer Nationalismus und russischer Chauvinismus fungieren dabei als Konstanten dieses Katastrophen-erinnerns.

Die Rolle des Staates ist in der Digitalisierung des betrachteten Opferdiskurses besonders stark ausgeprägt. Auch wenn die theoretischen Vorannahmen des digitalen Katastrophen-erinnerns das Internet zurecht als einen Raum der freien Meinungsäußerung und aktiven Partizipation in Osteuropa ansehen (vgl. Menyhért, Makhortykh 2017, S. 1–4), legt die Empirie in unserem Fall andere Schlussfolgerungen nahe. Gerade in der letzten Zeit wurde eine Tendenz zur zunehmenden Kontrolle des Internets in Russland und in der Ukraine deutlicher denn je. Die Möglichkeit der freien diskursiven Ausverhandlung der (erinnerungs-)politisch brisanten Inhalte ist hier nicht immer gegeben, und die stattfindenden Diskussionen basieren in der Regel auf manipulierten Daten, die von den Internetnutzerinnen und -Nutzern nicht hinterfragt werden. Das bedeutet eine Einschränkung der Partizipationsmöglichkeit durch autoritative Positionen und politisch durchgesetzte (staatliche, staatsnahe oder ›staats-ähnliche‹) Deutungshoheiten im Internet, die den Erinnerungsspielraum über

die Thalerhof-Katastrophe in ihrem Sinne eingrenzen. Die Tatsache, dass der (in erster Linie russische) Staat zunehmend ins Internet vorrückt, hängt mit der Kontrolle des öffentlichen Raumes und Legitimation des herrschenden politischen Regimes zusammen und entscheidet wesentlich über die Möglichkeiten des digitalen Erinnerns und Vergessens mit.

9 Schlussbetrachtungen

Ob die neuen digitalen Medien als Mittel der Selbstermächtigung in der Erinnerung an die Thalerhof-Katastrophe fungieren, ist nicht unumstritten. Die neuen Medien dienen viel weniger den Nachkommen der Überlebenden des Internierungslagers Thalerhof (außer in den USA, wo die Nachkommen im Vordergrund der digitalen Erinnerungsarbeit stehen), sondern vielmehr politischen radikalen Kräften (wie zum Beispiel ostukrainischen Separatisten) beziehungsweise staatsnahen Akteuren (in Russland) zum Zweck der politischen Propaganda. Solch ein Zugang zu sozialen Gedächtnissen der Katastrophe, bei dem das machtpolitische Kalkül und gegenwärtige außenpolitische Interessen und nicht die Vergangenheit und die Notwendigkeit ihrer historischen Aufarbeitung im Vordergrund stehen, wird nunmehr unter der ›historischen Aufklärung‹ verkauft. Die Rezeption und Aktualisierung der Katastrophe in der Vergangenheit beschränkt sich auf die unkritische und stark selektierte kaum repräsentative Wiedergabe der subjektiven Erinnerungshorizonte einiger der Opfer, die durch den Vergleich zum gegenwärtigen politischen Geschehen ergänzt wird. Erst im Kontext des tagesaktuellen politischen Geschehens und des ukrainisch-russischen Konflikts wurden das seit langem in Vergessenheit geratene Internierungslager Thalerhof und der damit einhergehende Opferdiskurs plötzlich wirksam, und die aggressiven Mythen über die Schuld der Ukrainophilen etcetera wurden wiederbelebt. Somit wird deutlich, dass die Online-Medien nur in begrenztem Ausmaß zum Mittel der Selbstermächtigung der erinnernden Gemeinschaften werden können, wohl aber der radikalen politischen Kräfte, die sich Opferdiskursen um ihrer Interessen willen bedienen und diese zur besseren Wirkung der Propaganda in die digitale Sphäre verlagern. Dass die Erinnerung an eine Katastrophe in der Vergangenheit zunehmend zum Spielball der Politik in Osteuropa wird, ist beachtlich.

Die durch zahlreiche Verweise auf themenverwandte Ressourcen, Online-Diskussionen und Möglichkeit der Mitbeteiligung gewährleistete Hyperkonnektivität der Erinnerung im digitalen Umfeld bringt neue Möglichkeiten mit sich, aber auch neue Gefahren. Auch wenn die Erinnerung an die

Thalerhof-Katastrophe durch die Digitalisierung hätte profitieren und sich von dem unkritischen Umgang mit historischen Quellen befreien können, war dem in der Realität nicht so. Die Diskussionen, Deutungen und Erinnerungspotentiale sind in Bezug auf diese Katastrophe insofern limitiert, weil sie aus den staatlich beziehungsweise (erinnerungs-)politisch vorgegebenen Grenzen des Erinnerns nicht hinauskommen können beziehungsweise nicht hinauszuversuchen. Die Erinnerung konstituiert sich immer in Bezug auf das Vergessen, da die Dimension des Vergessenen, wie die besprochenen Befunde zeigten, zum Anlass für die Aktualisierung des Opferdiskurses genommen wird. Politische Gesinnungen und Einstellungen, Absichten und Implikationen entscheiden wesentlich über das Erinnern und Vergessen mit und geben nur eine als erwünscht geltende Deutungsrichtung der Thalerhof-Katastrophe vor. Es ist keine Pluralisierung des Opferdiskurses durch die Digitalisierung zu beobachten, da kritische und wissenschaftliche Stimmen je nach Land entweder nicht vorhanden sind oder nicht gehört werden. Die Digitalisierung dieses Opferdiskurses bringt wider Erwarten der Historikerinnen und Historiker keine vollkommen neuen Bedeutungen der Katastrophe hervor. Alle Online-Beiträge folgen dem gleichen Schema und sind insofern ein Zeichen für die Verengung, Reduzierung und Neuorientierung des Diskurses auf die aktuelle politische Rivalität zwischen Russland und der Ukraine im Besonderen und zwischen Russland und dem Westen im Allgemeinen.

Die digitalen Medien haben einen entscheidenden Einfluss auf das Erinnern und Vergessen. Digitales Erinnern funktioniert insofern ähnlich wie analoges, weil es mit aktuellen Erkenntnissen der historischen Forschung wenig bis gar nichts zu tun hat und der historische Kontext des Geschehens weitgehend vergessen wird. Die subjektiven Erinnerungsperspektiven einiger weniger Betroffener werden dabei zum Beurteilungsmaßstab der Katastrophe in der Vergangenheit erhoben. Nichtsdestotrotz verfügen digitale Medien des kollektiven Gedächtnisses über eine mobilisierende Wirkung und sind imstande, die Erinnerung zu kanalisieren, indem unerwünschte Inhalte nicht zuletzt durch die Ausweitung der herrschenden Machtverhältnisse in die digitale Sphäre schnell in Vergessenheit geraten. Die als erwünscht angesehenen zu erinnernden Inhalte werden durch Hypertextualität des digitalen Erinnerns miteinander verbunden und den Nutzerinnen und -Nutzern in einer medial präformierten Form mit konkreter Deutungsabsicht bereitgestellt. Insofern bietet die Digitalisierung mehr Spielraum für die Manipulation der Erinnerung. Dieses Merkmal der digitalen Erinnerung hängt mit der Politik zusammen. In unserem speziellen Fall findet nicht zuletzt durch die Ausweitung der Kontrolle über das Internet in Osteuropa keine Pluralisierung der Erinnerung statt, vielmehr ist von der politisch

motivierten Einengung der Erinnerungsperspektiven die Rede. In letzter Zeit bekam das Erinnern an die Thalerhof-Katastrophe besondere Dynamiken, indem es als politisches Argument gegen demokratische Bestrebungen in der modernen Ukraine funktionalisiert wurde, das unter Umständen einen markanten Einfluss auf die (politische) Meinungsbildung haben kann. Die Dominanz der politischen Komponente in den vorhandenen digitalen Erinnerungsdiskursen zielt auf die Verhetzung ab und ist in erster Linie für Akteure gedacht, die persönlich mit der Thalerhof-Katastrophe nichts zu tun haben. Das Thema hat geschichtswissenschaftlich gesehen ein großes Erforschungspotential, und die Einbeziehung wissenschaftlicher Erkenntnisse in die Erinnerung an die Thalerhof-Katastrophe und eine weniger politisierte Herangehensweise der erinnernden Akteure hätte ihrer Aufarbeitung gutgetan.

Literatur

- Assmann, Jan. 1999. *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: Beck.
- Bachmann, Klaus. 2001. »Ein Herd der Feindschaft gegen Rußland«. Galizien als Krisenherd in den Beziehungen der Donaumonarchie mit Rußland 1907–1914. In *Schriftenreihe des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts*, Bd. 25, Hrsg. Rolf Arnold Suppan. Wien: Böhlau.
- Bartov, Omer, und Eric D. Weitz. 2013. *Shatterzone of empires. coexistence and violence in the German, Habsburg, Russian, and Ottoman Borderlands*. Bloomington: Indiana University Press.
- Brandes, Detlef, Holm Sundhaussen, und Stefan Troebst. 2010. *Lexikon der Vertreibungen. Deportation, Zwangsaussiedlung und ethnische Säuberung im Europa des 20. Jahrhunderts*. Wien: Böhlau.
- Car'grad. <https://tsargrad.tv/>. Zugegriffen: 13. Okt. 2018.
- Časovye istorii. Genocid Galickoj Rusi. https://www.youtube.com/watch?v=KJZb6eiGXa4_http://novorossia-tv.ru/news/nrus/chasovye-istorii-genotsid-galitskoy-rusi-/?sphrase_id=220250. Zugegriffen: 6. Okt. 2018.
- Changed by Thalerhof. <https://www.youtube.com/watch?v=n6Q6SRbDQic>. Zugegriffen: 6. Okt. 2018.
- Dér, Aladár. 1993. Politik und Ethnizität Zur nationalen Problematik der Habsburgermonarchie um die Jahrhundertwende. *Der Donauraum* 33 (2): 14–40.
- Der Standard. Massengrab unter Grazer Flughafen. <http://derstandard.at/3132202/Massengrab-unter-Grazer-Flughafen>. Zugegriffen: 5. Okt. 2018.
- Die Zeit. Herwig G. Höller. Thalerhof bei Graz. »Für Slawen errichtete Hölle«. Warum sich russische Propaganda heute auf das einstige k. u. k. Internierungslager Thalerhof bei Graz beruft. <http://www.zeit.de/2017/27/thalerhof-graz-internierungslager-propaganda-russland-slaven>. Zugegriffen: 11. Aug. 2017.

- Erll, Astrid. 2004. Medium des kollektiven Gedächtnisses. Ein (erinnerungs-)kulturwissenschaftlicher Kompaktbegriff. In *Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität – Historizität – Kulturspezifität*, Hrsg. A. Erll und A. Nünning, 3–22. Berlin: De Gruyter.
- Etmanski, Johannes. 2004. Der Film als historische Quelle. Forschungsüberblick und Interpretationsansätze. In »Der Schuß aus dem Bild«. Für Frank Kämpfer zum 65. Geburtstag, Hrsg. Klaus Topitsch und Anke Brekerbohn, 67–77. München: Virtuelle Fachbibliothek Osteuropa.
- Facebook. Changed by Thalerhof, <https://www.facebook.com/changedbythalerhof/>. Zugegriffen: 5. Okt. 2018.
- Foundation Source. A Conversation with Maria Silvestri, <https://www.foundationsource.com/resources/client-story/conversation-maria-silvestri/>. Zugegriffen: 28. Aug. 2017.
- Galadza, Peter. 1993. Tyt Myshkovsky: The esteemed Russophile of the Lviv Greco-Catholic theological academy. *Journal of Ukrainian Studies* 18 (1–2): 93–122.
- Goll, Nicole-Melanie. 2012. »Russophile« Zivilinternierte aus Galizien im Lager Thalerhof bei Graz im Ersten Weltkrieg. In *Update! Perspektiven der Zeitgeschichte. Zeitgeschichtetage 2010*, Hrsg. Linda Erker et al., 29–33. Innsbruck: Studien.
- Greiner, Bettina, und Alan Kramer. 2013. *Die Welt der Lager Zur »Erfolgsgeschichte« einer Institution*. Hamburg: Edition.
- Hautmann, Hans. 1995. Kriegsgesetze und Militärjustiz in der österreichischen Reichshälfte 1914–1918. In *Justiz und Zeitgeschichte Symposionsbeiträge, 1976–1993*, Bd. 1, Hrsg. Erika Weinzierl, Oliver Rathkolb, et al., 73–85. Wien: Jugend & Volk.
- Hoffmann, Georg, Nicole-Melanie Goll und Philipp Lesiak. 2010. *Thalerhof 1914–1936. Die Geschichte eines vergessenen Lagers und seiner Opfer*. Buchreihe *Mittel-europäische Studien*, Bd. 4, Hrsg. Mitteleuropazentrum an der Andrassy Universität Budapest. Herne: Schäfer.
- Holzer, Anton. 2008. *Das Lächeln der Henker. Der unbekannte Krieg gegen die Zivilbevölkerung 1914–1918*. Darmstadt: Primus.
- Jahr, Christoph, und Jens Thiel. 2013. *Lager vor Auschwitz. Gewalt und Integration im 20. Jahrhundert*. Berlin: Metropol.
- Keutzer, Oliver, Sebastian Lauritz, Claudia Mehlinger, und Peter Moormann. 2014. *Film-analyse*. Wiesbaden: Springer VS.
- Konclager' Talergof. Tragedija Galickoj Rusi. <https://www.youtube.com/watch?v=IzhaMPpRpt0>. Zugegriffen: 5. Okt. 2018.
- Kuchenbuch, Thomas. 2005. *Filmanalyse. Theorien – Methodik – Kritik*, 2. Aufl. Wien: UTB.
- Kuzmany, Bőries. 2017. *Brody. A Galician border city in the long nineteenth century*. Leiden: Koninklijke Brill.
- Livejournal.com. <https://www.livejournal.com/rsearch?tags=%23%D0%A2%D0%B0%D0%BB%D0%B5%D1%80%D0%B3%D0%BE%D1%84&searchArea=post>. Zugegriffen: 6. Okt. 2018.
- Lykov, Egor. 2018. Opfernarrative der »russophilen« Ruthenen und ihr nachhaltiger Einfluss auf gesellschaftspolitische Diskurse. *Studi Slavistici*. https://doi.org/10.13128/studi_slavis-22754.
- Magocsi, Paul Robert. 2002. *The Roots of Ukrainian Nationalism. Galicia as Ukraine's Piedmont*. Toronto: Toronto University Press.
- Magocsi, Paul Robert, und Ivan Pop. 2002. *Encyclopedia of Rusyn history and culture*. Toronto: Toronto University Press.

- Major, R.I. 2017. Rusofil'stvo na Zakarpatti v druhij polovyni XIX – na počatku XX st.: geneza, rozvitok ta ideolohija. *Rusin* 1 (47): 154–176.
- Megas, Osyp. 1920. *Tragedija Halyckoj Ukraïny. Materialy pro pol'sku invaziju, polski varvarstva i polsku okupaciju Schidnoj Halyčyny ta krovavi roky 1918, 1919 i 1920*. Vinnipeh: Kanadijs'kyj farmer.
- Menyhért, Anna. 2016. The image of »Maimed Hungary« in 20th century cultural memory and the 21st century consequences of an unresolved collective trauma. The impact of the treaty of trianon. *Environment, Space, Place. A Transdisciplinary Journal* 8 (2): 69–97.
- Menyhért, Anna, und Mykola Makhortykh. 2017. From Individual Trauma to Frozen Currents: Conceptualising Digital Trauma Studies. *Digital Icons Studies in Russian, Eurasian and Central European New Media* 18:1–8.
- Naše delo. Talergof: genocid, o ktorom »zabyli«. http://www.gazeta-nd.com.ua/rubrics/dela_davno_minuvshih_dney/78.php, http://www.gazeta-nd.com.ua/rubrics/dela_davno_minuvshih_dney/118.php, http://www.gazeta-nd.com.ua/rubrics/dela_davno_minuvshih_dney/126.php, 6.10.2018. Zugegriffen: 6. Okt. 2018.
- Novorossija-TV. Galicija. Predannaja Rus'. <https://www.youtube.com/watch?v=umjan3pAG2o>. Zugegriffen: 6. Okt. 2018.
- Novorossija-TV. Tragedija Galickoj Rusi. <https://www.youtube.com/watch?v=lcZVuRirJjk>. Zugegriffen: 6. Okt. 2018.
- Pašaeva, Nina. 2001. *Očerki istorii russkogo dviženii v Galičine XIX-XX vv.* Moskva: Imperskaja tradicija.
- Press Release. Changed by Thalerhof. <http://changedbythalerhof.rusynprojects.net/press-kit/press-release-de/>. Zugegriffen: 27. Aug. 2017.
- Rose, Gillian. 2009. *Visual methodologies. An introduction to the interpretation of visual materials*, 2. Aufl. Los Angeles: SAGE.
- Rossija 1. Tragedija Galickoj Rusi, Konclager' tol'ko dlja russkich. https://russia.tv/brand/show/brand_id/45004/. Zugegriffen: 16. Nov. 2016.
- Rusdozor. <http://rusdozor.ru/tag/talergof/>, <http://rusdozor.ru/2017/06/30/oleg-nemenskij-otom-pochemu-zabyty-konclagerja-talergof-i-terezin/>. Zugegriffen: 6. Okt. 2018.
- Sear, Tom. 2016. Dawn servers. Anzac day 2015 and hyperconnective commemoration. In *War memory and commemoration*, Hrsg. Brad West, 69–88. London: Routledge.
- Segal, Raz. 2016. Genocide in the Carpathians. War, social breakdown, and mass violence, 1914–1945. Buchreihe Stanford Studies on Central and Eastern Europe, Hrsg. Norman Naimark, Larry Wolf. Stanford: Stanford University Press.
- Sommer, Vivien. 2018. *Erinnern im Internet: Der Online-Diskurs um John Demjanjuk*. Wiesbaden: Springer VS.
- Stibbe, Matthew. 2014. Enemy aliens, deportees, refugees: Internment practices in the Habsburg empire, 1914–1918. *Journal of Modern European History* 12 (4): 479–499.
- Stibbe, Matthew. 2019. The internment of enemy aliens in the Habsburg Empire, 1914–18. In *Internment during the first world war. A mass global phenomenon*, Hrsg. Stefan Manz, Panikos Panayi, und Matthew Stibbe, 61–84. Abington: Routledge.
- Stone, Dan. 2017. *Concentration camps. A short history*. Oxford: Oxford University Press.
- Suljak, Sergej. 2016. Galickaja Rus' v rossijskich neperiodičeskich izdanijach načal'nogo perioda Pervoj mirovoj vojny. *Rusin* 3 (45): 190–216.
- Talergof. Genozid russkich. <https://www.youtube.com/watch?v=-tmzNd0M6xo>. Zugegriffen: 6. Okt. 2018.

- Ther, Philipp. 2011. *Die dunkle Seite der Nationalstaaten. »Ethnische Säuberungen« im modernen Europa*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Tragedija Galickoj Rusi. Konclager' tol'ko dlja russkich. <https://www.youtube.com/watch?v=7Xq83hq1DVQ>. Zugegriffen: 5. Okt. 2018.
- VK.vom. <https://vk.com/club48714195>, <https://vk.com/talerhof>, <https://vk.com/talergoff>. Zugegriffen: 5. Okt. 2018.
- von Brockdorff-Rantzau, Ulrich. 1925. *Dokumente und Gedanken um Versailles*. Berlin: Verlag für Kulturpolitik.
- Wendland, Anna Veronika. 2001a. Die Rückkehr der Russophilen in die ukrainische Geschichte. Neue Aspekte der ukrainischen Nationsbildung in Galizien, 1848–1914. *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 49 (2): 178–199.
- Wendland, Anna Veronika. 2001b. *Die Russophilen in Galizien. Ukrainische Konservative zwischen Österreich und Rußland 1848–1915*, Bd. 27., Studien zur Geschichte der Österreichisch-ungarischen Monarchie Wien: ÖAW.
- Wikipedia, Thalerhof. <https://ru.wikipedia.org/wiki/Талергоф>. und zehn weitere Versionen auf Englisch, Deutsch, Italienisch, Spanisch, Russinisch, Armenisch, Georgisch, Weißrussisch, Ukrainisch und Polnisch. Zugegriffen: 5. Okt. 2018.
- Youssouпов, Félix. 1990. *Mémoires*. Hrsg. Félix Bonafé. Paris: V & O éditions.

Egor Lykov MA, ist Doktorand am Institut für Geschichte und Theorie der Architektur an der ETH Zürich. Seine Arbeitsschwerpunkte sind europäische Geschichte, Imperien-geschichte, Erinnerungskulturen, Technikgeschichte und Science and Technology Studies.

Resilienz im Kontext der deutschen Entwicklungspolitik. Zur Deutung von disruptiven Vergangenheiten und Zukünften im Zuge einer neuen Leitwährung der Selbstbeobachtung

Marie Naumann

1 Einleitung

Seit etwa zwei Jahrzehnten erfährt der ursprünglich aus den Material- und Ingenieurwissenschaften stammende Resilienzbegriff als neue Leitwährung gesellschaftlicher Selbstbeobachtung in verschiedenen wissenschaftlichen, praktisch-professionellen und politischen Kontexten eine fortwährend steigende Resonanz (vgl. etwa Blum et al. 2016; Weiß et al. 2018). Über diese verschiedenen Verwendungskontexte hinweg wird der Begriff dabei zumeist im Hinblick auf den Umgang mit als disruptiv wahrgenommenen Phänomenen thematisch, was auf materialer Ebene in der Adressierung einer je spezifischen, als (potenziell) ›katastrophisch‹ oder ›krisenhaft‹ gedeuteten Konstellation der ›Gefährdung‹, ›Bedrohung‹ oder ›Herausforderung‹ zum Ausdruck kommt (vgl. Endreß und Rampp 2015, S. 34 f.). Eine konstitutive Rolle spielt dabei die Bezugnahme auf den Zusammenhang von bereits erfahrenen disruptiven Phänomenen einerseits (Vergangenheitsbezug) sowie potenziell erfahrbaren, das heißt antizipierten disruptiven Phänomenen andererseits (Zukunftsbezug). Dies kommt in heuristischer Hinsicht vornehmlich in der Differenzierung verschiedener, auf den Zusammenhang von Kontinuität und Diskontinuität abstellender Modi von Resilienzprozessen zum Tragen; den Modi der

M. Naumann (✉)
Köln, Deutschland
E-Mail: marie.naumann@uk-koeln.de

Bewältigung, Anpassung und Transformation (vgl. Endreß und Rampp 2015, S. 38 ff.). Folglich sind solche resilienzanalytischen Auseinandersetzungen unmittelbar mit Fragen konfrontiert, die in gedächtnisanalytischer Perspektive im Hinblick auf den über die heuristischen Dimensionen des gesellschaftlichen Erinnerns und Vergessens hergestellten Zusammenhang von disruptiven Vergangenheiten und Zukünften thematisch werden (vgl. Rost 2014, S. 151 ff., 2015; Bourbeau 2018, S. 113 ff.).

Trotz dieses kongruenten Forschungsinteresses liegen bisher keine Ansätze vor, die resilienz- wie auch gedächtnisanalytische Überlegungen für die Analyse der Deutung disruptiver Vergangenheiten und Zukünfte entsprechend dezidiert miteinander in Verbindung bringen. Diesem Desiderat soll mit dem vorliegenden Beitrag Rechnung getragen werden, indem eine Heuristik vorgestellt wird, die sowohl Resilienz als auch das soziale Gedächtnis ex aequo als analytische Bausteine versteht. Um die empirische Tragfähigkeit einer solchen komplementären Forschungsheuristik zu demonstrieren, soll diese anhand einer empirischen Analyse erprobt werden. Ausgangspunkt hierfür bildet eine wissenssoziologische Studie, im Zuge derer unter anderem der Frage nach den Verwendungsweisen des Stichworts ›Resilienz‹ in entwicklungspolitischen Zusammenhängen in Deutschland nachgegangen wird (vgl. Universität Trier 2018). Der Resilienzbegriff wird damit in zweifacher Weise thematisch: in wissenssoziologischer Perspektive als empirischer Untersuchungsgegenstand, in resilienz- und gedächtnissoziologischer Perspektive als Teil einer komplementären Heuristik.

Der Beitrag ist wie folgt gegliedert: Mit Blick auf einschlägige Arbeiten der sozialwissenschaftlichen Gedächtnis- und Resilienzforschung soll zunächst im Sinne einer Bestandsaufnahme skizziert werden, wie die gegenseitige Bezugnahme auf die Begriffe ›Resilienz‹ und ›(soziales) Gedächtnis‹ bislang erfolgt, um zu verdeutlichen, dass es sich bei dem hier präsentierten Zugang um ein Novum handelt (Abschn. 2). Im Sinne eines Exzerpts aus der zuvor erwähnten wissenssoziologischen Studie soll sodann skizziert werden, welche Bedeutungspotentiale und analytische Konturen ›Resilienz‹ seitens der transnational agierenden Nichtregierungsorganisation Welthungerhilfe als einem Stakeholder des entwicklungspolitischen Resilienzdiskurses deutschsprachiger Provenienz zugeschrieben werden (Abschn. 3). Anschließend sollen diese Ergebnisse in Anwendung der entwickelten komplementären Resilienz-Gedächtnis-Heuristik beleuchtet werden, um deren analytisches Potential sichtbar zu machen (Abschn. 4). Der Beitrag schließt mit einem Plädoyer für eine wechselseitige Anregung

zwischen sozialwissenschaftlicher Resilienz- und Gedächtnisforschung (Abschn. 5).

2 Forschungsstand der sozialwissenschaftlichen Resilienz- und Gedächtnisforschung

Wie einleitend bereits angedeutet, stellt die Frage nach dem Zusammenhang von bereits erfahrenen sowie potenziell erfahrbaren disruptiven Phänomenen – sprich: zwischen disruptiven Vergangenheiten und derart antizipierten Zukünften – de facto eine zentrale Schnittstelle resilienz- wie auch gedächtnisanalytischer Reflexionen sozialwissenschaftlicher Provenienz dar. Indes scheint es umso verwunderlicher, dass bisher in keinem der beiden Forschungsbereiche der Versuch unternommen wurde, die beiden Begriffe auf heuristischer Ebene in konsequenter Weise miteinander zu verbinden.

Vielmehr zeichnet sich hinsichtlich des gegenwärtigen Standes der sozialwissenschaftlichen Gedächtnisforschung ab, dass die explizite Bezugnahme auf den Begriff der Resilienz erst jüngst und gleichsam nur sehr punktuell erfolgt. Dies geschieht vornehmlich im Zuge von Arbeiten, die sich in heuristischer Perspektive mit der Genese und Tradierung kollektiv geteilter, als pathogen verstandener Traumata beziehungsweise traumatischer Erfahrungen auseinandersetzen. ›Resilienz‹ wird dabei einheitlich als empirisch beobachtbare Fähigkeit von unterschiedlich skalierten sozialen Einheiten verhandelt (Individuen wie auch Gruppierungen, die – so die leitende Annahme – auf materialer Ebene gleiche oder ähnliche, durch disruptive Phänomene wie Krieg oder Naturkatastrophen evozierte traumatische Erinnerungen teilen), die es ihnen ermöglicht Traumata produktiv zu verarbeiten (vgl. Thießen 2008; Panter-Brick et al. 2015; Olick 2016; Garde-Hansen et al. 2017). Ein dezidierter Zusammenhang von ›Resilienz‹ und ›sozialem Gedächtnis‹ steht in diesen Ansätzen der sozialwissenschaftlichen Gedächtnisforschung bisweilen jedoch nicht im Vordergrund. Einzig Rosts (2015) wissenssoziologisch angeleitete gedächtnisanalytische Überlegungen zum sozialen Erinnern und Vergessen vergangener und zukünftiger Naturkatastrophen, die der Autor in Akzentuierung ihrer spezifischen Prozessualität als Modi kollektiv geteilter Katastrophengedächtnisse versteht, bilden eine Ausnahme; nicht jedoch mit Blick auf das Resilienzverständnis, das hierbei anlegt wird. Ausgehend

davon, dass es sich bei Naturkatastrophen um disruptive Phänomene handle, die – in Betonung ihrer sozialen Dimension – vor allem auf kollektiver Ebene erinnert beziehungsweise vergessen würden, hält Rost hinsichtlich des Begriffs der Resilienz nämlich Folgendes fest:

»In welchem Maße sich Naturkräfte katastrophal auswirken können, hängt unter anderem von der Vulnerabilität ab ... sowie von der Resilienz, der gesellschaftlichen Widerstandsfähigkeit gegenüber sich manifestierenden Naturgefahren. Einen wichtigen Faktor solcher Resilienz bildet das Wissen um spezifische Naturgefahren. Entsprechende Wissensbestände ermöglichen eine Vorbereitung und angemessene Reaktionen auf das Wirken solcher Naturkräfte. Ebenso können sie auch zur Bewältigung von Folgen des Wirkens solcher Naturkräfte beitragen Aus Erfahrungen gewonnenes Katastrophenwissen kann also zur Verringerung der Vulnerabilität, zur Erhöhung der Resilienz und somit insgesamt zu einem angemesseneren Umgang mit Naturgefahren beitragen« (Rost 2015, S. 1030; Hervorhebung im Original).

Die Bezugnahme erfolgt also auch hier in empirisch-phänomenaler Hinsicht, da Resilienz als (Widerstands-)Fähigkeit einer sozialen Einheit erfasst wird, die einen retro- (Potential der Bewältigung) wie auch prospektiven (Potential der Vorbereitung) Umgang mit disruptiven Phänomenen (hier: Naturkatastrophen) ermögliche (vgl. hierzu auch bereits Rost 2014, S. 167). Zusammenfassend kann mit Blick auf den Forschungskontext der sozialwissenschaftlichen Gedächtnisforschung also festgehalten werden, dass das grundlegende Verständnis von Resilienz weitestgehend einer adjektivischen Verwendung des Begriffs erfolgt; im Sinne eines ›resilient Seins‹ gegenüber disruptiven Phänomenen unterschiedlichster Qualität.

Im Vergleich zur vorstehend fokussierten Gedächtnisforschung kommt der Begriff des (sozialen) Gedächtnisses in genuin aus der sozialwissenschaftlichen beziehungsweise genauer gesagt: aus der humangeographischen und sozialökologischen Resilienzforschung stammenden Ansätzen vice versa häufiger zum Tragen und wird mit Blick auf den Zusammenhang von (sozialem) Gedächtnis und Resilienz in dreierlei Hinsicht diskutiert: in Bezugnahme auf die Begriffe ›community resilience‹ und ›social-ecological resilience‹, die in der gängigen Forschungsliteratur oftmals quasi synonym als Konzepte bezeichnet werden, sowie im Rahmen des Modells der Panarchy.¹

¹Die soziologische Resilienzforschung stellt im Vergleich zur soziologischen Gedächtnisforschung ein noch sehr junges Forschungsfeld dar. Folglich wird die Erarbeitung eines dezidiert soziologischen Resilienzverständnisses und damit verbunden: die Identifizierung

›Community resilience‹ wird in aktuellen Studien der sozialwissenschaftlichen Resilienzforschung zumeist definiert als *›the existence, development, and engagement of community resources by community members to thrive in an environment characterized by change, uncertainty, unpredictability, and surprise. Members of resilient communities intentionally develop personal and collective capacity that they engage to respond to and influence change, to sustain and renew the community, and to develop new trajectories for the community's future‹* (Magis 2010, S. 402).² ›Resilienz‹ wird hier also ähnlich wie in den zuvor erwähnten Ansätzen der Gedächtnisforschung als eine spezifische, in prozessualer Perspektive zu beobachtende Fähigkeit von Gemeinschaften verstanden, die einen produktiven Umgang mit disruptiven Phänomenen ermögliche.³ Anknüpfend an dieses spezifische Resilienzverständnis sind es sodann die aktuelleren, aus dem Bereich der Humangeographie stammenden Arbeiten von Wilson sowie Kolleginnen und Kollegen, welche sich geradezu paradigmatisch mit dem Zusammenhang von ›Resilienz‹ und ›sozialem Gedächtnis‹ beschäftigen (vgl. Wilson 2013, 2015, 2017). Aufbauend auf diversen anderen Studien, die diesen Diskussionszusammenhang aus jeweils unterschiedlichen disziplinären Kontexten heraus bearbeiten,⁴ gilt das Untersuchungsinteresse der vorstehend genannten Autorenschaft nämlich den potenziellen Verflechtungsdynamiken zwischen dem ›social memory‹ einer Gemeinschaft und ihrer ›community resilience‹, die mit Blick auf

des möglichen analytischen Potentials des Resilienzbegriffs an sich sowie entsprechend notwendige konzeptionelle und analytische Justierungsnotwendigkeiten als zentrale Aufgabenstellung identifiziert (vgl. Endreß und Rampp 2015). Folglich sind Fragen nach der intradisziplinären Verknüpfung mit analytisch vergleichsweise fundierteren Paradigmen wie etwa der soziologischen Gedächtnisforschung derzeit von nachgeordneter Bedeutung.

²Anders als die oben angeführte Definition suggerieren mag, handelt es sich hierbei um einen durchaus amorphen Begriff beziehungsweise konzeptionellen Zugang (vgl. Patel et al. 2017). Da die unterschiedlichen perspektivischen Stoßrichtungen, die der Verwendung des Begriffs beziehungsweise Konzepts der community resilience im Rahmen verschiedener disziplinärer Forschungsbereiche zugrunde liegen, jedoch nicht mit einer unterschiedlichen In-Verhältnissetzung von ›Resilienz‹ einerseits sowie ›sozialem Gedächtnis‹ andererseits einhergehen, wird an diese Stelle auf weitere Ausführungen diesbezüglich verzichtet.

³Für einen Ansatz, der das heuristische Potential des Konzepts aus genuin soziologischer Perspektive herausarbeitet, vgl. Tackenberg und Lukas (2019).

⁴Dazu gehören unter anderem Folke et al. (2003), Barthel et al. (2010a, b) sowie Tidball et al. 2010 (vgl. Wilson 2017, S. 4).

ihren unterschiedlichen Umgang mit dem spezifischen disruptiven Phänomen der Bodendegradation zu beobachten seien:

»Social memory will be seen here as an important explanation regarding the ability of a local community to manage and cope with land degradation, especially as it partly explains the degree of community resilience observed (Wilson 2015). Community resilience, in turn, can modify social memory regarding the management of land degradation as people may eschew poor land management practices in favour of more beneficial ones« (Wilson 2017, S. 4).

Wie das vorstehende Zitat verdeutlicht, wird folglich nicht nur Resilienz, sondern auch das soziale Gedächtnis – sozusagen in dialektischer Verschränkung – in empirisch-phänomenaler Perspektive ausgeflaggt; und zwar im Sinne einer sozialen Ressource, welche sich in Form von Riten, Traditionen sowie Prozessen des sozialen Lernens als kollektiv geteiltes Gedächtnis einer sozialen Einheit manifestiert und als solche einen produktiven (»resilienten«) Umgang mit disruptiven Phänomenen und damit letztlich die community resilience einer sozialen Einheit potenziell fördern könne (vgl. Wilson 2017, S. 5).

Von dem empirisch-phänomenalen Zugriff, der in der vorstehend skizzierten Stoßrichtung sowohl auf Resilienz wie auch auf das soziale Gedächtnis erfolgt, heben sich sodann jene Ansätze ab, die sich ausgehend von dem sozialökologisch geprägten Begriff beziehungsweise Konzept der social-ecological resilience auf den Zusammenhang von Resilienz und sozialem Gedächtnis beziehen.⁵ Zwar wird »Resilienz« hier ebenfalls als empirisch beobachtbares Phänomen identifiziert, insofern der Terminus grundlegend definiert wird als *»the capacity of a system to absorb disturbance and reorganize while undergoing change so as to still retain essentially the same function, structure, and feedbacks, and therefore identity, that is, the capacity to change in order to sustain identity«* (Folke 2016, S. 4). Mit Blick auf die Integration des Begriffs des sozialen Gedächtnisses beziehungsweise – in Betonung einer gleichwertigen ökologischen Dimension – des »social-ecological memory« (kurz SEM) eines »social-ecological system« (kurz SES) wird demgegenüber deutlich, dass ein dominant heuristisches Forschungsinteresse zum Tragen kommt. So heben Nyvist und van Heland (2014) etwa hervor, dass das SEM grundsätzlich als akkumulierter, kollektiv geteilter Erfahrungshorizont einer Gemeinschaft innerhalb eines SES zu verstehen ist (vgl. Nykvist und van Heland 2014, S. 2) und stellen damit analog

⁵Für einen abgrenzenden Vergleich zu anderen, in der (sozial)ökologischen Forschung gängigen Verständnissen von »Resilienz« vgl. weiterführend Folke (2006).

zu dem zuvor skizzierten Gedächtnisverständnis zunächst auf einen empirisch-phänomenalen Charakter des sozialen beziehungsweise des sozial-ökologischen Gedächtnisses ab. Auf analytischer Ebene nehmen die Autoren jedoch eine Differenzierung zwischen einem ›specific social-ecological memory‹ und einem ›general social-ecological memory‹ vor, die im Licht einer von Folke et al. (2010) etablierten Unterscheidung von ›specified resilience‹ und ›general resilience‹ erfolgt⁶ und als heuristischer Ansatz zur Erklärung komplexer Wechselwirkungsdynamiken zwischen einzelnen SEMs innerhalb eines SES sowie deren Auswirkungen auf die Förderung der Resilienz einzelner Gemeinschaften innerhalb eines SES wie auch eines SESs insgesamt herangezogen wird (Nykqvist und van Heland 2014, S. 6 ff.). Ein weiterer Beitrag, der noch stärker auf das analytische Potential einer Heuristik abstellt, die dezidiert auf die Konstitution des SEM sowie seiner Rolle und Relevanz im Kontext der Förderung der ›social-ecological resilience‹ eines SES gerichtet ist, liefern darüber hinaus Kim, Vasani und Lee. Anknüpfend an das Halbwachs'sche Œuvre zu den sozialen Bedingungen des kollektiven Gedächtnisses präsentiert die vorstehend genannte Autorenschaft einen soziologisch informierten heuristischen Ansatz, der das SEM als einen dynamisch-komplexen »*person-practice-place complex with ecoliteracy, place attachment, and identity as emergent outcomes of their complex linkages*« (Kim et al. 2017, S. 2) begreifen will. ›Resilienz‹ wird jedoch auch hier lediglich in empirisch-phänomenaler Hinsicht thematisch, insofern der Begriff ähnlich wie in allen bisher angeführten Ansätzen definiert wird als auf materialer Ebene beobachtbare »*capacity to absorb disturbance and reorganize, through self-organization or learning and adaptation, so as to maintain the SES's identity*« (Kim et al. 2017, S. 1).

Als einzige Ausnahme für einen heuristischen Zugang, der sowohl Resilienz als auch (zumindest mittelbar) das soziale Gedächtnis beziehungsweise die Dimension des gesellschaftlichen Erinnerns gleichermaßen als analytische Bausteine begreifen will, kann das Modell der Panarchy angeführt werden. Entwickelt von den Sozialökologen Gunderson, Holling und Peterson im Kontext der Erarbeitung von Resilienz als einer komplexen ›theory of adaptive change‹, soll es der Erklärung von sich im Lichte von (potenziell eintretenden) disruptiven

⁶Die Unterscheidung dieser beiden Formen von Resilienz wird dabei im Kern als eine Frage der methodologischen Skalierung gesehen: »*In practice, resilience is sometimes applied to problems relating to particular aspects of a system that might arise from a particular set of sources or shocks. We refer to this as specified resilience. In other cases, the manager is concerned more about resilience to all kinds of shocks, including completely novel ones. We refer to this as general resilience*« (Folke et al. 2010, S. 4).

Phänomenen äußernden Wechselwirkungsdynamiken zwischen unterschiedlich skalierten Einheiten, sogenannten ›Adaptive Cycles‹ und damit verbunden: den sich hierbei in zeitlich-räumlicher Perspektive vollziehenden Resilienzprozessen dienen (vgl. Gunderson et al. 2002). Idealtypisch unterscheiden die Autoren dabei zwischen der ›revolt‹-Funktion und der ›remember‹-Funktionen als zwei unterschiedlichen Formen der wechselseitigen Beeinflussung: »*The ›revolt‹ connection ... can cause a critical change in one [smaller, faster] cycle to cascade up to a vulnerable stage in a larger and slower one. The ... ›remember‹ connection ... facilitates renewal by drawing on the potential that has been accumulated and stored in a larger, slower cycle*« (Gunderson et al. 2002, S. 75). Das soziale Gedächtnis wird in analytischer Perspektive also insofern thematisch, als mit der Herausstellung der ›remember‹-Funktion implizit die Dimension des gesellschaftlichen Erinnerns adressiert wird. Größer skalierte Einheiten werden dabei in quasi-strukturtheoretischer Perspektive als ›Gedächtnisspeicher‹ für kleiner skalierte Einheiten verstanden, denn »*conservative structures at larger scales provide a form of memory that encourages reorganization around the same structures and processes [at smaller scales]*« (Allen et al. 2014, S. 580).

Wie mit Blick auf den Stand der sozialwissenschaftlichen Gedächtnis- wie auch Resilienzforschung deutlich geworden ist, wird der Zusammenhang von Resilienz und sozialem Gedächtnis tendenziell entweder rein empirisch-phänomenal ausgeflaggt (›community resilience‹) oder aber in analytischer Schräglage verhandelt, insofern ›Resilienz‹ auf empirisch-phänomenaler Ebene virulent wird, während das soziale Gedächtnis in heuristischer Hinsicht in den Fokus gerückt wird (Gedächtnisforschung insgesamt; ›social-ecological resilience‹). Der vorliegende Beitrag grenzt sich von diesen beiden Zugängen ab, indem ›Resilienz‹ und ›soziales Gedächtnis‹ als analytisch-komplementäre Elemente eines heuristischen Instrumentariums verstanden werden. Die Dimensionen des gesellschaftlichen Erinnerns und Vergessens von disruptiven Vergangenheit werden dabei in gedächtnissoziologischer, konsequent historisch-relationaler Perspektive als Selektionsprozesse begriffen, die in sozialräumlicher wie auch temporale Hinsicht Bahnungseffekte für die Antizipation disruptiver Zukünfte zeitigen. Die auf die Pole von Kontinuität und Diskontinuität abstellenden Prozessmodi der Bewältigung, Anpassung und Transformation werden sodann in genuin resilienzsoziologischer Absicht (vgl. Endreß und Rampp 2015, S. 35 und 38 ff.) in spezifizierender Weise als unterschiedliche Modi des gesellschaftlichen Erinnerns an disruptive Vergangenheiten miteinbezogen, welche sowohl auf die Kompensation, als auch auf die Prävention von disruptiven Phänomenen gerichtet sind und damit den Zusammenhang von disruptiven Vergangenheiten und Zukünften verhandeln. Damit ist die hier präsentierte Forschungsheuristik in jenem

Feld soziologischer Theorieansätze zu verorten, welche mit Blick auf die in den Sozial- und Geisteswissenschaftlichen prominente Dichotomisierung zwischen Handlung und Struktur eine vermittelnde Position einnehmen. Fragen nach struktur- sowie handlungstheoretischen Implikationen werden dementsprechend als gleichsam relevant erachtet, während das Panarchy-Modell in seiner Hinwendung zu gedächtnisanalytischen Fragestellungen etwa tendenziell strukturtheoretische Implikationen adressiert; nicht zuletzt, weil handlungstheoretische Fragestellungen im Allgemeinen für die sozialökologische Resilienzforschung in analytischer Perspektive bisher nur von mittelbarem Forschungsinteresse sind (vgl. vertiefend Westley et al. 2002). Zudem grenzt sich der hier vorgestellte heuristische Ansatz aufgrund seiner historisch-relationalen Perspektivierung (vgl. dazu vertiefend Endreß 2019) von jener normativ-strukturtheoretischen Einführung ab, die hinsichtlich der Rolle und Relevanz des Konzepts des social memory beziehungsweise des social-ecological memory sowohl im Rahmen der Überlegungen von Wilson (2017) als auch von Nykvist und van Heland (2014) zum Tragen kommt. Die Nutzbarmachung des sozialen Gedächtnisses als soziale Ressource wird nämlich in beiden Fällen mehr oder weniger explizit als pfadabhängiger Prozess verhandelt, der in einerseits positive Feedbackmechanismen zeitige, die zur Förderung der Resilienz einer sozialen Einheit beitragen könnten, sowie andererseits durch Selektivitätsverstärkungen beziehungsweise Einschränkungen von Möglichkeitshorizonte gekennzeichnet sei, was zur Minderung der Resilienz und, in letzter Konsequenz, zur existenziellen Auflösung einer sozialen Einheit führen könne (vgl. Wilson 2017, S. 5; Nykvist und van Heland, S. 7 f.; bezüglich der hier angeführten Kriterien von pfadabhängigen sozialen Prozessen vgl. Schützeichel 2015, S. 96).

3 Bedeutungspotentiale und analytische Konturen von Resilienz im Kontext der deutschen Entwicklungspolitik – Fallbeispiel Welthungerhilfe⁷

Um die Bedeutungspotentiale und analytischen Konturen freizulegen, die der Verwendung des Resilienzbegriffs mit Blick auf das ausgewählte Fallbeispiel der Welthungerhilfe zugrunde liegen, wurde der Zugang zum Untersuchungsmaterial

⁷Der Resilienzbegriff wird seit etwa acht Jahren von vier Akteuren der deutschen Entwicklungspolitik diskutiert. Zu diesen Stakeholdern gehören das BMZ, die GIZ sowie die

über den in der Tradition der qualitativen empirischen Sozialforschung stehenden, von Ulrich Oevermann et al. begründeten methodologischen Ansatz der Objektiven Hermeneutik sowie das entsprechende sequenzanalytische methodische Verfahren gesucht.⁸ Folglich sind es nicht-standardisierte, natürliche oder wörtliche Protokolle des Ablaufs sozialer Interaktionen und Dokumente ihrer Objektivationen, welche sich im Sinne von Protokollen wirklicher Handlungsabläufe (gedächtnisanalytisch gesprochen: Protokolle eines institutionellen Gedächtnisses) als Untersuchungsmaterial eignen (vgl. Oevermann 1981, S. 46); so etwa das für die hier präsentierte empirische Analyse konstitutive, im Zuge einer Recherche auf der Website der Welthungerhilfe zusammengestellte Untersuchungskorpus (Stand: 11.09.2018). In der dort zugänglichen Onlinemediathek wurde nach dem Stichwort ›Resilienz‹ gesucht, woraufhin vierzehn Dokumente ausgewiesen wurden; darunter dreizehn Einträge aus dem Weblog der Organisation sowie ein Dokument, das unter der Registerkarte ›Material und Publikationen‹ auf der Welthungerhilfe-Website zum Download zur Verfügung steht. Letztgenanntes Dokument wurde sodann als Startpunkt für die Analyse ausgewählt, da es sich bei dem im Jahr 2012 unter dem Titel ›Resilienz. Konzept und Praxis der Welthungerhilfe‹ veröffentlichten Positionspapier um das einzige Dokument handelt, in dem der Begriffs/das Konzept der Resilienz im thematischen Fokus steht.

Für den Interpretationsschritt der sequenziellen Feinanalyse wurden aus dem vorstehend genannten Dokument insgesamt sechs Segmente mit einem je inhaltlich-spezifischen Schwerpunkt herangezogen: 1) eine allgemeine Rahmung des Aufgabenprofils der Welthungerhilfe, 2) die Relevanz der Begriffe ›Resilienz‹ und ›Vulnerabilität‹ in entwicklungspolitischen Zusammenhängen, 3) das von der Welthungerhilfe zugrunde gelegte Begriffsverständnis von ›Resilienz‹,

beiden Nichtregierungsorganisationen medico international und Welthungerhilfe. Der maßgeblich von diesen Akteuren geführte öffentlich-mediale Resilienzdiskurs entwicklungspolitischer Provenienz ist dabei antagonistisch gefärbt, insofern sich ein unter den Begriffen ›Resilienz‹ und ›Nachhaltigkeit‹ geführter Deutungskampf abzeichnet, der sich in zwei gegenläufige Argumentationslinien äußert: Hinwendung zu ›Resilienz‹ versus Festhalten an ›Nachhaltigkeit‹ (vgl. Naumann 2019, S. 281 f.). Für die explorativen Zwecke des Beitrags wird die Nichtregierungsorganisation Welthungerhilfe als Fallbeispiel herangezogen, das repräsentativ für die erste Argumentationslinie steht.

⁸Die Wahl des methodologisch-methodischen Ansatzes gründet weniger in der für diesen Beitrag zentralen Verschränkung von gedächtnis- und resilienzsoziologischen Überlegungen als in dem übergeordneten wissenssoziologischen Zuschnitt der Studie, aus dem die folgende Ergebnispräsentation entkoppelt ist.

4) eine von der Welthungerhilfe vorgenommene Unterscheidung von ›Resilienz‹ und ›Vulnerabilität‹ in konzeptioneller Perspektive, 5) eine Erläuterung der Voraussetzungen für die ›Stärkung von/der Resilienz‹ als einem allgemeinen entwicklungspolitischen Leitbild sowie 6) eine erneute Rahmung des Aufgabenprofils der Welthungerhilfe vor dem Hintergrund von ›Resilienz‹ als einem derart verstandenen Leitbild. Im Anschluss an diesen Interpretationsschritt wurden aus demselben Dokument stammende Segmente sowie die übrigen Dokumente des Untersuchungskorpus einer weniger extensiven Sequenzanalyse unterzogen, um die bis dahin entwickelte Fallstrukturhypothese zu konturieren, präzisieren. Die Ergebnisse dieses Analyseprozesses werden nachfolgenden in systematischer Perspektive vorgestellt.

3.1 Terminologisches Verständnis – Drei Referenzpunkte

Mit Blick auf die Ergebnisse der hier exemplarisch vorgenommenen Fallstrukturekonstruktion kann zunächst festgehalten werden, dass ›Resilienz‹ auf grundlegend terminologischer Ebene konsequent als *strukturelle* und zugleich *dynamische Systemeigenschaft* von *gesellschaftlichen Systemen* beziehungsweise *Gemeinschaften* verstanden wird, wobei diese als (potenziell) von disruptiven Phänomenen betroffene soziale Einheiten in sogenannten Entwicklungsländern wahrgenommen werden (erster Referenzpunkt). Diese Systemeigenschaft wird dabei hinsichtlich der Verflechtung einzelner Teile dieser in systemischer Perspektive betrachteten Einheiten als beobachtbar herausgestellt (*Zusammenwirken erkennbarer Elemente eines Systems/Beziehungen innerhalb des Systems/ Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Hierarchieebenen*; zweiter Referenzpunkt), wobei die *Strukturen* innerhalb dieses Systems sowie besagte Verflechtungsdynamiken als von sozialen Akteuren innerhalb einer jeweiligen Einheit *beeinflussbar* hervorgehoben werden (dritter Referenzpunkt) (vgl. Grassmann 2012, S. 1 f.). Entsprechend kann mit Blick auf diese drei unterschiedlichen Emergenzniveaus zusammenfassend festgehalten werden, dass das hier zum Tragen kommende Begriffsverständnis von Resilienz als Systemeigenschaft in strukturtheoretischer Perspektive auf eine komplex verflochtene Prozesslogik sowie in handlungstheoretischer Perspektive auf einen dynamischen, prinzipiell entwicklungsoffenen Prozess abstellt.

In der konzeptionellen Ausdeutung des so verstandenen Resilienzbegriffs, in der die *Stärkung von/der Resilienz* als eine übergeordnete, der Verringerung der *Vulnerabilität* (auch: *Schwächen/Verwundbarkeit*) einer sozialen Einheit dienende

Leitlinie (auch: *Leitmotiv/Leitbild*) der organisationsspezifischen wie auch allgemeinen entwicklungspolitischen Praxis wahrgenommen wird (vgl. Grassmann 2012, S. 1 f.),⁹ kommen dann die erarbeiteten Deutungsmuster zum Tragen. Diese stellen im Kern auf drei eng miteinander verflochtene Dimensionen ab: erstens die Wahrnehmung disruptiver Phänomene, zweitens die Identifizierung eines anleitenden Handlungsrahmens sowie drittens die Herausstellung von konkreten Handlungspotentialen.

3.2 Disruptive Phänomene

Im Zuge der Fallrekonstruktion ist deutlich geworden, dass eine in zweifacher Hinsicht komplex-verflochtene und damit an den zweiten terminologischen Referenzpunkt anknüpfende Konstellation disruptiver Phänomene konstitutiv für das organisationsspezifische konzeptionelle Verständnis von Resilienz ist: Zum einen werden gesellschaftliche Systeme als soziale Einheiten in den Fokus gerückt, die (potenziell) von größeren, sich in der Folge von Auswirkungen von Störungen durch politische Konflikte, extremen Naturereignissen und Klimawandel (respektive von sozio-politischen sowie naturräumlichen und klimatischen Gefahren) einstellenden Zusammenbrüche betroffen sind. Zum anderen wird diesen (potenziellen) Zusammenbrüche von gesellschaftlichen Systemen ein disruptives Potenzial zugeschrieben, insofern sie die Ernährungssicherung innerhalb dieser Systeme in bedrohlichem Maße beeinflussen (vgl. Grassmann 2012, S. 1 f.).

Mit Blick auf diesen Relationszusammenhang zeichnet sich bereits ab, dass eine zeitlich differenzierte Perspektive ein zentrales Deutungsmuster der Konzeptualisierung des Resilienzbegriffs darstellt, da bei der Identifizierung (potenzieller) disruptiver Phänomene sowohl eine pointilistisch-kurzfristige Perspektive wie auch eine eher prozessual gedachte mittel-respektive langfristige Perspektive zum Tragen kommt. So wird an anderer Stelle des Dokuments explizit zwischen *sich wiederholenden Störungen* und *langfristigen Belastungen* unterschieden, im Lichte derer Gemeinschaften in sogenannten Entwicklungsländern als *bedroht* wahrgenommen werden (vgl. Grassmann 2012, S. 1); eine eher abstraktere Differenzierung, welche das vorstehend angeführte Deutungsmuster zwar in gewisser Weise hinsichtlich der genannten Dimensionen amalgamiert (*sich wiederholende:*

⁹An anderer Stelle des Untersuchungskorpus ist von einer sogenannten *Brille der Resilienz-Stärkung* die Rede, was erneut auf den oben herausgestellten Leitprinzipcharakter verweist (vgl. Welthungerhilfe 2018).

prozessual-längerfristige Perspektive; *Störungen*: pointiert-kurzfristige Perspektive), dieses jedoch durch die übergeordnete Unterscheidung von Störungen und langfristigen Belastungen gleichsam zugespitzt zum Ausdruck bringt.

3.3 Handlungsrahmen

Ein Deutungsmuster, das ebenfalls auf eine zeitlich-spezifische Wahrnehmung abstellt, wird im Kontext des von der Organisation gezeichneten Handlungsrahmens sichtbar, der von der vorstehend erläuterten Konstellation disruptiver Phänomene abgeleitet wird. Denn mit Blick auf die Stärkung von/der Resilienz als einem entwicklungspolitischen Leitprinzip wird eine zeitlich langfristig gedachte Planungsperspektive (*langfristiges Engagement/langfristige Ansätze*), in der verschiedene entwicklungspolitische Aufgabenfelder miteinander verknüpft werden sollen, als notwendige Bedingung hervorgehoben (vgl. Grassmann 2012, S. 2 und 4). Diese so verstandene Planungsperspektive ist sodann unmittelbar mit der Zielsetzung verknüpft, welcher der operativen Praxis der Organisation zugrunde gelegt wird, insofern eine *nachhaltige Ernährungssicherung* im Kontext der zuvor angeführten Konstellation disruptiver Phänomene als übergeordnetes Ziel der Welthungerhilfe ausgewiesen wird (vgl. Grassmann 2012, S. 1). Während der sequenziellen Interpretation des Dokuments wurde deutlich, dass hiermit auf einen nachhaltigen Prozess rekurriert wird (versus ›nachhaltige Ernährungssicherheit‹ als eine hier nicht zum Tragen kommende, eher statisch zu verstehende Referenz), der in räumlicher Dimension nicht nur auf ökologische und soziale Verträglichkeit gerichtet ist, sondern insbesondere auf einen dauerhaft tragfähigen Umgang mit Nahrung abstellt und somit in prospektiver Hinsicht vor allem zeitlich langfristig gedacht ist.

An diese zeitlich langfristige Prozessperspektive ist dabei ein weiteres Deutungsmuster geknüpft, das einen konstitutiven Zusammenhang zwischen disruptiven Vergangenheiten einerseits sowie antizipierten disruptiven Zukünften andererseits betont: Zum einen wird hervorgehoben, dass die *Welthungerhilfe daraufhin wirkt, die Auswirkungen von Störungen durch politische Konflikte, extremen Naturereignissen und Klimawandel abzufedern*, wodurch der Verringerung von bereits erfahrener Vulnerabilität Rechnung getragen werden soll (vgl. Grassmann 2012, S. 1). Neben dem expliziten Verweis auf *zukünftige Generationen, deren Entwicklungschancen abgesichert und Entscheidungsoptionen offen gehalten werden müssen* (vgl. Grassmann 2012, S. 1), liegt dem für die Zielsetzung der Organisation zentralen Begriff der Ernährungssicherung zum anderen eine implizite Bezugnahme auf zukünftig potenziell erfahrbare Vulnerabilität

zugrunde, insofern er angesichts antizipierter disruptiver Phänomene auf einen präventiven Umgang mit Nahrung abstellt.

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass das Handeln aller Akteure, die im Rahmen der gezeichneten Konstellation disruptiver Phänomene als involviert wahrgenommen werden, in zweierlei Hinsicht gerahmt wird: Zum einen wird es als unmittelbar an bereits erfahrene disruptive Vergangenheiten rückgekoppelt wahrgenommen sowie zum anderen als auf antizipierte disruptive Zukünfte ausgerichtet gedeutet. Die anfangs hervorgehobene zeitlich langfristige Planungsperspektive liegt dabei gewissermaßen zwischen diesen beiden zeitlichen Polen der Deutung disruptiver Phänomene, da diese die Wahrnehmung disruptiver Vergangenheiten und Zukünfte in einen konstitutiven Zusammenhang stellt.

3.4 Handlungspotentiale

Mit Blick auf die dritte Dimension zeigt sich schließlich, dass das Subsidiaritätsprinzip (>Hilfe zur Selbsthilfe<) ein konstitutives Deutungsmuster darstellt, da es die Wahrnehmung konkreter Handlungspotentiale, die den jeweiligen Akteuren in Verbindung mit dem vorstehend herausgearbeiteten Handlungsrahmen zugeschrieben werden, maßgeblich strukturiert. Den beiden Elementen dieses Prinzips entsprechend werden dabei zwei verschiedene Typen von Akteuren respektive Akteurskollektiven differenziert, denen in der konzeptionellen Ausdeutung des zweiten und dritten terminologischen Referenzpunktes des von der Welthungerhilfe zugrunde gelegten Begriffsverständnisses von Resilienz jeweils eine unterschiedliche Form der Handlungsmächtigkeit attestiert wird. Dies betrifft zum einen jene sozialen Akteure, die unmittelbar als Teile betroffener gesellschaftlicher Systeme respektive Gemeinschaften identifiziert werden, sowie zum anderen entwicklungspolitisch ausgerichtete Akteure.

Das zugeschriebene Handlungspotential der unmittelbar betroffenen sozialen Akteure stellt dabei auf das Deutungsmuster des Zusammenhangs von Kontinuität und Diskontinuität ab. Denn unter dem Eindruck des Begriffsverständnisses von Resilienz als einer strukturellen wie auch dynamischen Systemeigenschaft wird ihnen die Fähigkeit zugeschrieben, den im Zuge der skizzierten Konstellation thematisch werdenden disruptiven Phänomenen *standzuhalten* (Kontinuität im Sinne eines stabilen Zustandes der in den Blick genommenen sozialen Einheit) wie auch sich an diese *anpassen* (Diskontinuität im Sinne eines veränderten Zustandes der in den Blick genommenen sozialen Einheit) zu können. Die Handlungsmächtigkeit dieses Akteurstypus wird dabei jedoch als eingeschränkt wahrgenommen. So wird zwar explizit hervorgehoben, dass *gefährdete Bevölkerungen* von externen, entwicklungspolitisch ausgerichteten Akteuren *als*

Protagonisten ihrer eigenen Zukunft verstanden und einbezogen werden müssen (vgl. Grassmann 2012, S. 3); gleichsam zeigt der Verweis auf einen notwendigen, seitens externer Akteure gewissermaßen initiierten Einbezug von internen Akteure an, dass das Handeln entwicklungspolitischer Akteure (Chiffre: ›Hilfe‹) keine hinreichende, sondern eine notwendige Gelingensbedingung für das Handeln von Akteuren innerhalb von gefährdeten Bevölkerungen, gesellschaftlichen Systemen beziehungsweise Gemeinschaften (Chiffre: ›Selbsthilfe‹) darstellt.

Das zugeschriebene Handlungspotential entwicklungspolitisch ausgerichteter Akteure wird demgegenüber maßgeblich von dem Deutungsmuster einer zeitlich differenzierten Perspektive geprägt, welches auch im Kontext der Wahrnehmung einer spezifischen Konstellation disruptiver Phänomene thematisch wird: Wie bereits angemerkt wurde, wird im Lichte dieser Konstellation sowie der hiermit assoziierten langfristigen Planungsperspektive eine Verbindung verschiedener entwicklungspolitischer Aufgabenfelder als notwendig erachtet. Die Unterscheidung dieser Aufgabenfelder wird dabei maßgeblich in zeitlicher Perspektive vorgenommen, insofern vorstehend genannte Verbindung im Sinne eines *konzeptionellen* respektive *interdisziplinären Zusammenwirkens* von *Nothilfe* (kurzfristige Perspektive), *Wiederaufbau* (mittelfristige Perspektive) und *Entwicklungszusammenarbeit* (langfristige Perspektive) forciert werden soll (vgl. Grassmann 2012, S. 1 ff.). Daneben ist es der Einbezug von lokalen Partnern (sprich: von einem spezifischen Typus eines sozialen Akteurs innerhalb eines betroffenen gesellschaftlichen Systems), der in Rückbezug zum Subsidiaritätsgedanken im Zuge der ›Stärkung von/der Resilienz‹ geleistet werden soll. Dabei wird dieses konkrete Handlungspotential in Rückbindung an die beiden zuvor beschriebenen analytischen Dimensionen (also die Wahrnehmung einer spezifischen Konstellation disruptiver Phänomene sowie der hiervon abgeleiteten Handlungsrahmen)¹⁰ als limitiert wahrgenommen, was insbesondere mit Blick auf folgende, bereits in Teilen zitierte Passage deutlich wird: *Die Welthungerhilfe verfolgt das Ziel der nachhaltigen Ernährungssicherung. Weil größere Zusammenbrüche von gesellschaftlichen Systemen die Ernährungssicherung in bedrohlichem Maße beeinflussen, wirkt die Welthungerhilfe darauf hin, zumindest die Auswirkungen von Störungen durch politische Konflikte,*

¹⁰Diese Rückbindung wird im Zuge eines anderen Dokuments des Untersuchungskorpus explizit herausgestellt, insofern die Stärkung der Resilienz vor dem Hintergrund von *soziopolitischen sowie naturräumlichen und klimatischen Gefahren* (Konstellation disruptiven Phänomene) als eine *langfristige Aufgabe* (Handlungsrahmen) *im Zusammenwirken von Nothilfe, Wiederaufbau und Entwicklungszusammenarbeit* (Handlungspotentiale) verhandelt wird (vgl. Welthungerhilfe 2018).

extremen Naturereignissen und Klimawandel abzufedern (Grassmann 2012, S. 1). Insofern nur die Effekte von disruptiven Phänomenen und nicht die Phänomene per se als beeinflussbar hervorgehoben werden, wird das vorrangige Ziel der Organisation (also: eine nachhaltige Ernährungssicherung) als ein nur mittelbar steuerbarer Prozess wahrgenommen. Entsprechend sind die sich in diesem Handlungsrahmen entfaltenden konkreten Handlungspotentiale von entwicklungspolitischen Akteuren (oder zumindest das Handlungspotential der Welthungerhilfe als einer Organisation, welche diesen Akteurstypus paradigmatisch repräsentiert) hinsichtlich der ihrer wahrgenommenen Wirkmächtigkeit ebenfalls als limitiert zu verstehen.

4 Resilienz-Gedächtnis-Heuristik – Zur Deutung disruptiver Vergangenheiten und Zukünfte

Wie in Abschn. 3 erläutert wurde, sind es mehrere konstitutiv miteinander verflochtenen Deutungsmuster, welche das Resilienzverständnis der Welthungerhilfe als ein Fallbeispiel für die Verwendung des Stichworts ›Resilienz‹ entwicklungspolitischer Provenienz prägen.

Die Verwobenheit der in Tab. 1 dargestellten Deutungsmuster kommt dabei in Form von drei verschiedenen Interdependenzlogiken zum Ausdruck: Erstens ist zu beobachten, dass die in Abschnitt 3.1 eingangs erläuterten terminologischen Referenzpunkte des Resilienzverständnisses der Welthungerhilfe chronologisch rückwärts aufeinander aufbauen. Zweitens wurde deutlich, dass die ›Stärkung von/der Resilienz‹ als ein entwicklungspolitisches Leitprinzip verhandelt wird, welches als konzeptionelle Erweiterung des seitens der Organisation zugrunde gelegten Begriffsverständnis von Resilienz zu verstehen ist. Und drittens konnte im Zuge der sequenziellen Analyse herausgearbeitet werden, dass dieser konzeptuellen Erweiterung eine eigene Interdependenzlogik inhärent ist, da die Wahrnehmung einer spezifischen Konstellation disruptiver Phänomene, der hiervon abgeleitete Handlungsrahmen sowie die sich in diesem Handlungsrahmen entfaltenden konkreten Handlungspotentiale drei unmittelbar miteinander verflochtene Dimensionen darstellen.¹¹

¹¹Da das Subsidiaritätsprinzip ein ethisches Leitprinzip darstellt, welches für das Feld der Entwicklungspolitik an sich (vgl. etwa Kesselring 2006, S. 331 f.) und damit nicht dezidiert für die Verwendung des Stichworts ›Resilienz‹ bezeichnend ist, wird es zwar der Vollständigkeit wegen in Tab. 1 aufgeführt, aufgrund des mittelbaren Bezugs zum Forschungsinteresse der hier vorgestellten empirischen Analyse im Folgenden jedoch nicht weiter thematisiert.

Tab. 1 Das Resilienzverständnis der Welthungerhilfe – Zentrale Deutungsmuster

Terminologische Ebene	Erster Referenzpunkt	Zweiter Referenzpunkt	Dritter Referenzpunkt
	– Zusammenhang von Kontinuität und Diskontinuität	– Strukturtheoretische Perspektive	– Handlungstheoretische Perspektive
Konzeptionelle Ebene	Disruptive Phänomene	Handlungsrahmen	Handlungspotentiale
	– Zeitlich differenzierte Perspektive (kurz-, mittel- und langfristig)	– Zeitlich langfristig gedachte Planungsperspektive; damit verbunden: – Zusammenhang von disruptiven Vergangenheiten und Zukünften	– Subsidiaritätsprinzip (Hilfe zur Selbsthilfe, wobei beide Chiffren als limitiert/begrenzt wahrgenommen werden); damit verbunden: – Soziale Akteure innerhalb betroffener gesellschaftlicher Systeme: Zusammenhang von Kontinuität und Diskontinuität – Entwicklungspolitische Akteure: zeitlich differenzierte Perspektive (kurz-, mittel- und langfristig)

Quelle: Eigene Erstellung

Die vorstehende Zusammenfassung der zentralen Untersuchungsergebnisse stellt in analytischer Perspektive zunächst noch auf ein empirisch-phänomenales Resilienzverständnis ab, insofern die entwicklungspolitischen Verwendungsweisen von ›Resilienz‹ vor dem Hintergrund der wissenssoziologischen Zielsetzung des Forschungskontextes, aus dem diese Analyse originär stammt, als ein kontextspezifischer Modus der Selbstbeschreibung verstanden wird beziehungsweise mit Blick auf das ausgewählte Fallbeispiel als ein Modus der Fremdbeschreibung, da sich das Resilienzverständnis der Welthungerhilfe auf terminologischer wie auch konzeptioneller Ebene vor allem auf soziale Einheiten in sogenannten Entwicklungsländern bezieht. In Anwendung der in Abschn. 2 kurz vorgestellten Forschungsheuristik verschiebt sich die analytische Perspektive auf Resilienz in komplementärer Rückbindung an gedächtnisanalytische Überlegungen jedoch auf eine heuristische Ebene.

4.1 Gesellschaftliches Erinnern an und Vergessen von disruptiven Vergangenheiten und Zukünften als gedächtnisbezogene Selektionsprozesse

Wie Sebald und Weyand (2011) mit Blick auf die Erarbeitung einer wissenssoziologisch fundierten Theorie zur Formierung sozialer Gedächtnisse festhalten, sind soziale Gedächtnisse in phänomenologischer Hinsicht grundlegend folgendermaßen zu verstehen:

»Unter sozialen Gedächtnissen im weitesten Sinne verstehen wir das soziale Vermögen, Vergangenes gegenwärtig verfügbar zu halten beziehungsweise zu machen. Erinnern und Vergessen sind die Modi, in denen sie operieren. Die Erinnerung hängt nicht nur von der Vergangenheit ab, an der ihr Bild konstruiert wird, sondern auch von den sozialen Bedingungen, in denen dieses Bild in der fortlaufenden Gegenwart erinnert wird. Diesen Prozess der dynamischen Strukturierung von sozialen Gedächtnissen in der Gegenwart bezeichnen wir als Formierung« (Sebald und Weyand 2011, S. 174).

Im Kern stellen die Autoren damit also auf ein Verständnis von sozialen Gedächtnissen als Emergenzphänomene ab. Die hier entwickelte Heuristik knüpft daran an, indem sie das gesellschaftliche Erinnern an und Vergessen von disruptiven Vergangenheiten als Selektionsprozesse auslaggt, die Bahnungseffekte für die Antizipation disruptiver Zukünfte zeitigen, und damit die spezifische, empirisch zu rekonstruieren geltende Selektionsfunktion der Formierung sozialer Gedächtnisse (vgl. Sebald und Weyand 2011, S. 181 sowie insbesondere 186 f.; Sebald 2014, S. 34) in das Untersuchungsinteresse rückt. Der Wahrnehmung von Zeitlichkeit kommt dabei eine zentrale Bedeutung zu. So heben Sebald und Weyand (2011) ergänzend hervor, dass die Formierung sozialer Gedächtnisse ex aequo als Fähigkeit einer in der Zeit gelagerten Bildung von sinnhaften Rekonstruktionen begriffen werden kann, die sich wiederum in den komplementären Dimensionen des Erinnerns und Vergessens aktualisiert (vgl. Sebald und Weyand 2011, S. 180). Die spezifische Bedeutung der Zeitlichkeit wird dabei mit Blick auf das selektive, sich vor dem Hintergrund eines fallspezifischen Horizonts objektiver Möglichkeiten vollziehende Zusammenspiel dieser beiden Dimensionen deutlich, insofern in diesem Zusammenspiel eine Beziehung.

»zwischen einem gegenwärtigen Zustand und einem vergangenen Zustand ... hergestellt werden kann, die den gegenwärtigen Zustand in einer Kontinuität oder in einer Diskontinuität auf einen in der Gegenwart als vergangen rekonstruierten Zustand beziehen kann. Sowohl die Herstellung von Kontinuität (der gegenwärtige

Zustand bezieht sich als A' auf A, den vergangenen Zustand) wie von Diskontinuität (der gegenwärtige Zustand bezieht sich als B auf A, den vergangenen Zustand) sind Leistungen, die wesentlich durch die Erinnerungsfunktion des Gedächtnisses erbracht werden« (Sebald und Weyand 2011, S. 180).

Was von den Autoren in dem angeführten Zitat im Hinblick auf die spezifische Zeitlichkeit gesellschaftlichen Erinnerns forciert wird, kann in Anlehnung an die gedächtnisanalytischen Überlegungen von Rost (2014) als Differenzierung verschiedener *Zeithorizonte* bezeichnet werden (idealtypisch: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft), welche auf die *Spannweite* von Zeitwahrnehmungen abstellen und insofern von *Zeitperspektiven* zu unterscheiden sind, als Letztere die *Richtung* von Zeitwahrnehmungen betonen (idealtypisch: Rück- sowie Vorschau) (vgl. Rost 2014, S. 76 ff.).¹²

Beide Formen der Zeitwahrnehmung kommen in den erarbeiteten Deutungsmustern zum Tragen. *Zeithorizonte* sogar in zweifacher Weise: 1) mit Blick auf das Deutungsmuster einer langfristig gedachten Planungsperspektive, in welches das Deutungsmuster eines Zusammenhangs zwischen disruptiven Vergangenheiten und Zukünften im Sinne von Zeithorizonten zugleich explizit eingebettet ist (Handlungsrahmen) sowie 2) im Lichte des Deutungsmusters eines Zusammenhangs von Kontinuität und Diskontinuität, das sich zunächst im grundlegenden Verständnis des Resilienzbegriffs seitens der Welthungerhilfe in struktur- wie auch handlungstheoretischer Hinsicht manifestiert (Referenzpunkt eins bis einschließlich drei) und sodann im konzeptionellen Resilienzverständnis hinsichtlich der als mit disruptiven Phänomenen konfrontiert wahrgenommen sozialen Akteure innerhalb von betroffenen Systemen erneut thematisch wird (Handlungspotentiale). In Hinblick auf die beiden eng miteinander verbundenen letztgenannten Deutungsmuster ist dabei festzuhalten, dass die Dimensionen der Kontinuität sowie Diskontinuität in der hier betrachteten fallspezifischen Wahrnehmung nicht dominant die Zeithorizonte der ›Vergangenheit‹ und ›Gegenwart‹ in Beziehung setzen, sondern primär die Zeithorizonte ›Vergangenheit‹ (erfahrene Vulnerabilität/disruptive Vergangenheit) und ›Zukunft‹ (potenziell erfahrbare Vulnerabilität/antizipierte disruptive Zukunft): Aufgrund eines Zustandes der erfahrenen Vulnerabilität

¹²Dass die zeitliche Ebene gewiss nicht die einzige ist, auf der die Formierung sozialer Gedächtnisse rekonstruierbar ist, dürfte gerade vor dem Hintergrund von Sebalds sozialtheoretischen Überlegungen zum Zusammenhang von Sinn und Gedächtnis evident sein (vgl. Sebald 2014). Da die herausgearbeiteten Deutungsmuster jedoch vor allem beziehungsweise geradezu exklusiv auf die Wahrnehmung von Zeitlichkeit abstellen, wird diese im Folgenden fokussiert.

A/Vergangenheit wird vor dem Hintergrund der wahrgenommenen disruptiven Phänomenkonstellation gegenwärtig ein Zustand der potenziell erfahrbaren Vulnerabilität A'/Zukunft antizipiert (Herstellung von Kontinuität). Angesichts dessen wird gegenwärtig ein Zustand der verringerten Vulnerabilität B/Zukunft als zu erreichender status quo formuliert (Herstellung von Diskontinuität), der sich von A wie auch A' abgrenzt (Herstellung von Diskontinuität). Die Herstellung von Kontinuität und Diskontinuität bezieht sich in diesem Kontext also in spezifischer Weise auf die Wahrnehmung von Zuständen sozialer Einheiten, die im Sinne einer Beobachtung erster Ordnung durch die Welthungerhilfe als potenziell von disruptiven Phänomenen betroffen identifiziert werden, wobei im Sinne einer Beobachtung zweiter Ordnung festgehalten werden kann, dass für diese fall-spezifische Wahrnehmung die Zeithorizonte der Vergangenheit und Zukunft konstitutive Orientierungspunkte darstellen. Dass dem Zeithorizont der Zukunft dabei eine besondere Relevanz zukommt, wird sodann mit Blick auf die Wahrnehmung der *Zeitperspektive* deutlich, da nicht nur das Deutungsmuster einer langfristigen Planungsperspektive, sondern auch das Deutungsmuster einer zeitlich differenzierten Perspektive (kurz-, mittel- und langfristig), welches im Kontext der Wahrnehmung von disruptiven Phänomene sowie des konkreten Handlungspotentials entwicklungspolitischer Akteure virulent wird, ausschließlich eine in ihrer zeitlichen Reichweite wiederum variierenden zukunftsorientierte Vorschau einschließt. Die Richtung der Rückschau wird demgegenüber eher implizit im Zuge der vorstehend bereits erläuterten Wahrnehmung von Zeithorizonten mittransportiert, insofern Zustand A einen zeitlich in der Vergangenheit liegenden Referenzpunkt für die Erwartung eines in der ›zukünftigen Gegenwart‹ liegenden Zustandes A' darstellt.

4.2 Bewältigung, Anpassung und Transformation als Prozessmodi des gesellschaftlichen Erinnerns an disruptive Vergangenheiten und Zukünfte

Vor dem Hintergrund eines genuin soziologischen Forschungsinteresses an Resilienz als einer Theorie sozialer Prozesse halten Endreß und Rapp (2015) fest, dass Bewältigung, Anpassung und Transformation als Modi von sozio-historischen Resilienzprozessen zu verstehen sind, die im Sinne einer typologischen Heuristik zur Analyse des variablen, genauer gesagt: des nicht-linearen Charakters dieser sich zwischen den Polen der Kontinuität und Diskontinuität

vollziehenden Resilienzprozesse herangezogen werden kann (vgl. Endreß und Rampp 2015 sowie vertiefend Endreß und Rampp 2014). Ausgehend davon, dass »Resilienz im Grunde immer nur *ex post* festgestellt werden kann; d. h. nur dann, wenn sich bestimmte Resilienzstrategien und -ressourcen als faktisch resilienzfördernd mit Blick auf erfahrene disruptive ... [Phänomene] aus einer spezifischen Beobachterperspektive erwiesen haben«, heben die beiden Autoren außerdem hervor, dass »*ex ante*-Resilienz zuschreibungen aus Akteursperspektive [folglich] stets unter dem Vorbehalt ihrer empirischen Bewährung zu rezipieren [sind]« (Endreß und Rampp 2015, S. 48). Entsprechend grenzt sich dieser Zugang von Ansätzen ab, die Bewältigung, Anpassung und Transformation im Rahmen eines analytischen weniger neutralen, da essenzialistisch angelegten Zugriffs auf Resilienz als unterschiedliche *Potentiale* des Umgangs einer sozialen Einheit mit disruptiven Phänomenen verhandeln (vgl. etwa Keck und Sakdapolrak 2013 sowie ähnlich Lorenz 2013).

Letztgenannter Zugang spiegelt sich auch im hier ausgewählten Fallbeispiel wider, insofern auf materialer Ebene eine explizite Bezugnahme auf die Handlungspotentiale der Bewältigung und Anpassung erfolgt, welche sozialen Akteure in sogenannten Entwicklungsländern in essenialisierender Perspektive zugeschrieben wird, um durch disruptive Phänomene bereits erfahrene Vulnerabilität *ex post* zu kompensieren (Bewältigung) beziehungsweise um angesichts antizipierter disruptiver Phänomene potenziell erfahrbarer Vulnerabilität *ex ante* entgegenzuwirken (Anpassung); und um damit (unter der Bedingung, dass diese Potentiale realisiert werden) *summa summarum* als soziale Einheit gelten zu können, deren Resilienz gestärkt und faktischer Bestand gesichert ist (Herstellung von Kontinuität). Versteht man Bewältigung, Anpassung und Transformation nun analytisch neutraler als *Prozessmodi* des gesellschaftlichen Erinnerns, die zwischen disruptiven Vergangenheiten und Zukünften verhandeln, da sie auf empirischer Ebene auf Ersterer gründen (Zeitperspektive: Rückschau) sowie mit Blick auf Zweitere ausgestaltet sind (Zeitperspektive: Vorschau), und bindet diese zurück an die zuvor in gedächtnisanalytischer skizzierten fall-spezifische Wahrnehmung disruptiver Vergangenheiten und Zukünfte (siehe Abschn. 4.1), kehrt sich das Bild jedoch sozusagen um; nämlich insofern nicht A zu A' (Herstellung von Kontinuität), sondern A zu B (Herstellung von Diskontinuität) dasjenige Szenario darstellt, welches in der Entfaltung der konkreten Handlungspotentiale aller als involviert wahrgenommenen Akteure forciert wird.

In der Annahme, dass die Erinnerungsmodi der Bewältigung, Anpassung und Transformation sodann insofern zu differenzieren sind, als mit diesen jeweils

unterschiedliche Reichweiten einer vorschauenden Zeitperspektive betont werden (also idealtypisch: kurz-, mittel- und langfristig),¹³ wird außerdem deutlich, dass in dem Deutungsmuster einer zeitlichen differenzierten Perspektive, welches dem solchermaßen zugeschriebenen Handlungspotentials entwicklungspolitischer Akteure zugrunde liegt, gleichsam alle drei Modi zum Tragen kommen. Rückschlüsse darüber, welche Modi hinsichtlich der Wahrnehmung des Handlungspotentials von sozialen Akteuren thematisch werden, die als Teile einer von disruptiven Phänomenen betroffenen Einheit identifiziert werden, lässt das Deutungsmuster eines Zusammenhangs von Kontinuität und Diskontinuität demgegenüber nicht zu.

5 Schlussbemerkung

Im Rahmen seiner wissenssoziologischen Überlegungen zur Konstitution beziehungsweise Formierung von Katastrophengedächtnissen und der sich hierin manifestierenden, deutungsabgängigen Umgangsstrategien mit Naturkatastrophen als einem spezifischen materialen Typus von disruptiven Phänomenen hält Rost (2015) Folgendes fest:

»Eine entscheidende Rolle spielt dabei das Erinnern von Formen und Ausmaßen früherer Naturkatastrophen wie auch von früheren Bemühungen um deren Bewältigung. Mit dem Erinnern vergangener Katastrophen entwickeln sich Vorstellungen zu deren zeitlicher Struktur und entsprechende Erwartungen zur Außergewöhnlichkeit beziehungsweise Wiederholung solcher Ereignisse. Daher eignet sich der hier angesprochene Zusammenhang [also: dem Zusammenhang von vergangenen und zukünftigen Naturkatastrophen] in besonderer Weise für eine Reflexion nicht nur über Formen und Grenzen des Vergegenwärtigens vergangener Krisen, sondern auch des Vergegenwärtigens zukünftiger Krisen« (Rost 2015, S. 1029).

¹³Wie die Autoren außerdem festhalten, stellt die Unterscheidung zwischen den Modi der Anpassung und Transformation aus soziologischer Sicht eine methodologische Herausforderung dar, da sie zumeist beide als Potentiale verstanden werden, die den Wechsel einer sozialen Einheit in einen alternativen stabilen Zustand beschreiben. Die Frage, ob dieser »neue« Zustand immer noch den »Kern« der sozialen Einheit repräsentiert (Anpassung) oder nicht (Transformation), stellt dabei das Differenzierungskriterium dar; eine Unterscheidung, die aus konsequent-sozialkonstruktiver Perspektive problematisch ist (vgl. Endreß und Rapp 2015, S. 41). Entsprechend werden die beiden Modi hier lediglich anhand ihrer jeweiligen zeitlichen Reichweite unterschieden.

Insofern mit dem Resilienzbegriff über verschiedene Verwendungskontexte hinweg stets der (produktive) Umgang einer jeweils beobachtungsrelevanten sozialen Einheit mit disruptiven Phänomenen (auf materialer Ebene etwa Katastrophen, Krisen, Schocks, Störungen, Gefahren oder Bedrohungen) fokussiert wird, lag es in Anknüpfung an Rosts (2015) Gedanken folglich unmittelbar nahe, die Deutung des Zusammenhangs von disruptiven Vergangenheiten und Zukünften im Zuge der hier exzerpierten wissenssoziologischen Kartierung der entwicklungspolitischen Verwendungsweisen von Resilienz als einer neuen Leitwährung der gesellschaftlichen Selbstbeobachtung dezidiert in den Blick zu nehmen. Wie eingangs herausgestellt wurde, handelt es sich hierbei um eine analytische Schwerpunktsetzung, welche sowohl in der (jüngeren) Resilienz- wie auch Gedächtnisforschung sozialwissenschaftlicher und soziologischer Provenienz vorgenommen wird, wobei Resilienz und das soziale Gedächtnis in beiden Forschungsparadigmen bisher nicht oder bisweilen nur in Ansätzen auf analytisch gleicher Ebene konzeptualisiert werden.

Entsprechend wurde dieses Desiderat adressiert, indem beide Elemente als Teile einer komplementären Forschungsheuristik entworfen wurden, welche das gesellschaftliche Erinnern an und Vergessen von disruptiven Phänomenen zunächst grundlegend als Selektionsprozesse verstehen will, die Bahnungseffekte für die Antizipation disruptiver Zukünfte zeitigen, während Bewältigung, Anpassung und Transformation als spezifische Modi des gesellschaftlichen Erinnerns an disruptive Vergangenheiten betrachtet werden. In der Anwendung dieser Heuristik wurde deutlich, dass sich das analytische Potential eines solchen Ansatzes in einer gewissermaßen auf einer analytisch höheren beziehungsweise tiefensemantischen Ebene ansetzenden Betrachtung von generierten Untersuchungsergebnissen äußert. So konnten die Interdependenzlogiken, welche die dem Resilienzverständnis der Welthungerhilfe zugrunde liegenden Deutungsmuster in einen konstitutiven Verflechtungszusammenhang stellen, zuvor lediglich in formaler Hinsicht erklärt werden, während die hier präsentierte Forschungsheuristik eine inhaltlich-systematischere Erläuterung ermöglichte. Vor diesem Hintergrund möchte der vorliegende Beitrag abschließend für eine kritisch revidierende und justierende Weiterentwicklung des hier vorgestellten heuristischen Zugangs und damit für eine wechselseitige Anregung zwischen sozialwissenschaftlicher und insbesondere soziologischer Resilienz- und Gedächtnisforschung plädieren.

Literatur

- Allen, Craig R., David G. Angeler, Ahjond S. Garmestani, Lance H. Gunderson, and Crawford S. Holling. 2014. Panarchy – Theory and application. *Ecosystems* 17 (4): 578–589.
- Barthel, Stephan, Carl Folke, und Johan Colding. 2010a. Social-ecological memory in urban gardens – Retaining the capacity for management of ecosystem services. *Global Environmental Change* 20 (2): 255–265.
- Barthel, Stephan, Sverker Soerlin, und John Ljungqvist. 2010b. »Innovative Memory and Resilient Cities – Echoes from Ancient Constantinople.«. In *The urban mind*, Hrsg. Paul Sinclair, Frans Herschend, Gullög Nordquist, und Christian Isendahl, 391–405. Uppsala: Uppsala University Press.
- Blum, Sabine, Martin Endreß, Stefan Kaufmann, und Benjamin Rampp. 2016. »Soziologische Perspektiven.«. In *Multidisziplinäre Perspektiven der Resilienzforschung*, Hrsg. Rüdiger Wink, 151–177. Wiesbaden: Springer.
- Bourbeau, Philippe. 2018. *On resilience – Genealogy, logics, and world politics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Endreß, Martin. 2019. »On the socio-historical constructiveness of resilience.«. In *Resilience in social, cultural and political spheres*, Hrsg. Benjamin Rampp, Martin Endreß, und Marie Naumann, 41–58. Wiesbaden: Springer VS.
- Endreß, Martin, und Benjamin Rampp. 2014. Resilienz als Prozess transformativer Auto-genese – Schritte zu einer soziologischen Theorie. *BEHEMOTH* 7 (2): 73–102.
- Endreß, Martin, und Benjamin Rampp. 2015. »Resilienz als Perspektive auf gesellschaftliche Prozesse.«. In *Resilienz im Sozialen – Theoretische und empirische Analysen*, Hrsg. Martin Endreß und Andrea Maurer, 33–55. Wiesbaden: Springer VS.
- Folke, Carl. 2006. Resilience – The emergence of a perspective for social-ecological systems analyses. *Global Environmental Change* 16 (2): 253–267.
- Folke, Carl. 2016. Resilience. *Ecology and Society* 21 (4): 44.
- Folke, Carl, Johan Colding, und Fikret Berkes. 2003. »Synthesis – Building resilience and adaptive capacity in social-ecological systems.«. In *Navigating socialecological systems – Building resilience for complexity and change*, Hrsg. Fikret Berkes, Johan Colding, und Carl Folke, 329–352. Cambridge: Cambridge University Press.
- Folke, Carl, Stephen R. Carpenter, Brian Walker, Marten Scheffer, Terry Chapin, und Johan Rockström. 2010. Resilience thinking – Integrating resilience, adaptability and transformability. *Ecology and Society* 15 (4): 20.
- Garde-Hansen, Joanne, Lindsey McEwen, Andrew Holmes, und Owain Jones. 2017. Sustainable flood memory – Remembering as resilience. *Memory Studies* 10 (4): 384–405.
- Grassmann, Robert. 2012. *Resilienz – Konzept und Praxis der Welthungerhilfe*. <http://www.welthungerhilfe.de/ueber-uns/mediathek/whh-artikel/impulse-no5-resilienz.html>. Zugegriffen: 30. Nov. 2018.
- Gunderson, Lance H., Crawford S. Holling, und Garry D. Peterson. 2002. »Sustainability and panarchy.«. In *Panarchy – Understanding transformations in human and natural systems*, Hrsg. Lance H. Gunderson und Crawford S. Holling, 63–201. Washington: Island Press.
- Keck, Markus, und Patrick Sakdapolrak. 2013. What is social resilience? *Lessons Learned and Ways Forward*. *ERDKUNDE* 67 (1): 5–19.

- Kesselring, Thomas. 2006. »Entwicklungshilfe und Entwicklungspolitik aus ethischer Perspektive.«. In *Einführung in die Entwicklungspolitik, Einführungen Politikwissenschaft*, Bd. 4, Hrsg. Hartmut Ihne und Jürgen Wilhelm, 323–345. Münster: LIT Verlag.
- Kim, Go Woon, Rahul T. Vaswani, und Dowon Lee. 2017. Social-ecological memory in an autobiographical novel – Ecoliteracy, place attachment, and identity related to the Korean traditional village landscape. *Ecology and Society* 22 (2): 27.
- Lorenz, Daniel F. 2013. The diversity of resilience – Contributions from a social science perspective. *Natural Hazards* 67 (1): 7–24.
- Magis, Kristen. 2010. Community resilience – An indicator of social sustainability. *Society and Natural Resources* 23 (5): 401–416.
- Naumann, Marie. 2019. »Utilization of resilience in german development policy – An objective-hermeneutical analysis exemplified by the case of welthungerhilfe.«. In *Resilience in social, cultural and political spheres*, Hrsg. Benjamin Rampp, Martin Endreß, und Marie Naumann, 279–303. Wiesbaden: Springer VS.
- Nykqvist, Björn, und Jacob van Heland. 2014. Social-ecological memory as a source of general and specified resilience. *Ecology and Society* 19 (2): 47.
- Oevermann, Ulrich. 1981. *Fallrekonstruktionen und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse*. <http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/frontdoor/index/index/docId/4955>. Zugriffen: 30. Nov. 2018.
- Olick, Jeffrey K. 2016. The poverty of resilience – On memory, meaning, and well-being. *Memory Studies* 9 (3): 315–324.
- Panther-Brick, Catherine, Marie-Pascale Grimon, Michael Kalin, und Mark Eggerman. 2015. Trauma memories, mental health, and resilience – A prospective study of Afghan youth. *Journal of Child Psychology and Psychiatry* 56 (7): 814–825.
- Patel, Sonny S., Brooke M. Rogers, Richard Amlôt und James G. Rubin. 2017. *What do we mean by ›community resilience‹? A systematic literature review of how it is defined in the literature*. <http://currents.plos.org/disasters/article/what-do-we-mean-by-community-resilience-a-systematic-literature-review-of-how-it-is-defined-in-the-literature/>. Zugriffen: 30. Nov. 2018.
- Rost, Dietmar. 2014. *Wandel (v)erkennen – Shifting Baselines und die Wahrnehmung umweltrelevanter Veränderungen aus wissenssoziologischer Sicht*. Wiesbaden: Springer VS.
- Rost, Dietmar. 2015. »Das soziale Erinnern und Vergessen vergangener und zukünftiger Naturkatastrophen.«. In *Routinen der Krise, Krise der Routinen – Verhandlungen des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Trier 2014*, Bd. 37, Hrsg. Stephan Lessenich, 1029–1039. Trier: Online-Publikation.
- Schützeichel, Rainer. 2015. »Pfade, Mechanismen, Ereignisse. Zur gegenwärtigen Forschungslage in der Soziologie sozialer Prozesse.«. In *Prozesse – Formen, Dynamiken, Erklärungen*, Hrsg. Rainer Schützeichel und Stefan Jordan, 87–147. Wiesbaden: Springer VS.
- Sebald, Gerd. 2014. »Sinn und Gedächtnis.«. In *Die Sozialität des Erinnerns – Beiträge zur Arbeit an einer Theorie des sozialen Gedächtnisses*, Hrsg. Oliver Dimbath und Michael Heinlein, 27–38. Wiesbaden: Springer VS.
- Sebald, Gerd, und Jan Weyand. 2011. Zur Formierung sozialer Gedächtnisse. *Zeitschrift für Soziologie* 40 (3): 174–189.

- Tackenberg, Bo, und Tim Lukas. 2019. »Resilience through social cohesion – A case study on the role of organizations.«. In *Resilience in social, cultural and political spheres*, Hrsg. Benjamin Rampp, Martin Endreß, und Marie Naumann, 323–339. Wiesbaden: Springer VS.
- Thießen, Malte. 2008. Gedächtnisgeschichte – Neue Forschungen zur Entstehung und Tradierung von Erinnerungen. *Archiv für Sozialgeschichte* 48:607–634.
- Tidball, Keith G., Marianne E. Krasny, Erika Svendsen, Lindsay Cambell, und Kenneth Helphand. 2010. Stewardship, learning and memory in disaster resilience. *Environmental Learning Research* 16 (5/6): 591–609.
- Universität Trier. 2018. Forschergruppe 2539 »Resilienz. Gesellschaftliche Umbruchsphasen im Dialog zwischen Mediävistik und Soziologie«. <https://for2539-resilienz.uni-trier.de/>. Zugegriffen: 30. Nov. 2018.
- Weiß, Matthias, Silja Hartmann, und Martin Högl. 2018. »Resilienz als Trendkonzept – Über die Diffusion von Resilienz in Gesellschaft und Wissenschaft.«. In *Resilienz – Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation*, Hrsg. Maria Karidi, Martin Schneider, und Rebecca Gutwald, 13–32. Wiesbaden: Springer.
- Welthungerhilfe. 2018. *Resilienz – Gewappnet für die nächste Krise*. <https://www.welthungerhilfe.de/informieren/loesungen/resilienz/>. Zugegriffen: 30. Nov. 2018.
- Westley, Frances, Stephen R. Carpenter, William A. Brock, Crawford S. Holling, und Lance H. Gunderson. 2002. »Why systems of people and nature are not just social and ecological systems.«. In *Panarchy – Understanding transformations in human and natural systems*, Hrsg. Lance H. Gunderson und Crawford S. Holling, 103–191. Washington: Island Press.
- Wilson, Geoff A. 2013. Community resilience, social memory and the post-2010 Christchurch (New Zealand) earthquakes. *Area* 45 (2): 207–215.
- Wilson, Geoff A. 2015. Community resilience and social memory. *Environmental Values* 24 (2): 227–257.
- Wilson, Geoff A. 2017. Social memory and the resilience of communities affected by land degradation. *Land Degradation and Development* 28 (2): 383–400.

Marie Naumann MA, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Gesundheitsökonomie und Klinische Epidemiologie (IGKE) am Universitätsklinikum Köln. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Methoden der qualitativen Sozialforschung, Wissenssoziologie, soziologische Resilienzforschung und Public Health (Versorgungsforschung).

Die Katastrophe als Ereignis und als Narrativ

Marc Strotmann und Claudia Peter

Wir möchten den folgenden Beitrag und die darin enthaltenden Reflexionen zum Begriff der Katastrophe in seinem Verhältnis zum Ereignis und zur Erzählung mit zwei Ausschnitten aus unserer empirischen Arbeit einleiten. Diese Arbeit ist Teil unserer Forschung, in der wir die Erfahrungsweisen der und Deutungsanforderungen an Patienten und ihre Angehörigen im Zuge der technischen Entwicklung gegenwärtiger Biomedizin untersuchen und die Bedingungen einer erfolgreichen klinischen Institutionalisierung innovativer Medizintechnologien für Krankheitsformen, die vormals als nicht mehr behandelbar galten, erforschen. Unser Fokus liegt dabei auf den Bereichen der Perinatalmedizin, d. h. der Versorgung von komplizierten Schwangerschaften und Geburten, sowie der Neuromedizin, hierbei insbesondere der Verwendung neuromodulatorischer Technologien zur Behandlung von chronischen Bewegungsstörungen. Wir werden uns bei der Erörterung des Verhältnisses der Katastrophe zum Ereignis bzw. zur Erzählung schwerpunktmäßig mit Fragen der Zeitlichkeit auseinandersetzen. Die Untersuchung von Temporalitätsdimensionen des Katastrophischen leitet dabei auf Fragen des Gedächtnisses über, auf die wir am Ende unseres Beitrags eingehen.

M. Strotmann (✉)
München, Deutschland
E-Mail: m.strotmann@tum.de

C. Peter
Frankfurt am Main, Deutschland
E-Mail: c.peter@soz.uni-frankfurt.de

1 Aus Sorge vor der bevorstehenden Katastrophe

Die ethnografische Begleitung der Patientin, Frau Kamm, beginnt einen Tag vor ihrer Operation mit der Tiefen Hirnstimulation (THS). Ich [*M. S.*] treffe Frau Kamm auf der neurologischen Station. Frau Kamm leidet seit knapp sieben Jahren unter der neurologischen Bewegungsstörung eines essenziellen Tremors. Vor allem ihre linke Hand und ihr Kopf entziehen sich aufgrund eines starken Zitterns einer bewussten Kontrolle. Es wäre eher so, als kontrolliere ihre Hand *sie*, bemerkt sie. Nachdem es ihr über mehrere Jahre zunächst möglich ist, mit Hilfe der Medikamente weitestgehend eigenständig weiterzuleben, so verändert sich diese Lebensführung in ihrer Wahrnehmung, sowie in der ihrer nächsten Angehörigen – Frau Kamm ist verheiratet, das Ehepaar hat eine erwachsene Tochter – von einem Tag auf den anderen: schlagartig, unerwartet und ungeregelt. Als ich sie im Interview nach der Entscheidung zur Operation frage, antwortet sie:

Frau Kamm: »während einem (.) eines Jahres äh wurde das also wirklich spürbar [...] auch für mich spürbar schlimmer und ich konnte mich auch zum Teil nicht mehr so gut bewegen war also total gehandicapt [...] und äh: das kann einfach nicht mein Leben sein.«

Das neurotechnologische Verfahren der Tiefen Hirnstimulation ist eine inzwischen für neurologische Bewegungsstörungen – allen voran Morbus Parkinson – etablierte Behandlungsweise, die dennoch kontrovers diskutiert wird. Hierbei handelt es sich um die Implantation hochfrequenter stimulierender Elektroden *tief ins Hirn*. Je nach Krankheitsindikation und Kardinalsymptomatik wird im Vorfeld der Intervention via bildgebender Methoden ein Zielbereich ausgewählt, der erstmals während des operativen Eingriffs getestet wird. Die post-operativ einstellbare und engmaschig kontrollierte dauerhafte Impulssetzung soll dysfunktionale neuronale Muster modulieren und kann gleichzeitig, je nachdem wie sie sich individuell auf betroffene Patienten*innen auswirkt, modifiziert oder gar abgestellt werden. Hierin gründet einer ihrer hervorzuhebenden Vorzüge, denn im Unterschied zu ablativen chirurgischen Verfahren gilt sie sowohl als effizient, als auch als reversibel und regulierbar, ohne Läsionen am Gehirn zu verursachen.

Ogleich sie somit vom Standpunkt evidenzbasierter Medizin als ein unerlässliches Mittel betrachtet wird, stellt sie auch komplexe Anforderungen an die Deutungs- und Handlungspraktiken (Moutaud 2016) der betroffenen Patienten und ihrer Angehörigen sowie an die Zusammenarbeit mit Ärzten und Therapeutinnen (Hätscher 2015). Aufgrund der invasiven Implantation

impulsgebender Elektroden verbinden sich die Hoffnungen auf eine Linderung der medikamentös nur partiell zu kontrollierenden Kardinalsymptome mit Vorstellungen einer einsetzenden Verschmelzung zwischen Mensch und Technik (Müller et al. 2009). Gleichermaßen bilden sie den Grund naturalistischer Erklärungsmodelle, wonach das Gehirn und dessen Stimulation höhere kognitive Funktionen wie Bewusstsein, Gedächtnis und Emotionen determinieren, dadurch Empfindungen der Passivität und Fremdheit auslösen.

Frau Kamm benennt uns gegenüber etwas Anderes: Die knappe Zeit, die ihr verbleibt, die Frist, die ihr noch gewährt wird im Strom der schlimmer werdenden Symptomatik: unaufhaltbar, so scheint es, die ihr Leben aufs Spiel setzt. Indem sie sich auf ihr Leben beruft, so ist nun zu fragen, verweist sie damit nicht auf eine fragile Grenze, die droht, sich im Angesicht des auf sie Zukommenden aufzulösen? Im Vorstehen des Eingriffs, der ausstehenden Intervention – wobei die ihr unterliegenden Erwartungen nicht ausgesprochen werden – äußert sich eine *katastrophische* Sicht auf das nahe Zurückliegende. Die damit verknüpfte Unabwendbarkeit, die in der Entscheidung gründet, welche die Gegenwart erst als solche einsetzt, verleiht ihr *ihre Zeitlichkeit*. Oder noch einmal anders gesagt: erst im Zuge der Einbindung in ein – etwas abstrakt gesprochen – verändertes sozio-technisches Netzwerk, welches durch die Operation mit der Behandlungsmethode der THS eingesetzt wird, kann rückwirkend der vergangene Prozess als ein solcher bestimmt werden, dessen weiterer Fortgang eine heraufziehende Katastrophe manifestiert hätte. Doch auf welche Weise ist die Katastrophe – schon vorgestellt, aber letztendlich nicht verwirklicht – vergangen? Wie wirkt sie noch in die Gegenwart hinein?

Wenige Tage im Anschluss an den operativen Eingriff treffe ich Frau Kamm wieder. Bei den folgenden Aufzeichnungen handelt es sich um ethnographische Notizen in Folge dieser Begegnung:

»Sie begründet ihre Entscheidung dafür [für die Operation] damit, dass es die einzige Möglichkeit gewesen sei, ein normales Leben zu führen [...]. Kurz darauf erstickt ihre Stimme, doch sie fasst sich schnell wieder, bevor sie aufwirft, dass die Überlegung [...] für die Operation sie zunächst ›aus der Bahn geworfen hatte‹. Sie ist sichtlich betroffen, beginnt zu weinen [...]. Zum Zeitpunkt der Entscheidung habe sie mit einem Verwandten gesprochen [...]. Er habe ihr angeboten, ›sich auszukotzen‹, was sie nicht annehmen wollte oder konnte. Sie erläutert mir, sie habe es nicht gebraucht, darüber zu sprechen, es hätte ihr nur Angst gemacht. ›Was haben Sie stattdessen gebraucht?‹, frage ich sie. ›Die Operation.‹ Sie weint wieder, bricht ab und greift nach einem Taschentuch. Das Schrecklichste sei für sie gewesen, dass es nicht nur keine Besserung gab, nicht einmal Stagnation, sondern ausschließlich Verfall. ›Ich hatte Angst davor, gefüttert zu werden.«

Wiederkehrend kommt Frau Kamm auf ihren sich radikal verschlechternden Zustand vor der Operation zurück. Handelt es sich um eine Dynamik, ein ereignishaftes Geschehen, welches durch seine Unterbrechung durch einen medizintechnologischen Eingriff vergangen ist? Ein Vorkommnis, das sich nun erzählerisch einordnen lässt, *wie* es zu einer spezifischen Entscheidung, der Operation und ihrer Konsequenzen, gekommen ist? Oder verwehrt es sich schier in seiner katastrophischen Vision, die noch mit dem Leben bricht, aber vorerst abgewendet ist, sich nicht verwirklicht hat, einer zeitlichen Bewältigung? Überdauert die Affizierung durch eine katastrophische Vergangenheit und verbleibt sie so *als* Vorstellung einer stetig kommenden Katastrophe?

2 Die Katastrophe als Ereignis

2.1 Die Zeit der Katastrophe

Katastrophen zeitigen den Einbruch eines außerordentlichen, diskontinuierlichen Geschehens. Nach Elke Geenen kann unter den soziologischen Definitionen übereinstimmend festgehalten werden, dass wenn »*Gefahren massive und plötzliche Störungen in das Leben von Gemeinschaften oder Gesellschaften bringen, [...] solche Ereignisse als katastrophal bezeichnet werden*« (2003, S. 12) können. Als unerwartet hervortretende Unterbrechungen regelhafter und alltagsweltlich vertrauter Abläufe zwingen sie soziale Kollektive dazu, den eigenen Fortbestand und die geteilte Existenz sich selbst zu vergegenwärtigen und zu repräsentieren (Carduff 2010). Archivierte und tradierte Bestände des Wissens, ritualisierte und habitualisierte Wertordnungen, institutionalisierte Normen und Routinen sowie die Selbstverständlichkeit aufeinander abgestimmter und/oder affektiv gebundener sozialer Verhältnisse drohen im Zuge des gewaltsamen Eintreffens katastrophischer Vorkommnisse ihren Wirklichkeitscharakter zu verlieren. Als beispielhaft können die Bezeugungen nationaler wie übernationaler Trauer und Solidarität im schier verstummenden Nachhall terroristischer Angriffe angesehen werden, etwa in Folge des Anschlags auf die Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* in Paris im Januar 2015.

Gerade da Katastrophen in ihrem punktualistischen Auftreten zu spezifischen Zeitpunkten und an bestimmten Lokalitäten als kulturelle wie gesellschaftliche Einzigartigkeiten erscheinen, markieren sie einen kritischen Moment gültiger Ordnungsstrukturen und drängen unaufschiebbar zu Antwortweisen der von ihr affizierten Akteure, Kollektive und Institutionen. Die notwendig werdenden Re-artikulationen und Re-formulierungen der sozialen Verhältnisse verweisen auf die

Möglichkeitsbedingungen symbolischer Vermittlung, der deutenden Auslegung und sozialen Verständigung innerhalb zeiträumlich gesonderter kultureller Schemata. Wie kann ein Geschehen sozial verständlich gemacht werden, das mit jeglichen Selbstverständlichkeiten bricht, die diese Sozialität bis dahin aufrechterhielt? Als eine solche interpretative Einbettung soll hier dem spezifischen Verständnis von Historizität und Temporalität in Relation zu sich ereignenden Katastrophen eine herausgehobene Stellung zukommen. Diese Hervorhebung verfolgt drei zu unterscheidende Motive:

1. Indem eine bevorzugt temporale Perspektive eingenommen wird, vermeidet eine derart vorgehende kulturwissenschaftlich bzw. soziologisch fundierte Beschreibung von Katastrophen ontologische Festlegungen darüber zu treffen, wie diese zu bestimmen sei. Sie sensibilisiert somit für die Problematik, »das ›Sein‹ vom ›Heißen‹ der Katastrophe zu unterscheiden. Damit kommt man nämlich zu der zentralen Frage, wie sich die historische Erforschung von Katastrophen-Diskursen zu einer Katastrophenforschung ›erster Ordnung‹ verhält – und ob es überhaupt eine Erforschung dessen, was ›Katastrophe ist‹ geben kann, die unabhängig von dem wäre, was ›Katastrophe heißt‹« (Willer 2018, S. 8). Das konzeptuelle Interesse an den Dimensionen einer Temporalisierung von Katastrophen kann dabei gleichermaßen als eine Annäherung an dessen bewegte Begriffsgeschichte »(als Katastrophe im ursprünglichen Wortsinn von ›Wendung‹) nicht zuletzt auch für die Veränderung und für den Wandel des Topos sui generis« (Briese und Günther 2009, S. 195) gelesen werden.
2. Die Thematisierung der zeitlichen Implikationen und Verzweigungen von Katastrophen rekurriert damit zugleich auf bereits bestehende soziologische Konzeptionen der Katastrophe, die ihren forschungsleitenden Gegenstand – den Begriff der Katastrophe – bevorzugt über die Extrapolation temporaler Ausprägungen und Realisationen gewinnen. Theoretisch maßgebend ist hierbei, dass, um Katastrophen als entsetzliche, doch gleichsam *normale* (Perrow 1987) – im Sinne wiederkehrender und wissenschaftlich formalisierbarer – soziale Prozesse ausweisen zu können, eine eher *historisierende* bzw. *prozessorientierte* Perspektive eingenommen wird, die auf die Strukturmerkmale von Katastrophen anstelle dessen Ereignishaftigkeit abzielen (Willer 2018, S. 30). So begründet etwa Lars Clausen als Wegbereiter einer deutschsprachigen Katastrophensoziologie: »Nicht also ›Natur‹, ›Technik‹, ›Krieg‹ bewirken, von ›außen‹ ins Sozial-Normale (die ›Gesellschaft‹) hereinbrechend, Katastrophen – sondern es gibt kritische Verflechtungen zwischen Menschen und ihren Sinngebungsanstrengungen, die im Extremfall katastrophenträchtig sind« (1994, S. 15). Geenen markiert hieran anschließend weiter spezifizierend, dass die Katastrophe

nicht Chaos hervorbringt, »sondern sie macht in systematischer Weise jene Zusammenhänge offensichtlich, die zeigen, dass das in den Handlungsketten, Sinnsetzungen und Routinen nicht Berücksichtigte dennoch vorhanden sein kann« (2003, S. 12). Der rekonstruierende Nachvollzug visiert in dieser Auslegung die Sichtbarwerdung zuvor latent wirksamer Sequenzen und Muster langfristigen sozialen Wandels an, die aufgrund ihres bis zu ihrem Auftreten fortdauernden unbestimmten Status innerhalb gültiger Wissensbestände und Rationalisierungsprozesse als *katastrophisch* ineinander spielende Verflechtungen erscheinen (Killen und Lebovic 2014, S. 13; Voss 2006).

3. Wiederum lässt sich diese reflexive Bezugnahme auf die spezifische Zeitlichkeit der Katastrophe in Relation zu einem erweiterten Deutungshorizont über das Verständnis von Historizität und Zeit in der Moderne selbst setzen. Dieses wird gekennzeichnet durch – paradigmatisch anknüpfend an die historischen Arbeiten Reinhart Kosellecks (Koselleck 1979; Kaiser 2015) – eine nicht mehr aufrechtzuerhaltende Übereinstimmung von Erfahrung und Erwartung. Ohne dieses Zeit-Verhältnis einer eingehenden Relektüre zu unterziehen und sie ob ihrer gegenwartsanalytischen Angemessenheit zu prüfen, so fungiert es hier als ein situierendes Narrativ, welches aus zwei Gründen die Stellung eines Prologs einnimmt: Es verweist *einerseits* auf den Katastrophenbegriff in gewisser Weise benachbarten Beschreibungsformeln moderner Gesellschaften, allen voran derjenigen des *Risikos*. Zudem erlaubt sie *andererseits*, die Katastrophe in ihrer temporal ausgelegten Verwendung zu fokussieren, sich ihrer Potenzialität zur narrativen Verknüpfung kategorial als unbestimmt, ungewiss zu vergewissern sowie sie zu unsicher figurierten Ereignisverläufen in Bezug zu setzen. Als These soll hierbei plausibilisiert werden, dass eine zeitsensitive Annäherung an den Begriff der *Katastrophe* auf dessen Verwendung zur Metaphorisierung ungewisser Zukünfte aufmerksam zu machen hat. Diese verbinden sich mit zwei voneinander zu differenzierenden Konzepten zukünftiger Ereignisse:

Erstens einer, wie bereits unter Punkt 2) aufgeführten, eher prozessorientiert verfahrenen Rekonstruktionsweise, welche das Eintreffen unerwarteter Geschehnisse an strukturelle Verflechtungen nicht unmittelbar aneinander anschließender Handlungen zurückkoppelt, die in ihren potenziellen Konsequenzen und Folgeabschätzungen nicht hinreichend beleuchtet wurden. Erst rückwirkend werden sie, im Extremfall vor den Trümmern der zurückliegenden Katastrophe, in ihrem Zusammenwirken sicht- und darstellbar. Exemplarisch wird hierfür in sehr kondensierter Form auf die Bedeutung von Katastrophen in risikothoretischen wie -analytischen Annahmen eingegangen. *Zweitens* soll hiervon eine ereignisontologische Ausrichtung unterschieden werden, welche die unerwarteten und überraschenden Charakteristika des

Ereignisses hervorhebt. Anstelle einer Historisierung sich wandelnder sozialer Strukturen tritt eine interpretative Aufmerksamkeit für die Auslegungen unbestimmter zeitlicher Verknüpfungen in Folge des Auftretens unvorhergesehener, mit bestehenden Erwartungen und konventionellen Rahmungen unvereinbarer Brüche. Die Thematisierung des durchaus spannungsvollen Verhältnisses von Ereignis und Katastrophe stellt dabei in Aussicht, die temporale Offenheit der Zukunft zu betonen und gleichzeitig ihre Interpretation an alternative Modalitäten als derjenigen des Wissens zu knüpfen. Ergänzend zu der in gegenwärtigen soziologischen Studien zur Katastrophe herausgearbeiteten Relevanz der *Imagination* wird hier im Folgenden diejenige der *Narration* herausgestellt.

2.2 Die Zeit des Risikos

Die Historie der Zukunft reicht nicht sonderlich weit zurück. Mit dieser lapidar getroffenen, einleitenden Bemerkung konstatiert Luhmann (1976) – dabei die Arbeiten Kosellecks zitierend – einen fundamentalen Bruch der sozialen Vorstellung zeitlicher Strukturen und Ordnung in der Moderne. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, final und exemplarisch mit den Ereignissen der französischen Revolution verbunden, ist es allen voran und schier unbezwingbar voranschreitend das Verständnis und die Emphase der Zukunft, die im Wandel begriffen ist und der erstmals als offener Horizont eine optimistische Tönung unterlegt wird. Die Möglichkeiten zukünftigen Geschehens erschienen nun, im Zuge dieses historischen Moments, als unerschlossen und vorausliegend, als entbunden und different von der Vergangenheit. Obgleich sich bereits zuvor Vorstellungen der Zukunft mit dem Eintreten unerwarteter und bis zu einem datierbaren Zeitpunkt nicht vorgekommener Ereignisse verbanden, so konnten diese noch immer auf einen Zustand in der Vergangenheit als stabiler und ausbalancierter Ordnung der Welt zurückgeführt werden. Die so bezeichnete moderne Konzeption der Zeit intensiviert hingegen eine *Futurisierung* der Zukunft. Als offener Horizont konkretisiert sich in ihr die Ambivalenz aus der Möglichkeit innovativen Fortschritts mit der Unsicherheit über kommende Ereignisse sowie den Herausforderungen permanenten Wandels als irreduzible Elemente der Zeit, die in Folge dessen die notwendigen Bedingungen ihrer sozialen Bewältigung stellen. Indessen deutete Luhmann bereits auf die hieraus erwachsende Pointe: im Auseinanderklaffen zwischen Vergangenheit und offener Zukunft, zwischen Erfahrung und Erwartung, wird die Präsenz der Gegenwart zum Umschlagpunkt, die den Prozess der Zeit von der Vergangenheit auf die

Zukunft umstellt (Luhmann 1976, S. 133). Aus dieser Feststellung begründen sich Fragen nach der sozialen Organisation und Strukturierung von Zeit, welche sich in der Moderne vor das Problem gestellt sehen, Antworten auf eine unsicher gewordene Zukunft zu finden.

Zweifellos ist hiermit kein neues Phänomen bedeutet, doch erscheint es relevant, erneut hierauf zu verweisen, im Speziellen um zu beachten, inwiefern die Problematik einer offenen Zukunft in ihren Konditionen selbst einem notorischen Wandel unterworfen ist, der sich in der Gegenwart als katastrophisches Szenario zu potenzieren scheint. Dabei galt lange Zeit, dass ›man Erfahrung mit der Zukunft‹ habe. »Die Moderne, welche die Unsicherheit entdeckte, erfand auch das entsprechende Gegenmittel: die Prognose als Verfahren der Hochrechnung vergangener Ereignisse« (Opitz und Tellmann 2010, S. 28). Die Anschauungen der Zukunft geronnen mit dem Vergehen ihrer Vorsehung selbst zu einem vagen Wissenobjekt, dessen Deutung und Problematisierung eine Reihe verschiedener Technologien der Wissensformation nach sich zogen, die auf die Berechenbarkeit ihres Ausgangs setzten.¹ Die Erkenntnis einer prinzipiellen zeitlichen Unentschiedenheit und Vorläufigkeit weckte zwar Befürchtungen vor schädigenden Gefahren und Hindernissen, dabei aber auch Hoffnungen nach der Etablierung prognostischer Mittel, um Wahrscheinlichkeit und Eventualität zukünftiger Geschehnisse ermitteln zu können. Dabei verbanden sich Vorstellungen über die Kalkulierbarkeit von ungewissen Zukunftsverläufen mit Intentionen, ihre unhintergehbare Unsicherheit durch geschickte Vorausberechnungen einzudämmen, einzuhegen und vorzubeugen, wie sie sich exemplarisch an den entstehenden Versicherungen während des 19. Jahrhunderts bis zur Errichtung des »Vorsorgestaats« innerhalb industrieller Gesellschaften im Übergang des 20. Jahrhunderts nachverfolgen lassen (Ewald 1993). Die Zukunft war zwar ungewiss, doch ließ sich der Verlust stabiler Sicherheiten und Garantien durch die geeigneten Mittel antizipierender Handlungen in der Gegenwart versichern und präventiv abwenden.

Erschienen mit dem Hereinbrechen der Moderne und der über das lange 19. Jahrhundert fortdauernden Zuversicht auf den anhaltenden Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnisse die Risiken einer offenen Zukunft somit noch mittels probabilistischer Voraussicht kontrollierbar, so verändert sich im Anschluss an den 2. Weltkrieg ihre Stellung dramatisch und unheilvoll. Der Begriff des

¹Für einen komprimierten Überblick vgl. Folkers (2018, S. 62 ff.).

Risikos sedimentierte vor diesem Hintergrund zu einem der entscheidenden und theoretisch fruchtbarsten wie besonders kontrovers diskutierten Begriffe zum abbildenden Panorama² moderner Gesellschaften. Zur Heimsuchung verdichtet sich hierbei, dass sich innerhalb so bezeichneter *Risikogesellschaften* das Problem der offenen Zukunft radikal verschärft. Denn obgleich die bezifferten *Risiken* dahin gehend eine Kontinuität aufweisen, dass sie als nicht-intendierte Nebenfolgen gesellschaftlicher Rationalisierungsprozesse als Konsequenz und Folgeschäden sozialer Prozesse erklärt werden, so erstrecken sich diese nicht mehr auf »soziale Risiken«, wie etwa Unfälle im Fabrikalltag oder des öffentlichen Automobilverkehrs, sondern umfassen Geschehnisse und Entwicklungen, die in ihrer technologischen, ökologischen und globalpolitischen Komplexität jegliche Versicherbarkeit und präventiven Vorsichtsmaßnahmen *ad absurdum* führen. Die *Risikogesellschaft* ist zugleich *Weltrisikogesellschaft*, in der die »Großgefahren [...] die drei tragenden Säulen des Risikokalküls« (Beck 2008, S. 61 f.) aufheben. Hierunter zählt Beck *erstens* die finanzielle Kompensation, wie sie durch ein funktionales Versicherungssystem garantiert werden sollte. *Zweitens* seien gegenüber den potenziellen Gefährdungen vorschützende Maßnahmen zur vorbeugenden Prävention nicht mehr möglich. *Drittens* überschreiten die drohenden Risiken und die aus ihnen folgenden Auswirkungen eine zeitlich-räumliche Begrenzung auf nationalstaatliche Territorien und gegenwärtige Bevölkerungsgruppen (ebd.).

Es soll hier nicht weiter auf die unterschiedlichen gesellschaftstheoretischen Bestimmungen und die daraus folgenden Bewertungen des Risikobegriffs eingegangen werden. Von Interesse sind dagegen die hieraus resultierenden Perspektivierungen der Zukunft und ihre inhärente Relation zu Vorstellungen der Katastrophe. Es erscheint dabei nahezu gleichgültig, ob *Risiko* als ein realistisches Konzept prämiert wird, welches spezifische Risiken in ihrer Objektivität beschreibt und von einem soziologischen Beobachterstandpunkt absieht³, oder in

²Nach Bruno Latour zeichnen Panoramen ein Bild, »das keine Lücke aufweist, sie geben dem Betrachter den starken Eindruck, er sei vollkommen eingetaucht in die wirkliche Welt, ohne irgendwelche künstlichen Vermittlungen oder kostenaufwendigen Informationsströme, die von außen kommen und nach außen gehen« (2010, S. 325). Die Bezeichnung der Risikogesellschaft hat hier einen heuristischen Charakter, letztlich sollen nicht die weitläufigen Diskussionen zwischen der Risikokonzeption Ulrich Becks (1986, 2008) und seiner gewichtigen Kritik bei Niklas Luhmann (2003) sowie der daran anschließenden konstruktivistischer Perspektiven auf Risiken (Vgl. u. a. Japp 1990, 2003) Gegenstand dieses Beitrags sein.

³Diese Argumentationslinie verfolgen die Arbeiten Ulrich Becks.

einer konstruktivistischen Lesart durch seine Beobachterabhängigkeit bestimmt wird, die etwa auf eine Unterscheidung von Entscheidern und Betroffenen hinweist (Japp 2003, S. 78). In beiden Fällen mündet die gesteigerte Risikoanfälligkeit moderner Gesellschaften in eine Zukunft, die sich als *Katastrophe* abzeichnet. Relevant ist dabei, dass die *katastrophische* Zukunft in beiden Variationen in einem intrikaten Verhältnis zu einer aktuellen Gegenwart steht. Denn wenn sich in Hinsicht auf den realistischen Risikobegriff formulieren lässt, dass dieser den soziologischen Diskurs über künftige Schäden »um eine Einsicht in das politisch problematische Verhältnis zwischen Zukunft und Gegenwart« (Kaiser 2015, S. 397) bereichert, so ist an dieser Stelle eine Nähe zu konstruktivistischen Annahmen zu pointieren, nach dessen Verständnis Zukunft »nicht nur prinzipiell offen sein« muss, »sondern ihr Verlauf muss als von Entscheidungen in der Gegenwart abhängig gemacht werden« (Folkers 2018, S. 34).

Potenziell katastrophischen Ereignissen wird nach diesen Konzeptionen ein, wenn überhaupt, schwacher ontologischer Status zugesprochen, insofern sie ausschließlich als die Aktualisierung – oder präziser – als die Akkumulation störanfälliger struktureller Verkopplungen betrachtet werden. Diese können so letztlich in ihrer Komplexität nicht mehr hinreichend auf ihre Folgen reflektiert werden. Problematisch ist hierbei, dass der Zusammenhang von Ereignis und Temporalität nicht weiter beachtet wird, wobei sich insbesondere hierüber eine Differenz zwischen dem Ereignishaften und den mit Dauer versehenen sozialen Prozessen abzeichnet und im Folgenden akzentuiert werden soll. In ihrer virulent werdenden Ungleichzeitigkeit können sie geradewegs als Beschreibungsinstanz für eintretende Katastrophen aufgegriffen werden.

2.3 Die Zeit des kommenden Ereignisses

Die bisher aufgeworfenen Positionen, die sowohl im Zusammenhang mit Überlegungen zu potenziell katastrophischen Gefährdungen innerhalb moderner Risikogesellschaften als auch in Bezug zu grundlegenden Figuren der deutschsprachigen Katastrophensoziologie stehen, schreiben als Analyseeinheit unbelichteten Flecken andauernder sozialer Handlungs- und Rationalitätsprozesse gegenüber ihrer ereignishaften Unterbrechung vorrangige Relevanz zu. Im Kontrast dazu skizzieren eine Reihe neuerer soziologischer Studien (Calhoun 2004; Lakoff 2008; Lakoff und Collier 2010; Aradau und van Munster 2011; Opitz und Tellmann 2015; Folkers 2018) eine veränderte Bezugnahme auf die Zukunft, die anstatt von ihrer Offenheit, von ihrer bevor- und ausstehenden Diskontinuität mit der Gegenwart kündigt: »die Zukunft wird immer häufiger zum

Szenario einer unvermeidbaren Katastrophe« (Opitz und Tellmann 2010, S. 27). Im Angesicht dieser katastrophischen Zukunft verkehrt sich die Stellung des Ereignisses. Sein Auftauchen ist nicht mehr ein durch moderne probabilistische Verfahren erwartbares Vorkommnis, welches sich rekurrent an probate Wege und Mittel in der Vergangenheit angleichen lässt, um Bewältigungsstrategien an die Hand zu geben. Jegliche reflexhaften Warnungen bevorstehender Risiken und die Antizipation ihrer Wahrscheinlichkeit verfallen zu einem vergeblichen Gestus. Das Ereignis wird immer häufiger unter den Vorzeichen eines »*emergency imaginary*« (Calhoun 2004, S. 376) betrachtet, dessen Plötzlichkeit, Unvorhersehbarkeit und Irregularität sein einzigartiges Geschehen gegenüber langfristigen Verläufen und Entwicklungen überblendet. Der von Craig Calhoun verwendete Begriff des *Imaginären* bezeichnet dabei die sich wandelnden Vorstellungen auf die Realisation zukünftiger Ereignisse, die in der Gegenwart Erwartungsschemata herausbilden, Praktiken anleiten, aber auch – und dies mit zeitlicher Dringlichkeit – Interventionen notwendig erscheinen lassen. Das Ereignis – als ein Geschehen, dessen Wahrscheinlichkeit nicht vorhergesagt werden kann, dessen Konsequenzen aber potenziell katastrophisch sind – figuriert als eine hervorgehobene Instanz zur Strukturierung temporaler Orientierung sozialer Ordnungs- und Erfahrungsweisen, die durch eine radikale *Futurisierung* ausgezeichnet sind: »*The emergency imaginary presents us with a heightened sense of discontinuity, rendering the future even more contingent than the statistic calculus allowed for [...]*« (Opitz und Tellmann 2005, S. 112).

Festzuhalten ist an dieser Stelle eine deskriptive Aufwertung des Ereignisses, die Fragen danach aufwirft, wie dieser spezifische Zukunftsbezug, der das Kommende als potenziell katastrophisch imaginiert – heimgesucht von unerwarteten und buchhaften Ereignissen – in verschiedenen Sphären und Bedeutungsgraden der sozialen Wirklichkeit interpretativ eingebettet wird, in sinnhafte Deutungsmuster eingeht und sich in Handlungspraktiken übersetzt.

Gleichermaßen ist zu bemerken, dass dem Begriff des Ereignisses in diesem Zusammenhang nahezu ausschließlich eine *deskriptive* Bedeutungszuschreibung zukommt und in Hinsicht auf eigene theoretische Implikationen eine zurückhaltende Verwendung findet. Dies ist dem durchaus begrüßenswerten methodischen Anliegen der aufgeführten Studien geschuldet, die sich wandelnden sozialen Strukturierungen der Zukunft, sowie ihrer Hervorhebung zukünftiger Katastrophen, entlang der epistemischen Modifikationen von Wissenstechniken und damit verknüpften politischen Regierungsweisen im Umgang mit unsicheren Zukunftswissen nachzuzeichnen. Verzichtet wird damit auf eine Beschreibung erster Ordnung, die versucht ist, gegenwärtige Risiken oder Katastrophen aus den Paradoxien moderner Gesellschaftsformationen

heraus zu erklären. Anstelle gesamtgesellschaftliche Gemengelagen zu adressieren, richtet sich der Blickwinkel auf die Beschreibungen, Deutungen und Auslegungen von Institutionen und Experten der *Sicherheit* – beispielsweise die Erstellung von Szenario-Techniken (Opitz und Tellmann 2010), Simulationen oder die virtuelle Vergegenwärtigung ausgeschlossener Erfahrungsräume⁴ –, um diejenigen sozialen Prozesse und Strukturen nachzuverfolgen, innerhalb derer Ungewissheiten über bevorstehende Ereignisse thematische Relevanz erlangen (Lakoff und Collier 2010, S. 246; Folkers 2018, S. 37).

Die Hervorbringung dystopischer Variationen der Zukunft, die Vision einer Zukunft als Katastrophe, werden – um eine vielfach in den Science & Technology Studies aufgegriffene Begriffsfigur zu zitieren (vgl. u. a. Mol 2002; Latour 2011, 2014) – instand bzw. in Existenz versetzt, um operable Kriterien und Technologien zu entwickeln, die zur Antwort befähigen. Die infrastrukturelle Vorbereitung richtet sich nicht danach aus, das Vorkommen eines katastrophischen Ereignisses präventiv einzugrenzen, diesem durch vorbeugende Maßnahmen in seinem Erscheinen zuvorzukommen. Anstatt somit Handlungsspielräume aus rationaler Einsicht auf ihre zukünftigen, potenziell verheerenden Konsequenzen im Angesicht und in Erwartung ihrer unbestimmten Folgen zu begrenzen, werden katastrophische Gefährdungen mit systematischen, institutionellen und kollektiven Vulnerabilitäten gleichgesetzt, die nicht aufzuheben, aber in ihrer Anfälligkeit abzuschwächen sind (Collier und Lakoff 2010, S. 263). Hieraus ergibt sich eine dublierte Stellung der Zukunft, *zum einen* in seiner radikalisierten Fassung als unerwartetes und unabwendbares Ereignis, *zum anderen* als kommende Katastrophe, auf die es vorbereitet zu sein gilt.⁵

⁴Als ein eindruckliches ästhetisches, wie gleichfalls politisch herausforderndes Exempel kann etwa die Virtual-Reality Installation *Carne y Arena* des mexikanischen Regisseurs Alejandro G. Iñárritu angesehen werden, welche über die Verwendung medialer Repräsentationsweisen eine sinnlich erfahrbare Re-Inszenierung individueller Flüchtlingsgeschichten hervorzubringen versucht. Vgl. Online: <http://www.fondazioneprada.org/project/carne-y-arena/?lang=en> (Zuletzt geprüft am: 20.10.2018).

⁵Auf diesen Umstand wird innerhalb der Critical Security Studies durch eine Differenzierung der Handlungslogiken verwiesen, die vor allem zwischen *precaution*, als vorbeugender Vermeidung, und *preparedness*, als Vorbereitung auf die Folgen eines katastrophalen Ereignisses, unterscheidet, wobei letzterem ein gegenwärtiger Vorrang eingeräumt wird. Vgl. ebenfalls Lakoff (2007), Lakoff und Collier (2010, vor allem S. 244) sowie Folkers (2018, S. 64).

2.4 Starke und schwache Aspekte des Ereignisbegriffs

Hatten sowohl die risiko- als auch die katastrophensoziologischen Konzeptionen ihre kritische Aufmerksamkeit auf prozessuale, schrittweise und dauernde Entwicklungen gelegt, aus der eine reflexive Zuwendung folgt, welche das Verhältnis von Gegenwart und Zukunft als maßgebend für handlungsrelevante Eingriffe vorsieht, so verschiebt sich diese temporale Struktur mit der Sensibilisierung für das kommende Ereignis. Es verwirklicht sich als ein zeitlicher Zwischenraum, der sich nicht mehr auf die Gegenwart erstreckt, aber auch nicht die Zukunft abbildet: »In contrast, the emergency imaginary of the future offers a ›secularization by eschatology‹ [...] for it valorizes the intervall between now and the catastrophe to come as a domain of decision and action within this world« (Opitz und Tellmann 2015, S. 112).

Im Zuge der Wiedereinschreibung des Ereignisses in die gegenwärtigen Analysen zur Sicherheit und zu Katastrophen innerhalb moderner Gesellschaften, die sich hierbei einzig als nachvollziehende, gewissermaßen folgsame Beschreibungen begreifen, klingen die starken Aspekte des Ereignisbegriffs an.⁶ Diese kennzeichnen dessen Hervortreten als irreversiblen Bruch in bestehende Strukturen und diskursive Ordnungen, die weder erwartet noch vorgesehen sind, und die sehr treffend in der Formel Jacques Derridas als Erfahrung der Unmöglichkeit zum Ausdruck kommen: »Die Erfahrung des Unmöglichen ist Bedingung für die Ereignishaftigkeit des Ereignisses. Was als Ereignis eintritt, kann nur da eintreten, wo es unmöglich ist« (Derrida 2003, S. 33). Damit verändert sich gleichfalls die Modalität des Wissens vom Ereignis, vom Ereignis als Katastrophe. Im Kontrast zu der rationalen Bestimmung potenzieller, aber in ihren Möglichkeiten begrenzter zukünftiger Verläufe, die sich aufgrund ihrer näherungsweise zu ermittelnden Wahrscheinlichkeit und Riskanz in reflexive Rückkopplungsschleifen integrieren lassen und hierüber Fragen nach Interventionschancen in der Gegenwart aufrufen, formalisiert sich ein Wissen über ein unerwartetes Geschehen eher als Invention, denn als Intervention, als eine Erfindung dessen, was bisher noch nicht eingetreten ist⁷, auf

⁶Zur Bestimmung der starken und schwachen Aspekte des Ereignisbegriffs, dessen Gewicht sich erst vollständig an der Berücksichtigung beider Polaritäten ermisst, vgl. die konzisen Ausführungen von Stefan Nowotny (2011, S. 180 ff.).

⁷Derrida rückt in seinen Überlegungen zum Ereignis die etymologische Nähe zwischen *invention* (>Erfindung<) und *événement* (>Ereignis<) in den Vordergrund und stellt die Erfindung selbst unter die Kondition des Ereignisses: »Damit es ein Erfindungsereignis

das es aber vorzubereitet zu sein gilt. Angesprochen sind hiermit Formen des Wissens, die die Zeit des Ereignisses selbst vorstellen, das mit ihm hervortretende Neue antizipieren. Was sich hieran abzeichnet, so die diesen Beobachtungen unterliegende Annahme, ist ein sich wandelndes Ethos in Hinsicht auf die Reflexion über zukünftige Ereignisse, der veränderte Mittel und Techniken der (professionalisierten) Wissensproduktion schafft, welche in Absetzung traditioneller Erkenntnisformen – wozu eben probabilistische Wahrscheinlichkeitskalküle und Risikoermittlungen zugehören – imaginative und sensuell-sensorischen Praktiken prämiert (Lakoff 2007; Aradau und van Munster 2011). Als treffende Beschreibung dieser Vorgehensweise gilt den genannten Arbeiten das Foucaultsche Konzept der *Problematisierung* (vgl. u. a. Foucault 2005), wonach dieses einen Prozess anzeigt, unbestimmt zueinander in Verhältnis stehender Elemente, Sachen oder Dinge in einen vorläufigen Sachverhalt zueinander zu stellen, der als eine Antwortweise auf Störungen und Irritationen einer unklaren Situation stabilisierend wirkt. »*Erst rekursiv bzw. nachträglich stellt sich also heraus, was das Problem war, auf das die Problematisierung reagiert hat bzw. reagiert haben wird*« (Folkers 2018, S. 46).

Ohne diese Beschreibungen in ihrer Aussagekraft zu kritisieren, so sind sie doch auf ihre Reichweite hin zu befragen. Sofern der starke Aspekt des Ereignisbegriffs expliziert wird und auf das Unerwartete seines Eintreffens hindeutet, als vom Standort einer strukturellen Einbettung als das schier Unmögliche erscheint, verbleibt sein schwacher Aspekt in der Fokussierung auf wissenschaftliche Wissensproduktion und technologische Innovationen, Expertenregime der Sicherheit sowie (politische) Regierungsweisen einer unsicheren Zukunft nahezu unausgesprochen. Dabei besagt dieser, hierbei den Ausführungen Stefan Nowotnys folgend, »*dass die Dinge, Geschehen und auch Bedeutungen, mit denen wir es zu tun haben, »Ergebnisse« von Zusammensetzungen sind, die keinerlei höherer Notwendigkeit folgen und deren Effekte, so bindend sie auch scheinen mögen, stets von Unwägbarkeiten durchzogen bleiben [...]*« (Nowotny 2011, S. 182). Gerade dieser indeterminierte, gespenstische Zug des Ereignisses kann als Erfordernis erachtet werden, seine Thematisierung als Angelegenheit – gerade in ihrer interpretativen Bezugnahme als bevorstehendes katastrophisches Geschehen – nicht auf Praktiken einer positiven Wissensproduktion zu beschränken. Diese Erweiterung betrifft sowohl die interpretativen Modi, durch welche überhaupt

gibt, muss die Erfindung zunächst unmöglich erscheinen; das Unmögliche muss möglich werden. Die einzige Möglichkeit der Erfindung ist also die Erfindung des Unmöglichen« (Derrida 2003, S. 32).

ein Zugang zum Ereignis erschlossen werden – wobei hier insbesondere auf diejenige der Narration verwiesen sei –, als auch eine Nuancierung der differenten Deutungshorizonte, innerhalb derer eine sinnhafte Einbettung erfolgt (oder verunsichert wird) und die hier auf eine Kontextualisierung alltagsweltlicher Bedeutungssphären abzielt.

3 Das Desaster der kommenden Katastrophe

3.1 Die Katastrophe als Ereignis und Narrativ

Der bis hierhin unternommene Durchgang verfolgte einen heuristischen Zugang auf Katastrophen, welcher auf kategorische Festlegungen verzichtet, was denn nun eine Katastrophe *ist*, und stattdessen die spezifische Zeitlichkeit von Geschehnissen, die als Katastrophen *erlebt* werden, in den Vordergrund rückt. Als ein relevanter Hinweis fungierte ein spezifisches Verständnis von Zukunft in der Moderne als einer radikal offenen Zukunft, wie sie etwa prominent in den Arbeiten Kosellecks und Luhmanns zu finden ist und noch darüber hinaus soziologische Konzeptionen des Risikos sowie der Katastrophe inspiriert. Wiederum ist in jüngeren Studien – welche an die Arbeiten der Risikosoziologie anschließen, wenngleich sie als dominante Logik sozialen und politischen Handelns eher einen rationalen Umgang mit *Katastrophen* als mit *Risiken* begreifen – eine entscheidende Verschiebung auszumachen. Diese nimmt die Relation zwischen Ereignis und Katastrophe verändert in den Blick. Anstelle der kritischen Reflexion lang andauernder institutioneller und technologischer Entwicklungen sowie der Verflechtung nicht aufeinander abgestimmter Handlungsabsichten tritt eine Aufmerksamkeit für den Umgang mit plötzlich hereinbrechenden und unerwarteten Ereignissen, die nicht im Vorfeld bestimmt werden können. *Katastrophen* erscheinen in diesem Zusammenhang nicht als fataler Ausgang unbelichteter Stellen, als ein *unmarked space*, innerhalb fortschreitender Rationalisierungsprozesse. Sie sind viel eher assoziiert mit einer Erfahrung der Unmöglichkeit, welche einzig als kommendes *Ereignis* zu erwarten ist, auf das es vorbereitet zu sein gilt.

Insofern aber Katastrophe *als* Ereignis konzipiert wird, so scheint es angebracht, sowohl die starken als auch schwachen Implikationen des Ereignisbegriffs zu explorieren, gerade um sich nicht wiederkehrend in den verkürzenden Sackgassen zu verrennen, aus der doch eine theoretische Sensitivität *für* das Ereignis herausführen sollte. Denn obgleich der Betonung auf den unbestimmten und unerwarteten Charakter des Ereignisses zuzustimmen ist – welcher dahin

gehend als potenziell katastrophisch wahrgenommen wird, da sowohl der Zeitpunkt des Eintreffens eines ereignishaften Geschehens als auch die Folgen dessen Ausgangs völlig unbestimmt sind –, so erschöpft sich dieser nicht vollends in seiner radikalen Unterbrechung bestehender Strukturen. Gerade die vielfältige interpretative Bezugnahme auf das Ereignis kennzeichnet einen entscheidenden Einsatzmoment hieran anschließender Forschungsperspektiven, wobei der Fokus darauf liegt, auf welche Weisen der dem Ereignis unterliegenden Unmöglichkeit, ihrer anhängenden Diskontinuität in Differenz zu einem konventionellen Erfahrungsraum antwortend begegnet wird. Ergänzend zu den oben an Derrida anschließenden Überlegungen des Ereignisses als einer Erfahrung der Unmöglichkeit ist hinzuzusetzen, dass hiermit keinesfalls ein ausschließlich negierendes Geschehen angesprochen ist: *»Man muss hier vom un-möglichen Ereignis sprechen. Von einem Un-Möglichen, das [...] nicht nur das Gegenteil des Möglichen ist, sondern gleichermaßen die Bedingung oder die Chance des Möglichen. Von einem Un-Möglichen, das die Erfahrung des Möglichen selbst ist«* (Derrida 2003, S. 41). In dieser zum Paradox zugespitzten Formulierung klingt das Spannungsverhältnis an, welches zuvor bereits in der Beschreibung einer veränderten Wissensmodalität zum Ausdruck gekommen ist: so wie das Ereignis als kommende Katastrophe in der Zukunft jeglicher Vorhersehbarkeit entzogen ist und gleichsam neue Formen der Wissensproduktionen zu seiner Vorbereitung anstößt, so markiert es im Vergehen seines Eintreffens einen irreduziblen Bruch mit dem *nun* Gewesenen und affiziert gerade darin alterierende interpretative Auslegungen der sozialen Wirklichkeit und der in ihr situierten Erfahrungsweisen, die das Neue am Ereignis hervortreten lassen. Gerade die Indeterminiertheit bzw. Unterbestimmtheit von Ereignissen verweist auf ein *Dazwischen* von Vergangenheit und Zukunft, Wissen und Nicht-Wissen sowie Erfahren und Erleiden, dem durch eine vereinheitlichende und linearisierende Beschreibungsform nicht angemessen beizukommen ist. Viel eher bewahrt es in Anschluss an Derrida einen *heimsuchenden* Charakter, der geradewegs eine umstandslose Stabilisierung der affizierten Relationen unterläuft: *»Selbst [...] wenn ein Ereignis sich als möglich erweist, hört die Tatsache, dass es unmöglich hätte sein sollen, dass die mögliche Erfindung eigentlich eine unmögliche gewesen sein wird, nicht auf, die Möglichkeit heimzusuchen«* (Derrida 2003, S. 37).

Die Frage, wie das Ereignis individuiert wird (Schützeichel 2015, S. 126), kann verschiedentlich beantwortet werden, was es vorzugsweise als Forschungsperspektive zu berücksichtigen gilt. Während der Begriff des *Imaginären* auf eine Abstraktion verweist, die einen spezifischen Ausschnitt der Realität konstituiert und diesen als Handlungsgrund prämiert (Calhoun 2004, S. 391; Taylor 2002), derjenige der *Problematisierung* wiederum ein prozessuales Arrangement anzeigt,

das erst rekursiv auf eine zunächst unklare doch irritierende Ursache zurückgebunden werden kann, so konsolidiert der Modus der Narration vor allem eine zeitliche Ablaufstruktur eines unerwartet eintreffenden Ereignisses. Als ein *Narrativ* wird hier mit Albrecht Koschorke ein Plotschema begriffen, als »eine Folge von Ereignissen, die mit einer gewissen Konsequenz auseinander hervorgehen und zugleich in ihrer Gesamtheit eine episodische Einheit bilden, die mithin sowohl syntagmatisch als auch paradigmatisch verstrebt sind« (2012, S. 30). Dieser Bezug ist hierbei besonders interessant in Hinsicht auf Katastrophen *als* Ereignis. Denn einerseits bewahrt es seine Gestalt als unerwartetes Ereignis in seiner starken Ausprägung. Andererseits fungiert die Narrativierung *als* Katastrophe als Element einer strukturellen Kopplung in der Gestalt, dass es das drohende Ende eines ereignishaft losgetretenen, rapide verlaufenen Prozess datiert, es mit einem bestimmten Geschehen verknüpft und einen Zeitraum strukturiert und vorausgibt für »Handlungen respektive Ereignisse, die den Prozess in sprichwörtlich letzter Sekunde anhalten« (Lehmann 2016, S. 33). Im Zuge eines narrativen *Emplotments* (Mattingly 2010) werden Entscheidungsalternativen hervorgehoben und illuminiert, die zuvor aufgrund ihres ungewissen Ausgangs und ihrer unsicheren Folgen als drastische Maßnahmen galten, im Zuge des Ereignisses aber die Charakteristika einer dringenden Notwendigkeit gewinnen. Die Narration bedingt somit die Möglichkeit einer zeitlichen Differenz, die sowohl ein Davor der Katastrophe imaginiert, als auch die mögliche Wirklichkeit eines Danach vorstellbar werden lässt.⁸ Die Narrativierung *als* Katastrophe markiert somit eine spezifische zeitliche Struktur eines unerwarteten Ereignisses, formiert aber gleichermaßen ihren Übergang, insofern ihr die Potenzialität innewohnt, »das katastrophische Ereignis in einen Erzählszusammenhang beziehungsweise in eine Geschichte einzufügen, die die ›erlittene Unordnung‹ zu überwinden vermag. Indem es narrativiert, also erzählend eingeordnet wird, kann seine Novität erzählerisch festgehalten und so gewissermaßen gezähmt werden« (Nitzke 2017, S. 288).

3.2 Die Zeitlichkeit des Nicht-Wissens

Als ein potenzielles Feld, welches durch den Einbezug eines Verständnisses von Katastrophen profitieren könnte, soll dasjenige der modernen Medizin thematisiert

⁸Diese Überlegungen sind im besonderen Maße von den narrationstheoretischen Konzeptionen Paul Ricoeurs inspiriert. Vgl. exemplarisch für das Aufgehen der Differenz von Kontingenz und Notwendigkeit in der Narration: Ricoeur (1996, S. 176).

werden, wie es zu Beginn dieses Beitrages exemplarisch durch die zwei wiedergegebenen empirischen Ausschnitte in Szene gesetzt wurde. Dabei geht es nicht darum zu unterstellen, dass das medizinische Wissen und ihre Praxis in der Gegenwart katastrophale Ergebnisse erzielen oder sich institutionell in einer desaströsen Lage befinden würden. Im Gegenteil: Die moderne Medizin zeichnet sich durch eine immense Effizienz und ein Leistungsspektrum aus, sodass etwa viele chronische Krankheiten – da prinzipiell nicht heilbar – durch wirksame Therapiemethoden dennoch behandelbar sind und eine ausreichende Lebensqualität ermöglicht werden kann. Trotz oder wegen der Erweiterung biomedizinischer⁹ Gestaltungsspielräume und Handlungsmöglichkeiten ist dennoch »eine Krise von Rationalitätsunterstellungen und Rationalisierbarkeitserwartungen« zu beobachten, »die auf der Handlungsebene dazu führen, dass Akteure, Institutionen und Organisationen sich mit neuen Entscheidungssituationen, Dilemmata und Ambivalenzen konfrontiert sehen« (Peter und Funcke 2013b, S. 22).¹⁰ Die Implementation biomedizinischen Wissens in klinische Praktiken verkoppelt sich mit dem komplementären Hervortreten von Effekten und Folgen, die einen Bereich des Nichtwissens¹¹ umreißen. Die damit einhergehenden Unsicherheiten werden zwar von einem professionellen Standpunkt abgedefert durch die Aufstellung fallspezifischer Risikoeinschätzungen, ethisch formulierter Handlungsrichtlinien sowie epidemiologisch ermittelter Probabilitätswerte. Dennoch führt die Vielzahl potenzieller therapeutischer Anwendungsmöglichkeiten bei einem Ausbleiben genauer pathophysiologischer Erklärungsmodelle zu Deutungszwängen während einer je nach individuellem Krankheitsverlauf bestmöglichen Behandlung, die nicht selten in der Entscheidungsfindung an betroffene Patientinnen delegiert werden. Der Komplexität, die gleichsam Betroffenen wie auch den praktizierenden Ärztinnen auferlegt ist, konnte man indes bislang kaum gerecht werden. An dieser Stelle kristallisiert sich eine Leerstelle medizinsoziologischer Forschungsansätze heraus, die – trotz sämtlicher theoretischer wie methodischer Relevanzen der Science Studies – sich in den vergangenen Jahren

⁹Eine knappe, wenngleich prägnante Definition der historisierenden Bezeichnung »Biomedizin« findet sich bei Borck (2016, S. 119). Weitergehende Ausführungen, die eine Darstellung des hinter dem Begriff liegenden historischen Wandels vornehmen, finden sich beispielsweise bei Keating und Cambrosio (2003) sowie Clarke et al. (2003).

¹⁰Vgl. ebenfalls übersichtsartig Borck (2012).

¹¹Zum verflochtenen Zusammenhang, der Komplementarität von Wissen und Nichtwissen in der Hervorbringung wissenschaftlichen Wissens vgl. Wehling (2006); Wehling und Böschen (Wehling and Böschen 2012) sowie insbesondere für den Bereich der Medizin Peter und Funcke (2013a).

äußerst schwer damit taten, den Akteursstatus behandelter Patienten in den Blick zu bekommen (Lindemann 2002, S. 56).

Nicht-Wissen verweist allerdings nicht einzig auf einen epistemologischen Status, der in seinen Begründungen lückenhaft ist oder blinde Flecken aufweist, welche es in der Gegenwart aufzuspüren gilt, um ihre in der Zukunft liegenden Risiken sichtbar werden zu lassen. Viel eher kann (oder muss) diese temporale Dimension selbst zum Gegenstand weiterführender Auslegungen werden. So ist nach Eva Horn (2014) gerade die Herausforderung, »die Zukunftswissen stellt, das nicht von einer Kontinuität, sondern einer Diskontinuität von Gegenwart und Zukunft ausgeht, [...] seine intrikate Verknüpfung von Wissen und Nicht-Wissen. Es ist ein Wissen unter der Bedingung des Nicht-Wissens« (ebd., S. 302). Hierin kann eine Verbindungslinie zu den bisherigen Überlegungen gezogen werden. Da das Wissen über die Zukunft selbst Bedingungen des Nicht-Wissens unterstellt ist, hat es Imaginationen der Katastrophe hervorzubringen, welche als eine Variante des Kommenden figuriert, in der die Ermittlung und Reflexion bevorstehender Risiken nicht zu dessen Abwendung geführt haben wird. Die Imagination der Katastrophe verläuft im Modus des Futur II: »die Katastrophe wird eingetroffen sein«.

Im Weiteren wird dieser Verzweigung einer möglichen Zukunft innerhalb des medizinischen Wissens und ihrer klinischen Praxis nachgegangen, wobei auf Differenzen zu den bisher überwiegenden Diskursen innerhalb infrastruktureller und technologischer Sicherheit hingewiesen werden soll. Verlaufen diese entlang einsetzender Problematisierungsprozesse, welche sich zuvorderst in einer Region der Wissensproduktion ansiedeln, so sind für die Medizin ihre spezifischen Konditionen zu berücksichtigen, die sich an den Übersetzungsverhältnissen (Renn 2006)¹² zwischen biomedizinischen Wissensformen und den subjektiven Erfahrungsweisen erlebender und erleidender Patienten artikulieren. Diese beschränken sich nicht auf eine Übertragung evidenter (oder unsicherer) Wissensbestände, sondern haben gleichfalls Sinnbezüge einzubeziehen, die sich als Vertrauen und Sorge artikulieren. Nicht nur die Imagination zukünftiger Verläufe – seien diese nun prognostisch und darin kalkulierbar oder

¹²Der Begriff der Übersetzungsverhältnisse impliziert hier, dass – einem wissenssoziologischen Verständnis folgend – die Strukturen alltagsweltlichen Wissens grundsätzlich anders aufgeschichtet werden, als diejenigen medizinischen Wissens als eines spezifischen Sonderwissens. Die Konzeption akzentuiert dabei entgegen einer macht-theoretisch aufgeworfenen Asymmetrie zwischen Professionellen und Betroffenen stärker die Differentialität, die den Schemata der jeweiligen Sinnkonstitution und Sedimentierung eines vertrauten Wissensvorrats zugrunde liegen. Siehe zum Begriff der Übersetzung ausführlich: Renn (2006).

katastrophisch, insofern ihr Ausgang nicht bestimmt werden kann – begründen Handlungsanforderungen an eine medizinische Praxis, sondern darüber hinaus ihre Vermittlung und narrative Anknüpfung an bestehende Deutungsmuster, die als Alltagswissen von Patienten und ihren Angehörigen über die jeweilige Krankheit sowie als praktische Routinen sowie Strategien zu ihrer Bewältigung sedimentieren.

3.3 Katastrophische Voraussichten? Strukturierungen der Zukunft in der Medizin

Thesenhaft kann in Hinsicht auf die Strukturierung von Zukunft in der und durch die Medizin zwischen *diagnostischen Wissensformen* (Solhdju 2018, S. 40) und *innovativen Technologien* unterschieden werden. Beiden gemein ist, dass sie Vorstellungen einer unsicheren Zukunft hervorbringen, die durch die Präsenz *katastrophischer* Ereignisse heimgesucht werden.

Ersteres ist vor allem durch die Fortschritte genetischen Wissens zu kennzeichnen, durch deren diagnostische Verfahren spezifische Krankheiten, beispielsweise Chorea Huntington, bereits vor dem Eintreffen primärer Symptome prädiktiv detektiert werden können und das Fortleben der Betroffenen durch eine wahrscheinliche Risikoanfälligkeit in der Zukunft belegen. Problematisch ist hierbei, dass ein Ereignis in der Zukunft – der Ausbruch der jeweiligen Krankheit – vorherbestimmt wird, ohne allerdings geeignete Bewältigungsformen zur Seite zu stellen. Katrin Solhdju konstatiert diesen tragischen Umstand folgendermaßen: *»Zwar lassen sich immer mehr Krankheiten schon frühzeitig und mit immer größerer Zuverlässigkeit feststellen; dieses Wissen geht allerdings in den allermeisten Fällen keineswegs automatisch oder auch nur vermittelt mit einem ihm korrespondierenden therapeutischen oder präventiven Handlungsvermögen einher«* (2018, S. 37). Stattdessen bringe das mit prädiktiven Gentests real gewordene Zukunftswissen *»in familiärer, medizinischer und ethischer Hinsicht Schwierigkeiten der Anbindbarkeit an eingeübte Praktiken mit sich [...]*« (Solhdju 2018, S. 40).¹³

¹³Die mit der klinischen Institutionalisierung prädiktiver Gentests einhergehenden Herausforderungen und Deutungszwänge sowie ihrer impliziten moralischen Auforderungen für Betroffene ist bereits vermehrt zum Gegenstand soziologischer wie anthropologischer Arbeiten genommen worden. Vgl. beispielhaft Lemke (2004), Rabinow (2004), Bogner (2005), Rose (2007) sowie Kollek und Lemke (2008).

Im Kontrast hierzu realisieren *innovative Medizintechnologien* bereits in der Gegenwart effiziente Therapiemöglichkeiten für degenerative Krankheitsbilder¹⁴, die zuvor als nicht mehr behandelbar galten. Allerdings sind in nicht selten vorkommenden Fällen die kausalen Wirkungsmechanismen gegenwärtig unklar, das Wissen über sie ist präsent unsicher und nicht von Unwägbarkeiten zu trennen. Zusätzliche Unbestimmtheiten treten hinzu, sofern die Anwendung der jeweiligen Technologie nicht-intendierte Nebenwirkungen zur Folge hat, die aufgrund fehlender Erklärungsmodelle auf keine konkrete Ursache zurückgeführt werden können und damit medizinische Antwortweisen vorerst suspendieren, diese aber im Zuge weiterer Forschung für eine bevorstehende Zukunft versprechen. Soziologische Arbeiten aus dem Spektrum der Science & Technology Studies (Brown 2005; Moreira und Palladino 2005; Fitzgerald 2014; Gardner et al. 2015; Gardner 2017) haben – insbesondere für den Bereich der Neuromedizin – darauf hingewiesen, dass die prozessuale Dynamik der klinischen Institutionalisierung innovativer Medizintechnologien zu einer komplexen Verschränkung zwischen hohen und geringen Erwartungshaltungen führt, zu einer wechselseitigen Verschränkung aus Versprechen, Hoffnung und Optimismus sowie Unsicherheit, Pessimismus und Ambivalenz, welche es zwischen den Beteiligten auszuhandeln gilt. Vorherrschend seien in diesem Zusammenhang zwei Handlungsrationaltäten, wie Tiago Moreira und Paolo Palladino an einer Fallstudie über die kontroversen experimentell-methodischen wie ethischen Bewertungen der Hirnzelltransplantation zur Behandlung von Morbus Parkinson explizieren, welche die Autoren als Logik der *Hoffnung* und *Wahrheit* differenzieren (Moreira und Palladino 2005). Erstere symbolisiere die optimistische Wahrnehmung andauernder Forschungsprojekte, die betroffenen Patienten zu versprechen scheint, in der Zukunft effektive Heilungsmöglichkeiten bereitstellen zu können, während Letztere ihre Aktivitäten auf ein gegenwärtig bereits positiv zu explizierendes Wissen richtet und eher eine skeptische Position gegenüber neuen Therapiemöglichkeiten einnimmt, wie sie etwa von Gesundheitsbehörden und Patientenverbänden vertreten werden. Währenddessen illustrieren Gardner et al. (2015), wie in der klinischen Praxis¹⁵ selbst die Hervorbringung einer eher

¹⁴Als degenerative Krankheiten werden Krankheiten bezeichnet, die durch einen fortschreitenden Verfall von Gewebe- und Zellstrukturen charakterisiert sind. Auch für andere, zunächst sehr verschieden erscheinende Krankheitsphänomene, die ehemals nicht behandelbar waren, gilt heutzutage, dass sie erfolgreich therapierbar sind, so z.B. für angeborene Fehlbildungen, die heutzutage perinatalmedizinisch behandelt werden.

¹⁵Sie tun dies beispielhaft am Verfahren der Tiefen Hirnstimulation, welches hier mit Verweis auf das eigene Forschungsmaterial vorgestellt wurde. Vgl. Kap. [Einleitung: Soziale Gedächtnisse der Katastrophe](#).

zurückhaltenden und maßvollen Erwartungshaltung bezüglich der Zukunft von Patienten und ihren Angehörigen geübt wird und eine Zielstellung medizinischen Handelns darstellt. Die »Rekalibrierung« (ebd., S. 1004) »unrealistischer«, da hoffnungsvoller Vorstellungen für eine sich mit der medizintechnologischen Intervention wieder eröffnenden Zukunft vonseiten der Betroffenen, an die »realistische« Einschätzung professioneller Kriterien und Vorhersagen des Behandlungsausgang entfaltet sich vor dem Erwartungshorizont eines unsicheren und ungewissen Ausgangs der Therapie, auf den es sich durch die Anpassung an eine eher pessimistisch orientierte Zukunft vorzubereiten gilt.

Das Motiv einer *katastrophischen* Zukunft, eines bevorstehenden Ereignisses als Katastrophe, zeitigt sich in der Medizin somit auf zweifache Weise. *Zum einen* als ein verheerendes Zukunftswissen, welches den Einbruch einer nicht behandelbaren Krankheit zu einem unbestimmten Zeitpunkt voraussagt. Betroffene werden damit konfrontiert, sich zu einem damit einhergehenden Leid sowie den bevorstehenden Verlust vormals getroffener Erwartungen und Vorstellungen eines zukünftigen Lebensverlaufs vorbereitend zu verhalten, wo die Medizin über keine Antworten, sondern einzig über ein Wissen verfügt.

Zum anderen als einer Zukunft versprechenden medizintechnologischen Intervention, die in Fällen zum Einsatz kommt, für die vormals jegliche Ausichten auf eine zukünftige Verbesserung oder regulierende Behandlung des sich zunehmend dramatisierenden Krankheitsverlauf vergeblich erschienen. Beispielhaft ist die Behandlung mit der Tiefen Hirnstimulation für neurologische Krankheitsbilder wie Morbus Parkinson und essentiellm Tremor. Der innovative Charakter medizintechnologisch erweiterter Handlungsspielräume wird indes von ereignishaften Effekten begleitet, die – aufgrund ihres unsicheren evidenten Status – im Vorfeld nicht bestimmt und vorhergesagt werden können. Ihrer hoffnungsvollen Ankündigung wird eine pessimistische Strukturierung der Zukunft entgegengestellt, die eine geringe und in ihrer Tendenz negative Erwartungshaltung voranstellt. Die Diskrepanz und Disparatheit zwischen den – so angenommenen – mit Hoffnung und Versprechen versehenen Erwartungen von Patienten im Zuge der innovativen Therapie entgegen der degenerativen Verlaufsform wieder eine zu gestaltende Zukunft empfangen zu können *und* der der Therapie selbst unterliegenden Ungewissheit über ihre Wirkungsweisen sowie ihres weiteren Fortgangs wird vom Standpunkt medizinischer Expertise als herannahendes und die Betroffenen unvorbereitet und unvorhergesehenes Ereignis markiert. Der bereits im Vorfeld des ereignishaften Geschehens ablaufende Prozess gestaltet sich somit aus der Perspektive klinischer Praxis als eine Arbeit daran, die von Patienten und ihren Angehörigen getroffenen Vorstellungen der Hoffnung auf eine einsichtsvolle und akzeptierende Erwartung zu bringen,

welche sich an den negativen und enttäuschenden Wechselfällen der Behandlung orientiert.¹⁶

Welche Zukunft kann hiernach von den Betroffenen erwartet werden, welche Zeit ist gegeben? Als maßgebend erscheint vom Standpunkt professioneller Antizipation die Vorbereitung auf einen katastrophischen Ausgang des Ereignisses, dem es entweder im Vorfeld entgegen zu arbeiten gilt *oder* im Anschluss die Betroffenen mit einer entsetzenden Kraft trifft, sodass jeglicher Behandlungserfolg seine Realität und Wirklichkeit verliert.¹⁷ Dem *Ereignis* wird seine unerwartete und unvorhergesehene Wirkung zugesprochen, allerdings nicht die Möglichkeit, seine unausgesprochenen Effekte und Bedeutungsgrade im Anschluss an sein Eintreffen auf verschiedene Weise auszulegen, seinen Bruch überhaupt als solchen zu interpretieren. Hieraus resultieren durchaus paradoxe Effekte. So erscheint es fraglich, ob die Strukturierung der Zukunft nach medizinischen Kriterien, welche gerade ihr eigenes Nicht-Wissen zum Anliegen nimmt, Patienten auf zukünftige Enttäuschungen und irreguläre Verläufe vorzubereiten, diese nicht in einen Zustand permanenter Starre vor der kommenden Katastrophe versetzt. Denn gerade da die hiermit angesprochenen Medizintechnologien – exemplarisch hierfür die Tiefe Hirnstimulation – keine Heilung und kontinuierliche Entlastung von der jeweiligen Krankheit und Symptomatik vorstellen, erhalten sie einen katastrophischen Horizont aufrecht, sofern Betroffenen Erwartungen eines medizinischen Wissens auferlegt werden, die die Erfahrung vergangener Gegenwart *als* Zukunft wieder herrichten.¹⁸

¹⁶Es sei an dieser Stelle noch einmal darauf verwiesen, dass diese Beschreibung entlang der Anwendung der THS exemplifiziert wird. Sie kann somit nicht eins zu eins für sämtliche innovative Behandlungsformen übernommen werden. Hingegen könnte die Ambivalenz zwischen innovativen Charakter und ereignishaften Effekten sowie die Aushandlung einer kollektiv zu strukturierenden Erwartungshaltung durchaus weitere Analysen anregen.

¹⁷So wurden im Kontext der THS nicht-intendierte Nebeneffekte mit den unerwartet positiven Folgen der Behandlung selbst erklärt, auf die die Betroffenen in diese Weise nicht vorbereitet waren. Vgl. hierzu Moutaud (2016).

¹⁸In dieser Weise argumentiert John Gardner (2017) für einen sich durch innovative Medizintechnologien einstellenden erweiterten medizinischen Blick, der sowohl disziplinierende als auch transformative Subjektivierungseffekte produziert. Als Reflexionsgegenstand können dabei Fragen dahin gehend formuliert werden, ob sich diese Praktiken medizinischer Disziplinierung als totalisierend oder als Möglichkeit erweisen, neue Erfahrungsweisen in ein bestehendes Selbstverhältnis zu integrieren und dieses dahin gehend verändert auszulegen.

4 Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, von der Katastrophe zu sprechen?

Verläuft der Ausgang des Ereignisses *katastrophisch*? Diese Frage setzt sich ab von derjenigen, die hier als Eingangspunkt des Beitrages gewählt wurde und eher darauf ausgerichtet war, ob die Katastrophe *ereignishaft* auftaucht. Hiermit inbegriffen ist ein Wandel der Modalitäten der sich darauf beziehenden Antworten. Denn sofern – wie in weiten Teilen des Textes nachverfolgt – die Katastrophe *als* Ereignis neue Wissensformen auf den Plan ruft, um gegenwärtige Irritationen und Störungen zu problematisieren sowie zukünftige Szenarien und Unvorhergesehenes zu imaginieren, so verweist das Ereignis *als* Katastrophe auf seinen narrativ zu bewältigenden Erscheinungs- und Geschehenszusammenhang. Was verbleibt von der Katastrophe? Was überträgt sich erinnernd in eine Zeit gebende Erzählung, was hält sich in der Dauer eines sozial geteilten Gedächtnisses¹⁹ oder verschwindet in Vergessenheit? Was fällt von der Katastrophe als Vergangenes ab, was wird als Erbe vom Ereignis in der Gegenwart verantwortet? Anders gesagt und zu Beginn dieses Beitrages als Frage aufgeworfen: *Verbleibt und überdauert die Affizierung durch eine katastrophische Vergangenheit als Vorstellung der kommenden Katastrophe?*

¹⁹Für den Begriff des Gedächtnisses leitend, wird hier die Bestimmung Ricœurs aufgegriffen: »Mit dem Gedächtnis ist eine Ambition, ein Streben verbunden: dem Vergangenen getreu zu entsprechen; [...]. Wenn man dem Gedächtnis vorwerfen kann, sich als wenig vertrauenswürdig zu erweisen, dann gerade deshalb, weil es unser einziges Mittel ist, den Vergangenheitscharakter dessen zu bezeichnen, von dem wir sagen, daß wir uns daran erinnern« (Ricœur 2004, S. 47). Zweifellos impliziert diese Setzung einer Phänomenologie des Gedächtnisses, die es sich zur Aufgabe nimmt, das Vermögen eines Gedächtnisses gegenüber dessen Insuffizienzen herauszustellen, einen wohl als ethisch zu bezeichnenden Anspruch, dem eine soziologische Beschreibung und Terminologie in ihrer analytischen Tendenz eher distanziert gegenübersteht. Allerdings erscheint Ricœurs vorausgesetzte Einschränkung, welche seine eigene Untersuchung einleitet, als eine integrative Prämisse im Zuge der hier entfalteten ereignisontologischen Ausrichtung einer soziologischen Betrachtung von Katastrophen: »Wir haben nichts Besseres als das Gedächtnis, um kundzutun, daß etwas stattgefunden, sich ereignet hat oder geschehen ist, bevor wir erklären, uns daran zu erinnern« (ebd., S. 48). Das Gedächtnis als das konstituierende Vermögen von Erinnerungen wird im Zuge des katastrophischen Ereignisses zum Konstituierenden, als dasjenige, was ein Vergangenheitsbezug bewahrt, der im Begriff ist zerstört zu werden. Eine konzeptuelle Differenzierung zwischen *sozialem* und *kollektivem* Gedächtnis (Delitz 2017) wird hier nicht weiterverfolgt, obgleich die Notwendigkeit einer zu klärenden begrifflichen Unterscheidung angenommen wird.

Wenige Monate nach ihrer Operation besuche ich Frau Kamm und ihren Mann in ihrem privaten Umfeld. Das Interview führe ich mit beiden gemeinsam. Wieder berühren sich Fragen nach dem Moment der Entscheidung und der Zeit vor der Intervention:

Frau Kamm:	Also weil, ich habe dieses Abrutschen immer mehr, immer mehr, immer intensiver gespürt <i>Ein kurzes Innehalten tritt ein.</i> und habe gedacht das kann es nicht sein.
<i>Einige Sekunden vergehen.</i>	
Herr Kamm:	Ja
Frau Kamm	
<i>(Sie beginnt zu weinen):</i>	Das war schlimm –
<i>Schweigen.</i>	
Herr Kamm:	Schlimmer wäre es ja eben gewesen, wenn es dann überhaupt keine Möglichkeit der Operation gegeben hätte, ja. Das wäre natürlich dann hart geworden (2). Das wäre dann – <i>Er hält für einen Moment inne.</i> wenn man sieht, dass es mit Medikamenten ausgereizt ist und dann äh=uff mehr oder weniger nur noch in der Ecke sitzt und vor sich hinvegetiert und das wollten wir ja dann beide nicht
Frau Kamm	
<i>(mit erdrückter Stimme):</i>	Nee: wollte nicht ich

In der re-inszenierenden Erzählung der bevorstehenden Katastrophe kommt diese auf die Betroffene Frau Kamm zurück. Wiederkehrend affiziert die doch eigentlich vergangene Zukunft – die Stimme gerät ins Stocken, die Erzählung kommt zum Erliegen, was verbleibt ist ein affektiv gefärbter Ausdruck, das Weinen –, als stehe das katastrophische Ereignis noch immer bevor. In seiner *Imagination* wirkt es nach und insistiert an dieser Passage möglicherweise auf eine veränderte Artikulationsform als jene, die sich auf ein Wissen über die Zukunft berufen und sich an einer daran auszurichtenden Erwartungshaltung orientieren, obgleich sie dessen unbestimmten Ereignishorizont als Voraussetzung ihrer Praxis formulieren. Derlei Perspektivierungen wurden hier in Bezug auf gegenwärtige Diskurse zur Katastrophe sowie der Strukturierung der Zukunft in der Sphäre der Medizin dargestellt. Die Zukunft gestaltet sich einerseits als katastrophisches Imaginäres, welches durch den Einbruch eines unerwarteten Ereignisses ausgezeichnet ist (Opitz und Tellmann 2010, S. 46). Doch gerade diese Emphase auf der Imagination zukünftiger Katastrophen impliziert eine fortdauernde Repräsentation, die selbst zu einem Gegenstand vielfältiger Wissensformationen umformuliert wird. Aus einer soziologischen Perspektive ist durchaus zu fragen, wie diesem Umstand zu begegnen ist. Eine analytisch

vorgehende Sichtbarmachung eines innerhalb moderner Wissensformen produzierten katastrophischen Imaginären, die die daran anschließenden Prozesse der Problematisierung nachzeichnet – so wie sie hier im Anschluss an neuere Studien zur Sicherheit und Katastrophe in Abwendung der klassisch gewordenen Risikosoziologie dargelegt wurden –, sensibilisiert für die zur Bedingung genommene *Ereignishaftigkeit*, die ein zeitgenössischen Katastrophenverständnis zu dirigieren scheint. Allerdings fokussieren derlei Betrachtungsweisen sich nahezu ausschließlich auf ein auf Irritationen und Störungen antwortendes Regierungs- und Regelungswissen, welches sich taub stellt gegenüber der Unabgeschlossenheit des Ereignisses, welches sich in subjektiven Erfahrungen eines katastrophischen Geschehens als ein wiederkehrendes Erinnerungsfragment bewahrt und, wie hier mit Derrida (2003, 2004) argumentiert wurde, *heimsuchende* Effekte zeitigt. Konzeptionell ist hiermit die Bezugnahme auf Vorstellungen und Imaginationen der Katastrophe angedeutet, um Interpretationsweisen zu erweitern, die sich stärker auf fortdauernde und umwegige Prozesse beziehen. In seinem starken Aspekt markiert das Ereignis ein unerwartetes *Geschehnis*, in seinem schwachen hingegen ein vielfältiges *Antwortgeschehen*, das wiederkehrend affiziert und nicht singulär durch eine Einordnung in bekannte Wissensbestände einzugliedern ist.

Als ein dazu alternativer Modus begründet sich derjenige der Narration, die Herausbildung eines Erzählzusammenhangs, insofern dieser transformierend in dem Sinn ist, »daß ein auf diese Weise geprüftes Leben ein verändertes, ein anderes Leben ist« (Ricoeur 2005, S. 201). Anstelle eine offene Zukunft zu imaginieren, nimmt die Erzählung »eine reale Erfahrung zum Ausgangspunkt und spinnt diese durch kleine Verschiebungen und vorsichtige Ergänzungen lediglich minimal, dabei aber doch entscheidend weiter« (Solhdju 2018, S. 93). Um dieser Anforderung Genüge zu tun, die gleichermaßen einem narrativen Ansatz ihr kritisches Maß verleiht, bietet geradewegs eine wechselseitige Verankerung von Erzählung und Gedächtnis wertvolle Hinweise. So warnt Ricoeur, dessen weitgefächerte philosophische Untersuchungen zum Zusammenhang von Zeit und Erzählung die hier vertretende Privilegierung einer narrativen Artikulationsweise inspirierten, davor, der Verführungskraft einer rein auf die Zukunft entworfenen Erwartung zu verfallen. Da »sie nicht in der derzeitigen Erfahrung verankert sind, sind sie nicht in der Lage, einen praktikablen Weg aufzuzeigen, der zu den Idealen hinführt, die sie ›anderswo‹ ansiedeln« (Ricoeur 1991, S. 348). Um sich einer solchen Tendenz zu widersetzen, plädiert er dafür, der Potenzialität

von Erzählungen das Spannungsverhältnis von Erfahrung und Erwartung zu unterlegen. Ein verantwortliches Erzählen ist somit an einen herzustellenden Vergangenheitsbezug geknüpft, für den Konzeptionen des Gedächtnisses instruktiv sind. Narrationen wiederum ermöglichen – wie in dieser Arbeit nachverfolgt wurde – Formen der zeitlichen (Re-)Strukturierung und einer erneuernden Auslegung, sodass sie Erinnerungsakte charakterisieren, die sich nicht in der Abrufung sedimentierter Schemata²⁰ erschöpfen, sondern Erfahrungssedimente – in ihrer Vorläufigkeit und Unterbestimmtheit – wiederkehrend aufgreifen, verdichten, ergänzen, modifizieren und sie so vor einem Vergessen bewahren. Sofern die Singularität eines Ereignisses unüberwindlich zum Gegenstand eines sozialen Gedächtnisses wird, kristallisiert sich der Modus der Erzählung als eine sinn-generierende Darstellungsweise, die im Eintreffen der Katastrophe gerade nicht mehr in der Reproduktion eines tradierenden Gedächtnisses fundiert ist. Viel eher wendet sie sich der Vergangenheit als einem noch nicht abgeschlossenen, erst sukzessive zu entfaltenden Zeithorizont zu.²¹

Im Gespräch mit der Patientin Frau Kamm ist es in dieser Weise ihr Ehemann, Herr Kamm, der in Resonanz zum abgebrochenen Gesagten, eine Umkehrung vornimmt, sodass das vergangene Erleben und die mit ihr verknüpfte Zukunft nur eine Möglichkeit darstellt unter anderem, eine zeitliche Verzweigung, die sich nicht realisiert hat. Stattdessen kann die gegenwärtige Zukunft narrativ als eine offene entworfen werden.

²⁰Der Begriff des Schema bildet sowohl für phänomenologische als auch differenzierungstheoretische Ansätze einer soziologischen Konzeption des Gedächtnisses einen relevanten Angelpunkt. »Das Schema verhindert, dass neu hinzutretende Ereignisse als immer wieder völlig neu erlebt und verarbeitet werden müssen. Indem es Wiederholungen erkennt, ermöglicht es ein Vergessen bekannter Strukturmomente. Nur das, was wirklich als neu erkannt wird, macht eine Anpassung des Schemas – oder wenn man so will des sozialen Typs – erforderlich« (Dimbath und Heinlein 2014, S. 15 ff.).

²¹Wie Luhmann rekurriert Ricœur auf die von Koselleck begrifflich vorgenommene Unterscheidung zwischen Erfahrungsraum und Erwartungshorizont, um die temporale Vermittlung zwischen Vergangenheit und Zukunft sowie deren Umschlagpunkt in der Gegenwart zum Gegenstand der eigenen Analyse zu nehmen (vgl. Ricœur 1991, S. 334–349). Im Kontrast dazu besteht Ricœurs Anliegen nicht in einer nachvollziehenden Beschreibung der Temporalstrukturen moderner Gesellschaften, sondern in einer Begründung eines historischen Bewusstseins, welche als eine methodologische Reflexion über narrative Verfahren rekonstruktiver und interpretativer Sozialwissenschaften gelesen werden kann, die die Temporalität des Sozialen ernst nehmen.

Literatur

- Aradau, Claudia, und Rens van Munster. 2011. *Politics of catastrophe. Genealogies of the unknown*. New York: Routledge.
- Beck, Ulrich. 1986. *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich. 2008. *Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bogner, Alexander. 2005. *Grenzpolitik der Gegenwart. Vom Umgang mit Ungewissheit und Nichtwissen in pränataler Diagnostik und Beratung*. Veilerswist: Welbrück.
- Borck, Cornelius. 2012. Das Paradox der Vertrauenskrise. Eine kleine Epistemologie von Wissen und Können in der Medizin. *Nach Feierabend* 8:65–84.
- Borck, Cornelius. 2016. *Medizinphilosophie zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Briese, Oliver, und Timo Günther. 2009. Katastrophe: Terminologische Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. *Archiv für Begriffsgeschichte*, Bd. 51, 155–195. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Brown, Nik. 2005. Shifting tenses: Reconnecting regimes of truth and hope. *Configurations* 13:331–355.
- Calhoun, Craig. 2004. A world of emergencies: Fear, intervention, and the limits of cosmopolitan order. *Canadian Review of Sociology and Anthropology* 41 (3): 373–395.
- Carduff, Carlo. 2010. Editorial. *Behemoth. A Journal on Civilisation*, Bd. 3 (3), S. 1–7.
- Clarke, Adele E., Janet K. Shim, Laura Mamo, Jennifer Ruth Fosket und Jennifer R. Fishman. 2003. *Biomedicalization: Technoscientific Transformations of Health, Illness, and U.S. Biomedicine*. In *American Sociological Review*, 68 (4), S. 161–194.
- Clausen, Lars. 1994. *Krasser sozialer Wandel*. Opladen: Leske und Budrich.
- Delitz, Heike. 2017. Das kollektive und das soziale Gedächtnis. Neue Literatur zur ›Gedächtnissoziologie‹. *Soziologische Revue* 40 (1): 44–60.
- Derrida, Jacques. 2003. *Eine gewisse unmögliche Möglichkeit vom Ereignis zu sprechen*. Berlin: Merve.
- Derrida, Jacques. 2004. *Marx' Gespenster. Der Staat der Schuld, die Trauerarbeit und die neue International*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dimbath, Oliver, und Michael Heinlein. 2014. Arbeit an der Implementierung des Gedächtniskonzepts in die soziologische Theorie – Eine Einleitung. In *Die Sozialität des Erinnerns Beiträge zur Arbeit an einer Theorie des sozialen Gedächtnisses*, Hrsg. Oliver Dimbath und Michael Heinlein, 1–23. Wiesbaden: Springer VS.
- Ewald, François. 1993. *Der Vorsorgestaat*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fitzgerald, Des. 2014. The trouble with brain imaging: Hope, uncertainty and ambivalence in the neuroscience of autism. *Biosocieties* 9 (3): 241–261.
- Folkers, Andreas. 2018. *Das Sicherheitsdispositiv der Resilienz. Katastrophische Risiken und die Biopolitik vitaler Systeme*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Foucault, Michel. 2005. Polemik, Politik und Problematisierungen. *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits, Band IV 1980–1988*, 724–733. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gardner, John, Gabriell, Samuel, und Clare Williams. 2015. *Sociology of Low Expectations: Recalibration as Innovation Work in Biomedicine*. In *Science, Technology & Human Values*, 40 (6): S. 1–24.

- Gardner, John. 2017. *Rethinking the clinical gaze. Patient-centred innovation in paediatric neurology*. Cham: Palgrave Macmillan.
- Geenen, Elke M. 2003. Kollektive Krisen. Katastrophe, Terror, Revolution – Gemeinsamkeiten und Unterschiede. In *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophe*, Hrsg. Lars Clausen, Elke M. Geenen, und Elísio Macamo, 5–24. Münster: LIT Verlag.
- Hätscher, Johannes. 2015. *Geregelte Außeralitglichkeit Deutungs- und Handlungsprobleme von Patienten mit Morbus Parkinson und ihren Partnern bei der Therapie durch Tiefe Hirnstimulation*. Weilerswist: Velbrück.
- Horn, Eva. 2014. *Zukunft als Katastrophe*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Japp, Klaus P. 1990. Das Risiko der Rationalität für technisch-ökologische Systeme. In *Riskante Entscheidungen und Katastrophenpotentiale*, Hrsg. Klaus P. Japp und Jost Halfmann, 34–60. Opladen: Westdeutscher.
- Japp, Klaus P. 2003. Zur Soziologie der Katastrophe. In *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophe*, Hrsg. Lars Clausen, Elke M. Geenen, und Elísio Macamo, 77–90. Münster: LIT Verlag.
- Kaiser, Mario. 2015. Neue Zukünfte – Gegenwart im Verzug. In *Handbuch Wissenschaftssoziologie*, Hrsg. Sabine Maasen et al., 395–408. Wiesbaden: Springer.
- Keating, Peter, und Alberto Cambrosio. 2003. *Biomedical platforms: Realigning the normal and the pathological in late-twentieth-century medicine*. Cambridge: MIT Press.
- Killen, Andreas, und Nitzan Lebovic. 2014. Introduction. In *Catastrophes a history and theory of an operative concept*, Hrsg. Andreas Killen und Nitzan Lebovic, 1–14. Berlin: De Gruyter.
- Kollek, Regine, und Thomas Lemke. 2008. *Der medizinische Blick in die Zukunft. Gesellschaftliche Implikationen prädiktiver Gentests*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Koschorke, Albrecht. 2012. *Wahrheit und Erfindung: Grundzüge einer allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Koselleck, Reinhart. 1979. *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lakoff, Andrew. 2007. Preparing for the next emergency. *Public Culture* 19 (2): 247–271.
- Lakoff, Andrew, und Stephen J. Collier. 2010. Infrastructure and event: The political technology of preparedness. In *Political matter: Technoscience, democracy and public life*, Hrsg. Bruce Braun und Sarah J. Whatmore, 243–266. Minnesota University Press: Minneapolis.
- Latour, Bruno. 2010. *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Latour, Bruno. 2011. Reflections on Etienne Souriau's Les différents modes d'existence. In *The speculative turn. Continental materialism and realism*, Hrsg. Levi R. Bryant, 304–333. Melbourne: re.press.
- Latour, Bruno. 2014. *Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen*. Berlin: Suhrkamp.
- Lehmann, Johannes. 2016. Von der Störung der Ordnung zur Rettung des Lebens. Überlegungen zum Verhältnis von Narrativ und Politik (vor und um 1800). *Behemoth. A Journal on Civilisation* 9 (1): 24–37.
- Lemke, Thomas. 2004. *Veranlagung und Verantwortung. Genetische Diagnostik zwischen Selbstbestimmung und Schicksal*. Bielefeld: Transcript.

- Lindemann, Gesa. 2002. *Die Grenzen des Sozialen. Zur sozio-technischen Konstruktion von Leben und Tod in der Intensivmedizin*. München: Fink.
- Luhmann, Niklas. 1976. The future cannot begin: Temporal structures in modern society. *Social Research* 43 (1): 130–152.
- Luhmann, Niklas. 2003. *Soziologie des Risikos*. Berlin: De Gruyter.
- Mattingly, Cheryl. 2010. The concept of therapeutic ‚Emplotment‘. In *A reader in medical anthropology. Theoretical trajectories, emergent realities, Emergent Realities*, Hrsg. Byron J. Good et al., 121–136. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Mol, Annemarie. 2002. *The body multiple. Ontology in medical care*. Durham: Duke University Press.
- Moreira, Tiago, und Paolo Palladino. 2005. Between hope and truth: On Parkinson's disease, neurotransplantation and the production of the ›self‹. *History of the Human Science* 18 (3): 55–82.
- Moutaud, Baptiste. 2016. Neuromodulation technologies and the regulation of forms of life: Exploring, treating, enhancing. *Medical Anthropology: Cross-Cultural Studies in Health and Illness* 35 (1): 90–103.
- Müller, Oliver, Jens Clausen, und Giovanni Maio. 2009. Der technische Zugriff auf das menschliche Gehirn. Methoden – Herausforderungen – Reflexionen. In *Das technisierte Gehirn: Neurotechnologien als Herausforderungen für Ethik und Anthropologie*, Hrsg. Oliver Müller, Jens Clausen, und Giovanni Maio, 11–22. Mentis: Paderborn.
- Nitzke, Solvejg. 2017. *Die Produktion der Katastrophe. Das Tunguska-Ereignis und die Programme der Moderne*. Bielefeld: Transcript.
- Nowotny, Stefean. 2011. Ereignisgewimmel. Über das Neue in der Geschichte und die Politiken der Äußerung. In *Inventionen. Gemeinsam, Prekär, Potentia, Kon-/Disjunktion, Ereignis, Transversalität, Queere Assemblagen, Queere Assemblagen*, Hrsg. Isabell Lorey, Roberto Nigro, und Gerald Raunig, 175–190. Diaphanes: Zürich.
- Opitz, Sven und Ute Tellmann. 2010. Katastrophale Szenarien: Gegenwärtige Zukunft in Recht und Ökonomie. In *Leviathan*, Sonderheft 25/2010: Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert, Hrsg. Leon Hempel, Susanne Krassmann und Ulrich Bröckling, S. 27–52. Berlin: Nomos Verlag.
- Opitz, Sven, und Ute Tellmann. 2015. Future emergencies: Temporal politics in law and economy. *Theory, Culture & Society* 32 (2): 107–129.
- Peter, Claudia, und Dorett Funcke, Hrsg. 2013a. *Wissen an der Grenze: Zum Umgang mit Ungewissheit und Unsicherheit in der modernen Medizin*. Frankfurt: Campus.
- Peter, Claudia, und Dorett Funcke. 2013b. Das Vexierbild (Nicht-)Wissen: Eine epistemologische Herausforderung, der nicht beizukommen ist? In *Wissen an der Grenze: Zum Umgang mit Ungewissheit und Unsicherheit in der modernen Medizin*, Hrsg. Claudia Peter und Dorett Funke, 11–42. Frankfurt: Campus.
- Perrow, Charles. 1987. *Normale Katastrophen: Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Rabinow, Paul. 2004. *Anthropologie der Vernunft. Studien zur Wissenschaft und Lebensführung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Renn, Joachim. 2006. *Übersetzungsverhältnisse*. Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie: Weilerswist.

- Ricœur, Paul. 1991. *Zeit und Erzählung. Band III: Die erzählte Zeit*. München: Wilhelm Fink.
- Ricœur, Paul. 1996. *Das Selbst als ein Anderer*. München: Wilhelm Fink.
- Ricœur, Paul. 2004. *Gedächtnis, Geschichte, Vergessen*. München: Wilhelm Fink.
- Ricœur, Paul. 2005. Die erzählte Zeit. In *Vom Text zur Person Hermeneutische Aufsätze (1970–1999)*, Hrsg. Peter Welsen, 183–208. Hamburg: Felix Meiner.
- Rose, Nikolas. 2007. *The politics of life itself. Biomedicine, power and subjectivity in the twenty first century*. Princeton: Princeton University Press.
- Schützeichel, Rainer. 2015. Pfade, Mechanismen, Ereignisse. Zur gegenwärtigen Forschungslage in der Soziologie sozialer Prozesse. In *Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen*, Hrsg. Rainer Schützeichel und Stefan Jordan, 87–147. Wiesbaden: Springer.
- Solhdu, Katrin. 2018. *Die Versuchung des Wissens. Vorschläge für einen gemeinschaftlichen Umgang mit prädiktiver Gen-Diagnostik*. Bielefeld: Transcript.
- Taylor, Charles. 2002. Modern social imaginaries. *Public Culture* 14 (1): 91–123.
- Voss, Martin. 2006. *Symbolische Formen: Grundlagen und Elemente einer Soziologie der Katastrophe*. Bielefeld: Transcript.
- Wehling, Peter. 2006. *Im Schatten des Wissens? Perspektiven der Soziologie des Nicht-wissens*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Wehling, Peter, und Stefan Böschen. 2012. Neue Wissensarten: Risiko und Nicht-Wissen. In *Handbuch Wissenschaftssoziologie*, Hrsg. Sabine Maasen et al., 317–327. Wiesbaden: Springer.
- Willer, Stefan. 2018. Katastrophen: Natur – Kultur – Geschichte. Ein Forschungsbericht. In: *H-Soz-Kult* 13.09.2018. <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2018-09-001>. Zugriffen: 20. Sept. 2018.

Marc Strotmann, MA, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Munich Center for Technology in Society an der TU München. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Science & Technology Studies, Wissenssoziologie, qualitative Methoden, insbesondere Ethnographie, und Theorien des Ereignisses.

Prof. Dr. phil. Claudia Peter, Ihre Arbeitsschwerpunkte sind eine phänomenologisch orientierte empirische Forschung zur Erfahrungsbildung unter besonderen Bedingungen und zu Phänomenen der Zeugenschaft und Vulnerabilität; Medizinsoziologie und qualitative Methoden.

¡Alerta sísmica! Ein biographietheoretischer Blick auf narrative und mediatisierte Formate des Erinnerns von Naturkatastrophen anhand des Erdbebens in Mexiko 2017

Angela Pilch Ortega

Die Frage des sinnhaften Strukturierens und Bearbeitens von Katastrophen-erfahrungen ist mit jenen Konstruktionsprozessen in einem engen Zusammenhang zu sehen, die sich biographisch im Subjekt verorten und im Austausch mit anderen vollziehen. Vor diesem Hintergrund erscheint es naheliegend Prozesse der sozialen Gedächtnisgenese aus biographietheoretischer Perspektive zu beleuchten, den eigenwilligen Prozessen des sinnhaften Strukturierens von Katastrophen-erfahrungen nachzugehen und dabei auch zu fragen, welche überindividuellen Bezugsrahmen der Bedeutungszuschreibung in dieser Hinsicht Relevanz erhalten. Die durch Eigensinn hervorbrachte Bedeutungsstrukturierung verweist hierbei immer auch auf überindividuell angelegte Sinnstrukturen und Wissensbestände, denen bei der Rahmung¹ der Katastrophe eine entscheidende Rolle zukommt.

¹Der Terminus Rahmung bezieht sich in dem Beitrag auf die von Subjekten hervor-gebrachte sinnhafte Strukturierung der Katastrophe. Diese wird, so die Annahme, auf Basis des individuellen Erfahrungscodes biographisch konstruiert, unterliegt dabei spezifischen Ordnungs- und Selektionsmechanismen und steht mit überindividuell hervor-gebrachten Deutungsmustern in einem engen Zusammenhang. Jedoch wird mit dem Begriff Rahmung der Prozess des Rahmens als aktive Leistung der Akteur_innen stärker akzentuiert und anders als bei Halbwachs als Organisationsprinzip der Alltagserfahrung verstanden, die auch handlungsleitenden Charakter hat. In der biographietheoretischen Diskussion

A. Pilch Ortega (✉)

Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft, Universität Graz, Graz, Österreich

E-Mail: angela.pilch-ortega@uni-graz.at

Biographische Konstruktionsprozesse der Erfahrungsstrukturierung werden demnach keineswegs als isolierte von sozialen Kontexten unabhängige Leistung sozialer Akteur_innen verstanden. Für die Beleuchtung der Frage der sozialen Gedächtnisgenese erscheint es dennoch sinnvoll auch jene interaktiven Praktiken in den Blick zu nehmen, die auf das Ausverhandeln von Bedeutungen im Kontext von Gruppenzugehörigkeiten und in diesem Sinne auf gemeinsam geteilte Deutungs- und Ordnungsmuster der Verarbeitung der Katastrophe verweisen. Wie anhand der durchgeführten empirischen Untersuchung deutlich wurde, kommt neben der biographischen Dimension der mediatisierten Erinnerung eine zentrale Funktion zu. Der Beitrag widmet sich demnach der Frage, wie Naturkatastrophen interaktiv bearbeitet und (sowohl biographisch als auch mediatisiert) erinnert werden und dabei zur Herausbildung des sozialen Gedächtnisses beitragen. Die dem Beitrag zugrunde gelegte empirische Untersuchung stellt vor diesem Hintergrund einen Versuch dar, Formen des individuellen Erinnerns in der analytischen Herangehensweise mit mediatisierten Formaten des Erinnerns in Beziehung zu setzen, auch umso mögliche Anknüpfungspunkte für die Diskussion zur Genese des sozialen Gedächtnisses zu schaffen.

Als konkretes Beispiel werden den Überlegungen Narrationen im Zusammenhang mit dem Erdbeben der Stärke 8.2 in Chiapas und Oaxaca, in Mexiko, im September 2017 zugrunde gelegt. Der interaktiven Bearbeitung und Bewältigung des Ausnahmezustandes, auch um wieder in den Alltag »zurückkehren« zu können, kommt dabei ebenso aufgrund der sozialen Rahmenbedingungen eine entscheidende Bedeutung zu. Die prekären Lebensverhältnisse breiter Bevölkerungsgruppen und die Erosion sozialstaatlicher Strukturen erfordern dabei ein gesteigertes Kontingenz-Management. Das Sich-dauerhafte-Einrichten in einer

finden sich diesbezüglich sowohl Bezüge auf Bateson (unter anderem bei Marotzki 1990) als auch auf Goffmans Rahmenanalyse. Auch wenn bei Halbwachs die Metapher des Rahmens dezidiert auf Erinnerung und nicht auf Erfahrung verweist, kann m. E. ein Bezug zum kollektiven Gedächtnis und dessen Angewiesenheit auf soziale Bezugsrahmen hergestellt werden. Bei näherer Betrachtung wird jedoch auch deutlich, dass Halbwachs Konzeption neben gruppen- und kulturspezifischen Wissensbeständen auch auf Raum und Zeit als abstraktere Dimensionen sozialer Bezugsrahmen verweist (ausführlicher zur Differenzierung der Rahmenmetapher bei Halbwachs und Goffman siehe Dimbath 2013). Hier können jedoch Anschlussstellen zu dem von Alheit (1989) entwickelten Konzept des »sozialen Gedächtnisses« gefunden werden, das sowohl Erinnerungs- und Deutungsschemata als auch normative Orientierungen als Wissenshorizont einbezieht.

sozialen Unsicherheit geht hierbei jedoch auch mit einem lernenden Umgang mit den vielfältigen Gefahrenmomenten einher. Die empirischen Belege sollen dabei auch Einblicke in kontextspezifische Dynamiken geben, die für die Nachvollziehbarkeit der Muster der Katastrophенbearbeitung unerlässlich erscheinen. Die Wahl des (postkolonialen) Untersuchungskontextes erfordert hierbei einen umsichtigen Umgang der theoretischen und methodologischen Herangehensweise. So müssen etwa die spezifischen Konstitutionsbedingungen von Subjektivität ebenso berücksichtigt und reflektiert werden wie die Frage der Anwendbarkeit von in »europäischen« Kontexten entwickelten Theorien und Methodologien (siehe hierzu ausführlicher Pilch Ortega 2018a).

Der theoretischen Perspektive des Beitrags liegen Annahmen der Biographieforschung zugrunde. Im Zusammenhang mit der Genese des sozialen Gedächtnisses rekurriert der Beitrag zum einen auf das von Alheit (1989) konzipierte Modell des sozialen Gedächtnisses. Vor dem Hintergrund der spezifischen Dynamiken des Untersuchungskontextes erscheint dieses dynamische Konzept besonders geeignet jene Prozesse zu fassen, welche mit konkurrierenden Katastrophennarrativen in Verbindung stehen. Zum anderen werden Überlegungen von Halbwachs (1985) zum kollektiven Gedächtnis und von Assmann (1992) in Bezug auf das kommunikative und kulturelle Gedächtnis aufgegriffen, auch um die unterschiedlichen Dimensionen des Erinnerns sowie ihre symbolhaften Manifestationen fassen zu können. Inwieweit jedoch eine eindeutige Grenzziehung zwischen kommunikativem und kulturellem Gedächtnis problematisch erscheint, zeigt sich etwa bei Formen des mediatisierten Erinnerns. In dieser Hinsicht werden Überlegungen von Erll (2017) und von Sommer (2018) aufgegriffen, die für die Analyse digitalisierte Erinnerungspraxen m. E. besonders geeignet erscheinen. Die Forschungsperspektive des Beitrages zeichnet sich durch einen subjektorientierten Zugang aus, wobei Sinnstrukturen u. a. anhand narrativ-fokussierter Interviews und mediatisierten Dokumenten des Erinnerns erschlossen wurden. Die Stegreiferzählung, aber auch die mediatisierten Dokumente des Erinnerns bieten hierbei Einblicke in eigen-sinnige (biographische) Prozesse der Erfahrungsstrukturierung und geben Aufschluss über Bedeutungszuschreibungen der Katastrophe als kollektives Ereignis. Der Forschungsprozess ist jedoch zu diesem Zeitpunkt noch nicht abgeschlossen. Da sich Prozesse der Herausbildung eines Gedächtnisses zeitlich ausgedehnt vollziehen, erscheint es sinnvoll der Genese von Bedeutung längerfristig nachzugehen. In dem Beitrag werden zunächst theoretische und methodische Perspektiven skizziert. Aufgrund der Heterogenität des Datenmaterials wurde der empirischen Darstellung relativ viel Raum eingeräumt, auch um Einblicke in erste Ergebnisse der Untersuchung geben zu können.

1 Theoretische Perspektiven der Untersuchung

Die theoretische² und methodische Perspektive des Beitrags rekurriert auf grundlegende Annahmen der Biographieforschung, die im Rahmen des Artikels nur skizziert werden können. Biographie wird hierbei als soziales Konstrukt verstanden, das als komplexe Leistung von sozialen Akteur_innen in Auseinandersetzung mit der sozialen Welt, mit signifikanten Anderen und mit dem Selbst hergestellt wird. Biographische Prozesse der Selbstvergewisserung sind dabei nicht nur mit zeitlichen und räumlichen Strukturen verwoben, sondern vollziehen sich immer auch in sozialstrukturellen Interaktionszusammenhängen. Die »Sozialität biographischen Lernens« (Alheit und Dausien 2010, S. 727) beschreibt eben nicht nur subjektive Reflexionsprozesse, sondern verweist auch auf soziale Kontexte und die darin eingebetteten Kommunikationsprozesse. Die Herausbildung eines von Eigensinn geprägten »Erfahrungscodes« (unter anderem Alheit 2003a) erscheint hierbei ebenso wesentlich wie die sozialstrukturellen Bedingungen und Dynamiken, welche sich Akteur_innen deutlich aneignen. Diese eigensinnigen Verarbeitungsprozesse machen sowohl individuell hervorbrachte Erfahrungsdispositionen sichtbar als auch überindividuell angelegte Sinnstrukturen, auf die sich Akteur_innen im Austausch mit anderen beziehen. Zudem besteht die Annahme, dass biographische Sinnkonstruktionen ferner ein generatives Moment aufweisen und als »strukturiertes und strukturierendes Element im gesellschaftlichen Prozess« (Alheit 2010, S. 227) zu denken sind. Die Erfahrungsaufschichtung wird mit dem habitualisierten biographischen Hintergrundwissen insofern in Zusammenhang gesetzt als soziale Akteur_innen in ihrem Alltag relativ fraglos darauf zugreifen, um Erfahrungen sinnhaft zu strukturieren. Durch reflexive Prozesse kann dieses jedoch zugänglich und verändert werden. Vor diesem Hintergrund sind biographische Konstruktionsprozesse immer auch als Lernprozesse zu verstehen, die in Auseinandersetzung mit dem Selbst und der Welt hervorgebracht werden. Biographie wird zudem als soziales Konstrukt betrachtet, das durch einen permanenten Prozess des Werdens gekennzeichnet ist und dabei nicht nur auf Kontinuität abzielt, sondern auch den lernenden Umgang mit biographischen Brüchen und Diskontinuitäten miteinschließt. Bedeutung erhalten in dieser Hinsicht etwa »Biographizität« (Alheit 2003a)

²Als weitere theoretische Perspektiven können beispielhaft etwa das Konzept des »Erfahrung-Machens« (unter anderem Dewey 2000), Überlegungen von Mead zu Selbst und Identität (unter anderem 1973), aber auch sozial-phänomenologischer Perspektiven (unter anderem Schütz 1974; Berger und Luckmann 2001) genannt werden.

als das »Vermögen moderner Individuen, neue, auch riskante Erfahrungen an einen ›inneren Erfahrungscode‹ anzuschließen« (Alheit 2003b, S. 25) als auch »(transitorische) Bildungsprozesse« (unter anderem Alheit 1993; Marotzki 1990), welche als heuristische Konzepte sowohl individuelle als auch soziale Transformationsprozesse zu fassen suchen³. Im Zusammenhang mit Katastrophenerfahrung wird zudem auf die von Schütze (unter anderem 1981, 1995) ausgearbeiteten »Prozeßstrukturen des Lebenslaufes« rekurriert, im Besonderen auf die kollektive Dimension der Verlaufskurve des Erleidens. Das Erleben einer Naturkatastrophe und die damit verbundene existenzielle Gefährdung stellt hierbei durchaus ein Verlaufskurvenpotenzial auf kollektiver Ebene dar, das einer reflexiven Bearbeitung bedarf. Der subjektiv empfundene Verlust der Handlungsautonomie kann hierbei bereits Übergänge zu Prozessen des Erleidens markieren, die sich jedoch biographisch längerfristig aufbauen. Zentral erscheint demnach das Erkennen der Verlaufskurvendynamik, um Prozesse des Sich-getriebenen-Fühlens sowohl biographisch als auch überindividuell bearbeiten zu können.

Als theoretische Grundlage werden zudem Überlegungen von Alheit (1989) im Zusammenhang mit dem »sozialen Gedächtnis« aufgegriffen. Gesellschaftliche Wissensbestände werden hierbei in einem dynamischen Verhältnis gefasst, wobei Alheit zwischen zwei unterschiedlichen Rekapitulationsformen unterscheidet. Erinnerungsschemata zeichnen sich vor allem durch ihre Nähe zur konkreten Ereignis- und Erlebnisebene aus, wohingegen Deutungsschemata auf, in unterschiedliche soziale Kontexte eingebettete, Deutungsmuster verweisen, die gesellschaftlich, in mehr oder weniger institutionalisierter Form, organisiert werden. Die herausgebildeten Wissensbestände können dabei durchaus auch in einem widerstreitenden bzw. konkurrierenden Verhältnis zueinander stehen. Als relevante theoretische Bezugspunkte für die Untersuchung fungieren zudem Überlegungen zum »kollektiven Gedächtnis« von Halbwachs (1985). Die soziale Bedingtheit von Prozessen der Gedächtnisgenese wird hierbei ebenso in den Blick gerückt wie aktuelle gesellschaftliche Deutungsmuster, welche als Bezugsrahmen die Erinnerung(en) sinnstiftend organisieren. Verschieben sich der

³Die biographietheoretische Perspektive erhält im Rahmen der Untersuchung insofern eine Erweiterung als Überlegungen zu Reflexionsprozessen, die über das Subjekt hinausreichen, in die Betrachtung miteinbezogen werden. Das in diesem Zusammenhang entwickelte Konzept der »Soziographizität« (Pilch Ortega 2018b) sucht jene reflexiven Prozesse zu fassen, die auf ein interaktives Bearbeiten von sozialen Problemlagen und Verhältnissen gerichtet sind, und dabei im Sinne eines »Rewriting sociality« lebensweltliche Rahmenbedingungen zu gestalten suchen.

gesellschaftliche Fokus und dessen Bedeutungsrahmen, fallen jene Perspektiven aus dem Blick, denen aktuell keine Relevanz zukommt. Diese Prozesse können m. E. durchaus mit einem kollektiven »Vergessen« assoziiert werden. Eine ähnliche Sichtweise legt Bourdieu (1976) in seinem »Entwurf einer Theorie der Praxis« dar. Doxa beschreibt hierbei als »*Universum des Undiskutierten*« (ebd., S. 330) jene überindividuell angelegten Wissensbestände, die »als Ensemble von Thesen, stillschweigend und jenseits des Fragens postuliert werden« (ebd., S. 331). Das praktische Infrage-Stellen der einer Lebensform zugrunde liegenden Annahmen – ausgelöst etwa durch eine aktuelle soziale Krise – ver helfe dem »Undiskutierten« schließlich zu seiner Formulierung, das dabei sowohl in seiner orthodoxen oder heterodoxen Form artikuliert werde. Der Beitrag rekurriert zudem auf Überlegungen von Assmann (1992) in Bezug auf unterschiedliche Formen kollektiver Erinnerung. Das kommunikative Gedächtnis verdeutlicht in dieser Hinsicht Wissensbestände, die von Zeitgenossen als geteilte Erfahrung über kommunikative Prozesse verhandelt und an andere Generationen weitergegeben werden. Das kulturelle Gedächtnis hingegen zeichnet sich durch einen eher artifiziellen Charakter aus und »gerinnt hier vielmehr zu symbolischen Figuren, an die sich die Erinnerung heftet« (ebd., S. 52). Im Sinne einer »fundierenden Erinnerung«, etwa in Form von Ritualen, Festen und Mythen, zielt das kulturelle Gedächtnis darauf ab, die Gegenwart im Lichte des »Ursprünglichen« zu deuten (vgl. ebd.). In Bezug auf mediatisierte Formen des Erinnerns, wie sie etwa anhand von Selbstthematizierungen in den neuen Medien in Erscheinung treten, erscheint diese eindeutige Differenzierung jedoch auch problematisch. So weist u. a. Erll (2017) darauf hin, dass bei dem Versuch die Assmann'sche Konzeption empirisch zu fundieren, viele Forschungsvorhaben in dem »diffusen Bereich des ›floating gap‹ operieren« (ebd., S. 109), also in jenem Bereich, der die »Lücke« oder zeitliche Grauzone zwischen unmittelbarer und mythischer Vergangenheit als Gedächtnisrahmen markiert (vgl. ebd., 108 ff.). Zudem werden, wie sie näher ausführt, »Lebenserfahrungen längst nicht mehr nur in der mündlichen Alltagsrede vermittelt [...], sondern auch durch Massenmedien« (ebd., S. 111). Sommer (2018) verweist ebenso auf Leerstellen der memory studies und einen »analytische[n] Dualismus zwischen privatem und öffentlichem Erinnern« (ebd., S. 67), der angesichts webbasierter Kommunikationspraktiken nicht mehr aufrecht zu erhalten sei. So zeigen sich vielschichtige Vermischungen und dynamische Wechselwirkungen zwischen kollektiven und individuellen Formen des Erinnerns. User_innen seien dabei sowohl als Produzent_innen als auch als Rezipient_innen zu betrachten (vgl. ebd., S. 67 ff.). Das Konzept der mediatisierten Erinnerung sucht vor diesem Hintergrund die vielschichtigen Überlagerungen und Verflechtungen von Medien und Erinnerung zu beleuchten. Die

dem Beitrag zugrunde liegende empirische Untersuchung nähert sich der Frage der Herausbildung sozialer Gedächtnisse der Katastrophe anhand narrativer und digitalisierter Formate des Erinnerns an. Im Folgenden wird auf den Erhebungskontext sowie auf erste Ergebnisse näher eingegangen.

2 Empirische Untersuchung und erste Ergebnisse

Der Forschungsfokus der Untersuchung richtete sich auf narrative und mediatisierte Formen des Erinnerns der Naturkatastrophe. Von Interesse ist, welche individuellen und überindividuellen Wissensbestände und Deutungsmuster Relevanz erhalten und so zur Herausbildung eines sozialen Gedächtnisses der Katastrophe beitragen. Hierbei besteht die Annahme, dass in Anbetracht der kollektiven Krisenerfahrung übergeordnete Muster der Erfahrungs- und Erinnerungsstrukturierung nicht unberührt bleiben und diese vor dem Hintergrund von Reflexions- und Bearbeitungsprozessen zumindest teilweise eine Re-Konfiguration erfahren. Anhand des empirischen Materials wurden vielschichtige und zum Teil divergierende Erfahrungsräume sichtbar, innerhalb der Bedeutungen sowie Konsequenzen der Katastrophe verhandelt werden und die – so kann zumindest vermutet werden – die Formierung konkurrierender Katastrophennarrative fördern. Die von einer Mehrheit der Bevölkerung in einem hohen Maße erlebte Vulnerabilität steht hierbei der ›offiziellen‹ Lesart der Ereignisse, die dabei an internationale Standards angepasst in Erscheinung tritt, zumindest teilweise gegenüber. Die hier angesprochene mögliche Herausbildung einer Multiperspektivität auf das Katastrophenereignis steht sowohl mit den kommunikativen Prozessen des Erinnerns als auch mit der staatlich ritualisierten Erinnerungskultur im Zusammenhang und muss demnach auch unter dem Gesichtspunkt von Machtverhältnissen sowie Repräsentationspolitiken betrachtet werden. Ferner wurde anhand der empirischen Daten die Thematisierung sozialer Probleme und Missstände, die über die unmittelbare Katastrophenerfahrung hinausreichen, besonders deutlich. Wie bereits angemerkt wurde, spricht Bourdieu (1976, 2000) in dieser Hinsicht sozialen Krisen das Potenzial zu, Teile des präreflexiven Wissens in den öffentlichen Diskurs zu heben, und somit bearbeitbar zu gestalten. Die Unterbrechung habituellem Reproduktionsmuster des Sozialgefüges wird dabei besonders anhand enttäuschter Erwartungen in Bezug auf die staatliche Hilfsleistung und Krisenbearbeitung deutlich. Bevor nun auf die Erhebung sowie auf die ersten Ergebnisse der Untersuchung eingegangen wird, erscheint es wesentlich allgemeine Merkmale sowie Besonderheiten des Erhebungskontexts zu skizzieren.

2.1 Sozialer Kontext der Erhebung

Im Rahmen der Untersuchung von Katastrophenerfahrungen und den damit in Verbindung stehenden Bearbeitungsmustern wurde die Region des Istmo de Tehuantepec, im Besonderen die Stadt Juchitán de Zaragoza aufgrund ihrer Betroffenheit in das Zentrum der Erhebung gerückt. Das Erdbeben mit der Stärke 8.2 ereignete sich am 7. September 2017 im Bundesstaat Chiapas⁴. Das schwere Erdbeben forderte laut Angaben der mexikanischen Behörden 98 Menschenleben, wobei die meisten in Juchitán zu betrauern waren. Die Infrastruktur der Stadt und viele Wohnhäuser wurden schwer beschädigt und zum Teil völlig zerstört. Eine weitere Problematik stellen die vielen Nachbeben in der Region dar, die direkt am pazifischen Feuerring liegt und demnach zu den erdbebengefährdetsten Gebieten der Welt zählt⁵. Juchitán de Zaragoza liegt, mit etwa 75.000 Einwohnern, im Süden des Bundesstaates Oaxaca an der Pazifikküste, am Golf von Tehuantepec. Bekanntheit erlangte Juchitán im deutschsprachigen Raum auch als »Stadt der Frauen«, u. a. aufgrund der ethnologischen Untersuchungen von Bennholdt-Thomsen (1994), die in den 1990er matriachale Strukturen erforschte. Eine besondere Bedeutung kommt zudem den Muxes und Marimachas zu, die in der Region des Istmo als drittes Geschlecht nicht nur geduldet, sondern auch sozial anerkannt sind. Darüber hinaus stellen die in der Region verankerte indigene Sprache, das Zapoteco, die für den Istmo typische Kleidung, Feste sowie Mythen und Legenden wichtige Elemente der sozio-kulturellen Praxis dar. Wie anhand der empirischen Ergebnisse sichtbar wird, erhält die soziale Zugehörigkeit zu der Region des Istmo als identitätsstiftende Instanz bei der Rahmung der Katastrophenerfahrung einen besonderen Stellenwert. Anzumerken ist zudem, dass Oaxaca, neben Chiapas, zu den ärmsten Bundesstaaten von Mexiko zählt. Die sozialen Verhältnisse der Bevölkerung sind von prekären Lebensbedingungen, einem geringen Einkommen, niedrigen Bildungsstand sowie von geringen Entwicklungschancen gekennzeichnet. Die Lage der Bevölkerung wird zudem durch Korruption seitens der Regierung und die Dysfunktion des Justizsystems noch weiter verschärft. Die Abb. 1, 2, 3, 4, 5 und 6 wurden im Rahmen der Felderkundung aufgenommen und veranschaulichen, dass die Spuren der Zerstörungen

⁴Nur zwölf Tage später ereignete sich ein weiteres schweres Erdbeben in der Nähe von México D.F., der Hauptstadt des Landes. Das Ereignis fiel hierbei zeitgleich auf den Jahrestag des schweren Erdbebens in Mexiko im Jahr 1985.

⁵Bis zum Mai 2019 wurden laut dem seismologischen Institut Mexiko ca. 56.000 Nachbeben registriert, wobei 105 eine Stärke von 5.0 oder mehr aufwiesen. Im Bundesstaat Oaxaca ereigneten sich etwa zwei schwere Nachbeben mit der Stärke 6 und 7.2 (vgl. SSN 2019).



Abb. 1 Kirche im Zentrum der Stadt. (© Pilch Ortega 2017)

durch das Erdbeben auch sechs Monate danach noch deutlich sichtbar waren. So wurden für die Region wichtige Teile der Infrastruktur bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht instand gesetzt. Anzunehmen ist, dass die historischen Bauten aufgrund der starken Beschädigung abgerissen werden, was das Stadtbild wohl nachhaltig verändern wird.

Viele Familien, die durch das Erdbeben ihre Häuser verloren haben, wohnen noch immer in Zelten oder bei Angehörigen. Im Rahmen der Interviews wurden von den Betroffenen vor allem die prekäre ökonomische und soziale Situation thematisiert. Die Lebenserhaltungskosten sind aufgrund der Katastrophe massiv gestiegen, wobei es kaum Erwerbsmöglichkeiten gibt. Vor diesem Hintergrund kommt es vermehrt zu einem existenziellen Überlebens- und Verteilungskampf, der dabei auch als Nährboden für Kriminalität und Gewalttätigkeit fungiert. Juchitán gilt zudem als ›tierra de nadie‹, als eine Art Niemandsland in Bezug auf die Machtverhältnisse der Drogenkartelle, die ihre Machtkämpfe blutig und grausam ausfechten. Den sozialen Medien kommt in dieser Hinsicht eine wichtige Funktion zu.⁶ Die zunehmende Erosion sowohl staatlicher

⁶Informationen über Morde und gewaltsame Übergriffe werden in den sozialen Netzwerken verbreitet. Eines dieser Nachrichtenformate des Istmo de Tehuantepec stellt z. B. »Cortamortaja Noticia« (2018) dar.



Abb. 2 Der Präsidentenpalast. (© Pilch Ortega 2017)



Abb. 3 Wohnhaus im Zentrum. (© Pilch Ortega 2017)



Abb. 4 Wohnhaus im Zentrum. (© Pilch Ortega 2017)



Abb. 5 Zelte als provisorische Unterkunft. (© Pilch Ortega 2017)



Abb. 6 Improvisierter Markt von Juchitán. (© Pilch Ortega 2017)

als auch zivilisatorischer Strukturen trägt dabei zu einer Verrohung der Alltagskultur bei. Angesichts der, noch ein halbes Jahr später, deutlich sichtbaren Spuren des Erdbebens sowie den weitreichenden sozialen Konsequenzen, die die Naturkatastrophe nach sich gezogen hat, gestaltet sich die Rückkehr in die ›Normalität‹ des Alltags schwierig. In dem nun folgenden Abschnitt soll nun auf die ersten Forschungsergebnisse näher eingegangen werden.

2.2 Erste Forschungsergebnisse

Im Rahmen der Untersuchung wurden zum einen narrativ-fokussierte Interviews⁷ ein halbes Jahr nach dem Erdbeben mit Betroffenen durchgeführt. Im Zentrum

⁷Die Stegreiferzählung ist dabei auf die biographische Selbstthematisierung in Hinblick auf einen bestimmten Themenfokus – die Katastrophenerfahrung – gerichtet. Wesentlich erscheint in diesem Zusammenhang, dass sich die Erfahrungsrekapitulation biographisch eingebettet und vor dem Hintergrund des herausgebildeten Erfahrungscode vollzieht. Im Zuge der Analyse wurden u. a. narrationstheoretische Überlegungen von Schütze (1984), wie z. B. die »kognitiven Figuren«, herangezogen.

stand hierbei die biographisch eingebettete Rekapitulation der Katastrophenerfahrung. Zum anderen richtete sich der Blick auf die Katastrophe als kollektive Erfahrung, bei der die Selbstthematisierung als Angehörige einer Gruppe Bedeutung erhält. In dieser Hinsicht wurden jene mediatisierten Formate des Erinnerns bei der Analyse herangezogen, auf die im Rahmen der Interviews explizit Bezug genommen wurde und die demnach in einem bestimmten Rezeptions- und Produktionsverhältnis zu den Akteur_innen stehen. Die digitalisierten Dokumente des Erinnerns werden hierbei als Formate der Selbstthematisierung verstanden, bei der die Katastrophe und deren Bedeutung als kollektive Erfahrung im Mittelpunkt steht. Zentral erscheint in dieser Hinsicht, dass mediatisierte Dokumente keineswegs als neutrale »Träger oder Behältnisse von Gedächtniszeichen« (Erl 2017, S. 137) verstanden werden können, sondern dass diese mit spezifischen »Erinnerungsgemeinschaften« (ebd., S. 143) in Beziehung stehen und sich »im Horizont bestehender, kulturspezifischer Konfigurationen von Kollektivgedächtnis« (ebd., S. 146) materialisieren⁸. Das Erinnern der Katastrophenerfahrung verweist demnach sowohl auf ein individuelles Moment der retrospektiven Reflexion und Betrachtung als auch auf eine überindividuelle Dimension des Bearbeitens der Katastrophe als kollektive Erfahrung. Zudem wurden informelle und institutionell organisierte Handlungsfelder, wie etwa soziale Initiativen, soziale Medien, die mediale Berichterstattung und (zivil-)gesellschaftliche Interventionen in den forschenden Fokus gerückt. Die Herausforderung liegt hierbei in der Verknüpfung und Verschränkung des unterschiedlich angelegten empirischen Datenmaterials.

Der Forschungsprozess orientiert sich am Forschungsstil der Grounded Theory sowie an biographietheoretischen Perspektiven, die jedoch durch eine relationale Perspektive auf überindividuelle Konstruktionsprozesse erweitert werden. Die Interviews wurden auf Spanisch durchgeführt und anhand eines Übersetzungsdesigns in die deutsche Sprache übertragen.⁹ Im Zusammenhang mit den audiovisuellen Daten werden erste Überlegungen dargelegt. Der Forschungsprozess ist jedoch zu diesem Zeitpunkt noch nicht abgeschlossen bzw. sind noch weitere Erhebungen in den betroffenen Erdbebengebieten zu einem späteren Zeitpunkt geplant. Eine besondere Herausforderung stellt dabei zum einen die prekäre Sicherheitslage dar, welche die Erkundung sowie die Erhebung deutlich

⁸Erl (2017) führt hierzu näher aus: »Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte, Wissensordnungen und Herausforderungslagen, Erinnerungspraktiken und Erinnerungskonkurrenzen prägen die Produktion, Tradierung und Rezeption von Gedächtnismedien« (ebd., S. 146).

⁹Zu Überlegungen eines Übersetzungsdesigns siehe ausführlicher Pilch Ortega (2018a).

behindert. Zum anderen setzt die Durchführung eines narrativ-fokussierten Interviews, aufgrund des kurzen Zeitabstandes zur erlebten Katastrophe, unter Umständen auch Re-Traumatisierungsprozesse in Gang und muss daher aus forschungsethischer Perspektive problematisiert werden. Die folgenden Kernpassagen stellen eine Auswahl dar, die anhand vorläufiger Kategorien getroffen wurde und die, aufgrund des festgelegten Umfangs des Artikels, nur beispielhaft veranschaulicht werden können. Anschließend werde ich Einblick in erste Überlegungen in Bezug auf das erhobene audio-visuelle Datenmaterial geben.

2.2.1 Erdbebenerfahrung: eine Momentaufnahme

Anhand der Narrationen der Erdbebenerfahrung wurden unterschiedliche Erinnerungsebenen und Erzähllinien sichtbar, die sowohl hohe narrative Anteile als auch retrospektiv vorgenommene Bewertungen beinhalten. Hierbei wurde auch die Perspektive der Erzählung im Sinne einer Ich- oder Wir-Fokussierung, die auf verschiedene Rahmen der Erfahrungsrekapitulation verweisen, in den analytischen Blick gerückt. Die Erzählungen machen hinsichtlich der konkreten Erfahrung des Erdbebens viele Gemeinsamkeiten sichtbar. Das Erleben des Erdbebens wird sowohl auf der körperlichen Ebene als auch in emotionaler Hinsicht detailliert geschildert. Die konkrete Erfahrung wird jedoch vor dem Hintergrund der biographischen Gesamtformung und des herausgebildeten Erfahrungscodes unterschiedlich bewertet und gerahmt. Entwickelte Strategien des Umgangs mit der Katastrophenerfahrung werden bereits implizit angekündigt. Eine Frau aus Juchitán schildert ihre Erfahrung folgendermaßen:

»Dies also, in Wirklichkeit war es eine bittere Erfahrung nicht, unvergesslich denke ich, für viele von hier vom Istmo vor allem für Juchitán, die am meisten betroffene Stadt glaube ich, wir waren gerade, es war so kurz vor Mitternacht an diesem Tag, den 7. September nicht, unvergesslich wir haben uns gerade unterhalten, dort im Wohnzimmer, in meinem Haus mit meinem Mann als es plötzlich begonnen hat zu wackeln, ich hatte nur Panik, weil ich das 85 in Mexiko Stadt miterlebt habe, [...] und sofort bin ich zu meiner Tochter Luisa gelaufen nicht, in ihr Zimmer, Luisa Luisa steh auf und er also ist dort sitzen geblieben, also wir haben gedacht, dass es aufhören wird, aber nein, es war eines der Stärksten, der Schlimmsten der Schlimmsten, das heißt es war eine Sache, weißt du was, es ist uns nicht gelungen hinaus zu kommen, weil die Türen wollten sich nicht öffnen lassen und die Sachen haben begonnen runter zu fallen in der Küche, die Sachen, das Öl, Wasser, Glas, alles ist runter gefallen, ein Spiegel ist runter gefallen und dann war der Strom weg und du sagst dir, ich bewege mich von hier nicht weg, weil du nicht konntest [...] und du schließt nur deine Augen und sagst, oh mein Gott, dort bin ich verweilt in diesen Sekunden und habe gedacht, ich werde meine Kinder nicht mehr

sehen [...] und alles geht dir durch den Kopf in diesem Moment ich werde sie nicht mehr sehen, oh mein Gott, ich weiß nicht, ja es ist das Ende nicht« (Interview mit Luisa¹⁰).

Das Erdbeben wird von der Interviewpartnerin als überraschende Erfahrung beschrieben, welche die alltägliche Routine unterbricht. Zu Beginn erfährt die Erzählung eine übergeordnete Rahmung, die Auskunft über die Bewertung des Ereignisses gibt und diese als kollektive Erfahrung ausweist, was auch anhand der gewählten Wir-Perspektive der Erzählung ersichtlich wird. Zudem wird die Stadt Juchitán, aber auch dessen Zugehörigkeit zum Istmo, als wichtiger Identifikationsrahmen, genannt. Details, wie etwa das Datum und der Ort des Geschehens werden als relevante zeitliche und räumliche Dimension in der Erzählung hervorgehoben. Der Umstand, dass sich die Türen nicht öffnen ließen erscheint für die Dramaturgie der Ereignisverkettung ebenso bedeutsam wie der Schock, die entstehende Panik und die existenzielle Bedrohung. Die Schilderung wirkt dabei wie in Zeitlupe, jede Sekunde des Erlebens scheint sich in das Gedächtnis eingepreßt zu haben, wie auch anhand der Wortwahl »*unvergesslich*« deutlich wird. Das konkrete Erfahren des Erdbebens steht demnach mit einem hohen »*Detaillierungszwang*« (Schütze 1982) in Verbindung. Als zentrales Element der Erzählung wird zudem die soziale Interaktionsebene beschrieben. Das Suchen nach den Angehörigen sowie das gemeinsame Sich-in-Sicherheit-Bringen werden detailliert in die Erzählung eingeflochten. Ferner werden die erlebte Unbeeinflussbarkeit der Situation sowie das Ausmaß der existenziellen Bedrohung zum Ausdruck gebracht. Anhand der Erzählungen werden erste Erinnerungsanker erkennbar, wie etwa die zeitliche Datierung, die in der gewählten Interviewpassage mit dem Erdbeben in Mexiko 1985 in Verbindung gebracht wird.

2.2.2 Die Katastrophe als Ausnahmeerfahrung

Im Zusammenhang mit Katastrophenerfahrung stellt sich immer auch die Frage der zeitlichen, räumlichen und sozialen Eingrenzung eines Ereignisses. Anhand der Narrationen wurde vor allem das direkte Erleben der Naturkatastrophe detailliert geschildert. Darüber hinaus war der Fokus des Erinnerns auch auf die biographische Bewältigung und die Bewertung der Katastrophe als soziales

¹⁰Die Namen der Interviewpartner_innen wurden anonymisiert. Die für den Beitrag ausgewählten Passagen wurden alle Interviews entnommen, die mit Personen aus Juchitán durchgeführt wurden.

Ereignis gerichtet. Die Ereignisse wurden hierbei vielfach aus der Perspektive der Abweichung von Alltagsroutinen thematisiert. Die für die Akteur_innen relevanten Details des »sozialen Rahmens« (Schütze 1984) des Geschehens wurden in die Erzählung eingebaut, auch um das Erleben der Situation zu plausibilisieren. Das Zusammenbrechen der Grundversorgung wird hierbei ebenso thematisiert wie die erlebte soziale Vulnerabilität, die vor allem durch die fehlende Intervention seitens der Regierung problematisiert wird¹¹. Der Ausnahmezustand wird jedoch auch durch das Eintreffen des Militärs, das Sichtbarwerden des Ausmaßes der Katastrophe und die Präsenz internationaler Medien markiert. Anhand der Erzählungen wird ein erstes Sich-Einrichten und Arrangieren mit der Ausnahmesituation sichtbar. Der durch die Naturkatastrophe herbeigeführte Ausnahmezustand bringt dabei auch mit sich, dass soziale Beziehungsverhältnisse infrage gestellt, neu bewertet und mitunter auch re-konfiguriert werden. Neue soziale »Spielregeln« werden in Anbetracht der Situation ausgelotet. Wie die folgenden narrativen Auszüge veranschaulichen führt das erhöhte Sicherheitsrisiko auch dazu, dass sich Nachbarn organisieren. So erzählt etwa Damián von einer Guardia, die nach dem Erdbeben von den Bewohnern in Eigeninitiative installiert wurde:

»Gut also die ersten Tage nach dem Erdbeben also haben sich Gerüchte verbreitet, dass sie in die Häuser eindringen, um zu stehlen, [...] also es gab andere Sektionen, andere Stadtteile, die Schilder aufgehängt haben, dass sie sie, wenn sie sie erwischen, lynchen werden, dort in la Zapanda dort gab es ein Püppchen aufgehängt, wo geschrieben stand, derjenige Dieb, der beim Rauben erwischt wird, wird aufgehängt, und es war in la Gustavo, ich erinnere mich nicht mehr gut, wo sie fast einen gelyncht haben, aber sie haben ihn hässlich verprügelt und also die Leute haben sich via Sektion organisiert, via Straßen via Straßenblocks, um die Häuser zu beschützen, sie haben sich abgewechselt, ein paar haben geschlafen und haben um sechs Uhr früh begonnen bis zehn Uhr vormittags und sie haben die Straßen gesperrt, ab fünf Uhr nachmittags« (Interview mit Damián)

Zunächst gerät die etwas distanzierte Perspektive des Erzählers auf das Geschehen in den Blick. Damián spricht von anderen Sektionen bzw. Stadtteilen und deren

¹¹Die Verteilung der Hilfsgüter erfolgte zuweilen sehr desorganisiert. Beispielhaft kann hier das Video »*Nos tratan como perros. Víctimas del terremoto en Juchitán*« (Grillonautas 2017) genannt werden, bei dem die Bewohner_innen vor allem das Verletzen ihrer Menschenwürde artikulieren. Im Rahmen der Interviews wurde zudem die Unterschlagung von Hilfsgütern seitens der Regierung thematisiert. Das ohnehin brüchige Vertrauen in die staatlichen Behörden erfährt dabei eine weitere Erschütterung.

selbstorganisierte Praxis, sich gegen Übergriffe zur Wehr zu setzen. Dabei verweist der Interviewpartner auch auf Gerüchte, welche das Verbreiten von Informationen in einer Gruppe verdeutlicht, deren Wahrheitsgehalt nicht überprüft werden kann. Soziale Akteure treten zudem anonymisiert in Erscheinung. Genannt werden jedoch die Straßennamen sowie sichtbare Symbole der thematisierten Praxis¹². Das Aufhängen eines Püppchens fungiert hier als symbolische Manifestation einer angedrohten Sanktion und erhält in diesem Sinne einen präventiven Charakter. Diese Intervention kann als Versuch verstanden werden, die durch den Ausnahmezustand herbeigeführten »regellosen« sozialen Verhältnisse wieder kontrollier- bzw. beherrschbar zu gestalten. Die genauen zeitlichen und räumlichen Angaben geben dabei Auskunft über den Grad der Strukturiertheit der gewählten sozialen Praxis. Die Frage der Sicherheit »eigenmächtig« in die Hand zu nehmen verdeutlicht dabei auch den Versuch, das vorhandene Verlaufskurvenpotenzial (wenn auch nicht vordergründig in einer reflexiven Form) zu bearbeiten. Eine andere Frau erzählt von einer ähnlichen Situation der Nachbarschaftswache, bei der die Bevölkerung auch zur Selbstjustiz greift:

»Also in derselben Nacht haben sie begonnen, selbst während des Erdbebens, haben sie schon geraubt diese Leute, Leute von hier und von außerhalb, die die Situation ausgenutzt haben, dies viele haben es hier gemacht als Prävention oder um uns mehr oder weniger ein bisschen zu beschützen, also es war uns zu organisieren, also einer alleine konnte sich nicht schützen, die Wahrheit ist, dass die Situation sehr [...] sehr sehr schwierig gewesen ist und hier ist es, sich auch mit den Nachbarn zu organisieren und zu sagen, gut wenn ein Unbekannter in diesem Gebiet ist, also mit Scham, wir haben ihn gepackt, wir haben ihn festgebunden, mal schauen was wir mit ihm machen, ob wir die Polizei rufen, aber alle gemeinsam, Tag und Nacht Wache halten dies (.) mit dem was einer in der Hand gehabt hat, Machete, Prügel und alles und gut es gab sogar Gerüchte, dass sie sogar Kinder rauben und also das war [...] wie also sehr stressig, weil also du wolltest nicht einmal raus gehen nicht, immer nach allen Seiten schauend, aber immer gab es so etwas, ein Sich-Organisieren zwischen den Nachbarn« (Interview mit Marta)

Anders, wie in der vorangegangenen Passage, verdeutlicht die Erzählung das unmittelbare Involviert-Sein der Erzählerin in das Geschehen. Auch sie verweist zunächst auf Übergriffe auf die zivile Bevölkerung, die das Erdbeben als soziale

¹²Der Einteilung der Stadt in Sektionen kommt in dem untersuchten sozialen Kontext als Strukturlogik auch im Zusammenhang mit sozialer Zugehörigkeit eine wichtige Funktion zu.

Konsequenz nach sich zieht und stellt demnach die Praxis des Sich-Organisierens als präventive Intervention in einem kausalen Zusammenhang mit der Naturkatastrophe. Die erfahrene Verletzlichkeitsdisposition wird dabei auch durch das Eindringen in die Häuser als Zufluchtsstätte zum Ausdruck gebracht. »*Sich nicht alleine beschützen zu können*« bringt hierbei ferner die überindividuelle Dimension der erfahrenen sozialen Vulnerabilität zum Ausdruck, die zudem ein kollektives Vorgehen erfordert. Als eine Art Antwort auf die unmittelbar Bedrohung greifen Betroffenen auf Strategien zurück, die sich in der Vergangenheit bereits bewährt und als soziale Praxis etabliert haben. Sich-zu-Organisieren und die Justiz selbst in die Hand zu nehmen, wird dabei zumindest implizit begründet und legitimiert. Die Andeutung auf die empfundene Scham kann als Hinweis gedeutet werden, dass die gewählte soziale Praxis im Sozialgefüge begründungspflichtig erscheint. Wie die gewählte Passage ferner verdeutlicht erfahren soziale Beziehungsverhältnisse vor dem Hintergrund der Katastrophe und der dadurch hervorgebrachten Verletzlichkeitsdisposition durchaus eine Neuinterpretation. »*Fremdheit*« oder »*Vertrautheit*« einer Person gerinnen so zu einem entscheidenden Differenzmerkmal, das gravierende Konsequenzen nach sich zieht. Unbekannte, die in das soziale Umfeld einer Gruppe »*eindringen*« werden als potenzielle Bedrohung wahrgenommen und präventiv handlungsunfähig gemacht. Die gewählten Strategien sollen jedoch an dieser Stelle nicht moralisch bewertet werden. In den Blick gerät jedoch der hohe Anteil der Wir-Perspektive in der Erzählung, die ebenso in anderen ausgewählten Interviewpassagen sichtbar wird. Das gemeinsame Bearbeiten und Bewältigen des Ausnahmezustands wird dabei unterstrichen, auch um die gemeinsam geteilten Lebensverhältnisse gestaltbar zu erfahren.

2.2.3 Rahmung(en) der Katastrophenerfahrung

Die Suchbewegungen des gemeinsamen Bearbeitens und Bewältigens der Not-situation weisen auf Solidarisierungsprozesse hin, die jedoch auch mit Ent-solidarisierungsprozessen und sozialer Desintegration einhergehen. Vertrauen wird hierbei zu einer zentralen Ressource zwischenmenschlicher Beziehungen. Vor diesem Hintergrund werden soziale Beziehungsstrukturen problematisiert und mitunter auch neu bewertet. Wie sich zeigt, sind von dieser Neubewertung ebenso übergeordnete Strukturen betroffen, im Besonderen werden Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse angesichts der Katastrophe in einen anderen Fokus gerückt. Bei der Bewertung und Rahmung der Katastrophe treten zwei zentrale Figuren in Erscheinung, die für die sinnhafte Strukturierung der Katastrophe auf überindividueller Ebene relevant erscheinen. Zum einen führt die mangelhafte Intervention des Staates bei der Bewältigung der Katastrophe und der prekären Sicherheitslage dazu, dass sich die Betroffenen von den politischen

Verantwortlichen in Stich gelassen fühlen¹³. Zum anderen gerät angesichts der Erfahrung, sich selbst überlassen zu sein, auch die Eigenmächtigkeit des Handelns sowie die Selbstbewältigung der Katastrophe in den Blick. Diese spezifische Ausprägung der überindividuellen Rahmung und Bewertung der Katastrophenerfahrung scheint hierbei für die mögliche Herausbildung multiperspektivischer Katastrophennarrative besonders bedeutsam zu sein. Die enttäuschte Erwartung der Betroffenen gegenüber den politischen Verantwortlichen wird anhand der sinnhaften Strukturierung der Katastrophenerfahrung und der Bewertung der Ereignisse deutlich. Bei dem untersuchten Beispiel erhält die durch eine zweite Katastrophe ausgelöste Verschiebung des öffentlichen Aufmerksamkeitsfokus Bedeutung. So bewertet etwa eine Frau aus Juchitán die Ereignisse folgendermaßen:

»aber ja, es war eine sehr große Tragödie, gut also scheinbar kam die Hilfe der Regierung nach dem 7. September, aber nachher war das vom 19. in Mexiko [Stadt] und so also adios Juchitán adios Istmo nicht, sie haben uns hier im Stich gelassen, dies also so wurde die Hilfe verteilt, dort in Mexico Stadt« (Interview mit Luisa)

Ein Mann aus Juchitán unterstreicht ebenso in seiner Erzählung enttäuschte Erwartungen sowie den Unmut, der dadurch in der Bevölkerung hervorgerufen wird:

»Und was viele, was uns sehr wütend gemacht hat war, warum haben sie nicht dasselbe gemacht, dass sie bei dem Erdbeben gemacht haben, das vor kurzem in Mexiko [Stadt] war, dass sie die Einheiten des Militärs eingesetzt haben, um zu versuchen den Leuten zu helfen, warum haben sie es nicht in dem Moment gemacht als das in Juchitán passiert ist, es war ziemlich frustrierend, weil ja sie haben dem Istmo keine Bedeutung gegeben und die Leute selbst haben sich wieder aufgerichtet, und die Wahrheit ist, ja es war sehr hässlich, dass sie das getan haben, jetzt seit das mit Mexiko Stadt passiert ist, haben sie Juchitán vergessen, sie haben die Region des Istmo vergessen, sie sind dorthin, wo Puebla ist [...] sie haben uns in Vergessenheit zurück gelassen, es war nur für sie, sozusagen, also so die Show des Moments« (Interview mit Damián)

¹³Interessant erscheint in dieser Hinsicht das Verhandeln von Verantwortung und Schuld im Kontext von Katastrophen. Die »Logik der Schuldzuweisungen« findet sich hierbei unabhängig von der konkreten Ausprägung der Katastrophe. So geraten etwa bei Überschwemmungen das verfehlte Krisenmanagement oder die Gemeindeverantwortlichen in den Blick, die Hochwasserschutzmaßnahmen jahrelang hinausgezögert haben oder aber die Sicherheitspolitik eines Landes vor dem Hintergrund eines nicht verhinderten Terroranschlags. Die Klärung der Schuldfrage scheint hierbei ein wesentliches Element der öffentlichen Katastrophenbewältigung zu sein.

Beide Interviewpassagen veranschaulichen, dass die enttäuschte Erwartung weniger als individuelle, sondern vielmehr als gemeinsam geteilte Erfahrung rekapituliert wird. Dies wird auch anhand der gewählten Wir-Perspektive der Erzählung deutlich. Als zentraler sozialer Bezugsrahmen fungiert die Region des Istmo. Die Hilfeleistungen, die die Bevölkerung der Hauptstadt seitens der Regierung zuteilwurde, fungiert hierbei als normativer Erwartungshorizont. Aufgrund des zweiten Erdbebens gerät die prekäre Situation der Betroffenen aus dem öffentlichen Fokus. Diese Verschiebung der öffentlichen Aufmerksamkeit impliziert dabei die Erfahrung des Vergessen-Werdens, denen die Betroffenen ohnmächtig gegenüber stehen. Anhand der zweiten gewählten Textpassage wird jedoch auch die Verwobenheit der bereits genannten Erinnerungsfiguren auf das Katastrophenereignis deutlich. Neben den enttäuschten Erwartungen wird das eigenmächtige Handeln der ›Leute von Juchitán‹ in der Erzählung hervorgehoben. Die Wortwahl die ›Show des Moments‹ verdeutlicht zudem unterschiedliche, auch paradox angelegte Bedeutungsebenen. Zum einen ist hier die relativ abrupte Verschiebung der öffentlichen Aufmerksamkeit angesprochen. Zum anderen wird die Rolle der politischen Verantwortlichen und der internationalen Medien in den Blick gerückt, bei der die soziale Inszenierung und kommerzielle Vermarktung der Katastrophe, und nicht konkrete Hilfsmaßnahmen im Mittelpunkt stehen.

Anhand der Erzählungen in den Interviews zeigt sich, dass dieser Moment globaler Aufmerksamkeit als überraschend erfahren wird und die Menschen unvorbereitet trifft, ohne dass die Tragweite des Geschehens eingeschätzt werden kann. Menschen werden von nationalen sowie internationalen Medien in der Situation höchster Vulnerabilität ins Rampenlicht und ihr Schmerz zur Schau gestellt¹⁴. Besonders deutlich wird hierbei die Verschiebung des privaten Erlebens hin zu einer öffentlichen Dimension, die die Erinnerung an die Katastrophen-erfahrung nachhaltig prägt, dabei jedoch auch eine erneute Wendung erfährt. Die enge Verwobenheit der individuellen mit der öffentlichen Dimension des Verhandelns der Bedeutung der Katastrophe wird auch anhand der Rolle der sozialen Medien deutlich, die im Rahmen der Interviews thematisiert wurde, wie die folgende Interviewpassage veranschaulicht:

»ok gut, es wäre gut, wenn also die Leute verstehen würden, dass praktisch, weil das mit den Erdbeben passiert nicht nur in Mexiko, es ist global und [...] man muss ein Bewusstsein darüber entwickeln was da passiert, weil als der Bundesstaat Oaxaca betroffen war, also der Istmo de Tehuantepec, die von D.F. [Mexiko Stadt] haben

¹⁴Siehe hierzu beispielhaft das Video »En Vivo Carlos Loret desde Juchitán Oaxaca« (Aguila Negra TV 2017).

begonnen die Sachen zu machen, die bullying heißen in den sozialen Netzwerken, sie haben begonnen zu sagen, ein Brötchen für den Istmo [sarkastisch] und sie haben mit ihren Memes [Karikaturen, Spötteleien] angefangen, aber ja also das hat uns nicht berührt, es hat uns nicht verunsichert, ganz im Gegenteil, wir haben über ihre Witze gelacht und haben unsere eigenen Witze kommentiert nicht, wir haben uns wegen diesen Sachen nicht einschüchtern lassen, aber als das Erdbeben in Mexiko Stadt war, sind die Witze verschwunden, aber wenn einer aus Oaxaca einen Witz über sie macht, sagen wir einen grausamen Witz, haben sie gesagt, nein man muss Mexiko helfen, weil schaut her uns ist das, das und das passiert, und wer hat uns geholfen, als uns das passiert ist? Absolut niemand, sondern die Sektionen [Stadtteile], der Istmo de Tehuantepec hat sich selbst wieder aufgerichtet, er hat sich von sich aus und ganz allein wieder aufgerichtet, das ist alles was ich dir sagen kann, dieselben Leute haben sich von selbst wieder aufgerichtet« (Interview mit Damián)

Wie in diesem Interviewauszug verdeutlicht wird, zeigt sich in Bezug auf die Resonanz in den sozialen Medien ebenso ein gewisses Maß an Desillusionierung. Zunächst hebt der Interviewpartner die globale Dimension von Erdbeben als Naturkatastrophe hervor. Das unmittelbare Geschehen sowie die damit in Verbindung stehende mögliche Betroffenheit werden hierbei auf eine abstraktere Ebene gehoben. Im Zusammenhang mit den sozialen Medien spricht der Interviewpartner von Bullying, mit dem sie sich in einem überregionalen Kontext konfrontiert sehen. Er betont dabei den zunächst humorvollen Umgang mit Kommentaren¹⁵, wobei diese aufgrund des erneuten Erdbebens ein abruptes Ende finden. Implizit wird dabei ebenso eine Verschiebung der Perspektive jedoch aufgrund einer Umkehr der Betroffenheitssituation thematisiert. Die Desillusionierung in Bezug auf die ausgebliebene Hilfe bildet erneut einen relevanten Bezugspunkt der Katastrophenbewertung, innerhalb der jedoch auch das Bewältigen der Situation aus eigener Kraft als Schlüsselerlebnis hervorgehoben wird. Wie die folgende Interviewpassage verdeutlicht, kommt dem sozio-kulturellen Bezugsrahmens der Region bei der Bearbeitung der Katastrophe eine wichtige Bedeutung zu:

»An dem Tag des Erdbebens haben die Tecos [Leute von Juchitán] das Bild la Sandunga, die gemalte Frau auf der Wand, als Beweis dafür gesehen, dass das Volk des Istmo auch nach der Katastrophe weiter lebt. Viele, als sie gesehen haben, dass das Bild der Frau auf der Wand nicht eingestürzt ist, obwohl es ein sehr altes Haus ist, ein kulturelles Erbgut, es hat sich von diesen schlechten Tagen nicht beugen lassen, la Sandunga hat uns die Lebensgeister gegeben zu kämpfen, wie alle Leute des Istmo es zu machen wissen« (Interview mit Damián)

¹⁵Memes stellen hierbei eine spezifische Kommunikationsform soziale Netzwerke und Medien dar, mittels derer Bedeutungen auch humorvoll-sarkastisch verhandelt werden.



Abb. 7 »La señora anciana«. (© NVI Noticias 2018)

Wie diese Passage veranschaulicht, wird die Idee der ›Unzerstörbarkeit‹ des Kulturgutes, der Lebensweise und das Fortbestehen der sozio-kulturellen Praxis anhand der durch das Erdbeben nicht völlig zerstörten Wandmalerei »la señora anciana« als Verkörperung von »la Sandunga« symbolisch verankert. La Sandunga kann mit »música profunda« übersetzt werden und verweist in diesem Sinne auf Lieder, Rhythmen und Verse, die typisch für den Istmo sind. Die Bedeutung von Sandunga gilt dabei als weit darüber hinausreichend. Das Wandbild einer Frau, erfährt in diesem Sinne als Identifikationsmedium im Kontext des Erdbebens eine besondere Rahmung (siehe Abb. 7)¹⁶.

Anhand der skizzierten Bedeutungsstrukturierung wird deutlich, dass Anteile des kulturellen Gedächtnisses und dessen symbolische Wirkung als bedeutsame Ressource für die Bewältigung der Katastrophe fungieren. Sich angesichts einer Katastrophe »nicht beugen zu lassen« verweist demnach auch auf das Vermögen, die Katastrophenerfahrung und dessen Bedeutung mit überindividuellen Sinnstrukturen zu verschränken und Kontinuität, angesichts der durch die Naturkatastrophe erlebten Brucherfahrung, herzustellen. Ein ähnliches Beispiel der Genese von Kontinuität wird anhand des Kollektivs »chiquitraca« sichtbar, das die Katastrophenerfahrung durch Street Art in Form einer Re-Inszenierung

¹⁶Das Wandbild stammt von dem Künstler Daniel Poetalatas und entstand im Rahmen des Projektes ›unsere Großeltern‹ als eine Art Hommage an die ältere Generation und ihre Lebensweise.



Abb. 8 Mural der Künstlergruppe „Colectivo Chiquitraca“. (© Pilch Ortega 2018)

kultureller Gedächtnisspuren zu bearbeiten sucht. Die Abb. 8 zeigt ein Mural dieser Künstlergruppe aus Juchitán.

Das Wandbild, auf der Rückseite eines Regierungsgebäudes, verweist auf die Darstellung mythologischer Spuren der Bevölkerung des Istmo. Nach dem Erdbeben war es der Künstlergruppe ein Anliegen mit ihrer Kunst die »Seele des Istmo« wiederzubeleben und der Tragödie somit auch eine andere Rahmung zu geben. Die muralistische Kunst wurde auf den zum Teil schwer beschädigten Gebäuden im öffentlichen Raum platziert (vgl. [istmopress 2018](#)). Ein weiteres Beispiel sind Wandbilder, die im Rahmen der Initiative »recuperar la memoria en Juchitán« umgesetzt wurden, mit der Intention, die Erinnerung der Stadt nach dem Erdbeben durch das Medium Kunst neu zu beleben (siehe Abb. 9). Die ikonographischen Darstellungen wurden von mehreren Künstlern auf den Wänden beschädigter Gebäude ebenso im öffentlichen Raum platziert¹⁷.

¹⁷Im Rahmen der Felderkundung wurde ich auf die im öffentlichen Raum platzierten Wandmalereien aufmerksam. Wesentlich erscheint, dass die damit in Verbindungstehenden Projekte (die Bewohner wurden in den Gestaltungsprozess einbezogen) nicht nur in den sozialen Medien dokumentiert, sondern deren Bedeutung im Kontext des Erdbebens auch verhandelt wird.



Abb. 9 „señora de las iguanas“ des Künstlers Demian Flores. (© Pilch Ortega 2018)

Die Bedeutung der habitualisierten Mentalitätsstruktur für die Rahmung der Naturkatastrophe wird auch anhand jener Dokumente sichtbar, die im Rahmen der Untersuchung in die Betrachtung einbezogen wurden. Neben den Narrationen der Katastrophenerfahrung richtete sich der Blick auch auf soziale Medien, Netzwerke und die mediale Berichterstattung. In diesem Zusammenhang wurden auch jene mediatisierten Formen des Erinnerns analytisch betrachtet, auf die in den Interviews explizit Bezug genommen wurde. In dem nun folgenden Abschnitt sollen erste Überlegungen in Bezug auf zwei ausgewählte Videos dargelegt werden. So zeigt etwa das Video »El relato del sismo en Juchitán 8.2« eine ältere Frau, die, auf den Trümmern eines zerstörten Hauses sitzend, über ihre Erfahrung des Erdbebens spricht (siehe Abb. 10). Die Frau trägt dabei die für die Region typische Kleidung. Für die Analyse erscheinen nicht nur der Inhalt der Narration, sondern auch die soziale Inszenierung und die Repräsentationsebene von Bedeutung.

Das Erleben des Erdbebens wird von der älteren Dame in ihrer Sprache, dem Zapoteco, geschildert und durch spanische Untertitel begleitet. Sowohl die aktuelle Notsituation als auch die Konsequenzen des Erdbebens werden dabei thematisiert. Zudem wird auf dringend benötigte Hilfsgüter hingewiesen. In Form eines Schattendialogs wird der Zuseher hierbei in die Narration miteinbezogen. Sichtbar wird ebenso die Sinnstrukturierung der Katastrophenerfahrung. Die



Abb. 10 »El relato del sismo en Juchitán 8.2«. (© Santiago Noriega 2017)

Erzählung wird durch die Kulisse, die Manifestation der Zerstörung durch das Erdbeben und durch die Musik gerahmt. Die Musik im Hintergrund stellt eine regionale Version des Liedes »La Llorona« dar. La Llorona, die weinende Frau, die als Geist erscheint und um ihre Kinder weint, ist eine im lateinamerikanischen Raum weit verbreitete Sinnfigur, deren Erscheinen mit dem Tod assoziiert wird.

Die Relevanz der habitualisierten Mentalitätsstruktur für die sinnhafte Rahmung der Katastrophenerfahrung zeigt sich ebenso anhand des zweiten ausgewählten Videos. In dem Video »El Corrido del Terremoto de 7 septiembre« (siehe Abb. 11) werden die Ereignisse des Erdbebens sowie die damit einhergehenden



Abb. 11 »El Corrido del Terremoto de 7 septiembre«. (© El Tío Memero Vlogs 2017 (Als Autor des Liedes wird Victor »el elegido« angegeben.))

Konsequenzen für die Bevölkerung thematisiert. »Corrido« verweist dabei auf ein musikalisches Genre, das zur Zeit der mexikanischen Revolution entstanden ist und vor allem als Medium der Verbreitung von Erzählungen diente, die in der Lebenswelt der ärmeren Bevölkerung verortet waren.

Die Geschichte über das Erdbeben in Juchitán wird zunächst in Anlehnung an ein Nachrichtenformat, der damit verbundenen typischen Klangkulisse und mit der Schlagzeile »*Juchitán, Oaxaca ha quedado en ruinas ...*« eingeleitet. Schließlich beginnt die Erzählung mit dem für einen Corrido charakteristischen Rhythmus, bei dem der Sänger in die Geschichte der Ereignisse einführt. Gewidmet wird das Lied den Opfern des Erdbebens. Zu sehen sind Bilder der Zerstörung, erste Bergungsarbeiten sowie Menschen und deren Erleben angesichts der Naturkatastrophe. Das persönliche Erfahren der Tragödie wird dabei durch Untertiteln sichtbar gemacht. Eingebildet wird zudem eine Liste benötigter Hilfsgüter. Das Erdbeben wird als kollektives Ereignis thematisiert, von dem Arme und Reiche gleichermaßen betroffen sind und welches den Istmo sowie die Menschen grundlegend verändert hat. Zum Ausdruck gebracht werden zudem die regionale Zugehörigkeit und dessen Bedeutung für die Bearbeitung der Katastrophenerfahrung.

Wenn auch beide Videos amateurhaft gestaltet und zudem von einer regionalen Reichweite gekennzeichnet sind, stellen diese m. E. Formate der Selbstthematization und des mediatisierten Erinnerns dar, in deren Rahmen die Katastrophenerfahrung bearbeitet und sinnhaft strukturiert wird. Wesentlich erscheint in diesem Zusammenhang, dass diese Dokumente nicht als neutrale Träger von Gedächtnis betrachtet werden können, sondern dass sich diese im Kontext sozio-kultureller Konfigurationen manifestieren und in diesem Sinne eng an einer Erinnerungsgemeinschaft gekoppelt sind. Diese mediatisierten Formate der Erfahrungsrekapitulation weisen dabei eine komplexe Verflechtung sowohl kollektiver als auch individueller Erinnerung auf. Auf die Vielschichtigkeit der unterschiedlichen sich überlagernden Bedeutungselemente und das Ineinandergreifen unterschiedlicher performativer Inszenierungsebenen kann im Rahmen des Beitrags leider nicht näher eingegangen werden. Von Interesse ist zudem die Frage, inwieweit diese mediatisierten Dokumente des Erinnerns auch nachhaltige Wirkung im Sinne eines Rezeptionsverhältnisses erhalten.

3 Abschließende Betrachtungen

Im Rahmen des Beitrages wurden Prozesse der sozialen Gedächtnisgenese in Bezug auf Katastrophenerfahrungen beleuchtet. Die in diesem Rahmen durchgeführte Untersuchung nähert sich dieser Frage anhand von narrativ-fokussierten

und Dokumenten mediatisiertem Erinnern an, die im Zusammenhang mit dem Erdbeben 2017 in der Region des Istmo de Tehuantepec erhoben wurden. In den Fokus gerückt wurden vor allem jene Prozesse der sinnhaften Strukturierung der Katastrophenerfahrung, denen als Rahmung auch auf überindividueller Ebene Relevanz zukommt. In dieser Hinsicht wurden nicht nur Erfahrungen sozialer Vulnerabilität sowie das Gefühl des Im-Stich-gelassen-Werdens als zentrale Erinnerungsfiguren deutlich, sondern auch Bearbeitungsmuster, die mit dem sozio-kulturellen Bezugsrahmen der Erinnerungsgemeinschaft verbunden sind. Wie die ersten Ergebnisse vermuten lassen, kommt der möglichen Herausbildung divergierender Katastrophennarrative in dem untersuchten Kontext Bedeutung zu. Die staatlich ritualisierte Erinnerungskultur, die mit Machtdynamiken und Repräsentationspolitiken verwoben ist, steht jenen Prozessen der Gedächtnisgenerierung gegenüber, die im Sinne einer bottom-up Bewegung durch die Betroffenen und deren Bedeutungszuschreibung interaktiv hervorgebracht werden. Im Rahmen der Untersuchung wurde ferner deutlich, dass soziale Beziehungsverhältnisse, auch in Bezug auf Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse problematisiert und neu bewertet werden. Die Multiperspektivität der Erinnerungskultur, aber auch das kontroverse Verhandeln von Bedeutung und Konsequenzen der Katastrophenerfahrung, fördern dabei – so ist zumindest zu vermuten – die Herausbildung widerstreitender Katastrophennarrative. Vor diesem Hintergrund erscheint es durchaus plausibel von sozialen Gedächtnissen im Plural zu sprechen und jene Prozesse verstärkt in den Fokus zu rücken, die mit hegemonialen Machtverhältnissen und Repräsentationspolitiken in Beziehung stehen.

Anhand der Narrationen der Katastrophenerfahrung, die sich aufgrund des herausgebildeten Erfahrungscodes zum Teil grundlegend voneinander unterscheiden, werden verschiedene Strategien deutlich, die Katastrophe sinnvoll zu rahmen. Hierbei zeigt sich u. a. eine Verschiebung der Perspektive auf das Leben und das soziale Umfeld. Die Erfahrung der Katastrophe setzt demnach durchaus auch Lern- und Bildungsprozesse in Gang, die mit einer Neubewertung des eigenen Lebens und der Lebenssituation einhergehen. Zudem wird eine gewisse Form des Umgangs mit Unsicherheitsmomenten sichtbar, die als Kontingenzmanagement beschrieben werden kann. Die vielschichtigen sozialen Dynamiken sowie die durch die Naturgewalt ausgelöste existenzielle Bedrohung bedarf dabei einer reflexiven Bearbeitung, auch um angesichts eines hohen Maßes an Unberechenbarkeit, das eigene Leben sowie den Lebensentwurf gestaltbar zu erfahren. Aufgrund des kurzen Zeitraums des Bearbeitens der Katastrophenerfahrung sind diese Prozesse jedoch keineswegs abgeschlossen. Es wird sich längerfristig zeigen, inwiefern durch die Katastrophe auch auf sozialer Ebene zivilgesellschaftliche Lernprozesse initiiert werden und zur Entwicklung eines Kontingenzmanagement auf kommunaler Ebene beitragen.

Literatur

- Aguila Negra TV. 2017. *En Vivo Carlos Loret desde Juchitán (Reportaje)*. <https://www.youtube.com/watch?v=KR060LHS8Do>. Zugegriffen: 30. Okt. 2018.
- Alheit, Peter. 1989. Erzählform und »soziales Gedächtnis«: Beispiel beginnender Traditionsbildung im autobiographischen Erinnerungsprozeß. In *Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*, Hrsg. Peter Alheit und Erika M. Hoerning, 123–147. Frankfurt a. M.: Campus.
- Alheit, Peter. 1993. Transitorische Bildungsprozesse: Das »Biographische Paradigma« in der Weiterbildung. In *Weiterbildung und Gesellschaft. Grundlagen wissenschaftlicher und beruflicher Praxis in der Bundesrepublik Deutschland*, 2. erweiterte Aufl, Hrsg. Wilhelm Mader, 343–417. Bremen: Universität Bremen.
- Alheit, Peter. 2003a. »Biographizität« als Schlüsselqualifikation. Plädoyer für transitorische Bildungsprozesse. *QUEM-report, Schriften zur beruflichen Weiterbildung* 78, Weiterlernen – neu gedacht. Erfahrungen und Erkenntnisse. 7–21.
- Alheit, Peter. 2003b. Biografizität. In *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*, Hrsg. Ralf Bohnsack, Winfried Marotzki, und Michael Meuser, 219–249. Opladen: Leske und Budrich.
- Alheit, Peter. 2010. Identität oder »Biographizität«? Beiträge der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung zu einem Konzept der Identitätsentwicklung. In *Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung*, Hrsg. Birgit Griese, 219–249. Wiesbaden: VS Verlag.
- Alheit, Peter, und Bettina Dausien. 2010. Bildungsprozesse über die Lebensspanne: Zur Politik und Theorie Lebenslangen Lernens. In *Handbuch Bildungsforschung*, 3. durchgesehene Aufl, Hrsg. Rudolf Ippelt und Bernhard Schmidt, 713–734. Wiesbaden: VS Verlag.
- Assmann, Jan. 1992. *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: Beck.
- Bennholdt-Thomsen, Veronica. 1994. *Juchitan. Stadt der Frauen. Vom Leben im Matriarchat*. Reinbek: Rowohlt.
- Berger, Peter L., und Thomas Luckmann. 2001. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, 18. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Bourdieu, Pierre. 1976. *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 2000. Politics of protest (Interview). *Socialist Review*, June. 18–20.
- Cortamortaja. 2018. *Cortamortaja Noticia*. <https://twitter.com/cortamortajamx?lang=de>. Zugegriffen: 30. Okt. 2018.
- Dewey, John, Hrsg. 2000. *Demokratie und Erziehung. Eine Einleitung in die philosophische Pädagogik*. Weinheim: Beltz.
- Dimbath, Oliver. 2013. Soziologische Rahmenkonzeptionen. Eine Untersuchung der Rahmenmetapher im Kontext von Erinnern und Vergessen. In *Formen und Funktionen sozialen Erinnerns, Sozial- und Kulturwissenschaftliche Analysen*, Hrsg. René Lehmann, Florian Öchsner, und Gerd Sebald, 25–48. Wiesbaden: Springer VS.
- El Tío Memero Vlogs. 2017. *El Corrido del Terremoto de 7 septiembre*. <https://www.youtube.com/watch?v=v7muECECqas>. Zugegriffen: 30. Okt. 2018.

- Erll, Astrid. 2017. *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, 3. Aufl. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Grillonautas. 2017. ›Nos tratan como perros‹. *Victimas del terremoto en Juchitán, Oaxaca*. https://www.youtube.com/watch?v=sVuRa_Lf8SY. Zugegriffen: 30. Okt. 2018.
- Halbwachs, Maurice. 1985. *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Istmopress. Agencia de Noticias. 2018. *Colectivo Chiquitraca emplea el arte para reconstruir Juchitán tras terremoto de 7S*. <http://www.istmopress.com.mx/istmo/colectivo-chiquitraca-emplea-el-arte-para-reconstruir-juchitan-tras-terremoto-de-7s/>. Zugegriffen: 30. Okt. 2018.
- Marotzki, Winfried. 1990. *Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Biographie-theoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften*. Weinheim: Deutscher Studien.
- Mead, George H. 1973. *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- NVI Noticias, Voz e Imagen de Oaxaca. (2018). Volverán a pintar murales comunitarios en unión Hidalgo, Oaxaca. <https://www.nvinoticias.com/nota/83477/volveran-pintar-murales-comunitarios-en-union-hidalgo-oaxaca>. Zugegriffen: 30. Apr. 2019.
- Pilch Ortega, Angela. 2018a. *Lernprozessen sozialer Bewegung(en). Biographische Lern-dispositionen in Auseinandersetzung mit Erfahrungen sozialer Ungleichheit*. Wiesbaden: Springer VS.
- Pilch Ortega, Angela. 2018b. ›Rewriting sociality‹. Sociographicity as a concept for comprehending emancipatory practice and social change. *Andragoška spoznanja, Studies in Adult Education and Learning* 1:77–88.
- Santiago Noriega, S. 2017. *El relato del sismo en Juchitán 8.2*. <https://www.youtube.com/watch?v=feeVpeRVd0k>. Zugegriffen: 30. Okt. 2018.
- Schütz, Alfred. 1974. *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schütze, Fritz. 1981. Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*, Hrsg. Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger, und Manfred Stosberg, 67–156. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung.
- Schütze, Fritz. 1982. Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In *Erzählforschung. Ein Symposium*, Hrsg. Eberhard Lämmert, 568–590. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Schütze, Fritz. 1984. Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*, Hrsg. Martin Kohli und Günther Robert, 78–117. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Schütze, Fritz. 1995. Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*, Hrsg. Heinz-Herrmann Krüger und Winfried Marotzki, 116–157. Opladen: Leske und Budrich.
- Sommer, Vivien. 2018. Mediatisierte Erinnerungen. Medienwissenschaftliche Perspektiven für eine Theoretisierung digitaler Erinnerungsprozesse. In *(Digitale) Medien und soziale Gedächtnisse*, Hrsg. Gerd Sebald und Marie-Kristin Döbler, 53–79. Wiesbaden: Springer VS.
- SSN. 2019. *Servicio Sismológico Nacional, Instituto de Geofísica, Circuito de la Investigación Científica. Universidad Nacional Autónoma de México*. <http://www2.ssn.unam.mx:8080/catalogo/>. Zugegriffen: 30. Apr. 2019.

Dr. phil. Angela Pilch Ortega, ist assoziierte Professorin am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft an der Universität Graz. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind biographieorientierte Lernwelt- und Bildungsforschung, soziale Ungleichheit, Transnationalisierung und Postkolonialität, zivilgesellschaftliches Lernen und soziale Bewegungen.

Dialektik des Erinnerns und Vergessens, oder: Neugebaute Altstadtensembles als Deckerinnerungen angesichts einer katastrophalen Geschichte

Marcus Termeer

1 Zur Einleitung: Erinnern als Vergessen und vice versa

Woran erinnert heute das monumentale Reiterstandbild von Kaiser Wilhelm I. am »*Deutschen Eck*« in Koblenz? An die Niederschlagung der Revolution 1848/49 in Baden und der Pfalz, bei der der damalige preußische Prinz eine wesentliche Rolle spielte? An das »*alte Preußen*« und seinen Militarismus? An den »*Reichsgründer*« von 1871 im Spiegelsaal von Versailles? An den Sieg im deutsch-französischen Krieg am 2. September 1870 in Sedan? An den wilhelminischen Denkmalkult um 1900 zur Feier der »*preußisch-deutsche[n] Machtpolitik*«? An die Indienstnahme des »*Deutschen Ecks*« durch den Nationalsozialismus? An die Zerstörung des Reiterstandbilds durch US-Truppen im März 1945? (Koelges 2012).

Seit einem Vierteljahrhundert dient das Monument der Erinnerung an die deutsche Vereinigung von 1990; und damit in gewisser Weise auch dem Vergessen seiner Bedeutung bis 1945. Am 2. September 1993 – ausgerechnet am »Sedanstag« – war der Kaiser zu Pferde als Kopie zurück auf seinem tempelartigen Sockel. In dem prangt noch immer die Inschrift von 1897: »*Nimmer wird das Reich zerstört, wenn ihr einig seid und treu.*« (zit. n. ebd.) Um das Monument herum wehen die Fahnen der 16 Bundesländer. 40 Jahre zuvor hatte Bundespräsident Theodor Heuss den Denkmalssockel, auf dem nun eine Bundesflagge stand, »zum

M. Termeer (✉)
Freiburg/Br., Deutschland
E-Mail: mtermeer@muenster.de

›Mahnmal der deutschen Einheit‹ erklärt. »Die Bundesflagge, so hieß es, solle so lange auf dem Denkmalsockel wehen, bis die Einheit Deutschlands in Freiheit wiederhergestellt sei« (ebd.).

Deutlich wird hier die Umwidmung eines Erinnerungsortes¹ preußisch-deutscher Macht; zunächst in einen Erinnerungsort deutscher Verluste: Der heruntergeschossene »Kaiser« und der für Jahrzehnte leere Sockel werden zu Symbolen für eine als Katastrophe wahrgenommene Kriegsniederlage und den Verlust der ›Einheit‹. Mit der ›Wiedervereinigung‹ kehrt dann der »Kaiser« zurück.

Dass mit einer wilhelminischen Kultstätte ein Abbild vordemokratischer Strukturen neu errichtet wird, ist ebenso wenig Zufall, wie der Zeitpunkt seiner Neuerrichtung. Zwar kommt es schon in den Jahrzehnten nach 1945 zum ›Wiederaufbau‹ historischer Bauten und Ensembles, aber, so Gerhard Vinken (2010, S. 9):

»Nach der deutschen Wiedervereinigung entwickelte [die] Sehnsucht nach dem Alten eine neue Dynamik. Durch die Rekonstruktion zerstörter Bauwerke oder historischer Ensembles sollten die ›Wunden‹, die den Städten in Krieg und Nachkriegszeit geschlagen worden waren, endlich ›heilen‹.«

Dass Denkmäler der Erinnerungspolitik dienen, weil sie materialisieren sollen, an was sich erinnert werden soll, ist für Monumente wie das »Deutsche Eck« eine banale Feststellung. Für Altstadtensembles ist das anders. Zwar erscheinen auch sie als symbolische Orte. Zugleich sind sie aber immer auch Räume fraglos selbstverständlicher Alltagsnutzung. Gerade diese Alltagsnutzung erscheint erinnerungspolitisch besonders wirkmächtig, da sie die Erinnerungsorte der bewussten Reflexion entzieht (vgl. Termeer 2010b, S. 195).

Für geplante oder frisch realisierte ›historische‹ Bauten trifft das aber (noch) nicht zu. Hier sind es dann bestimmte Interessengruppen, die ein vermeintlich einheitliches kollektives Gedächtnis beschwören, das ›seine‹ althergebrachten Erinnerungsorte zurückhaben will beziehungsweise zurück erhalten habe.

Das kollektive Gedächtnis lässt sich im Anschluss an Maurice Halbwachs (1985) als soziale (Re-) Konstruktion zeigen, die abhängig ist von jeweils in der Gegenwart existierenden *Rahmen*, und damit auch von gruppenspezifischen Perspektiven, hier vor allem aber von sozial hegemonialen Perspektiven. Einen solchen Rahmen bietet zum einen die symbolische Ökonomie des gegenwärtigen

¹Das Konzept des Erinnerungsortes für Frankreich stammt bekanntlich von Pierre Nora (1984–1993) und wurde in der Folge von Étienne François und Hagen Schulze (2001) auf Deutschland übertragen. Zugleich sind ›Erinnerungsorte‹ auch alltagssprachlich verbreitet.

Kapitalismus. ›Malerische‹ Altstadtgassen werden hier zu festen Bestandteilen urbaner Konsum-, Erlebnis- und Marketinglandschaften.

Zum anderen aber – und hier wichtiger – geht es um Erinnerungspolitik, also darum, soziales Erinnern und Vergessen mittels vordergründig ästhetischer Aspekte zu beeinflussen und zu formen. Das ist eng verbunden mit einer »öffentlichen Gedenkpoltik nach 1989« in Deutschland, in der, so Sigrid Weigel (1996, S. 256 f.), die Zeit »des Dritten Reiches – auch ikonographisch – in einer deutschen Geschichte im Sinne einer *longue durée*« verankert und »nivelliert« werde. Ein solcher »Normalisierungswille« (ebd., S. 263) wirkt sich ebenfalls auf den Begriff der Katastrophe aus. Dass und wie historische Ereignisse als Katastrophen erinnert und empfunden werden ist gruppenspezifisch gerahmt. Das wird gerade im Hinblick auf die *Shoa* deutlich. Dem gegenüber steht aber eine, wie beschrieben, normalisierende Erinnerungs- und Gedenkpoltik, die mit Bezug auf den Ersten und Zweiten Weltkrieg ein »Kontinuum von Kriegsoptionen« und damit »eine gleichsam ›normale‹ Katastrophengeschichte« etabliert:

»Im Kontinuum der Katastrophe wird die nationale Geschichte der Deutschen als Opfergeschichte erinnert und normalisiert und zugleich die zentrale Katastrophe der ›Endlösung‹ ausgeblendet.« (Ebd., S. 261)

Die architektonisch materialisierte Erinnerung an ein vermeintlich authentisches Altstadtbild – oder an markante Einzelbauten wie etwa das Berliner Stadtschloss – vor der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg und dem endgültigen Abriss nach 1945, kann dann auch als Versuch des Vergessens der Katastrophe der Zerstörung durch ›Rekonstruktion‹ gedeutet werden, und damit letztlich auch als Versuch, den Grund der Zerstörung, den Nationalsozialismus, vergessen zu machen. Dass die ursprüngliche Idee für die neue Altstadt in Frankfurt am Main von der Rechtsaußen-Lokalpartei »Bürgerbündnis für Frankfurt« stammt, ist da wohl kein Zufall.

Im Diskurs um die Neuerrichtung solcher Bauwerke geht es immer wieder um zu überwindende beziehungsweise überwundene Katastrophen, die Heilung von Wunden und die Zumutungen der Moderne. Die Metaphern von Wunden und Heilungen implizieren zugleich, dass nur vormoderne Stadtstrukturen gesunde sein können; das ist der Kern der Metaphorik. Altstadtensembles oder Solitärbauten werden in dieser Weise zu kollektiven Sehnsuchtsorten erklärt und damit zu Objekten kollektiver Erinnerung. Beschworen werden damit nicht nur (entgegen aller Realität) homogene städtische Gemeinschaften und ein homogenes soziales Gedächtnis. Beschworen wird desgleichen eine, mit Erzählungen »eigener« Opfer einhergehende, Erlösung von dem, was bis zum Ende des 20. Jahrhunderts noch als »jüngste Geschichte« bezeichnet wurde. Das lässt sich zeigen an einem frühen und einem aktuellen Beispiel neugebauter Altstadtensembles.

So schreibt der Schriftsteller Burkhard Spinnen (2006), die Stadt Münster habe mit dem Wiederaufbau des im Zweiten Weltkrieg zerstörten Prinzipalmarktes zwischen 1948 und 1961 ihre »*Identität über die Katastrophe des Nazismus und der Kriegszeit hinweg bewahrt*«; ganz so, als habe diese Münsteraner »*Identität*« nichts mit den genannten Katastrophen gemein. Und bezüglich der Ende September 2018 eröffneten neuen Frankfurter Altstadt heißt es bei der federführenden DomRömer GmbH, es sollten »*die alten Gassen und Plätze der im Zweiten Weltkrieg untergegangenen Altstadt wiedererstehen*«, angelehnt an den Zustand kurz vor der Zerstörung 1944: »*Dies entspricht dem Bild der Altstadt, an das sich die meisten Menschen erinnern*.« (DomRömer o. J.). Dass sich real die wenigsten Menschen persönlich und aktiv an etwas erinnern dürften, dass es seit über 74 Jahren nicht mehr gibt, tut hier offenbar nichts zur Sache. Zugleich wird implizit jede Veränderung der Stadtgesellschaft – etwa durch Zuzug – dementiert.

In beiden Beispielen klingt etwas an, das ich später noch eingehend beleuchten werde: ein Stillstellen und Rückgängigmachen von historischen Prozessen unter Berufung auf ein konstruiertes Gedächtniskollektiv. So entstehen – in beiderlei Bedeutung – Erinnerungsfassaden (vgl. Muckel 1996). Petra Muckel spricht von einer an Orte gebundenen »*Dialektik von Erinnern und Vergessen*« und davon, dass das »*bewußt Erinnerte* [oft] *nur eine Fassade*« ist. Orte, an denen »*Gedenken und Erinnern inszeniert werden*«, sprächen eine »*eigene Sprache*«, die Analogien aufwiesen zur »*Sprache der Symptome [...] oder auch der Träume [...]*. Denn diese beiden Sprachsysteme berücksichtigen u. a. in besonderer Weise unbewusste Anteile und implizieren ein anderes, nicht an Fakten orientiertes Wahrheitskriterium«. Solche Orte sollten als »*Erinnerungssymbol[e]*« betrachtet werden (ebd., S. 102 f.).²

Soziales Erinnern als Vergessen und umgekehrt: In Anlehnung an Sigmund Freuds Begriff der »*Deckerinnerungen*« (Freud 1998, S. 43), möchte ich hier von architektonischen Deckerinnerungen vor dem Hintergrund einer katastrophalen Geschichte sprechen (vgl. Termeer 2010a, S. 259 f.). Freud selbst verwendet den Begriff »*Deckerinnerung*«, um zu zeigen, dass sich Erwachsene häufig an scheinbare Nebensächlichkeiten ihrer frühesten Kindheit erinnern, während »*wirklich bedeutsame Eindrücke*« aus ihrem Gedächtnis verschwunden seien. Er bezieht die »*tendenziöse Natur unseres Erinnerns*« also aufs Individuum. Zugleich

²Muckel verknüpft hier Walter Benjamins Konzept von Gedächtnis und Traum und Heinz Kimmerles Theorie des Symptoms als »*Erinnerungssymbol*« (ebd., S. 103).

erachtet er derartige Phänomene des Vergessens ebenfalls als »kollektive«, als solche »der Massenpsychologie« (Freud 1998, S. 42 f.). Und so bezieht sich auch Muckel (1996, S. 103) in ihren Überlegungen zu Erinnerungsfassaden auf Freuds »Deckerinnerungen«, ebenso Weigel (1996, S. 252) im Kontext einer »Normalisierung im deutschen Gedächtnisdiskurs«.

Architektonische Deckerinnerungen können unterschiedliche Ausprägungen haben. Sie zeigen sich beim raschen Wiederaufbau deutscher Städte nach 1945 als »Derealisierung des soeben noch wirklich gewesenen Dritten Reiches«, als »manische[s] Ungeschehenmachen« durch einen raschen Wiederaufbau (Mitscherlich und Mitscherlich 1984, S. 40). Nach Jahrzehnten der ›Vergangenheitsbewältigung‹, der ›Wiedervereinigung‹ und einer neuen ›unverkrampften‹ Haltung zum Nationalen seit dem Fußball-›Sommermärchen‹ 2006 zeigt sich dann eine deutliche Akzentverschiebung hin zur ›Heilung von Wunden‹. Das wird bei der Frankfurter Altstadt ebenso deutlich, wie beim Berliner Stadtschloss. Näher zu klären bleibt daher die Frage nach den Gemeinsamkeiten der genannten frühen und späten Aufbaulösungen, aber auch nach ihren Unterschieden. Letztere können schon daher rühren, dass in den aktuellen Fällen Gebäude neu entstanden sind beziehungsweise entstehen (sollen), die in ihren jeweiligen Stadträumen rund ein dreiviertel Jahrhundert verschwunden waren.

Grundlagen derartiger Wiederaufbauten sind soziale Erinnerungen einer (verklärten) Vormoderne. Diese sozialen Erinnerungen aber sind Konstruktionen auf Basis von Konstruktionen. Denn die Wahrnehmung und Reklamierung von Altstädten beginnt erst seit der Romantik, das heißt auch: seit der Modernisierung und der Erfahrung zunehmend modernisierter Städte. Altstädte sind also Produkte der Modernisierung und zugleich deren Dementis. Ihre materielle Gestalt entspringt eingehender Planungen und Eingriffe durch Konservierung, vor allem aber durch Kahlschlagsanierungen und ästhetische Homogenisierungen seit den 1920er und besonders 1930er Jahren. Grundlage dieses Vorgehens sind die völkischen bzw. tribalistischen Doktrinen der Heimatschutzbewegung (vgl. Vinken 2010, 2016; Fischli 2012). So entstandene ›historische Stadtbilder‹ stellen also selbst schon Formen architektonischer Deckerinnerungen dar.

2 Die Erfindung der Altstadt aus dem Geist des Heimatschutzes

»Der geschlossene Charakter altstädtischer Zonen ist Ergebnis einer formalen Vereinheitlichung nach Maßgabe der Heimatschutzdoktrin. Die zufälligen und heterogenen Spuren fortwährender Veränderung werden dabei getilgt. [...] Die altstädtischen Traditionsinseln sind dem modernen bedeutungsarmen Stadtraum

eingerräumt als bildhafte Ausformulierungen des Eigenen, glättend und homogenisierend, ausgrenzend und ausblendend.« (Vinken 2010, S. 208)

Herausragende Vertreter des deutschen Heimatschutzes sind die Architekten und Publizisten Paul Schulze-Naumburg, Gründungsfigur des 1904 entstandenen »Deutschen Bundes Heimatschutz« und Verfasser von Büchern wie *Kunst aus Blut und Boden* (1934), sowie Paul Schmitthenner als Repräsentant der Stuttgarter Schule. Grundlegend für den Heimatschutz ist eine Ideologie des Völkisch-Organischen, die eine natürliche und untrennbare Verbindung zwischen Raum, Landschaft und Volk (oder Stamm) behauptet, aus der zwingend auch Kunst und Architektur entstamme. Vorindustrielle Landschaften und Architekturen werden so zum Idealbild fest gefügter, ständischer Herrschaftsverhältnisse. Großstädte dagegen werden hier als Orte des Liberalismus, der Zersetzung, Proletarisierung und Entwurzelung gebrandmarkt. Zwar kritisiert der Heimatschutz nicht nur den architektonischen Historismus des 19. Jahrhunderts als Verschandlung und besonders das »materialistische« Neue Bauen als Bauliberalismus, sondern auch die realen Folgen der Industrialisierung – elende Wohnbedingungen der Arbeiterinnen und Arbeiter sowie Umweltzerstörung –, das aber vorwiegend aus aggressiv antimodernen, oft auch antisemitischen Positionen. Zwar führt nicht unbedingt alles Völkische bruchlos in den Nationalsozialismus, allerdings sorgt die Heimatschutz-Architektur zwischen 1933 und 1945 für eine große Zahl von Wohnsiedlungen und Funktionsbauten, SS- und HJ-Heimen und lokalen Parteibüros (vgl. Termeer 2009, S. 73 f.).³

Auch bei der Formung von Altstädten geht es um ein Zurück zu einem Idealbild, dass es nie gegeben hat. In Deutschland wie in der Schweiz (wenn auch hier ohne den Bezug zur NS-Politik) entdeckt der Heimatschutz in den späten 1930er Jahren das »Stadtbild« (Fischli 2012, S. 67). Dabei geht es nicht einfach um eine Erhaltung, sondern mehr noch um eine Erzeugung solcher Stadtbilder. Das zeigt schon die Art der Sanierung solcher Quartiere.

Altstadtquartiere waren bis ins frühe 20. Jahrhundert meist enge, dunkle und verwinkelte, schmutzige Orte, Wohnorte marginalisierter Gruppen. Sie wurden in Kampagnen als »Elendsviertel« dargestellt (vgl. Abb. 1), die einer »soziale[n] Gesundung« zugeführt werden mussten, was sich nicht zuletzt gegen Bordelle richtete. Sanierung und Aufwertung bedeutete immer auch den Austausch der Bevölkerung, durch steigende Mieten, wie auch durch politischen Druck; heute

³Schon durch große personelle Kontinuitäten in Architektur und Städtebau dominieren die Prinzipien des Heimatschutzes auch noch in der Nachkriegs-BRD.

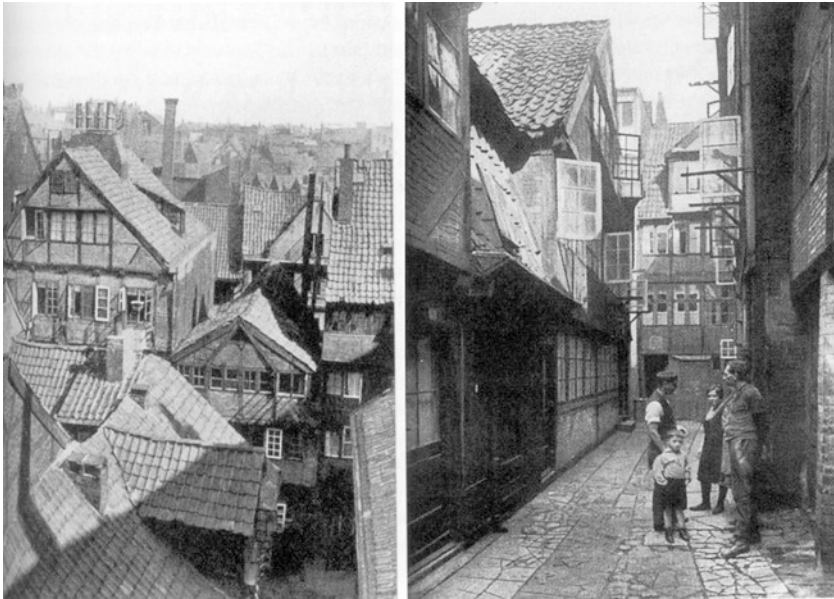


Abb. 1 »Elendsviertel« vor der Sanierung: Hamburger Gängeviertel um 1935. (Aus: Vinken 2010: 147)

würde man von Gentrification sprechen: »Die Rückgewinnung zentral gelegener Viertel für eine Zahlungskräftige (>gesunde<, >ehrliche<, >bürgerliche<, >wohlstandige<) Klientel [...] war überall in Europa das Hauptziel der sogenannten Elendsviertelsanierung. «Im NS-Staat erhielt dies zudem eine rassistische, »biopolitische Aufladung« (Vinken 2010, S. 148 f.).

Beim »Stadtbild« ging es nicht um einzelne Gebäude, sondern um einen Gesamteindruck, der, so der NS-Kunstpropagandist Wilhelm Pinder 1933 in einer programmatischen Rede, »Volkstumsausdruck« sein sollte, »die Wiederherstellung einer Tradition« (Fischli 2012, S. 172). Die historisch gewachsene bauliche Realität solcher Quartiere zeigte sich als hochverdichtet und in den Jahrhunderten immer wieder überbaut, »chaotisch«. Bei der Produktion der erwünschten »Stadt-bilder« wurde daher zu radikalen Maßnahmen gegriffen: Zur »Auskernung«, dem Abriss also vor allem der Hofbauten, aber auch anderer das Bild störender, auch mittelalterlicher, Gebäude; zur »Entschandlung«, einer radikalen Modernisierung nach hygienischen und baupolizeilichen Gesichtspunkten und einer »ästhetischen Homogenisierung« (Vinken 2010, S. 140), und schließlich

zur »*Purifizierung*«, zur Entfernung von historischen Schmuckelementen des 19. Jahrhunderts, wenn auch auf spezielle Weise. So verwandelte etwa Paul Schmittthener das ursprünglich gotische und in den 1880er Jahren im Stil der Neorenaissance umgebaute Hechinger Rathaus in »*einen Heimatstilbau in Formen der ›Stuttgarter Schule‹*« (Fischli 2012, S. 172).

Bereits bei diesen Stadtbildproduktionen handelt es sich um Stillstellungen von Geschichte zugunsten einer ›Tradition‹, eines ›Volkstums‹ und seiner ›ewigen Werte‹, um architektonische Deckerinnerungen also, die alles ›Fremde‹ und Unerwünschte vergessen machen soll.

Umgesetzt wurde dies ab 1933 systematisch vor allem in Hamburg, Kassel oder Köln (Vinken 2010, S. 82), aber ebenso in Frankfurt am Main: »*Nach 1933 wurde die ›Altstadtgesundung‹ von den Nazis angegangen, ausdrücklich mit ›Axt und Beil‹ propagiert. Anstelle einer defensiven Hygienepolitik zog nun ein ›offensiver Biologismus‹ [...] durch die Altstadtgassen.*« (Thomas 2018, S. 32) Konträr zu dieser historischen Realität steht aktuell wieder die Betonung des Gewachsenen und des Authentischen von Altstädten. So heißt es beim Frankfurter Stadtplanungsamt: »*In Jahrhunderten war hier ein Quartier gewachsen, das sich durch vielfältige Nutzung, hohe Gebäudedichte, gestalterische Qualität, enge Gassen, intime Plätze und Höfe auszeichnete. Bis zur Vernichtung im Zweiten Weltkrieg hatten sich die mittelalterlichen Strukturen und Parzellen [...] erhalten.*« (Stadtplanungsamt Frankfurt am Main 2015) Und das Informationsblatt der Frankfurter DomRömer GmbH behauptet, man habe es mit der Wiederverkehr eine »*authentischen Viertels*« zu tun (DomRömer Zeitung Dezember 2017, S. 3). Was hier im Herbst 2018 als Wiederaufbau gefeiert wurde, lässt sich vielmehr als Deckerinnerung auf Basis einer Deckerinnerung auffassen.

Auf 7000 Quadratmetern sind 35 Gebäude entstanden. Davon werden 15 als Rekonstruktionen vorgestellt. Das sind unter anderen die »*Goldene Waage*« mit einer Renaissance-Fachwerkfassade, das »*Neue Rote Haus*«, dessen Original auf das 14. Jahrhundert zurückgeht und vor allem die Häuser in der Gasse »*Hinter dem Lämmchen*« und am »*Hühnermarkt*« (vgl. Abb. 2): Hier vor allem das Haus »*Zur Flechte*« mit einer Barockfassade im Bauzustand von 1944 und das Haus »*Esslinger*«, dessen Original aus dem 14. Jahrhundert stammte und als Wohnhaus von Goethes Tante Johanna Maria Melber eine spätbarocke Fassade aufwies. Die restlichen Bauten sind Neuentwürfe – inklusive eines U-Bahn-Ausgangs (vgl. Abb. 3) –, die sich ins Bild der neuen Altstadt einpassen sollen (DomRömer 2018). Wie wenig allerdings dieses neue Quartier auf die Goethezeit oder die frühe Neuzeit zurückgeht, sondern vielmehr auf



Abb. 2 Erinnerungsfassaden: Neu gebauter Hühnermarkt, Frankfurt am Main, Oktober 2018. (Foto: Termeer)

die Kahlschlagsanierungen ab 1933, lässt sich selbst der Quartiersübersicht der DomRömer GmbH entnehmen, die Umbauten der Altstadt um 1935 zumindest andeutet. Bei der Rekonstruktion des Hauses Braubachstraße 21 wurde dann auch eine überlebensgroße Winzerskulptur von 1935 berücksichtigt (vgl. ebd.).

Nun informierte das Deutsche Architektur Museum (DAM) zwar ausgiebig darüber, wie das Bild der 1944 zerstörten Altstadt auf Basis von autoritär-konservativen Doktrinen und ihrer Realisierung im NS-Staat entstanden ist;⁴ allerdings trifft das auf ein Problem, auf das Petra Muckel (1996, S. 104) verweist:

⁴*Die immer neue Altstadt – Bauen zwischen Dom und Römer*. Ausstellung des DAM Frankfurt am Main, 22. September 2018–10. März 2019.



Abb. 3 Monumentale Anpassungsarchitektur: U-Bahn-Station an der Goldenen Waage, Oktober 2018. (Foto: Termeer)

»Wenn Geschichte durch Orte vermittelt wird, geschieht etwas anderes, eine andere Erinnerungsform, als wenn sie durch Dokumente vermittelt wird. An einem Ort werden offensichtlich alle Sinne angesprochen; der ganze Mensch in seiner Körperlichkeit ist in einen Raum gestellt, kann und wird sich dort bewegen und mit allen Sinneskanälen Wahrnehmungen machen.«

Diesen sinnlichen Wahrnehmungen kann sich der Raum durchaus überwältigend darstellen, wobei es dann unerheblich scheint, ob es sich um Erinnerungsfassaden

handelt, oder nicht, ob das ›über Jahrhunderte Gewachsene‹ nun aus einem Guss neu entstanden ist, oder nicht.

Körperlichkeiten der Raumempfindungen lassen sich desgleichen imaginieren und zu Phantasmen des Erinnerns steigern.

3 Fassaden und Phantasmen des Erinnerns: Wundheilung, Katastrophenerlösung, Identitätsbildung

»Die unvollkommene historische Mitte kann [...] geheilt werden. [...] Von dem Phantomschmerz des verlorenen Schlosses. Darunter leidet die Stadt seit 1950. Das ist wie bei einem Beinamputierten, der im Kopf immer noch das verlorene Bein spürt. So ist es auch in Berlin. Die große Leere, die Einöde in der Stadtmitte ist für jeden schmerzhaft sichtbar, gleich, ob er nun für den Wiederaufbau des Schlosses ist oder nicht.«

Das sagt Wilhelm von Boddien, Geschäftsführer des Fördervereins Berliner Schloss, vor einigen Jahren in einem Interview zur Heilung der »verwundete[n] Mitte« Berlins (Berliner Extrablatt, Februar 2011, S. 2).

Der »Phantomschmerz« erscheint hier als besonders drastische Weise sozialer Erinnerung, vorgeblich gefühlt von einer kompletten Stadtgesellschaft. Boddien's Erzählung – sie steht stellvertretend für die Erzählungen aller Befürworterinnen und Befürworter des Schlosses, wie etwa die Gesellschaft Historisches Berlin oder Publizistinnen und Publizisten wie Joachim Fest und Wolf Jobst Siedler – läuft auf etwas heraus, was Muckel (1996, S. 102) ein Ausradiieren der »Geschichte eines Ortes« durch »ein Bewertung von Vergangenheit und Gegenwart« nennt. Ausradiert werden damit konträre kollektive Erinnerungen: etwa an den Palast der Republik als Denkmal der SED-Diktatur, an die ZwischenPalastNutzung 2003/2004 oder an Ideen zu alternativen Nutzungen des Ortes. Ausradiert werden mit der ›Wiederherstellung‹ der ›historischen Mitte‹ als Fixpunkt Berlins aber auch plurale Erfahrungen und Erinnerungen innerhalb der Stadtgesellschaft seit 1950. »So erzählt«, kommentiert Beate Binder (2009, S. 171), »gerinnt die Geschichte Berlins zu einem Plot, als dessen einziger Akteur die Staatsmacht auftritt – zum Schweigen gebracht werden Interessenkonflikte, Herrschaftsinteressen oder differente Erfahrungswelten«. Und das immer wieder mittels Erinnerungsphantasmen wie Amputationen oder Wunden oder apodiktischen Feststellungen, die von der SED verantwortete »Sprengung des Berliner Schlosses im Herbst 1950« habe »die Katastrophe« seiner schweren

Beschädigung im Zweiten Weltkrieg vollendet (Staatliche Museen zu Berlin 2017).

Die Metapher des Ausradierens lässt sich weiterdenken. Sie verweist darauf, »die Materialität der Stadt als ›Text‹ zu lesen« (Binder, J. 2015, S. 55). Um den »Wechselwirkung[en] von Materialität und Gedächtnis« auf die Spur zu kommen, betrachtet Julia Binder die »Stadt als Palimpsest«, also wie »ein mehrfach beschriebenes Papyrus« mit »seiner mehrschichtigen Struktur von Textspuren«, seinen Auskratzen, Löschungen und Überschreibungen, seinen zeitlichen und örtlichen Überlagerungen und Widersprüchlichkeiten, seinem Nebeneinander. Mit dem Raumtheoretiker Henri Lefebvre betont sie die »große Diskrepanz zwischen denjenigen, die Bedeutungen in Orte einschreiben und denjenigen, die sie nutzen«. Wer was einschreiben, erhalten oder löschen kann entsteht in sozial-räumlichen Machtkonstellationen. (ebd., S. 57 ff.). Bestehende heterogene Erinnerungsräume können so auch durch Überschreiben in homogene gewandelt werden, etwa durch architektonische ›Wundheilungen‹.⁵

Das ›Heilen von Wunden‹ ist eine zentrale Begründung für die Neubauten von Altstadtensembles oder Solitärgebäuden. Michael Guntersdorf, Geschäftsführer der Frankfurter DomRömer GmbH, betont in einem Interview mit seiner PR-Abteilung, der Bau des funktionalistischen Technischen Rathauses aus Sichtbeton von 1974 sei eine »wenn auch damals zeitgemäße, [...] städtebauliche Fehlentwicklung« gewesen. Diese durch Abriss und neue Altstadt »jetzt mit ›heilen‹ zu dürfen, ist für mich eine Auszeichnung« (DomRömer 2016).

Nicht nur der Bombenkrieg also, sondern auch die Moderne hat in dieser Perspektive Wunden in die Städte geschlagen, die durch den Neubau des Alten geheilt werden müssen; auch die Moderne ist eine Katastrophe, die weder Identität stifte, noch Heimat biete. Gesundheit biete nur die Tradition. So postuliert der bundesweite Verein »StadtBild Deutschland« den Einsatz für »traditionelle Architektur« und ihre »Schönheit« gegen eine bislang dominante Architekturmoderne »in unseren Städten«, die es »nie geschafft« habe, »die Wirkung auf uns zu erzielen, die kleinteilige Altstädte und prachtvolle Altbaufassaden auf uns ausüben« (StadtBild Deutschland 2018a). Das Ziel sei daher »ein harmonischer

⁵Allerdings bleibt das Verhältnis stets prekär, da Räume ja genutzt werden und diese Nutzungen konträr zur Intention ihrer Produzentinnen und Produzenten stehen können.

Städtebau«, in dem »*sich die Menschen wohl fühlen*« und der, auch durch Rekonstruktionen, »*unseren Städten ihre im Krieg verloren gegangene Schönheit und Individualität*« zurückgebe (StadtBild Deutschland 2018b). In gleicher Weise soll auch das Berliner Schloss einen »*Kontrapunkt zu den massenhaft entstandenen, modernen Quartieren der Mitte der Stadt*« setzen. »*Berlin wird dadurch nun auch architektonisch wieder eine aufregende Stadt. [...] Das Schloss wird die Bürger mit dem Wiederaufbau der Stadt versöhnen, findet doch jeder nun seine bauliche Heimat im alt-neuen Berlin*« (Boddien 2013).

Wir, uns, die Bürger: Erinnerungspolitik ist zugleich auch Identitätspolitik. So betont Christoph Mäckler, Mitglied des Gestaltungsbeirats der Frankfurter Altstadt, »*die Gesellschaft braucht Wurzeln [...], um sich definieren zu können*« (DomRömer Zeitung 2018, S. 6). Ähnlich wird bezüglich der Rekonstruktion des Goldkreuzes auf der Berliner Schlosskuppel argumentiert, obwohl das Humboldt Forum als säkulares Museum religiöse und kulturelle Vielfalt repräsentieren soll. Wilhelm von Boddien erklärt das Christentum zur Wurzel »*unserer Herkunft*«, der »*abendländischen Kultur*« und »*der Bundesrepublik Deutschland*« (Berliner Extrablatt 2017, S. 40). Mit der Wurzel-Metapher als Naturalisierung beziehungsweise Kulturalisierung sozialer Identitätskonstruktionen (vgl. Termeer 2016) kommt dann ein besonderer »Erinnerungsspeicher« ins Spiel, der via »Herkunft« in »Wir« und »die Anderen« unterteilt. In diesem Sinn hatte die Gesellschaft zum Wiederaufbau des Stadtschlusses schon 2001 die überragende Wichtigkeit des Baus als »*Wahrzeichen [...] für das Zugehörigkeits- und Heimatgefühl der Bürger und für die Attraktivität für Besucher und Zuwanderer*« bezeichnet (zit. n. Binder, B. 2009, S. 280). In diesem Zusammenhang erfährt die Dialektik von Erinnern und Vergessen eine weitere Dimension. Sandrine Micossé-Aikins (2017) verweist auf die Geschichte des deutschen Kolonialismus und seine enge Bindung an die Hohenzollern und deren Berliner Stadtschloss. So war der große Kurfürst Friedrich Wilhelm Gründer der brandenburgisch-afrikanischen Compagnie und der Kolonie Großfriedrichsburg (1683–1717). In Princess Town im heutigen Ghana erinnert noch eine Festung daran, dass von dort rund »*19.000 Menschen in die Versklavung oder den Tod geschickt wurden*«, während zeitgleich am Berliner Schloss mit großem Aufwand »*jene barocke Fassade entstand, die nun wiederhergestellt werden soll*«. Und 1904 wurde unter Kaiser Wilhelm II. der Genozid an Herero und Nama begangen (ebd., S. 126). Diese Wechselwirkungen von Materialität und Gedächtnis (Julia Binder) kommen im offiziellen Schlossdiskurs nicht vor. Micossé-Aikins (2017, S. 131 f.) fordert dann auch »*gerade angesichts der ausgeprägten Randständigkeit von Kolonialgeschichte im kollektiven deutschen Bewusstsein*

[...] *dekoloniale Erinnerungsräume*«, die das Humboldt Forum schon wegen seiner Einhausung nicht bieten könne.

Wohlfühlen, Versöhnen, Schönheit, Heimat: Wie eingangs schon angedeutet, werden in diesen Statements homogene Gemeinschaften mit homogener ›Herkunft‹, homogenen Identitätsvorstellungen, Schönheitsempfindungen und nicht zuletzt homogenen Erinnerungen konstruiert. Erinnerungen aber, so Maurice Halbwachs,

»werden mir [...] von außen ins Gedächtnis gerufen, und die Gruppen, denen ich angehöre bieten mir in jedem Augenblick die Mittel, sie zu rekonstruieren [...]. Es würde in diesem Sinne ein kollektives Gedächtnis und einen gesellschaftlichen Rahmen des Gedächtnisses geben, und unser individuelles Denken wäre in dem Maße fähig sich zu erinnern, wie es sich innerhalb dieses Bezugsrahmens hält und an diesem Gedächtnis partizipiert« (Halbwachs 1985, S. 20).

Das kollektive Gedächtnis lässt sich also als soziale (Re-)Konstruktion zeigen, die abhängig ist von jeweils in der Gegenwart existierenden *Rahmen*, und damit auch von gruppenspezifischen oder klassenspezifischen Perspektiven, hier vor allem aber von sozial hegemonialen Perspektiven. Wie diese sich äußern, lässt sich noch einmal am Beispiel der neuen Frankfurter Altstadt entfalten.

»Wir geben der Stadt ein Stück Herz und Seele zurück. [...] Nehmen Sie die Altstadt in Besitz – sie gehört Ihnen!«

Das sagt der Frankfurter Oberbürgermeister Peter Feldmann (SPD) Ende September 2018 bei der Eröffnung (zit. n. Göpfert 2018). Eingerahmt wird seine Rede von Fanfaren, die vom Hollywood-Komponisten John Williams (*Star Wars*) stammen und einer Schweigeminute für die Opfer der Bombenangriffe auf Frankfurt im Zweiten Weltkrieg, also zwischen aktuellem Event und einer bestimmten Form der Erinnerungspolitik. Erneut wird eine homogene städtische Erinnerungsgemeinschaft angerufen, diese Konstruktion allerdings zugleich dementiert: Es sind nicht unbedingt ›die‹ Frankfurterinnen und Frankfurter, die die Altstadt in Besitz nehmen werden. So sollte das Areal schon für 2018 zusätzliche zwei Millionen Touristinnen und Touristen anlocken. Zugleich sind hier 80 Wohnungen entstanden, die ausschließlich das Luxussegment bedienen (vgl. ebd.). Mit Loretta Lees (2003) kann man daher von Super-Gentrification sprechen, einer zusätzlichen Aufwertung inmitten einer Innenstadt, in der sich schon Mittelschichtsangehörige die Mieten nicht mehr leisten können. Allemal interessant

ist die historische Analogie zur Gentrification bei den Altstadtansanierungen in den 1930er Jahren (s. o.).

Innerhalb der unternehmerischen Städte des gegenwärtigen Kapitalismus dienen ›Geschichte‹ und ›soziales Gedächtnis‹ auch der Produktion von Marketinglandschaften für die Bedürfnisse prosperierender Mittelschichten nach ungestörtem Konsum in anregenden urbanen Räumen. Ästhetische Komponenten wie ›malerische‹ Gassen oder Solitärbauten in der ›gewachsenen europäischen Stadt‹ – und sei es als neugebaute Kulisse – gelten hier als *unique selling points*. In diesem Sinn ging es zwischen 2008 und 2011 innerhalb des europäischen Netzwerks *Heritage as Opportunity (HerO)* darum, die »Altstadt als Marke« zu entwickeln, mit der »[k]ulturelles Erbe [...] kapitalisiert werden soll« (Hauer 2011, S. 213 f.). Geschichte materialisiert sich so einerseits als Unterhaltungspark auch für die Massen (vgl. Groebner 2018), andererseits dient sie innerhalb einer *Bereicherungsökonomie* zunehmend als neue veredelnde Ressource für Hochpreisiges (vgl. Boltanski und Esquerre 2018).

Der Frankfurter Oberbürgermeister betreibt Erinnerungs- und Identitätspolitik (Herz und Seele zurückgeben) als Stadtmarketing. Zugleich läuft genau hier die Geste des Zurückgebens ins Leere. Die Altstadtrekonstruktionen erfolgten anhand von »schwarz-weißen Fotografien« (DomRömer o. J.) und sind damit bezüglich einer erlebten Geschichte letztlich beliebig. Ins Leere läuft auch der behauptete sozial einheitliche Blick auf die Schönheit des Neugebauten und seines verschwundenen Originals. Die Analysen von Pierre Bourdieu, Stuart Hall oder Martina Löw haben gezeigt, dass Schönheitswahrnehmungen klassenbeziehungsweise schichtenspezifisch unterschiedlich sind. Der behauptete einheitliche Blick erweist sich demnach als Blick einer dominanten Gruppe (vgl. Termeer 2010a, S. 202 f.). Sie setzt auch den Rahmen des Gedächtnisses.

Zu dieser dominanten Gruppe zählen bekanntlich Lobbyorganisationen wie »StadtBild Deutschland« und »Pro Altstadt Frankfurt«. Ihre Definitionen, welche Stadtbilder es Wert sind erinnert, bewahrt oder gebaut zu werden, entstammen unterschiedlichen, durchaus auch gegensätzlichen Einflüssen: dem in den 1980er Jahren in den USA entstandenen *New Urbanism* (vgl. Vinken 2016, S. 21), einer heute transformierten, ursprünglich linken Funktionalismuskritik der 1960er/70er Jahre und Werken, wie Alexander Mitscherlichs 1965 publizierten *Unwirtlichkeit unserer Städte*. Ebenso aber wird immer wieder der Bezug zu den Doktrinen des Heimatschutzes deutlich.

»Wer von Volk und Heimat reden will, kann von Architektur [...] nicht schweigen. [...] Eine menschliche Architektur möchte ihre Verwurzelung mit der Erde wieder sichtbar machen.« Das schreibt Claus Wolfschlag 1995 in dem NPD-nahen Sammelband *Opposition für Deutschland* (zit. n. Trübey 2018). 2007 ruft

Wolfschlag in der rechtsextremen Zeitschrift *Neue Ordnung* »zum Ende des ›Schuldkultes‹ mit Hilfe einer ›Wiedergewinnung des historischen Bauerbes‹ auf« (ebd.). Kurz zuvor, im September 2005 erarbeitet er einen Antrag für das rechte »Bürgerbündnis für Frankfurt« (BFF) zum Neubau der Altstadt, das vom BFF-Fraktionschef Wolfgang Hübner ins Stadtparlament eingebracht wird.

Der Architekturtheoretiker Stephan Trüby hat im April 2018 in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* in aller Deutlichkeit auf diese Zusammenhänge verwiesen:

»Die Rekonstruktionsarchitektur entwickelt sich in Deutschland derzeit zu einem Schlüsselmedium der autoritären, völkischen, geschichtsrevisionistischen Rechten [...], die mit Hilfe eines scheinbar nur ästhetischen Diskurses zunehmend politische Terraingewinne im lokalstolzen, kulturell interessierten, aber teils eben auch politisch naiven Kulturbürgertum verbuchen können.« (Ebd.)

Im Frankfurter Altstadtiskurs gilt die Rolle des BFF als eher unerheblich, weil zeitgleich auch das CDU-Mitglied Dominik Mangelmann die Rekonstruktionsidee gehabt habe und später auch CDU und Grüne für die neue Altstadt votierten. Zugleich ist der Verein »Pro Altstadt« selbstverständliches Mitglied der Wiederaufbaukoalition. Laut eigener Homepage wurde der Verein im September 2006 von »den beiden Vätern der Wiederaufbau-Initiative Wolfgang Hübner und Claus Wolfschlag« gegründet (Pro Altstadt Frankfurt 2018b). Auch die aktuelle 1. Vorsitzende Cornelia Bensinger ist BFF-Funktionärin.

Die Entstehung des Vor-Bilds der neuen Frankfurter Altstadt ab 1933 wird bei »Pro Altstadt« nur vage angedeutet. So ist von »umfassenden Sanierungsmaßnahmen« seit den 1920er Jahren die Rede und von einem »größenteils frische[n], renovierte[n] Erscheinungsbild« in den 30ern (Pro Altstadt Frankfurt 2018a). Dann aber wird der Verein deutlich:

»Diese Bemühungen beendete vor allem der schwere britische Bombenangriff vom 22. März 1944. Aus 816 Flugzeugen wurden innerhalb einer knappen Stunde 500 Luftminen, 3.000 schwere Sprengbomben und 1,2 Millionen Brandbomben über dem Stadtkern Frankfurts abgeworfen. Nur Bruchstücke der größten gotischen Altstadt in Deutschland überstanden den Feuersturm.« (Ebd.)

Der Bombenangriff erscheint hier völlig herausgelöst aus dem Kontext des Nationalsozialismus. Die Schuldfrage steht nicht zur Debatte. Stattdessen geht es um deutsche Opfer und ihre gotische Altstadt. Deren Wiederaufbau wird dann zu einer Erlösung von der jüngsten Geschichte.

Sigrid Weigel hat schon vor 20 Jahren von einer »Normalisierung« des »deutschen Gedächtnisdiskurses« gesprochen: »Hatte die Erinnerung an den Krieg nach '45 bei den Deutschen immer schon die Funktion der Deckerinnerung im Hinblick auf die Shoa«, so sei »nach der Wende [...] im nationalen gedenkpolitischen Diskurs der Deutschen« unter Einbeziehung des Ersten Weltkriegs das Kontinuum »einer normalen Opfer- und Katastrophengeschichte [...] etabliert« worden. In diesem »Kontinuum der Katastrophe« werde »zugleich die zentrale Katastrophe der ›Endlösung‹ ausgeblendet« (Weigel 1996, S. 261 f.). Dass mit der Eröffnung der neuen Altstadt auch Stolpersteine verlegt wurden, kollidiert dann aber mit diesem normalisierten Gedächtnisdiskurs, zumal dann, wenn sich dieser Diskurs mit völkischen Positionen verbindet.

In der akribischen Aufzählung der besonders großen Zahl an Bomben und Minen durch »Pro Altstadt« wird ebenso eine gewisse Angstlust, ein Katastrophenstolz deutlich. Beides lässt sich auch in Zeitzeugenberichten im Nachkriegsdeutschland und in späteren populären Trümmer- und Wiederaufbau-erzählungen wiederfinden, so auch am Beispiel Münsters. In solchen peniblen Aufzählungen und Registrierungen, aber auch in wiederholten, nur abstrakten oder summarischen Formulierungen – »Grauen«, »Inferno«, »Feuerhölle«, »Feuersturm« – lässt sich eine erste Stufe der Derealisierung des Schreckens erkennen (vgl. Termeer 2010a, S. 324 f.). »Pro Altstadt« nimmt diesen Faden wieder auf, wenn auch unter ganz anderen historisch-sozialen Bedingungen.

Während mit der Frankfurter Altstadt etwas gebaut wurde, an dessen Vorbild sich kaum noch jemand persönlich erinnern dürfte, war das beim 1943 weitgehend zerstörten Münsteraner Prinzipalmarkt anders. Hier gab es nach 1945 diese Erinnerungen noch. Allerdings führte das zur Errichtung weitgehend veränderter Giebefassaden. Dass diese architektonische Deckerinnerung bis heute funktioniert, belegen zwei relativ neue Darstellungen. Zum einen heißt es aktuell beim Stadtmarketingverbund »Historic Highlights of Germany«, verbunden mit der Charakterisierung »Enchantingly old«: »On the Prinzipalmarkt (Principal Market) you will find out immediately why Münster is a member of the Historic Highlights of Germany.« (Historic Germany o. J.) Zum anderen schreibt der schon erwähnte Schriftsteller Burkhard Spinnen 2006 im Reisemagazin *Merian*:

»Tatsächlich sind die Bürgerhäuser um den Prinzipalmarkt, sowie Dom, Schloss und Kirchen gewissenhafte Rekonstruktionen. Mit Absicht hat man auch an der alten Struktur der Stadt festgehalten [...]. Damals, Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre, wurde das vielfach als falscher Historismus kritisiert. [...] Heute profitiert es davon, seine Identität über die Katastrophe des Nazismus und der Kriegszeit hinweg bewahrt zu haben.« (Spinnen 2006)

Das hat (fast) nichts mit der historischen Realität zu tun, gibt aber populäre Münsteraner Mythen wieder. Anders, als beim Barockschloss und vielen Kirchen gibt es am Prinzipalmarkt keine »gewissenhaften Rekonstruktionen«. Ebenso wenig lässt sich die behauptete Frontstellung zwischen Münsteraner »Identität« und »Nazismus« halten. Zwar war Münster vor und nach 1933 keine Hochburg der NSDAP, wohl aber eine des katholisch- und national-konservativen Milieus, das sich größtenteils durch einen heimatbewegten und ressentimentgeladenen Antimodernismus auszeichnete (vgl. Termeer 2010a, S. 220). Zugleich war selbstverständlich auch der »Nazismus« Bestandteil dieser Stadtgesellschaft. Nach 1945 aber dominiert die Erzählung einer strikt katholisch-widerständigen Stadt, personifiziert durch den zum »Löwen von Münster« allegorisierten Bischof Clemens August von Galen, der dann ebenso für »westfälisch-trotziges Beharren« gegen das »Schicksal« der Kriegszerstörungen steht. Und diese Version der Geschichte soll auch der wiedererrichtete Prinzipalmarkt stützen.

Tatsächlich war der für den Wiederaufbau zuständige Leiter des Baupflegeamtes Edmund Scharf von 1939 bis 1961 kontinuierlich im Amt. Bereits 1944 legte er Pläne für den Wiederaufbau Münsters inklusive eines NS-Gauforums vor. Diese Pläne wurden – abzüglich des Gauforums – ab 1946 kaum verändert umgesetzt. Scharf war von 1949 bis 1956 auch Chef des Stadtplanungsamtes und hatte großen Einfluss auf die Gestaltung des Prinzipalmarktes (vgl. Durth und Gutschow 1988, S. 947; Rosinski 1987, S. 23).

Dieses Altstadtensemble entstand ab 1948 als »historisch« anmutender Neubau (ohne Spuren der realen Geschichte), als Inszenierung einer bruchlos-»heilen« Geschichte, die die Neuerfindung einer von Schuld unbelasteten Vergangenheit mit einer »besseren« nahen Zukunft verbinden sollte. Dabei gelingt es dem bis heute einflussreichen Verein der Kaufmannschaft sein eigenes Repräsentationsanliegen zum kollektiven zu erklären.

Auch das historische Rathaus in Münster (vgl. Abb. 4) ist ein kompletter Neubau (1950–1958). Es ist auch keine Rekonstruktion des gotischen Giebelbaus (ursprünglich um 1350), sondern eine »freie Kopie« (Stadt Münster 1980, S. 38). Dabei wurde bewusst – trotz gegenteiliger Auflagen des damaligen Regierungspräsidenten – auf noch vorhandene Bausubstanz verzichtet. Die Rathaus-Ruine, das zeigen Fotos von 1948, besteht noch aus den Umfassungsmauern des Erdgeschosses, dem kompletten Arkadengang inklusive des historischen Bildprogramms in der Kapitellzone, sowie dem Maßwerk der äußeren Saalfenster und vier von fünf Heiligenskulpturen von 1646 im ersten Obergeschoss. Sie wurden abgerissen und lagen ebenso Jahre lang auf dem Schutt, wie Teile von anderen Prinzipalmarkthäusern (vgl. Rosinski 1987, S. 173 ff. und 94; Stadt Münster



Abb. 4 Inszenierung einer bruchlos heilen Geschichte: Münsteraner Rathaus (rechts), Oktober 2018. (Foto: Termeer)

1980, S. 74). »Dem fortschreitenden Verlust an halb erhalten gebliebenen Giebeln sieht die Stadt tatenlos zu«, das entspricht dem Programm der Bauverwaltung (Durth und Gutschow 1988, S. 958). Das hat wenig mit fehlenden Geldern zu tun. Deutlich wird ein offener Wille zur Negation der Geschichte, der sich systematisch nachverfolgen lässt.

Die Deckerinnerung wird gespeist aus zwei sich wechselseitig durchdringenden Momenten: Zum einen durch ein ›Entrücken‹ des Ortes aus der jüngsten Geschichte und der Gegenwart. Dazu werden die für Nordwestdeutschland eigentlich untypischen, atmosphärisch effektvollen Arkadengänge ebenso erhalten, wie die ›mittelalterliche‹ Raumwirkung, erzeugt durch den Grundriss, die Bodenwelle, die Parzellengrenzen (allerdings oft nur äußerlich) und die Baufluchten (vgl. Durth und Gutschow 1988, S. 962). Zum anderen entsteht in diesem Raum ein architektonischer ›Abwehr-Block‹ gegen die (jüngste) Geschichte. Verändert gegenüber dem Vorkriegsbild wird vor allem die Giebel-Silhouette aber



Abb. 5 Architekturensemble wie aus einem Guss. Prinzipalmarkt, Oktober 2018. (Foto: Termeer)

auch die Anzahl und Höhe der Arkaden-Bögen (Gutschow und Stierner 1982, S. 182 f.). Der Original-Prinzipalmarkt zeichnete sich durch eine architektonische Vielfalt seit dem Mittelalter aus. Nun entsteht ein »*Architekturensemble wie aus einem Guß*« (vgl. Abb. 5), erzeugt durch eine strikte Homogenisierung von Gebäude- und Geschosshöhen, Fenstern und Giebelformen sowie einer Reduzierung der Fassadendekorationen. Zurückgegriffen wird dabei auf »*allgemein bekannte Schmuckformen*«, die Tradition und Vornehmheit assoziieren sollen, meist aber auch eine glatte, blockartige »Dauerhaftigkeit«, die sich am architektonischen Konservativismus des frühen 20. Jahrhunderts orientiert (Rosinski 1987, S. 26 ff.).

Der neu gebaute Prinzipalmarkt inszeniert das Ausradieren von Geschichte als ihre Bewahrung. Hinter der Deckerinnerung – das gilt auch ganz praktisch, die Werksteinfassaden sind hier Betonbauten nur vorgeblendet – verschwinden mit der jüngsten Geschichte auch deren Opfer. So erinnert nichts an die »Arisierungen« von Kaufhäusern zwischen 1933 und 1938 in dieser Straße. Verschwunden

aus dem sozialen Gedächtnis sind meist auch Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die während des Krieges Trümmer räumen mussten und zum Teil auch noch nach 1945 als *Displaced Persons* zum Räumen eingesetzt wurden. In den populären Erinnerungen tauchen stattdessen freiwillige oder zwangsverpflichtete »Bürgerräumer« auf (vgl. Termeer 2010a, S. 303 ff.).

4 Zum Abschluss: Warum *liegt* Kaiser Wilhelm in Wesel?

Im sozialen Gedächtnis gilt der Prinzipalmarkt inzwischen als das gelungene Beispiel eines bewahrenden und vergleichsweise humanen Wiederaufbaus, im Gegensatz zu den »Unwirtlichkeiten« vieler anderer, autogerechter Nachkriegsstädte. Darin zeigt sich eine weitere Schicht Deckerinnerung.

Dabei bietet Münster gerade Autos viel Stellplätze. So wird auch der riesige Platz vor dem Barocken Schloss seit Jahrzehnten meist als Parkplatz genutzt. Bis 1942 stand auch hier ein Reitermonument Wilhelm des I. Dann wurde es demontiert, weil die NSDAP eigene Pläne mit dem Areal hatte. Seitdem ist die Skulptur aus der Öffentlichkeit verschwunden.

Zurück hingegen ist der »Kaiser« seit Februar 2018 in Wesel. Die knapp drei Meter hohe Marmorskulptur des stehenden Herrschers stammt von 1907 und wurde 1945 von britischen Truppen vom Sockel gestoßen. Seit Mitte der 1990er drängte ein »Freundeskreis« auf die Rückkehr. 2017 schließlich stimmte die SPD-geführte Stadtverwaltung zu, unter der Bedingung, den beschädigten Wilhelm im Liegen zu präsentieren, damit niemand zu ihm aufschauen muss. Was zunächst wirkt, wie die gelungene Dekonstruktion einer wilhelminischen Kultstätte, hat einen Haken. Die Skulptur liegt in einer klimatisierten Glasvitrine, vor Verwitterung geschützt. Und sie könnte, bei veränderten Mehrheitsverhältnissen, jederzeit auf die Füße gestellt werden (vgl. Schraa 2018). So bleibt die Frage, ob dies wirklich einer angemessenen Erinnerungspolitik entspricht.

Literatur

- Berliner Extrablatt*. 2011. Mitteilungsblatt des Fördervereins Berliner Schloss e. V. Nr. 1, Februar 2011.
- Berliner Extrablatt*. 2017. Neueste und gründliche Informationen zum Bau des Humboldt Forums in der Gestalt des Berliner Schlosses. Nr. 88, September 2017.
- Binder, Beate. 2009. *Streitfall Stadtmitte. Der Berliner Schlossplatz*. Köln: Böhlau.
- Binder, Julia. 2015. *Stadt als Palimpsest. Zur Wechselwirkung von Materialität und Gedächtnis*. Berlin: Neofelis.
- Boddien, Wilhelm von. 2013. *So weit sind wir jetzt: Das Berliner Schloss – Humboldt Forum – ist im Bau*. <https://berliner-schloss.de/aktuelle-infos/wo-stehen-wir-heute-der-sachstand/>. Zugegriffen: 26. Sept. 2018.
- Boltanski, Luc, und Arnaud Esquerre. 2018. *Bereicherung. Eine Kritik der Ware*. Berlin: Suhrkamp (Orig. Paris 2017).
- DomRömer. 2016. Interview mit Michael Guntersdorf. Eine Altstadt, wie es sie nur in Frankfurt geben kann. <https://www.domroemer.de/im-interview-mit-michael-guntersdorf>. Zugegriffen: 4. Sept. 2018.
- DomRömer. 2018. *Das Quartier. Übersichtskarte*. <https://www.domroemer.de/ubersichtskarte>. Zugegriffen: 3. Nov. 2018.
- DomRömer. O. J. *Die Stadt lebt. Das neue Viertel im Herzen der Stadt*. https://www.domroemer.de/sites/default/files/files/field_download_file/domroemer_info.pdf. Zugegriffen: 10. Sept. 2018.
- DomRömer Zeitung. 2017. *Informationen zum Wiederaufbau der Frankfurter Altstadt*. Ausgabe Dezember.
- DomRömer Zeitung. 2018. *Informationen zum Wiederaufbau der Frankfurter Altstadt*. Ausgabe Mai.
- Durth, Werner, und Niels Gutschow. 1988. *Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940–1950. Erster Band: Konzepte Zweiter Band: Städte*. Braunschweig: Friedrich Vieweg & Sohn.
- Fischli, Melchior. 2012. *Geplante Altstadt. Zürich, 1920–1960*. Zürich: Chronos.
- François, Étienne, und Hagen Schulze, Hrsg. 2001. *Deutsche Erinnerungsorte*, 3 Bde. München: Beck.
- Freud, Sigmund. 1998. *Zur Psychopathologie des Alltagslebens. Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglauben und Irrtum*. Frankfurt a. M.: Fischer (Orig. 1904).
- Göpfert, Claus-Jürgen. 2018. »Wir geben der Stadt ein Stück Herz und Seele zurück.« Wie der Oberbürgermeister die neue Altstadt eröffnet. *Frankfurter Rundschau* vom 29./30. September 2018, D2.
- Groebner, Valentin. 2018. *Retroland. Geschichtstourismus und die Sehnsucht nach dem Authentischen*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Gutschow, Niels, und Regine Stierner. 1982. *Dokumentation Wiederaufbau der Stadt Münster 1945–1961*. Münster: Copenrath.
- Halbwachs, Maurice. 1985. *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (Orig. Paris 1925).
- Hauer, Susanne. 2011. Kulturerbe als Chance. HerO macht historische Stadtlandschaften wettbewerbsfähig. *Forum Stadt. Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung*. 2 (2011): 213–215.

- Historic Germany. O. J. Münster: Enchantingly old, excitingly young. In *Historic Highlights Of Germany. History Up Your Life!* <http://www.historicgermany.travel/historic-cities/muenster>. Zugriffen: 21. Okt. 2018.
- Koelges, Michael. 2012. Heroisches Kaiserdenkmal oder »Faustschlag aus Stein«? Das Deutsche Eck in Koblenz In *Internetportal Rheinische Geschichte*. <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/Epochen-und-Themen/Themen/heroisches-kaiserdenkmal-oder-%2522faustschlag-aus-stein%2522-das-deutsche-eck-in-koblenz/DE-2086/lido/57d129cb4966f6.01154517>. Zugriffen: 29. Aug. 2018.
- Lees, Loretta. 2003. Super-gentrification: The case of brooklyn heights, New York city. *Urban Studies* 40 (12): 2487–2509.
- Micossé-Aikins, Sandrine. 2017. Vorwärts gehen ohne zurückzublicken – Eine kolonialismuskritische aktivistische Perspektive auf das Humboldtforum. In *Decolonize the City!*, Hrsg. Zwischenraum Kollektiv, 121–135. Münster: Unrast.
- Mitscherlich, Alexander, und Margarethe Mitscherlich. 1984. *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*. München: Piper (Orig. 1967).
- Muckel, Petra. 1996. Orte und Erinnerungen. In *Frauen- und Geschlechterforschung. Standortbestimmung und Perspektive. Frauenstudienwoche vom 17.–21. Juni 1996*, Hrsg. Ilse Dröge-Modelmog, Karin Flaake, Heike Fleßner, und Deidre Graydon, 101–106. <http://oops.uni-oldenburg.de/691/1/724.pdf>. Zugriffen: 17. Apr. 2018.
- Nora, Pierre, Hrsg. 1984–1993. *Les Lieux de mémoire*, 7 Bde. Paris: Gallimard.
- Pro Altstadt Frankfurt. 2018a. Zur Geschichte der Frankfurter Altstadt. <http://www.pro-altstadt-frankfurt.de/index.php/geschichte>. Zugriffen: 5. Nov. 2018.
- Pro Altstadt Frankfurt. 2018b. Unser Beitrag zur Neuen Altstadt. <http://www.pro-altstadt-frankfurt.de/index.php/wiederherstellung>. Zugriffen: 5. Nov. 2018.
- Rosinski, Roswitha. 1987. *Der Umgang mit der Geschichte beim Wiederaufbau des Prinzipalmarktes in Münster/Westf. nach dem 2. Weltkrieg*. Bonn: Verlag Dr. Rudolf Habelt.
- Schraa, Rolf. 2018. Mit Dellen der Vergangenheit. Wesel bekommt seinen Kaiser Wilhelm zurück. *Volksstimme* vom 15. Februar 2018. <https://www.volksstimme.de/kulturwelt/wesel-bekommt-seinen-kaiser-wilhelm-zurueck/1518698591000>. Zugriffen: 5. Nov. 2018.
- Spinnen, Burkhard. 2006. In Münster heimisch werden. *Merian – Die Lust am Reisen*. Heft 10/2006: Münster und das Münsterland. <https://www.merian.de/muenster/deutschland/europa/artikel/in-muenster-heimisch-werden>. Zugriffen 22. Okt. 2018.
- Staatliche Museen zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz. 2017. 150 Jahre Kunstgewerbemuseum: Berliner Schatzhäuser. In *Pressespiegel*, Hrsg. Förderverein Berliner Schloss e. V. <https://berliner-schloss.de/blog/pressespiegel/150-jahre-kunstgewerbemuseum-berliner-schatzhaeuser/>. Zugriffen: 25. Okt. 2018.
- StadtBild Deutschland. 2018a. Verein. <https://stadtbild-deutschland.org/verein/>. Zugriffen: 5. Nov. 2018.
- StadtBild Deutschland. 2018b. Leitbild. <https://stadtbild-deutschland.org/anliegen-und-leit-bild/>. Zugriffen: 5. Nov. 2018.
- Stadt Münster. 1980. *Dokumentation Wiederaufbau. Materialsammlung*. Redaktion: Niels Gutschow, Regine Stierner, Stadtplanungsamt = Beiträge zur Stadtforschung, Stadtentwicklung, Stadtplanung, 6/1980.
- Stadtplanungsamt Frankfurt a. M. 2015. Dom-Römer-Areal. Städtebauliche Neuordnung des Dom-Römer-Areals. https://www.stadtplanungsamt-frankfurt.de/dom_roemer_areal_5208.html. Zugriffen: 31. Okt. 2018.

- Termeer, Marcus. 2016. *Menschen mit fremden Wurzeln in hybriden Stadtlandschaften. Versuch über Identität und Urbanität im Postfordismus*. Berlin: Neofelis.
- Termeer, Marcus. 2010a. *Münster als Marke. Die »lebenswerteste Stadt der Welt«, die Ökonomie der Symbole und ihre Vorgeschichte*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Termeer, Marcus. 2010b. Der Münsteraner Prinzipalmarkt 1948ff. – Architektonische Derealisation der NS-Zeit und ökonomisch-kulturelles Gesamtkunstwerk. In *Planungslandschaft 19: Symbolische Orte. Planerische (De-)Konstruktionen*, Hrsg. Uwe Altrock et al., 191–209. Berlin: Altrock.
- Termeer, Marcus. 2009. Gartenstadt als Disziplinar-Raum – Zur politischen Wirkmacht von »Heimatschutz«-Siedlungen. In *Politische Raumtypen. Zur Wirkungsmacht öffentlicher Bau- und Stadtstrukturen im 20. Jahrhundert = Kunst und Politik. Jahrbuch der Guernica-Gesellschaft Nr. 11*, Hrsg. Ernst Seidl, 71–86. Göttingen: v & r unipress.
- Thomas, Christian. 2018. Gegenwart, weiche! Zur Eröffnung des Frankfurter Stadtquartiers eine Promenade durch die seit über hundert Jahren immer neue Altstadt. *Frankfurter Rundschau*, 29./30. September 2018: 32–33.
- Trüby, Stephan. 2018. Wir haben das Haus am rechten Fleck. Die gefeierte neue Frankfurter Altstadt geht auf die Initiative eines Rechtsradikalen zurück. Das ist kein Zufall. *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 8. April 2018: 46.
- Vinken, Gerhard. 2010. *Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau*. Berlin: Deutscher Kunstverlag.
- Vinken, Gerhard. 2016. Im Namen der Altstadt Stadtplanung zwischen Modernisierung und Identitätspolitik: Einführung in eine wechselhafte Geschichte. In *Produkt Altstadt. Historische Stadtzentren in Städtebau und Denkmalpflege*, Hrsg. Carmen M. Enss und Gerhard Vinken, 9–26. Bielefeld: transcript.
- Weigel, Sigrid. 1996. Pathologie und Normalisierung im deutschen Gedächtnisdiskurs. Zur Dialektik von Erinnern und Vergessen. In *Vom Nutzen des Vergessens*, Hrsg. Gary Smith und Hinderk M. Emrich, 241–263. Berlin: Akademie.

Dr. phil. Marcus Termeer, ist Soziologe und freier Autor in Freiburg/Br. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Stadtsoziologie, Raumsoziologie, Kulturosoziologie und gesellschaftliche Naturbeziehungen.

Katastrophenerinnerung im Spannungsfeld zwischen Vergangenheits- und Zukunftsorientierung. Zur Erinnerung der Spanischen Grippe in Deutschschweizer Zeitungen, 1993–2018

Luca Tratschin

1 Einleitung

»Die Pandemie forderte je nach Schätzung weltweit 50 bis 100 Millionen Tote. Damit fielen der Spanischen Grippe vielleicht sogar mehr Menschen zum Opfer als dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg zusammen. In der Schweiz starben 25'000 Menschen. Nie zuvor und auch nicht später in seiner Geschichte wurde das Land innert weniger Monate von einer demographisch derart tiefgreifenden Katastrophe erfasst. Und doch hat die Spanische Grippe kaum Spuren in der Geschichtsschreibung hinterlassen.«¹

Das obige Zitat aus der Neuen Zürcher Zeitung am Sonntag veranschaulicht zwei Topoi, die eng mit der gesellschaftlichen Thematisierung der Spanischen Grippe verbunden sind: Die so genannte *Spanische Grippe*, die die Welt zwischen 1918 und 1920 heimsuchte, wird zum einen oft als tödlichste Episode

¹Imhasly, Patrick. 2018. Die vergessene Katastrophe. NZZ am Sonntag (7. Januar): 45.

L. Tratschin (✉)
Kompetenzzentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung CHESS,
Universität Zürich, Zürich, Schweiz
E-Mail: luca.tratschin@chess.uzh.ch

des 20. Jahrhunderts und zum anderen als eine – paradoxerweise – vergessene Katastrophe beschrieben. Folgt man verschiedenen Kommentatoren, fristete sie im kollektiven Gedächtnis bis in die 1990er Jahre ein Schattendasein unter den Ereignissen des 20. Jahrhunderts (vgl. Caduff 2015, S. 8; Crosby 2003; Hume 2000). Dies wird teilweise darauf zurückgeführt, dass die Katastrophe des ersten Weltkriegs die Spanische Grippe aus dem Katastrophengedächtnis verdrängte. Teilweise wird vermutet, dass die Spanische Grippe sich aufgrund bestimmter Merkmale wie fehlende Täter und fehlende Helden weniger stark in das kollektive Gedächtnis einzuschreiben vermochte. Besonders in den letzten Jahren erlangte die Spanische Grippe allerdings gemäß der Einschätzung von Kommentatoren (z. B. Honigsbaum 2014, S. 3) wieder größere gesellschaftliche Beachtung. Eine Konsultation des Google Books Ngram Viewers² anhand des Stichworts *Spanische Grippe* stützt diese Deutung: Auch wenn die Spanische Grippe ab 1918 phasenweise durchaus intensiver thematisiert wird, nimmt die Sichtbarkeit besonders ab den späten 1990er Jahren rasant zu und erreicht dauerhaft ein Niveau, das sich stark abhebt von früheren Zeiträumen.

Diesen Befund einer zunehmenden Erinnerung der Spanischen Grippe nehme ich in diesem Beitrag als Anlass, um die Frage zu stellen, aus welchen Gründen und wie die Spanische Grippe sich im öffentlichen Katastrophengedächtnis der Schweiz etabliert hat. Worauf lässt sich zurückführen, dass die offenbar zunächst (relativ) vergessene tiefgreifende Katastrophe des 20. Jahrhunderts ab den 1990er Jahren zunehmend erinnert wurde? Welcher Dynamik unterlag die Erinnerung der Spanischen Grippe? Diesen Fragen gehe ich anhand einer Analyse des Erinnerns der Spanischen Grippe in Deutschschweizer Tages- und Sonntagszeitungen im Zeitraum von 1993 bis 2018 nach.

Im nächsten Kap. 2 erarbeite ich hierzu die konzeptuelle Grundlage, die die folgende empirische Analyse instruiert. Zunächst kläre ich hierzu die Begrifflichkeiten des Gedächtnisses und der damit verbundenen Operationen des Erinnerns und Vergessens im Anschluss an sozialphänomenologische und systemtheoretische Überlegungen. In einem weiteren Schritt diskutiere ich dabei unter Rückgriff auf Luhmann die Funktion des Gedächtnisses, für soziale Systeme das Verhältnis zu den beiden Zeithorizonten der Vergangenheit und der Zukunft zu organisieren. Schließlich wird die Bedeutung des massenmedialen

²Siehe <https://books.google.com/ngrams> (zuletzt aufgerufen am: 12.12.2018). Suchwort *Spanische Grippe* im Korpus *German (2009)*. Zeitraum 1900 bis 2008, Glättung=3, case-sensitive.

Gedächtnisses für die Gesellschaft diskutiert. Insbesondere an Luhmann und Esposito anschließend argumentiere ich hierbei, dass die moderne Gesellschaft sich zwar durch eine Pluralität von sozialen Gedächtnissen auszeichnet, dem massenmedialen Gedächtnis aber insofern eine Sonderstellung zukommt, als letzteres für die Gesellschaft (und andere soziale Systeme innerhalb der Gesellschaft) Gedächtnisschemata bereitstellt. Damit kann begründet werden, weshalb es sich für diesen Artikel anbietet, die Erinnerung der Spanischen Grippe im massenmedialen Diskurs zu untersuchen. Dieses Teilargument kann auch als Aufforderung an die Gedächtnisforschung verstanden werden, dem massenmedialen Gedächtnis und damit der Besonderheit massenmedialer Selektion und Thematisierung größeres Gewicht zukommen zu lassen.

Nach der Vorstellung des methodischen Vorgehens und der Leitfragen der Analyse (Kap. 3), wende ich mich in Kap. 4 den empirischen Befunden dieses Artikels zu. Ich stelle dabei insbesondere fest, dass die Erinnerung der Spanischen Grippe sich auf zwei relativ allgemeine Gedächtnisschemata zurückführen lässt: einem erregerzentrierten und einem gesellschaftlich-historischen. Weiterhin komme ich zum Schluss, dass die Spanische Grippe insbesondere anlässlich der ab den späten 1990er Jahren zunehmenden Sorge um die Möglichkeit einer zukünftigen, katastrophalen Grippepandemie vermehrt thematisiert wird. Diese zukunftsorientierte Erinnerung der Spanischen Grippe ist stark verbunden mit dem erregerzentrierten Schema, das die Spanische Grippe besonders anhand ihrer viralen Ursache thematisiert. Erst im Laufe der Zeit wird die Spanische Grippe als historisches Ereignis, das in einer unwiederbringlichen Vergangenheit situiert ist, erinnert. Diese vergangenheitszentrierte Thematisierung beruht im Wesentlichen auf dem gesellschaftlich-historischen Schema und es wird besonders auf die historisch spezifischen Handlungen und Handlungskontexte verwiesen. Die Herausforderung der Katastrophenerinnerung liegt gewissermaßen in der Überbrückung der Differenz von Vergangenheit und Zukunft.³ Diese beiden zeitlichen Horizonte der Erinnerung der Spanischen Grippe sind, wie ich herausarbeite, nicht ohne weiteres kompatibel. Ihr Verhältnis zeichnet sich durch eine Spannung aus. Das massenmediale Katastrophen-gedächtnis der Spanischen Grippe ist durch sich reibende Erinnerungsformen geprägt, die mit der Orientierung an unterschiedlichen zeitlichen Horizonten in Zusammenhang gebracht werden können.

³In ähnlichem Sinne argumentiert Japp (2003, S. 87), dass die Überbrückung von Zeithorizonten ein zentrales Problem von Katastrophenkommunikation darstellt.

2 Gedächtnistheoretische Grundlagen

Die Wurzeln des soziologischen Gedächtniskonzeptes reichen tief in die Vergangenheit der Disziplin und lassen sich auf Beiträge des Durkheim-Schülers Maurice Halbwachs zum kollektiven Gedächtnis und sozialen Bezugsrahmen des Erinnerns zurückführen (vgl. Halbwachs 1966; Dimbath und Heinlein 2014, S. 1). Die Konjunktur des Gedächtniskonzeptes in der deutschsprachigen Sozial- und Kulturwissenschaft beginnt dann aber verhältnismäßig spät. Besondere Sichtbarkeit erhält es in den 1990er Jahren, insbesondere mit den kulturwissenschaftlichen Beiträgen von Jan und Aleida Assmann (vgl. z. B. A. Assmann 1999; J. Assmann 1992). In der Soziologie lassen sich gemäß Oliver Dimbath und Michael Heinlein (2014) gegenwärtig besonders in sozialphänomenologisch informierten Beiträgen und weiterhin in der systemtheoretischen Literatur prominente Bezüge zur Gedächtnisthematik aus der Soziologie identifizieren. Auch wenn sich die sozialphänomenologische Tradition im Anschluss an Schütz und die systemtheoretische Perspektive in vielen Hinsichten unterscheiden, so weisen sie doch einige Gemeinsamkeiten auf. Diese sind allerdings nicht besonders überraschend, wenn man sich vergegenwärtigt, dass das Luhmannsche Werk stark durch die Phänomenologie informiert ist (vgl. Nassehi 2008). Es soll deshalb an dieser Stelle zunächst besonders auf Gemeinsamkeiten und weniger auf Differenzen dieser Perspektiven abgestellt werden, um eine konzeptuelle Grundlage für die anschließende Analyse des Gedächtnisses der Spanischen Gripe zu schaffen.

2.1 Gedächtnis: Schemata, Erinnern und Vergessen

Eine auffällige Gemeinsamkeit der sozialphänomenologischen und der systemtheoretischen Literatur ist, dass beide Gedächtnis als tiefer liegende Struktur verstehen, die Erinnern und Vergessen steuert. Für Soziologinnen und Soziologen der Gegenwart evoziert bereits der Halbwachssche Terminus des Gedächtnisrahmens das später von Gregory Bateson (1985) und Erving Goffman (1980) folgenreich eingeführte Rahmenkonzept. Auch wenn die Konzepte nicht identisch gesetzt werden können, so verweisen sie doch beide auf denselben zugrundeliegenden Sachverhalt, nämlich auf die Typisierung von Sinn (vgl. Dimbath 2013, S. 34). Der Unterschied der Halbwachsschen Gedächtnisrahmen und des Goffmanschen Rahmenkonzepts liegt besonders im Hinblick auf ihre Funktion:

Halbwachs verweist mit seinem Gedächtnisrahmenkonzept auf die Typisierung und Strukturierung von Erinnerungskapazitäten, während Goffmans Rahmenkonzept auf die Typisierung und Strukturierung von (gegenwärtigen) Interaktionssituationen abstellt.

Sowohl die sozialphänomenologische als auch die systemtheoretische Literatur sehen im Gedächtnis nun eine Struktur, die die Mechanismen des Erinnerns und Vergessens steuert. Diese Leistung erbringt es zum einen durch Selektivität: Nicht alles kann erinnert werden, vielmehr muss das meiste vergessen werden. Zum anderen erbringt es diese Leistung durch Generalisierung: Vergangene Ereignisse werden nicht in ihrer gesamten Fülle erinnert, sondern als Typus, als ein Fall von etwas. Dieser Leistung wurden in der Soziologie verschiedene Namen gegeben wie zum Beispiel Rahmen, Typen oder Schemata. Sowohl in der sozialphänomenologischen wie auch der systemtheoretischen Literatur wird auf die rahmende, typisierende oder schematisierende Leistung von Gedächtnis hingewiesen (vgl. Dimbath und Heinlein 2014). Niklas Luhmann hat sich dazu in seiner Diskussion des Konzepts der Schemata explizit geäußert:

»In einem schlecht koordinierten Forschungsgebiet hat er [Begriff der Schemata, LT] auch viele andere Namen, zum Beispiel ›frames‹, ›scripts‹, ›prototypes‹, ›stereotypes‹, ›cognitive maps‹, ›implicit theories‹ – um nur einige zu nennen. Diese Begriffe bezeichnen Sinnkombinationen, die der Gesellschaft und den psychischen Systemen dazu dienen, ein Gedächtnis zu bilden, das fast alle eigenen Operationen vergessen, aber einiges in schematisierter Form doch behalten und wiederverwenden kann« (Luhmann 1997, S. 110 f.).

Wenn man Gedächtnis im Anschluss an Sozialphänomenologie und Systemtheorie als schematisierende Instanz versteht, die Erinnern und Vergessen steuert, hat das eine entscheidende Bedeutung für empirische Zugänge: Das Gedächtnis als Struktur ist empirisch nicht direkt zugänglich. Stattdessen kann man es nur aus der Beobachtung konkreten Erinnerns und Vergessens erschließen, in denen sich die Selektivität und Schematisierungsleistung des Gedächtnisses offenbart. Erinnern und Vergessen sind gewissermaßen die Modi in denen das Gedächtnis operiert (vgl. Sebald und Weyand 2011, S. 174) und die dem soziologischen Beobachter zugänglich sind. Dabei verweisen auch Erinnern und Vergessen aufeinander und sind eng miteinander verschränkt (vgl. Assmann 2016, S. 16): Was vergessen wurde, lässt sich nur durch Kontrast zu anderen Erinnerungen identifizieren. Erinnerungen wiederum heben sich vor dem Hintergrund des Vergessenen hervor.

2.2 Gedächtnis und zeitliche Horizonte

Das Dual von Vergessen und Erinnern verschafft dem Gedächtniskonzept, soweit es oben entwickelt wurde, noch in einer weiteren Hinsicht Kontur: Wenn man das Gedächtnis bloß als Schematisierungsmechanismus oder als Typisierungsinstanz von Sinn fasst, lässt sich das Gedächtniskonzept nur schwer von anderen soziologischen Grundbegriffen wie zum Beispiel dem Wissensvorrat von Peter L. Berger und Thomas Luckmann (2013) in der sozialphänomenologischen Tradition oder dem zentralen Begriff der (Erwartungs-)Struktur in der Systemtheorie abgrenzen (vgl. Luhmann 1984, S. 362 ff.). Begreift man Gedächtnis dagegen als Schema, das die Operationen des Erinnerns und Vergessens dirigiert und damit einen expliziten Vergangenheitsbezug herstellt, gewinnt das Gedächtniskonzept einen präziseren Sinn, der sich von anderen Grundbegriffen der Soziologie abgrenzt. Natürlich verweisen auch grundlegende Konzepte wie Wissensvorrat und Erwartungen auf die Vergangenheit: Man *weiß* etwas, weil man es früher gelernt hat; man *erwartet* etwas, weil diese Erwartung bisher nicht maßgeblich enttäuscht wurde (oder die Erwartung gegen den Enttäuschungsfall immunisiert wurde). Will man aber den Gedächtnisbegriff nicht so weit generalisieren, dass er andere soziologische (und theoriehistorisch prominentere) Konzepte wie die oben genannten in sich auflöst, kann man sagen, dass Gedächtnis eine Struktur ist, die es erlaubt, Vergangenes durch die Modi des Erinnerns und Vergessens zu vergegenwärtigen. Sie klinkt gewissermaßen dann kognitiv oder kommunikativ ein, wenn Vergessen und Erinnern für Beobachter als Operationen manifest oder gar zum Problem werden. In diesem Sinne argumentiert Dariuš Zifonun, wenn er fordert, dass »[v]on *Gedächtnis und Erinnerung* (...) – in soziologischer Perspektive – nur bei solchen Wissensformen die Rede sein [sollte], wo *Handelnde* (oder auch *Gesellschaften*) dem *Gewussten im Wissen reflexiv gegenübertreten und der gewusste Gegenstand als Gestalt geschlossen in der Vergangenheit verortet wird*« (Zifonun 2011, S. 193). In die gleiche Richtung gehen Gerd Sebald und Jan Weyand, wenn sie festlegen: »*Unter sozialen Gedächtnissen im weitesten Sinne verstehen wir das soziale Vermögen, Vergangenes gegenwärtig zu halten beziehungsweise zu machen. Erinnern und Vergessen sind die Modi, in denen sie operieren*« (Sebald und Weyand 2011, S. 174). Es ist hierbei wichtig zu betonen, dass Gedächtnis nicht im Sinne einer Speichermetapher verstanden werden darf. Das Gedächtnis stellt eine Struktur dar, die es erlaubt, Vergangenheitsbezüge in einer Gegenwart zu erzeugen: Das Gedächtnis bewahrt nichts auf (wie ein Speicher), sondern leitet dabei an, eine gegenwärtige Vergangenheit zu erzeugen (vgl. Luhmann 1997, S. 270). Dafür ist – wie Luhmann insistiert – besonders die Fähigkeit, vergessen zu können,

von großer Bedeutung. In einer zunächst kontra-intuitiv klingenden Deutung hat er deshalb darauf verwiesen, dass die Hauptfunktion des Gedächtnisses darin besteht, zu vergessen. Erst die Selektivität und Typisierung, die durch Vergessen geleistet werden kann, erlaubt es zudem, einen »*Gegenstand als Gestalt geschlossen*« (Zifonun 2011, S. 193) in der Vergangenheit zu verorten.

Das Gedächtnis ist ein Mechanismus, der es Individuen und sozialen Systemen insbesondere gestattet, mit Zeit umzugehen: Mit den beiden Operationen des Erinnerns und Vergessens kann in der Gegenwart ein Vergangenheitsbezug hergestellt werden. Gleichzeitig beschränkt sich das Gedächtnis aber nicht auf einen Vergangenheitsbezug. Luhmann hat darauf hingewiesen, dass das Gedächtnis die Differenz der beiden Zeithorizonte der Vergangenheit und der Zukunft verwaltet (Luhmann 1997, S. 581). Das Gedächtnis und die dadurch aktualisierbare gegenwärtige Vergangenheit ist auch der Hintergrund, vor dem Individuen und soziale Systeme in die Zukunft schauen. Freilich determiniert die repräsentierte Vergangenheit nicht, wie man sich zum Beispiel seine biographische Zukunft vorstellt. Allerdings kann man anhand von Erinnerungen Vergleiche mit der gegenwärtigen Situation anstellen und dadurch Erwartungen generieren. Gleichmaßen kann man aus bisherigen beruflichen Erfolgen oder Misserfolgen Trends extrapolieren oder nun alternativ radikale Trendwenden befürchten (oder erhoffen). Das Gedächtnis weist entsprechend nicht bloß einen Vergangenheitsbezug auf, sondern auch einen Zukunftsbezug: »*Es [das Gedächtnis, LT] kontrolliert, von welcher Realität aus das System in die Zukunft blickt*« (Luhmann 1997, S. 581). Dabei stehen Vergangenheit und Zukunftserwartungen nicht in einem Nachordnungsverhältnis. Zukunftserwartungen mögen sich oft aus einer erinnerten Vergangenheit extrapolieren lassen. Dies ist zum Beispiel der Fall bei Methoden des forecasting oder der Trendanalyse: »[F]orecasting assumes that the future will be like the past, trend analysis assumes linearity« (Selin 2008, S. 1888). Gleichmaßen können aber Änderungen in Zukunftserwartungen zu einer Neuausrichtung von Vergessen und Erinnern der Vergangenheit – und damit zu einer angepassten Vergangenheit führen. So haben zum Beispiel Sarah Kaplan und Wanda J. Orlikowski anhand von Strategieprozessen in Organisationen gezeigt, dass neue Interpretationen der Zukunft zu nachträglichen Re-Interpretationen der Vergangenheit – und damit Anpassungen des Vergessens und Erinnerns – führen können (Kaplan und Orlikowski 2013). Wenn das Gedächtnis, wie Luhmann argumentiert, den Blick in die Zukunft steuert, so müsste man vor dem Hintergrund dieser Beobachtung nochmals betonen, dass die Vergangenheit als solche nicht den Blick in die Zukunft bestimmt. Es kann verschiedene Anlässe geben, Gedächtnisschemata anzupassen. Sie mögen in der Gegenwart liegen, wenn zum Beispiel neue Informationen in das Bild der

Vergangenheit eingeordnet werden sollen und Gedächtnisschemata in diesem Zusammenhang reorganisiert werden. Sie können sich aber – so legt zumindest die Untersuchung von Kaplan und Orlikowski nahe – auch aus der antizipierten Zukunft ergeben. Das Gedächtnis ermöglicht in diesem Sinne besonders die Relationierung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und unterstützt die Beobachtung der Identität von Individuen oder sozialen Systemen in der Zeit: Das Gedächtnis gewährleistet, dass erinnerte Vergangenheit mit einer Gegenwart verbunden werden können, und dient als Grundlage für Projektionen in die Zukunft.

2.3 Massenmedien und Gedächtnis

Während die systemtheoretische und die sozialphänomenologische Literatur zu sozialen Gedächtnissen in den Grundzügen auf ähnlichen Annahmen beruhen, so leistet die Systemtheorie mit der Verknüpfung von gedächtnis- und differenzierungstheoretischen Annahmen einen spezifischen Eigenbeitrag an die Gedächtnisliteratur (vgl. Dimbath 2011, S. 143). Die Systemtheorie hat darauf hingewiesen, dass die moderne, funktional differenzierte Gesellschaft über eine Pluralität von Gedächtnissen verfügt: Gesellschaftliche Teilsysteme wie zum Beispiel Politik, Wirtschaft, Wissenschaft oder Kunst bilden demnach je eigene Gedächtnisse aus, die auf den spezifischen Operationsgrundlagen der betreffenden Systeme beruhen (vgl. Luhmann 1997, S. 591). Folgt man der differenzierungstheoretischen Perspektive der Systemtheorie, kann man nicht mehr von *dem* Gedächtnis der modernen Gesellschaft sprechen, sondern man müsste vielmehr von *den* Gedächtnissen der modernen Gesellschaft, die in den einzelnen gesellschaftlichen Teilsystemen ausgebildet werden, sprechen. Da Teilsysteme wie zum Beispiel das Rechtssystem und die Kunst gänzlich unterschiedliche Beobachtungsperspektiven auf die Welt aufspannen, vergessen und erinnern sie auf fundamental andere Weise. Auch in diesem Punkt lässt sich aber wiederum eine Nähe und Tendenz der Konvergenz in Bezug zur sozialphänomenologischen Tradition herausstellen. So schließt zum Beispiel der Beitrag von Sebald und Weyand (2011), der in der sozialphänomenologisch geprägten Tradition verortet werden kann (Dimbath und Heinlein 2014, S. 7), explizit an differenzierungstheoretische Annahmen der Systemtheorie an. Sie halten fest: *»Eine soziologische Theorie sozialer Gedächtnisse muss davon ausgehen, dass in einer funktional differenzierten und kulturell pluralen Gesellschaft an die Stelle einer Großzählung eine Vielzahl von sozialen Gedächtnissen auf unterschiedlichen*

gesellschaftlichen Ebenen und in unterschiedlichen gesellschaftlichen Funktionsbereichen tritt« (Sebald und Weyand 2011, S. 179).

Schließt man sich dieser differenzierungstheoretischen Perspektive an, kann man zum Schluss kommen, dass die moderne Gesellschaft nicht mehr über geteilte Gedächtnisgrundlagen verfügt, sondern in eine Vielzahl, gleichrangig nebeneinanderstehender, letztlich inkompatibler Systemgedächtnisse zerfällt. Gleichwohl lässt sich aus systemtheoretischer Perspektive aber ergänzen, dass sich mit dem System der Massenmedien ein Funktionsbereich der modernen Gesellschaft identifizieren lässt, der diesbezüglich einen Sonderstatus einzunehmen vermag. Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass die Massenmedien – ebenso wie andere gesellschaftliche Teilbereiche – eine eigene Wirklichkeit erzeugen, die sich aus der systemspezifischen binären Codierung und Programmierung ergibt: Sie erzeugen also eine spezifische massenmediale Realität (Luhmann 2004). Gleichzeitig weist Luhmann aber darauf hin, dass dieser massenmedialen Wirklichkeit in der modernen Gesellschaft ein Sonderstatus zukommt, insofern die massenmediale Realität jene ist, an der sich andere gesellschaftliche Beobachter orientieren: Die Massenmedien *»erzeugen eine Beschreibung der Realität, eine Weltkonstruktion, und das ist die Realität, an der die Gesellschaft sich orientiert«* (Luhmann 1997, S. 1102). Insbesondere argumentiert Luhmann, dass in der massenmedialen Kommunikation Schemata (re-)produziert werden, die dann gesellschaftsweit zur Verfügung stehen: *»Massenmedien garantieren mithin, dass solche Schemata zugriffsbereit verfügbar sind, und dies in einem Umfang und in einer Vielfalt, die den Erfordernissen der gesamtgesellschaftlichen Kommunikation entsprechen und neu kombiniert werden«* (Luhmann 1997, S. 1107). Weiter oben habe ich darauf hingewiesen, dass Gedächtnis sich durch Schemata auszeichnet, die die Operationen des Erinnerns und Vergessens anleiten. Wenn die Massenmedien die privilegierte gesellschaftliche Instanz der Erzeugung und Verbreitung von Schemata sind, ergibt sich daraus im Grunde auch, dass das massenmediale Gedächtnis eine spezifische gesellschaftliche Orientierungsfunktion aufweist und damit einen Sonderstatus einnimmt. Dies heißt keineswegs, dass massenmediale Schemata unvermittelt auf andere gesellschaftliche Teilbereiche durchschlagen. Jedoch ist davon auszugehen, dass sie gewissermaßen ein gesellschaftliches Repertoire von Schemata erzeugen, auf die gesamtgesellschaftlich zugegriffen werden kann. So hält auch Elena Esposito fest: *»In diesem Sinne stellen die Massenmedien die Inhalte bereit, aus denen sich das Gedächtnis der Gesellschaft speist (...)*« (Esposito 2002, S. 255). Die Schemata, auf die sich massenmediale Kommunikation stützt, um vergangene Ereignisse selektiv zu thematisieren, genießen somit einen gesellschaftlichen Sonderstatus: Sie liefern gewissermaßen

Erinnerungs- und Vergessensvorlagen. Diese Einschätzung des Sonderstatus der Massenmedien für gesellschaftliche Gedächtnisse ist dabei gleichwohl keine Eigenart systemtheoretischer Perspektiven. So hält auch Carolyn Kitch aus einer stärker kultursoziologisch geprägten Perspektive fest:

»For much if not most of the public, journalism is a primary source of information about the past and shared understandings of the past. It also is a main site for public anticipation of memory: as ›the first draft of history‹, journalism is also the first draft of memory, a statement about what should be considered, in the future, as having mattered today« (Kitch 2008, S. 311 f.).

Diese Überlegungen weisen für die Gedächtnisforschung darauf hin, dass es sich lohnt, besonders Massenmedien in den Blick zu nehmen, wenn man sich für gesamtgesellschaftlich relevante Formen des Erinnerns und Vergessens interessiert.

Dieser Aufsatz begann mit der Feststellung, dass es sich bei der Spanischen Grippe um eine vergessene Katastrophe handle. Folgt man Janice Hume, so lässt sich das Vergessen der Spanischen Grippe besonders durch das geringe Interesse der massenmedialen Berichterstattung im Anschluss an die Pandemie von 1918 erklären. Die Spanische Grippe lieferte – verkürzt formuliert – aus der Sicht der damaligen Journalistinnen und Journalisten keine besonders interessante Geschichte und fand entsprechend wenig Resonanz in der massenmedialen Kommunikation: Es habe zum Beispiel keinen eindeutigen Anfang und kein klares Ende für die Story gegeben, und es gab keinen Bösewicht und keine Helden (vgl. Hume 2000, S. 910). Hume kommt zum Schluss, dass den Medien eine entscheidende Rolle im fehlenden gesellschaftlichen Gedächtnis der Spanischen Grippe zukommt: »*The influenza of 1918 (...) has become lost to public memory, and media coverage of the epidemic and its aftermath might offer clues to this loss. The press, in fact, could have played an inadvertent role in the memory suppression of the influenza epidemic through its coverage*« (Hume 2000, S. 900). Die Medien versagten gewissermaßen darin, das Ereignis für die Gesellschaft adäquat – d. h. seiner einschneidenden Bedeutung gemäß – Rechnung zu tragen und gesellschaftliche Erinnerungsvorlagen zu produzieren. Die bei Hume angenommene gesellschaftliche Bedeutung der Massenmedien für gesellschaftliches (Katastrophen-)Gedächtnis steht im Einklang mit der Perspektive dieses Artikels. Im Folgenden interessiert empirisch jedoch in komplementärer Weise weniger das Vergessen der Spanischen Grippe im unmittelbaren Nachgang an die Pandemie, sondern ihr selektives Erinnern ab den 1990ern. Dabei interessiert im Anschluss an die oben elaborierten konzeptuellen Überlegungen insbesondere, anhand welcher Schemata die Spanische Grippe

erinnert wird und welche zeitlichen Horizonte das Erinnern der Spanischen Grippe organisiert.

3 Methodisches Vorgehen und Fragestellungen

Um einen Einblick in die massenmediale Erinnerung der Spanischen Grippe in der Deutschschweiz zu erhalten, wurden zwei überregionale und auflagenstarke Tageszeitungen (inklusive der ihnen entsprechenden Sonntagszeitungen) ausgewählt, die in der Schweiz zu den Leitmedien gezählt werden können (vgl. Schranz und Imhof 2002, S. 3): Die Neue Zürcher Zeitung (NZZ), Tagesanzeiger (TA), die NZZ am Sonntag (NZZaS) und die Sonntagszeitung (SZ). Auch wenn mit dieser Auswahl natürlich nur ein Einblick in einen Ausschnitt aus der gesamten massenmedialen Kommunikation über die Spanische Grippe erlangt werden kann, so ist davon auszugehen, dass sich mit dieser Auswahl zentrale Tendenzen öffentlicher Kommunikation über die Spanische Grippe identifizieren lassen: Diese beiden Zeitungen prägen die Agenda der öffentlichen Kommunikation stark mit. Gemäß dem Jahrbuch 2018 des fög (Forschungsinstitut Öffentlichkeit und Gesellschaft) ist die Qualität dieser Medien als sehr hoch bis relativ hoch anzusehen (vgl. fög 2018, S. 46).⁴ Damit ist bei diesen Zeitungen damit zu rechnen, dass sie die Vielfalt von Positionen zu einem Thema berücksichtigen (vgl. fög 2018, S. 22), was gerade für diese Untersuchung relevant ist.

Auf der Grundlage der vier selektierten Zeitungen wurde ein Datenkorpus gebildet, indem über die Datenbank WISO mittels einer Volltextsuche anhand des Suchworts *Spanische Grippe* Artikel in den ausgewählten Zeitungen identifiziert wurden.⁵ Der ausgewählte Zeitraum reichte von Anfang 1993 bis Ende April 2018. Diese Auswahl ergab sich aus der digitalen Verfügbarkeit der selektierten Zeitungen in der WISO-Datenbank: Ab dem Jahr 1993 ist die NZZ zugänglich, ab 1997 folgen dann der Tages Anzeiger (TA) und die Sonntagszeitung (SZ). Die NZZ am Sonntag (NZZaS) ist dann ab 2002 verfügbar. Dies bedeutet, dass im Rahmen der ausgewählten Zeitungen bis 1997 nur Aussagen über die Thematisierung der NZZ und bis 2002 nur Aussagen über die NZZ, den TA und die SZ getroffen werden können. Erst ab 2002 können sich die Aussagen auf alle vier selektierten Zeitungen stützen. Das Ende des untersuchten Zeitraums (Ende

⁴So nimmt die NZZ Rang 5 von 61 ein, die NZZ am Sonntag Rang 10 von 61, der Tages Anzeiger Rang 17 von 61 und die Sonntagszeitung: Rang 29 von 61.

⁵Siehe: www.wiso-net.de/dosearch (zuletzt abgerufen am 13.12.2018).

April 2018) ergibt sich aus dem Endzeitpunkt der Datenerhebung. Das Jahr 2018 ist damit nicht komplett erfasst, es erschien aber wünschenswert, dieses Jahr aufgrund des 100jährigen Gedenkens an die Spanischen Grippe und der dadurch erwartbaren Berichterstattung mindestens partiell zu berücksichtigen.

Die Volltextsuche anhand des Stichwortes *Spanische Grippe* lieferte 154 Artikel, die in das Datenkorpus aufgenommen wurden und zunächst als Grundlage einer einfachen Frequenzanalyse dienten. In einem zweiten Schritt wurde in einem induktiven Kodiervorgang durch die Analyse der Titel und – sofern gegeben – der Leads der Artikel die konkreten Thematisierungskontexte der *Spanischen Grippe* identifiziert.⁶ Die Idee hierbei war, dass Journalistinnen und Journalisten Artikeln anhand der Titelwahl und dem Lead eine übergeordnete Rahmung geben können beziehungsweise darüber Auskunft geben müssen, worüber der Artikel im Allgemeinen handelt.

In einem dritten Schritt wurde aus Artikeln intensiver Diskursphasen nochmals eine kleinere Auswahl getroffen. Diese Artikel wurden einer Feinanalyse unterzogen, indem in dieser Auswahl alle Absätze identifiziert wurden, in denen der Suchbegriff *Spanische Grippe* genannt wurde. Diese Absätze waren die Grundlage für eine induktive Rekonstruktion der Erinnerungsschemata der Spanischen Grippe.⁷ Es ging hier nicht mehr darum, unter welchen übergeordneten Themen die Spanische Grippe thematisiert wurde. Vielmehr interessierte die Frage, wie die Spanische Grippe als Ereignis selbst thematisiert wurde. Zusätzlich wurde in einem vierten Schritt untersucht, welche zeitlichen Horizonte in der Thematisierung der Spanischen Grippe in den entsprechenden Textstellen dominant waren: Ging es um die Erinnerung der Vergangenheit als solche oder ging es darum, aus welcher Vergangenheit und Gegenwart in eine Zukunft geschaut wird? Die Grundfragen, die vor dem Hintergrund der weiter oben präsentierten gedächtnistheoretischen Annahmen beantwortet werden sollten, lauten also:

- Wie entwickelt sich die Erinnerung der Spanischen Grippe im Verlauf des untersuchten Zeitraums?
- Was waren jeweils die Thematisierungskontexte, in denen die Spanischen Grippe erinnert wurde?

⁶Zu induktivem Kodieren siehe z. B. grundlegend: Strauss (1998, S. 90 ff.).

⁷Hierbei orientierte sich die Analyse am analytischen Vorgehen der wissenssoziologischen Diskursanalyse und der induktiven Rekonstruktion der inhaltlichen Strukturierung von Diskursen, siehe Keller (2011, S. 240 ff.). Die wissenssoziologische Diskursanalyse schließt methodisch unmittelbar an Strauss an (siehe Keller 2008, S. 90 ff.).

- Welche Schemata leiteten die Erinnerung der Spanischen Grippe an?
- Welche zeitlichen Horizonte wurden anhand der Erinnerung der Spanischen Grippe aufgespannt?

4 Die Erinnerung der Spanischen Grippe in Deutschschweizer Massenmedien

4.1 Frequenzanalyse: Erinnerung der Spanischen Grippe von 1993 bis 2018

Betrachtet man die Häufigkeiten der Thematisierung der Spanischen Grippe im Verlauf der Zeit, zeigt sich, dass es im Zeitraum 1993 bis einschließlich 1996 im erhobenen Datenmaterial zu keiner Thematisierung der Spanischen Grippe in den ausgewählten Zeitungen kommt. Die Thematisierung setzt dann im Jahr 1997 ein und tritt in der Folge (mit Ausnahme des Jahres 2000) jedes Jahr mindestens einmal in Erscheinung. Besonders auffällig ist, dass es in den Jahren 1997 und 1998 zu einer heißeren Diskursphase, d. h. zu einem erstmaligen Thematisierungsspeak kommt. Die zwei größten Thematisierungsspeaks fallen auf die Jahre 2005 und 2009. Danach ist das Thema für die ausgewählten Zeitungen erschöpft und die Thematisierung fällt auf ein neues Tief im Jahr 2010, daraufhin nimmt die Thematisierungshäufigkeit wieder zu und es kommt 2014 zu einer neuen Spitze. Nachdem das Thema wieder an Interesse verliert, steigt die Thematisierung erneut an und es kommt bis April 2018 wieder zu einem erneuten Anstieg (siehe Abb. 1).

Die in Abb. 1 dargestellte Entwicklungsdynamik ist nun mit zwei möglichen Schwächen behaftet: Eine, die sich aus einer bereits oben erwähnten Einschränkung des Datenkorpus ergibt, betrifft den Anfangspunkt der Themenkarriere im Jahr 1997. Bis 1997 ist nur die NZZ im Korpus vertreten, der TA sowie die SZ folgen dann 1997, die NZZaS erst 2002. Die Zunahme des Diskurses ab 1997 könnte also ein bloßes Artefakt der erhobenen Daten darstellen. Die andere mögliche Schwäche liegt darin, dass es sich auch beim Muster des Verlaufs der Thematisierung lediglich um einen Zufall handeln könnte, der sich aus der Selektion der Daten ergibt. Um abzuschätzen, ob der Ansatzpunkt der Themenkarriere und die Peaks als Ausdruck eines breiteren medialen Diskurses verstanden werden können oder ob sie eher Artefakte des Datenkorpus darstellen, wurden auf der Grundlage des Datenpakets *Presse Österreich/Schweiz* der WISO-Datenbank eine zusätzliche Frequenzanalyse der Nennung des Suchwortes



Abb. 1 Thematisierungshäufigkeit (Anzahl Artikel) der «Spanischen Grippe» in NZZ, NZZ am Sonntag, Tages Anzeiger und Sonntagszeitung zwischen 1993 und 2018 (eigene Darstellung)

Spanische Grippe für denselben Zeitraum vorgenommen (siehe Abb. 2).⁸ Die Ergebnisse dieser Häufigkeitsanalyse bestärken den Eindruck, dass die Themenkarriere etwa um das Jahr 1997 an Dynamik gewinnt und in den Massenmedien von diesem Zeitpunkt an regelmäßig thematisiert wird. Zusätzlich verfestigt sich der Eindruck, dass die Peaks aus der Häufigkeitsanalyse von NZZ, NZZaS, TA und SZ nicht bloß zufällig und abweichend von der gesamten medialen Berichterstattung sind. Vielmehr zeigen sich die Peaks von 2005, 2009, 2014 und 2018

⁸In der WISO-Datenbank gibt es kein separates Datenpaket für die Schweiz alleine, weshalb hier behelfsmässig auf das Datenpaket *Presse Österreich-Schweiz* zurückgegriffen wurde. Es wurden so 834 Artikel in 38 Zeitungen erhoben. Auch hier sind zwischen 1993 und 2002 jedoch nicht alle Zeitungen verfügbar: Ab 1993 sind etwa 10 % aller Zeitungen verfügbar, ab 1997 sind 30 % der Zeitungen durch Volltextsuche durchsuchbar, ab 2000 dann knapp 60 %. Ab 2002 sind dann 95 % der 38 Zeitungen durchsuchbar. Die absoluten Zahlen im Zeitraum 1993 bis 2002 sollten also nicht überinterpretiert werden. Die Tendenz hingegen scheint hingegen – insbesondere unter Einbezug von weiteren sozialwissenschaftlichen Befunden zur Erinnerung der Spanischen Grippe – durchaus aussagekräftig zu sein.

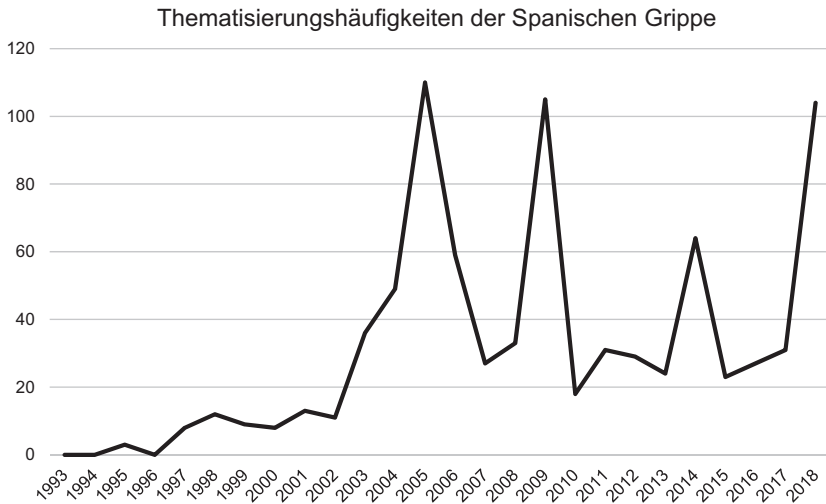


Abb. 2 Thematisierungshäufigkeit (Anzahl Artikel) der «Spanischen Grippe» von 1993 bis 2018 im Datenpaket «Presse Österreich/Schweiz» von WISO (eigene Darstellung)

in der Gesamtheit des Datenpakets *Presse Österreich/Schweiz* mit nochmals größerer Deutlichkeit.

4.2 Thematisierungskontexte der Spanischen Grippe

Im Anschluss an den Überblick über die Häufigkeit der Thematisierung der Spanischen Grippe stellt sich die Frage, in welchen thematischen Kontexten die Spanische Grippe erwähnt wurde. Um dies grob einschätzen zu können, wurden die Titel und – sofern vorhanden – Leads der Artikel im Datenkorpus analysiert. Insgesamt konnten so 14 Thematisierungskontexte rekonstruiert werden (siehe Tab. 1).

Von diesen Thematisierungskontexten wurden drei als zentrale Zusammenhänge der Erinnerung der Spanischen Grippe identifiziert: *Pandemiegefahr* (51 Artikel), *Wissenschaft* (damit ist gemeint: die Spanische Grippe als Gegenstand naturwissenschaftlicher Forschung) (26 Artikel) und die Spanische Grippe als *historisches Ereignis* (23 Artikel). Diese drei Thematisierungskontexte heben sich vor den anderen Kontexten auf einen ersten und zunächst oberflächlichen Blick durch die Kombination der *Präsenz* über den untersuchten Zeitraum und die

Tab.1 Verteilung der 14 identifizierten Thematisierungskontexte von 1993 bis 2018 (eigene Darstellung)

	1993	1994	1995	1996	1997	1998	1999	2000	2001	2002	2003	2004	2005	2006	2007	2008	2009	2010	2011	2012	2013	2014	2015	2016	2017	2018	Total	Präsenz	
Pandemiegrippe	0	0	0	0	2	2	0	0	1	1	0	6	9	8	1	2	1	0	2	1	0	2	1	0	2	0	51	16/26	
Wissenschaft	0	0	0	0	1	3	1	0	0	0	0	0	3	4	4	4	2	0	1	1	0	1	0	1	0	0	26	22/26	
Historisches Ereignis	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	0	2	1	0	4	2	0	0	0	1	3	1	2	0	6	23	10/26	
Literatur	0	0	0	2	1	0	0	2	0	0	0	0	0	1	0	0	0	1	1	0	1	0	1	0	1	1	12	10/26	
Grippe allg.	0	0	0	1	2	0	0	0	0	0	0	0	2	1	0	1	0	0	0	2	0	0	1	0	0	0	10	7/26	
Infektionskrankheiten allg.	0	0	0	0	0	1	0	0	0	0	1	0	0	1	0	0	2	0	0	2	0	1	0	0	0	0	8	6/26	
Sars	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	2	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	2	1/26	
Bevölkerungsstatistik	0	0	0	0	0	1	0	0	0	0	0	3	0	0	0	0	0	0	1	0	0	0	0	0	0	0	5	3/26	
Brautraum	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	1	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	2	2/26	
Reisebericht	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	0	0	1	0	1	0	0	0	0	0	0	0	3	3/26	
Nachruf	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	0	0	0	0	1	1/26	
Alternativmedizin	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	0	1	1/26
Gegenwartsdiagnose	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	0	1	1	0	1	0	0	0	3	0	7	5/26	
Zukunftsprediktion	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	2	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	3	2/26	
Total	0	0	0	6	8	3	0	3	1	4	9	17	19	6	11	18	1	5	7	5	9	3	4	7	8	154	21/26		
Ansatz Thematisierungskontexte	0	0	0	0	4	4	3	0	2	1	3	2	5	7	3	4	6	1	5	5	4	6	3	3	4	3	14		

Thematisierungshäufigkeit in den einzelnen Jahren hervor (siehe Tab. 1). Zwar weist auch der Thematisierungskontext der *Literatur* eine relativ hohe *Präsenz* auf, er tritt in zwölf der 26 Jahre mit mindestens einem Artikel in Erscheinung. Allerdings bleibt die Thematisierungshäufigkeit mit eins bis zwei Artikeln pro Jahr relativ gering. Die anderen Thematisierungskontexte zeichnen sich durch noch niedrigere Präsenz und Thematisierungshäufigkeiten pro Jahr aus.

Auffällig ist zudem, dass die letzten sechs Thematisierungskontexte alle ab dem Jahr 2006 sichtbar werden, also nach 2005 und damit dem Jahr, indem besonders die Pandemiegefahr mit 9 Artikeln einen Thematisierungshöhepunkt erfuhr. In diesem Zusammenhang ist auch bemerkenswert, dass die Anzahl der Thematisierungskontexte in einem Jahr dann sehr hoch ist, wenn die Pandemiegefahr am intensivsten kommuniziert wird (Jahre 2005 bis 2006 und 2009). Dies ist freilich nicht völlig erstaunlich: Gerade, wenn über ein Thema häufig kommuniziert wird, werden Massenmedien versuchen, dies in vielen verschiedenen und *neuen* Hinsichten zu thematisieren. Weiterhin fällt auf, dass die Spanische Grippe ab 2005 auch in Thematisierungskontexten vorkommt, in denen ihr Erscheinen thematisch nicht so zwingend erscheint, wie zum Beispiel in Reiseberichten, Nachrufen, Artikeln, die Gegenwartsdiagnosen und Zukunftsprognosen liefern (siehe Tab. 1). Man kann daraus ableiten, dass die Spanische Grippe ab diesem Moment als soweit bekannt unterstellt werden kann, dass sie als Illustration oder Querverweis in fernerliegenden thematischen Zusammenhängen zur Anwendung kommen kann.

Die oben festgestellten Differenzen von Präsenz und Thematisierungshäufigkeiten pro Jahr können allerdings nur Indizien dafür liefern, dass den Thematisierungskontexten der *Pandemiegefahr*, der *Wissenschaft* und des *historischen Ereignisses* eine besondere Bedeutung für die Erinnerung der Spanischen Grippe zukommt. Ein inhaltlicher Vergleich der identifizierten Thematisierungskontexte zeigt aber weiterhin, dass besonders in diesen drei Kontexten die Spanische Grippe als Ereignis ausgeführt und verhandelt wird. In den anderen Zusammenhängen wird die Spanische Grippe vorwiegend *en passant* erwähnt. So zum Beispiel in der Besprechung Max Peter Ammans Romans *Die Gotteskinder*. Hier wird die sie einmalig und ohne weitere Erläuterung erwähnt: »Ein böser Winter legt das Leben lahm, die Spanische Grippe wütet, der Tod geht um. Die Rekruten Jonas und Gottfried, Freunde seit der Schulzeit, sind soeben aus der Armee entlassen worden, hinein in eine ungewisse Zukunft«⁹

⁹Eichmann-Leutenegger, Beatrice. 2011. Eishauch im Toggenburg. Max Peter Ammans neuer Roman. *NZZ* (19. März): 25.

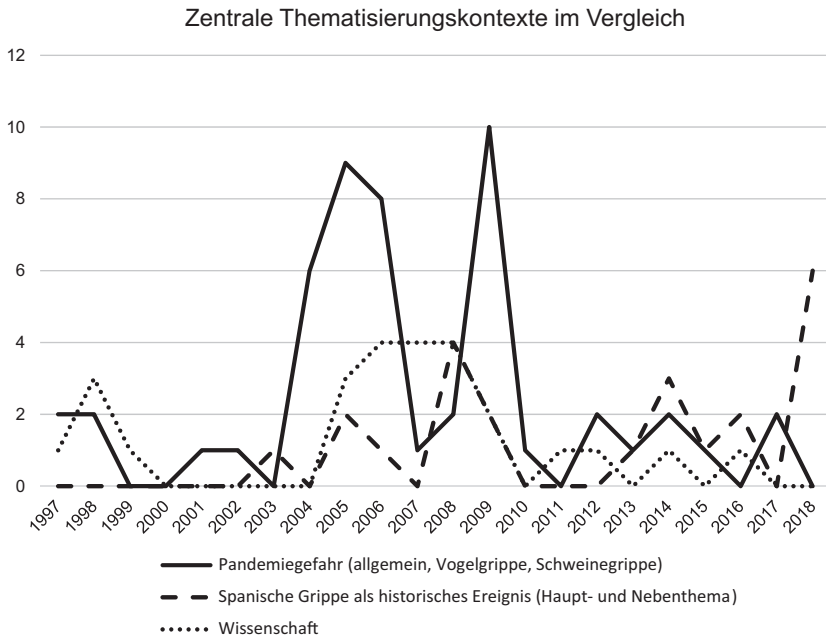


Abb. 3 Thematisierungshäufigkeit (Anzahl Artikel) der drei als zentral identifizierten Thematisierungskontexte in der NZZ, NZZ am Sonntag, im Tages Anzeiger und in der Sonntagszeitung von 1997 bis 2018 (eigene Darstellung)

(Hervorhebung LT). Es wird hier gewissermaßen ein Minimalnarrativ angeboten, das beschreibt, dass die Spanische Grippe wütet. Dies ist an sich natürlich bereits eine Form der Erinnerung der Spanischen Grippe, die sich allerdings in den Thematisierungskontexten *Pandemie*, *Wissenschaft* und *Geschichte* im selben Wortlaut findet, zusätzlich aber noch stärker ausgeführt wird.

Betrachtet man nun, wie die drei Thematisierungskontexte sich über den Lauf des untersuchten Zeitraums verteilen (siehe [etwa hier] Abb. 3), fällt auf, dass die Spanische Grippe zu Beginn der Themenkarriere vor dem Hintergrund der Sorge vor einer möglichen Pandemie und wissenschaftlicher Forschung thematisiert wird. Die massenmediale Thematisierung der Spanischen Grippe im Jahr 1997 findet ihren Anlass insbesondere darin, dass in Hong Kong mehrere Personen an einem mysteriösen Virus, der später als Influenza-Typ H5N1 identifiziert wurde, erkrankten und einige auch daran starben. Auch wenn in wissenschaftlichen Fachkreisen bereits ab den späten 1980ern die Furcht vor Pandemien zunahm

(vgl. Weir und Mykhalovskyi 2010, S. 29 ff.), so verschaffte diese Identifikation eines tödlichen Influenzatypes dieser Sorge einen konkreten Thematisierungsanlass und damit verbunden massenmediale Sichtbarkeit. Vor diesem Hintergrund wirkt es plausibel, dass die Thematisierung der Spanischen Grippe ab 1997 auch in der Schweiz im Zusammenhang mit der Furcht vor einer Pandemie und als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung thematisiert wurde: Die Pandemie war gewissermaßen das Szenario, dessen potenzielle Schrecklichkeit mit dem Beispiel der Spanischen Grippe veranschaulicht werden konnte. Die Spanische Grippe als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung wurde in diesem Zusammenhang besonders deshalb thematisiert, weil man sich aus dieser Forschung Erkenntnisse für die Prävention (oder zumindest den Umgang mit) der Möglichkeit einer zukünftigen Pandemie erhoffte.

In den nächsten beiden intensiven Thematisierungsphasen der Spanischen Grippe mit Peaks in den Jahren 2005 und 2009 gewann der Thematisierungskontext der Pandemiegefahr gegenüber dem Thematisierungskontext der Spanischen Grippe als Gegenstand naturwissenschaftlicher Forschung deutlich an Prominenz. Dies lässt sich damit erklären, dass ab 2003 und dann besonders im Jahr 2005 der unmittelbare Ausbruch einer Pandemie des Erregers H5N1 (*Vogelgrippe*) befürchtet wurde. Die Pandemiegefahr wurde als akut eingeschätzt, so dass über dieses Thema am intensivsten berichtet wurde. Die Thematisierung der Spanischen Grippe stand dann im Jahr 2009 im Zeichen der im Laufe der Krise von der WHO tatsächlich ausgerufenen Pandemie des Influenzasubtypus H1N1 (*Schweinegrippe*). Die Fokussierung auf die Spanische Grippe als Gegenstand naturwissenschaftlicher Forschung setzt im untersuchten Datenmaterial mit etwas Verzögerung im Jahr 2005 ein, überdauert aber die *Vogelgrippen*-Krise: Sie sinkt im Jahr 2010 auf ein Minimum, um in den Folgejahren sporadisch wieder in Erscheinung zu treten.

Im Kontrast dazu fällt auf, dass der Thematisierungskontext der Spanische Grippe als *historisches Ereignis* zum ersten Mal im Jahr 2003 auf niedrigem Niveau (mit nur einem Artikel) in Erscheinung tritt und dann in den Jahren 2005 und 2009 prominenter wird. Im Vergleich zu den anderen beiden Thematisierungskontexten scheint er mit etwas Verzögerung und mit weniger Prominenz in die Thematisierung von NZZ, NZZaS, TA und SZ einzufließen. Ab 2013 gewinnt die Thematisierung der Spanische Grippe als historisches Ereignis im Verhältnis zu den anderen beiden Thematisierungskontexten an Bedeutung und lässt sie im Jahr 2018 weit hinter sich.

Im Jahr 2014 erscheint die Spanische Grippe besonders als Nebenthema in der Thematisierung des Ersten Weltkriegs, dessen Beginn zu diesem Zeitpunkt hundert Jahre zurückliegt. Im Jahr 2018 dagegen rückt die Thematisierung der

Spanischen Grippe zum einen als Hauptthema in den Vordergrund, was wohl darauf zurückzuführen ist, dass der Ausbruch der Spanischen Grippe nun selbst hundert Jahre zurückliegt. Angesichts der nun etablierten massenmedialen Bekanntheit der Spanischen Grippe wird dieser *Jahrestag* zu einem plausiblen Thematisierungsanlass. Zum anderen wird sie im Zusammenhang mit der Erinnerung an das Ende des ersten Weltkriegs (1918) und des Schweizerischen Landesstreiks (1918) als historisches Nebenthema miterinnert.

Die im Datenmaterial identifizierten Peaks beziehungsweise *heißen Phasen* der Thematisierung der Spanischen Grippe lassen sich also mit bestimmten Thematisierungsanlässen in Verbindung bringen: Im Jahr 1997 die massenmediale *Entdeckung* der Gefahr einer neuen Grippepandemie, im Jahr 2005 die akute Angst vor einer *Vogelgrippe*-Pandemie anlässlich mehrerer Entdeckungen neuerer H5N1-Infektionen, im Jahr 2009 der Ausbruch der *Schweinegrippe* (H1N1), 2014 die Erinnerung an den ersten Weltkrieg und 2018 schließlich die Erinnerung der Spanischen Grippe selbst als Hauptthema aber auch die Erinnerung des Ersten Weltkriegs und des Landesstreiks.

4.3 Erinnerungsanleitende Schemata

Soweit wurden zentrale Befunde der Analyse der Dynamik der massenmedialen Thematisierung der Spanischen Grippe anhand einer Frequenzanalyse und der Rekonstruktion der dominanten Thematisierungskontexte der Spanischen Grippe vorgestellt. Im Anschluss an diese Analysen habe ich in einem weiteren Schritt anhand der Artikel, die in vier heißen Diskursphasen (1997–1998, 2005–2006, 2008–2009, 2017–2018) publiziert wurden, über alle Thematisierungskontexte hinweg rekonstruiert, anhand welcher Schemata die Spanische Grippe konkret thematisiert wurde.¹⁰ Hier zeigten sich zwei dominante, relativ allgemeine Deutungsschemata, die die massenmediale Erinnerung der Spanischen Grippe anleiteten: Es konnte ein *erregerzentriertes Schema* und ein *gesellschaftlich-historisches Schema* identifiziert werden. Das erregerzentrierte Schema legt

¹⁰Diese analytische Strategie orientiert sich am Vorgehen von William A. Gamson und André Modigliani (1989), Diskurse anhand von »critical discourse moments« zu rekonstruieren (vgl. Gamson und Modigliani 1989, S. 11). Die »heiße Diskursphase«, die 2014 ihren Höhepunkt findet wurde nach einer ersten sondierenden Analyse nicht tiefer analysiert, da die Grippe dort besonders als historisches Nebenthema in Erscheinung tritt. Als solches (und als historisches Hauptthema) wird die Spanische Grippe auch in der letzten heißen Diskursphase 2017–2018 thematisiert. Die Thematisierung von 2014 schien in jener von 2018 aufgehoben zu sein.

den Fokus auf das Grippevirus, dessen geographische Verbreitung sowie seine kausale Wirkung auf menschliche (und tierische) Gesundheit. Die Spanische Grippe wird so tendenziell als Naturkatastrophe behandelt, die die Gesellschaft gewissermaßen *von außen* mit großer Wucht traf. Die zentralen Prozesse laufen auf biologisch-materieller Ebene ab und menschliche Aktivitäten stehen nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit. Diese Fokussierung auf Grippeviren findet sich kondensiert in Aussagen wie: »1918 folgte die Spanische Grippe, die (...) von einem H1N1-Virus verursacht wurde.«¹¹ Oder: »Vergangene Pandemien wie die Spanische Grippe von 1918 sind sehr wahrscheinlich durch Rekombination von Wildvogel-, Schweine- und humanen Grippeviren entstanden.«¹²

Dagegen lenkt das gesellschaftlich-historische Schema die Aufmerksamkeit auf den gesellschaftlichen Umgang mit Grippe. So wird zum Beispiel auf die Berichterstattung über die Spanische Grippe der zeitgenössischen Presse, auf die erlassenen Maßnahmen der Behörden und auf die gesellschaftlichen Konflikte, die sich im Zusammenhang mit der Spanischen Grippe entfalteten, fokussiert. Mit diesem Schema rücken die gesellschaftlich-historischen Umstände in den Vordergrund, die die Katastrophe der Spanischen Grippe ermöglichten. Insbesondere hervorgehoben werden hier der Hintergrund des ersten Weltkriegs, der eine geschwächte Bevölkerung hinterließ sowie der Landesstreik als große politische Krise in der Schweiz. Vor dem Hintergrund des gesellschaftlich-historisch Schemas werden auch Behörden und Einzelpersonen thematisiert, die in einer bestimmten historischen Situation Entscheidungen fällten, die die Verbreitung und den Schaden, den die Spanische Grippe ausrichtete, beeinflussten. Diese gesellschaftlich-historische Schematisierung der Spanischen Grippe kommt zum Beispiel in Zitaten wie dem folgenden zum Ausdruck:

»Weil die vorausgehende Grippewelle im Juli 1918 ihre ersten Opfer unter den Soldaten fand, die Aktivdienst leisteten, geriet die Armee schnell in die Kritik der Öffentlichkeit. Vor allem die sozialdemokratische Presse prangerte die teilweise katastrophalen Zustände in der Unterbringung und Versorgung der erkrankten

¹¹Luethi, T. 1997. Grippe-Experten schärfen ihre Wachsamkeit. Vorkehrungen für die nächste Seuche. NZZ (5. November): 65.

¹²Six, Andrea. 2004. »Der Tierhandel muss überwacht werden« (Interview mit Jakob Zinsstag). NZZ am Sonntag (25. Januar): 75.

Soldaten an, an vorderster Front die ›Berner Tagwacht‹, die am 15. Juli 1918 titelte: ›Das Massensterben in der Armee‹.

Im Zentrum der Kritik stand der Armeearzt, Oberst Carl Hauser, dem vorgeworfen wurde, seine Pflichten vernachlässigt zu haben und mit der Bedrohung durch die Spanischen Grippe nicht adäquat umgegangen zu sein.«¹³

Gerade in der Kontrastierung der beiden Schemata wird die Selektivität von Erinnern und Vergessen der Spanischen Grippe deutlich: Im erregerezentrierten Schema werden im Grunde genommen alle Informationen über das Influenza-Virus und mit dem Virus interagierender anderer pathogener Mikroorganismen potenziell relevant. Während viele Erinnerungen der Spanischen Grippe anhand des erregerezentrierten Schemas auch mit einfachen und relativ oberflächlichen Beschreibungen auskommen, liegt sein Fluchtpunkt potenziell in mikrobiologisch-wissenschaftlichem Wissen über den Erreger der Spanischen Grippe. Deshalb treten insbesondere NaturwissenschaftlerInnen als Quellen und Interviewpartner in Erscheinung. Die Art und Weise, wie gesellschaftlich auf die Verbreitung der Spanischen Grippe reagiert wurde und wie damit das Ausmaß der Katastrophe mitgeprägt wurde, fällt mit diesem Schema hingegen tendenziell dem Vergessen anheim.

Aus der Perspektive des gesellschaftlich-historischen Schemas hingegen werden die mikrobiologischen Aspekte des historischen Ereignisses der Spanischen Grippe keineswegs bestritten. Das Schema lenkt die Aufmerksamkeit jedoch auf den damaligen gesellschaftlichen Umgang mit der Pandemie durch Akteure wie Militärärzte, Soldaten, Teilnehmenden des Landesstreiks, Bundesräte oder Journalisten. Entscheidungen von Militärärzten, Truppen weiterhin in engen Quartieren unterzubringen und damit die Verbreitungsgefahr zu erhöhen, die physische Nähe von Soldaten und Protestierenden in Auseinandersetzungen während des Landesstreiks und die Effekte der zunächst verharmlosenden medialen Berichterstattung rücken mit diesem Schema ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Da auch dieses Schema Aufmerksamkeit steuert, weist es ebenfalls selektive Züge auf und blendet im Gegensatz zum erregerezentrierten Schema mikrobiologisch-wissenschaftliche Wissensbestände stärker aus. Die Spanische Grippe wird hier als gesellschaftliches Ereignis erinnert, auf das sich eine Vielzahl von Handlungen vor dem Hintergrund bestehender gesellschaftlicher Umstände, politischer Strukturen und Wissensbestände bezog. Dieses Schema öffnet den Horizont für prinzipiell alle gesellschaftlichen Strukturen und

¹³Imhasly, Patrick. 2018. Die vergessene Katastrophe. *NZZ am Sonntag* (7. Januar): 46.

Prozesse, die die historische Ausprägung des Ereignisses der Spanischen Grippe mitformten. In Artikeln zitierte Experten oder Interviewpartner sind hier – nicht besonders überraschend – insbesondere Historikerinnen und Historiker.

Diese beiden Schematisierungen der Erinnerung an die Spanische Grippe sind relativ eng mit den drei oben diskutierten Thematisierungskontexten der Spanischen Grippe gekoppelt: In Artikeln, die den Thematisierungskontexten der *Pandemiegefahr* und der *Spanischen Grippe als Gegenstand (natur-)wissenschaftlicher Forschung* zugeordnet werden konnten, ist die erregenzentrierte Sichtweise sehr ausgeprägt. Dies lässt sich darauf zurückführen, dass diese beiden Thematisierungskontexte eng aufeinander verweisen: Während der Thematisierungskontext der *Pandemiegefahr* im Grunde genommen eine Problemdiagnose darstellt, werden im Thematisierungskontext (*Natur-)*Wissenschaft besonders auf Fortschritte im wissenschaftlichen Wissen über die Grippe im Allgemeinen und die Spanische Grippe im Besonderen hingewiesen. Bei der Thematisierung von Pandemiegefahr wird mit Verweis auf die Spanische Grippe auf das potenzielle Ausmaß einer erneuten Pandemie und die Dringlichkeit, dieses Problem ernst zu nehmen, hingewiesen. Dieses Katastrophenszenario wird oft mit Verweis auf naturwissenschaftliche Autorität begründet (was den engen Zusammenhang der Thematisierungskontexte *Pandemiegefahr* und *Wissenschaft* veranschaulicht). Dies sei nur an zwei Textstellen aus dem Material veranschaulicht:

»Wissenschaftler befürchten, dass sich diese Form der Grippe eines Tages irgendwo auf der Welt wieder ausbreiten könnte. Bisher gibt es kein Gegenmittel gegen diese apokalyptische Seuche.«¹⁴

»In unserem Jahrhundert sind bereits vier Pandemien aufgetreten. Mit Abstand die schlimmste war die »Spanische Grippe«, die zwischen 1918 und 1920 weltweit über 20 Millionen Opfer forderte. (...). Laut den Experten lässt sich nicht ausschließen, dass es in den nächsten Jahren erneut zu einer Grippe-Pandemie kommen wird.«¹⁵

Im Thematisierungskontext der *Wissenschaft* wird die Spanische Grippe aber nicht nur als Veranschaulichung einer Gefahr, sondern auch als eine Bewältigungsressource im Falle einer erneuten Influenza-Pandemie thematisiert:

¹⁴bm. 1998. Vorzeitiges Ende der Virensuche auf Spitzbergen. Forscher zufrieden mit Ergebnis. *NZZ* (4. September): 20.

¹⁵Luethi, T. 1997. Grippe-Experten schärfen ihre Wachsamkeit. Vorkehrungen für die nächste Seuche. *NZZ* (5. November): 65.

Gerade wenn man den Erreger der Spanischen Grippe wissenschaftlich erforscht und enträtselt, bieten sich Chancen der Prävention, zum Beispiel durch die Herstellung von Impfstoffen: »Mithilfe des rekonstruierten Virus der Spanischen Grippe soll nun die Entstehung eines neuen Grippe-Impfstoffs erleichtert werden.«¹⁶

Während also das erregerzentrierte Schema in den Thematisierungskontexten der Pandemiegefahr und der (natur-)wissenschaftlichen Forschung sehr prominent vertreten ist, so wird es nicht erstaunen, dass das historisch-gesellschaftliche Schema besonders in Artikeln zum Tragen kam, die dem Thematisierungskontext der Spanischen Grippe als historischem Ereignis zugeordnet werden konnten.

Aus der oben präsentierten Analyse kann man folgern, dass das Gedächtnis der Spanischen Grippe in den analysierten Zeitungen auf zwei verschiedenen, relativ allgemeinen Schemata beruht. Erinnern und Vergessen der Spanischen Grippe wird durch das erregerzentrierte Schema und das historisch-gesellschaftliche Schema organisiert. Im zeitlichen Verlauf lässt sich beobachten, dass zunächst besonders das erregerzentrierte Schema vor dem Hintergrund von Pandemiegefahr und Hoffnungen in wissenschaftlichen Fortschritt dominant war. Es ist hierbei davon auszugehen, dass besonders die zukünftige Möglichkeit einer erneuten katastrophalen Grippepandemie, die 1997 durch erste Todesfälle in Hong Kong plausibilisiert wurde, die massenmediale Thematisierung der Spanischen Grippe begünstigte. Nachdem sich die Spanische Grippe als Thema in der massenmedialen Berichterstattung etablierte (was sich auch an den anderen, in diesem Artikel nicht weiter vorgestellten Thematisierungskontexten zeigt, die die Spanische Grippe im Grunde genommen als bekannt voraussetzen), etablierte sich ein zweites Gedächtnisschema in der massenmedialen Kommunikation: das gesellschaftlich-historische. Diese Ergänzung lässt sich partiell mit der Funktionsweise der Massenmedien erklären, die etablierten Themen etwas Neues abgewinnen müssen, wenn sie sie nicht aufgeben wollen. Man könnte so etwas allgemeiner vermuten, dass das (Katastrophen-)Gedächtnis der Massenmedien sich durch eine strukturelle Instabilität auszeichnet, insofern sie sich aufgrund des Problems der *newsworthiness* kaum dauerhaft anhand nur eines Schemas an Ereignisse erinnern können.

¹⁶Schöbi, Katharina. 2005. Ein Vogelvirus als Erreger der Spanischen Grippe. Kein normales menschliches Grippevirus. *NZZ* (12. Oktober): 57.

Diese zwei Formen der Erinnerung der Spanischen Grippe sind aus einer soziologischen Perspektive freilich nicht besonders überraschend. Bereits Goffman hat in seiner Rahmenanalyse darauf hingewiesen, dass es in der westlich-modernen Gesellschaft zwei Rahmen (d. h. mit anderen Worten: Schematisierungen) gibt, mit denen Erfahrung – und für den vorliegenden Fall: Erinnerungen¹⁷ – organisiert werden können: Natürliche und soziale Rahmen. Gemäß Goffman identifizieren natürliche Rahmen Ereignisse, »*die als nicht gerichtet, nicht orientiert, nicht belebt, nicht geleitet, »rein physikalisch« gesehen werden; man führt sie vollständig, von Anfang bis Ende, auf »natürliche« Ursachen zurück*« (Goffman 1980, S. 31). Davon lassen sich gemäß Goffman soziale Rahmen unterscheiden. Diese »*liefern einen Verständigungshintergrund für Ereignisse, an denen Wille, Ziele und steuerndes Eingreifen einer Intelligenz, eines Lebewesens, in erster Linie des Menschen, beteiligt sind*« (Goffman 1980, S. 32). Das erregerezentrierte Erinnerungsschema kann nun im Grunde als Ausdruck einer natürlichen Rahmung der Spanischen Grippe verstanden werden. Zwar werden der Spanischen Grippe Prädikate wie *wüten, töten* oder *zuschlagen* zugeschrieben. Abgesehen von solchen sprachlichen Figuren wird der Spanischen Grippe aber kaum Absicht oder eine Form der Intelligenz zugeschrieben. Die Spanische Grippe wird in dem Sinn als *natürliches* Ereignis, als Naturkatastrophe mit schrecklichen Folgen thematisiert. In der historisch-gesellschaftlichen Perspektive kommt dagegen eine *soziale Rahmung* zum Tragen: Es geht besonders darum, wie menschliche Handlungen, Entscheidungen und Unterlassungen der Spanischen Grippe ihre Ausprägung als historisches Ereignis gegeben hat.

In Übereinstimmung dazu hat Reiner Keller im Hinblick auf Katastrophen und im Anschluss an die Risikoforschung darauf hingewiesen, dass man zwei typische Formen unterscheiden kann, katastrophale Ereignisse zu deuten: Zum einen können sie als Naturkatastrophen gedeutet werden, die – wie der Name sagt – auf die der Gesellschaft als extern beobachtete materiell-organische Natur zugeschrieben werden. Zum anderen können sie als *Risikokatastrophen* beobachtet werden, die als Folge menschlicher Entscheidungen und Handlungen interpretiert werden (vgl. Keller 2003, S. 407 f.). Die gesellschaftliche Kommunikation über ein katastrophales Ereignis kann dieses entsprechend entweder stärker als Folge gesellschaftlich externer Gefahren beleuchten oder

¹⁷Für eine differenzierte Diskussion des Verhältnisses von Erinnerung und Erfahrung siehe Dimbath und Heinlein (2015, S. 86 f.).

insbesondere als Resultat riskanten gesellschaftlichen Handelns thematisieren (siehe dazu auch Luhmann 2005).

4.4 Zeitliche Horizonte des Katastrophengedächtnisses der Spanischen Grippe

Nachdem in den obigen Abschnitten die Rekonstruktion der zentralen Schemata des massenmedialen Gedächtnisses der Spanischen Grippe im Vordergrund stand, soll nun insbesondere das (vergessende) Erinnern als Operation des Gedächtnisses ins Zentrum der Analyse gerückt werden. Diese stützt sich auf die weiter oben vorgestellte These, dass das Gedächtnis insbesondere die Funktion erfüllt, die beiden Zeithorizonte der Vergangenheit und der Zukunft zu verwalten (Luhmann 1997, S. 581). Es stellt sich damit die Frage, welche Funktionen das Gedächtnis der Spanischen Grippe in Bezug auf die beiden zeitlichen Horizonte der Vergangenheit und der Zukunft erfüllt.

Untersucht man die Berichterstattung in den ausgewählten Zeitungen vor dem Hintergrund der temporalen Horizonte der Erinnerung der Spanischen Grippe, zeigt sich, dass das erregerezentrierte und das gesellschaftlich-historische Gedächtnisschema mit Formen des Erinnerns verknüpft sind, die unterschiedliche zeitliche Horizonte aufweisen: Während mit dem erregerezentrierten primär in die Zukunft geschaut wird, wird mit dem zweiten besonders in die Vergangenheit zurückgeblickt.

Das erregerezentrierte Schema wird dominant in den Thematisierungskontexten der Pandemiegefahr und des wissenschaftlichen Fortschritts verwendet: Beide Kontexte sind, wie die Analyse zeigte, eng miteinander verwoben und weisen einen dominanten Zukunftsbezug auf. Im Thematisierungskontext der Pandemiegefahr wird auf die Möglichkeit einer zukünftigen Katastrophe hingewiesen, die durch einen ähnlichen Influenzaerreger wie jenen der Spanischen Grippe hervorgerufen werden kann:

»Ob H5N1 aber eine Pandemie auslöst oder nicht, lässt sich, wissenschaftlich gesehen, selbst heute nicht vorhersagen. »Aber wir müssen annehmen«, schreibt Taubenberger in der jüngsten Ausgabe des Fachblattes »Emerging Infectious Diseases«, »dass ähnliche Voraussetzungen zu einer ebenso verheerenden Pandemie wie der Spanischen Grippe führen könnten.«¹⁸

¹⁸Meili, Matthias. 2006. Dem Virus auf der Spur. *NZZ am Sonntag* (15. Januar): 69.

An die Spanische Grippe wird mahnend erinnernd: Die Pandemiegefahr muss ernst genommen werden, weil ein ähnliches Ereignis wie die Spanische Grippe in der Zukunft möglich ist. Die Spanische Grippe der Jahre 1918 bis 1920 wird hier nicht in ihrer Vergangenheit relevant, sondern als ein vergangenes Ereignis, das sich in der Zukunft in ähnlicher Form wiederholen kann.

Das erregerezentrierte Schema ist also mit einem Erinnerungstypus gekoppelt, der eine Vergangenheit erinnert, um sie (als Katastrophenszenario) in die Zukunft zu projizieren. Dieses Erinnerungsmotiv muss unterstellen, dass vergangene und zukünftige pandemische Ereignisse kommensurabel sind. Hierbei hilft das erregerezentrierte Schema offenbar, da oft unterstellt wird, dass die Grippeviren – bei aller Mutation – über die Zeit hinweg ihre Identität als *Grippe* oder präziser als Subtypen wie *H5N1* und *H1N1* behalten und somit hinreichend ähnlich bleiben, um die Vergangenheit und die Zukunft miteinander zu verbinden. Dies zeigt sich besonders daran, wenn unter Rückgriff auf das erregerezentrierte Schema auf Unterschiede zwischen dem frühen zwanzigsten Jahrhundert und der Gegenwart hingewiesen wird. Gerade dann stiftet die unterstellte hinreichende transtemporale Identität des gleichwohl mutierenden Virus die Grundlage dafür, Ähnlichkeit und Kommensurabilität von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft – auch bei thematisierten Differenzen – zu unterstellen. Dies kommt zum Beispiel in diesem Zitat zum Ausdruck:

»Das H1N1-Virus war 1918 völlig neuartig für den Menschen« sagt Wunderli. Niemand sei dagegen immun gewesen. Dies habe es den Viren erleichtert, in der Bevölkerung zu zirkulieren. »Heute ist allerdings ein Großteil der erwachsenen Bevölkerung mindestens einmal in ihrem Leben mit H1N1 in Kontakt gekommen.«¹⁹

Der Fokus auf das Influenzavirus und seine Subtypen (hier H1N1) schafft eine Kontinuität im Wandel der Zeit. Dies ergibt sich allerdings nicht aus dem erregerezentrierten Schema allein: Im Grunde könnte man auch thematisieren, dass Influenzaviren so rapide mutieren, dass sie gar keine Beobachtung der Kontinuität über die Zeit hinweg erlauben (vgl. Caduff 2014, S. 300). Deshalb ist es nicht das erregerezentrierte Schema für sich allein, das auf Vergleichbarkeit von Vergangenheit und Zukunft hinführt, sondern die Aktivierung dieses Schemas für zukunftsorientiertes Erinnern.

¹⁹Bergamin, Fabio. 2008. »Wer sich impfen ließ, ist gut geschützt«. *NZZ am Sonntag* (3. Februar): 69.

Das historisch-gesellschaftliche Schema ist dagegen mit einem genuin vergangenheitsbezogenen Erinnerungsmotiv verbunden und bietet dem zukunftsorientierten Erinnern deshalb wohl wesentlich stärkeren Widerstand. In den Grundprämissen dieser Perspektive ist ein Fokus auf die fundamentale Differenz zweier verschiedener historischer Zeitpunkte angelegt: Es geht darum, die Spanische Grippe als Ereignis zu verstehen, das in dieser Art nur unter den singulären gesellschaftlichen Umständen der Jahre 1918 bis 1920 möglich war. Das Bezugsproblem der Erinnerung liegt dabei gerade nicht darin, sich für eine katastrophale Zukunft zu wappnen. Dagegen wird im Erinnerungskontext der Spanischen Grippe als historisches Ereignis, der eng mit dem historisch-gesellschaftlichen Schema verbunden ist, stärker ein Reflexionsproblem thematisiert. Die Gegenwart kann demnach nur dann zu einem angemessenen Selbstverständnis kommen, wenn sie ihre Vergangenheit erinnert. In diesem Zusammenhang wird besonders beklagt, dass es sich bei der Spanischen Grippe um eine vergessene Katastrophe handle: Der gegenwärtige Blick auf dieses einschneidende Ereignis, das eine Schneise in unsere Gegenwart gelegt hat, ist aufgrund von Erinnerungsdefiziten verstellt. In diesem Sinne fragt sich zum Beispiel ein Artikel der *NZZ* am Sonntag, ob diese Erinnerungslücke je angemessen gefüllt werden kann:

»[I]m Verlaufe dieses Jahres [wird man] zahlreiche Abhandlungen darüber lesen können, wie die Spanische Grippe vor 100 Jahren das Elend der Menschen in der Schweiz gegen Ende des Ersten Weltkriegs noch viel schlimmer machte. Doch auch dadurch wird es nicht gelingen, aus einer Kultur des Vergessens im Umgang mit der Seuche eine Kultur des Erinnerns zu machen. Eine Kultur des Erinnerns an ein einschneidendes Ereignis kann nicht Jahrzehnte später geschaffen werden.«²⁰

Diese mit dem gesellschaftlich-historischen Schema verbundene vergangenheitsorientierte Erinnerungsform führt nun im Gegensatz zu der oben erläuterten zukunftsorientierten Erinnerungsform gerade die Inkommensurabilität von Vergangenheit und Zukunft vor Augen: Die Katastrophe der Spanischen Grippe ereignete sich in einer spezifischen historischen Situation, die sich zum Beispiel durch das Ende des Ersten Weltkriegs, den Landesstreik, überforderte Ärzte und behördliche Fehlentscheidungen kennzeichnete. Diese Vergangenheit wird sich nicht wiederholen. So wird zum Beispiel in einem Artikel darauf hingewiesen, dass es sinnvoll ist,

²⁰Imhasly, Patrick. 2018. Die vergessene Katastrophe. *NZZ am Sonntag* (7. Januar): 47.

»an die Zustände, die bei der Ausbreitung der spanischen Grippe geherrscht hatten, zu erinnern. Der Vergleich macht deutlich, wie viel besser zumindest die hochentwickelten Gesellschaften mit ihren modernen Kommunikationstechniken und ausgebauten Gesundheitssystemen heute auf eine Pandemie-Gefahr vorbereitet sind als unsere Vorfahren vor neunzig Jahren.«²¹

Die Herausforderung, die diese Erinnerungsform veranschaulicht, besteht weniger darin, die zukünftige Wiederholung dieser Vergangenheit zu verhindern, sondern diese singuläre Vergangenheit erinnernd mit unserer Gegenwart zu verbinden.

Man kann also festhalten, dass die beiden Erinnerungsschemata (erregenzentriert, gesellschaftlich-historisch) und die auf sie bezogenen Erinnerungsoperationen (zukunftsorientiert, vergangenheitsorientiert) das Verhältnis von Gegenwart und den Zeithorizonten der Vergangenheit und Gegenwart auf unterschiedliche und schwer vereinbare Weise organisieren: Im ersten Fall (erregenzentriertes Schema, zukunftsorientierte Erinnerung) wird auf Ähnlichkeit der Zeithorizonte verwiesen, im zweiten Fall (gesellschaftlich-historisches Schema, vergangenheitsorientierte Erinnerung) wird dagegen auf Unähnlichkeit abgestellt. Damit liegt in der Erinnerung der Spanischen Grippe eine grundsätzliche Spannung. Die vergangenheitsorientierte Erinnerung, die mit einiger Verzögerung in der massenmedialen Thematisierung an Prominenz gewinnt und ihre Sichtbarkeit wohl der Etablierung der Spanischen Grippe durch die Thematisierung der aktuellen Pandemiegefahr verdankt, untergräbt die Plausibilität der zukunftsorientierten Erinnerung: Sie stellt die Projektion der vergangenen Spanischen Grippe als Gefahrenszenario der Zukunft infrage. Diese Reibung der beiden Erinnerungstypen kommt stellenweise im untersuchten Material zum Ausdruck. So wird zum Beispiel an der folgenden Textstelle der Blick in die Zukunft mit vergangenen Katastrophen wie der Spanischen Grippe als inadäquat kritisiert:

»Das klassische Rezept der Politik der Angst ist das Heraufbeschwören historischer Katastrophen, sei es die Spanische Grippe, der Faschismus oder die gescheiterte Appeasement-Politik gegen Hitler. Die gezogenen Analogien entbehren auf den zweiten Blick jeder Faktentreue.«²²

Wenn man die historischen *Fakten* genau anschaut, zeige sich also, wie unterschiedlich die Vergangenheit im Gegensatz zur Gegenwart und ihren möglichen katastrophalen Zukünften ist.

²¹R.M. 2009. Zwischen Panikmache und Verharmlosung. *NZZ* (2. Mai): 1.

²²Hermann, Michael. 2009. Analyse. *Tages Anzeiger* (29. Dezember): 11.

Mit der weiter oben eingeführten Unterscheidung von Reiner Keller lässt sich formulieren, dass die zukunftsorientierte Erinnerung die Spanische Grippe im Wesentlichen als Naturkatastrophe thematisiert, während die Möglichkeit einer erneuten Influenza-Pandemie als potenzielle Risikokatastrophe behandelt wird. Aus der erregerzentrierten und zukunftsorientierten Erinnerung erscheint die Spanische Grippe als Naturkatastrophe, weil das Influenzavirus in den Jahren 1918 bis 1920 noch nicht entdeckt wurde. Aufgrund mangelnder medizinischer Möglichkeiten traf die Spanische Grippe die Gesellschaft wie eine Naturkatastrophe. Influenzaviren werden als über die Zeit hinweg ähnlich genug behandelt, um vergangene, gegenwärtige und zukünftige Zeitpunkte miteinander in Beziehung zu setzen. Während diesbezüglich Kontinuität unterstellt wird, wird eine Diskontinuität besonders im medizinisch-wissenschaftlichen Wissen identifiziert: Aufgrund des heutigen Kenntnisstandes wird aus der Virenfamilie, die die Spanische Grippe als *Naturkatastrophe* verursachte nun eine zukünftige Risikokatastrophe. Falls sich in Zukunft eine Influenza-Pandemie mit den Ausmaßen der Spanischen Grippe entfaltet, wird es eine Folge falscher Entscheidungen gewesen sein (zu wenig Forschung, zu geringe Produktion von Impfstoffen, zu wenig beherztes Handeln von Behörden).

Dagegen erscheint die Spanische Grippe in der vergangenheitsorientierten Erinnerung anhand des gesellschaftlich-historischen Schemas bereits selbst als Risikokatastrophe, da hier auf den individuellen und behördlichen Umgang mit der Pandemie unter bestimmten historischen Umständen fokussiert wird. Singuläre Umstände und Entscheidungen von Militärärzten oder Politikern treten so in den Vordergrund. Durch diesen Fokus wird die Analogie zu einer möglichen Zukunft erschwert. Während im erregerzentrierten und zukunftsorientierten Erinnern eine vergangene *Naturkatastrophe* zur Warnung vor einer zukünftigen *Risikokatastrophe* fruchtbar gemacht werden kann, macht es gerade Erinnerung der Spanischen Grippe als *Risikokatastrophe* schwerer, sich eine vergleichbare *zukünftige* Risikokatastrophe vorzustellen.

5 Schluss

Vielleicht als generellste Einsicht zur Erinnerung der Spanischen Grippe in Deutschschweizer Medien kann festgehalten werden, dass die Spanische Grippe zunächst anlässlich der Sorge vor einer zukünftigen Pandemie erinnert wurde und dadurch massenmediale Indifferenzschwellen zu überwinden vermochte. Entsprechend war es naheliegend, jene Aspekte der Spanischen Grippe zu *vergessen*, die diese als Ereignis fest in der Vergangenheit verankerten. Die erinnernde

Thematisierung der Spanischen Grippe projizierte diese im Grunde in eine mögliche Zukunft und fokussierte auf die virale Grundlage von Influenza-Pandemien, der eine transtemporale Identität unterstellt wurde. Erst nachdem die Spanische Grippe anlässlich der Sorge vor einer zukünftigen Pandemie wiedererinnert wurde, etablierte sich zunächst auf niedrigem Niveau, später prominenter, eine Form der Erinnerung, die die Spanische Grippe in ihrer historischen Singularität thematisierte und fest in der Vergangenheit verankerte, um sie mit der gesellschaftlichen Gegenwart zu verbinden.

Etwas allgemeiner könnte man formulieren, dass das massenmediale Katastrophengedächtnis der Spanischen Grippe sich durch ein nicht unbedingt reibungsfreies Nebeneinander von Schematisierungen und zeitlichen Horizonten auszeichnet. Dies ist nicht als Defizit, sondern gerade als konstitutives Moment der massenmedialen Thematisierung zu begreifen: Wenn sich ein vergangenes Ereignis auf Dauer als Thema zu etablieren vermag, ist damit zu rechnen, dass es zu Re-Schematisierungen im Verlauf der Erinnerung kommt – andernfalls würde es an Neuheitswert verlieren und könnte sich kaum als Thema massenmedialer Kommunikation halten.

Man kann diesem Befund mit einiger Zuspitzung durchaus eine gewisse Tragik abgewinnen, wenn man sich an die These Luhmanns erinnert, dass das Gedächtnis das Verhältnis sozialer Systeme zu den beiden Zeithorizonten der Zukunft und der Vergangenheit organisiert. Das massenmediale Katastrophengedächtnis der Spanischen Grippe bedient offenbar beide zeitlichen Horizonte. Allerdings unterminiert die Erinnerungskommunikation, die die Spanische Grippe im Rahmen eines auf die Zukunft gerichteten Handlungsproblems thematisiert, das vergangenheitsorientierte Erinnern und umgekehrt. Im Rahmen des massenmedialen Katastrophenerinnerns der Spanischen Grippe kann offenbar die Gegenwart nicht zugleich mit einem zukünftigen Szenario *und* einer singulären Vergangenheit verbunden werden.

Literatur

- Assmann, Aleida. 1999. *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: Beck.
- Assmann, Aleida. 2016. *Formen des Vergessens*. Göttingen: Wallstein.
- Assmann, Jan. 1992. *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: Beck.
- Bateson, Gregory. 1985. *Steps to an ecology of mind. A revolutionary approach to man's understanding of himself*. New York: Ballantine Books.

- Berger, Peter L., und Thomas Luckmann. 2013. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Caduff, Carlo. 2014. Pandemic prophecy, or how to have faith in reason. *Current Anthropology* 55:296–315.
- Caduff, Carlo. 2015. *The pandemic perhaps. Dramatic events in a public culture of danger*. Oakland: University of California Press.
- Crosby, Alfred W. 2003. *America's forgotten pandemic. The influenza of 1918*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Dimbath, Oliver. 2011. Systemvergessen. Zur Vergesslichkeit sozialer Systeme. In *Soziologie des Vergessens. Theoretische Zugänge und empirische Forschungsfelder*, Hrsg. Oliver Dimbath und Peter Wehling, 139–166. Konstanz: UVK.
- Dimbath, Oliver. 2013. Soziologische Rahmenkonzeptionen. Eine Untersuchung der Rahmenmetapher im Kontext von Erinnern und Vergessen. In *Formen und Funktionen sozialen Erinnerns*, Hrsg. René Lehmann et al., 25–48. Wiesbaden: Springer VS.
- Dimbath, Oliver, und Michael Heinlein. 2014. Arbeit an der Implementierung des Gedächtniskonzepts in die soziologische Theorie – eine Einleitung. In *Die Soziologie des Erinnerns*, Hrsg. Oliver Dimbath und Michael Heinlein, 1–23. Wiesbaden: Springer VS.
- Dimbath, Oliver, und Michael Heinlein. 2015. *Gedächtnissoziologie*. Paderborn: Fink.
- Espósito, Elena. 2002. *Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- föG – Forschungsinstitut Öffentlichkeit und Gesellschaft. 2018. *Qualität der Medien. Schweiz – Suisse – Svizzera*. Basel: Schwabe.
- Goffman, Erving. 1980. *Rahmenanalyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gamson, William, und Andre Modigliani. 1989. Media discourse and public opinion on nuclear power: A constructionist approach. *American Journal of Sociology* 95:1–37.
- Halbwachs, Maurice. 1966. *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Berlin: Luchterhand.
- Honigsbaum, Mark. 2014. *A history of the great influenza pandemics. Death, panic and hysteria, 1830–1920*. London: I.B. Tauris.
- Hume, Janice. 2000. The »Forgotten« 1918 influenza epidemic and press portrayal of public anxiety. *Journalism & Mass Communication Quarterly* 77:898–915.
- Japp, Klaus P. 2003. Zur Soziologie der Katastrophe. In *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen*, Hrsg. Lars Clausen et al., 77–90. Münster: Lit.
- Kaplan, Sarah, und Wanda J. Orlikowski. 2013. Temporal work in strategy making. *Organization Science* 24:965–995.
- Keller, Reiner. 2003. Distanziertes Mitleiden. Katastrophische Ereignisse, Massenmedien und kulturelle Transformationen. *Berliner Journal für Soziologie* 13:395–414.
- Keller, Reiner. 2008. Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissensanalytischen Profilierung der Diskursforschung. *Historical Social Research* 33:73–107.
- Keller, Reiner. 2011. *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kitch, Carolyn. 2008. Placing journalism inside memory – and memory studies. *Memory Studies* 1:311–320.

- Luhmann, Niklas. 1984. *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 1997. *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 2004. *Die Realität der Massenmedien*. Wiesbaden: VS.
- Luhmann, Niklas. 2005. Risiko und Gefahr. In *Soziologische Aufklärung 5*, Hrsg. Niklas Luhmann, 126–162. Wiesbaden: Springer VS.
- Nassehi, Armin. 2008. Phänomenologie und Systemtheorie. In *Phänomenologie und Soziologie*, Hrsg. Jürgen Raab et al., 163–174. Wiesbaden: Springer VS.
- Schranz, Mario, und Kurt Imhof. 2002. Muslime in der Schweiz – Muslime in der öffentlichen Kommunikation. *Medienheft* 18:1–7.
- Sebald, Gerd, und Jan Weyand. 2011. Zur Formierung sozialer Gedächtnisse. *Zeitschrift für Soziologie* 40:174–189.
- Selin, Cynthia. 2008. The sociology of the future. Tracing stories of technology and time. *Sociology Compass* 2:1878–1895.
- Strauss, Anselm L. 1998. *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Fink.
- Weir, Lorna, und Eric Mykhalovskyi. 2010. *Global public health vigilance. Creating a world on alert*. New York: Routledge.
- Zifonun, Dariuš. 2011. »Vergessendes Erinnern«: Eine Wissenssoziologie des Erinnerns und Vergessens. In *Soziologie des Vergessens. Theoretische Zugänge und empirische Forschungsfelder*, Hrsg. Oliver Dimbath und Peter Wehling, 189–210. Konstanz: UVK.

Dr. phil. Luca Tratschin, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kompetenzzentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung CHES der Universität Zürich und Lehrbeauftragter am Soziologischen Seminar der Universität Luzern. Seine Arbeitsschwerpunkte umfassen Wissen(schaft)ssoziologie, politische Kommunikation, Mediensoziologie, Organisationssoziologie und Soziologische Theorie.

Die (Neu-)Ordnung sozialer Beziehungsmuster in filmischen postkatastrophischen Gesellschaften

Jan Weckwerth

1 Katastrophen im Film

Die Repräsentation verschiedenster Arten von Katastrophen durchzieht die Filmgeschichte von Beginn an (vgl. Berger und Wisner 2012). Katastrophen scheinen in all ihren Facetten eine Faszination auszuüben: sei es der Schauwert von Verwüstungen und Zerstörungen, das menschliche Leid, der individuelle Überlebenskampf oder die gesellschaftlichen Reaktionen. In Katastrophenfilmen werden das Spektakel und die Unterhaltung gewissermaßen mit therapeutischen oder gar kathartischen Funktionen verbunden (vgl. Sontag 1965; Korte 1992; Schröder 2008); so ist es nicht erstaunlich, dass Katastrophen ihren filmischen Ausdruck verstärkt in Zeiten wahrgenommener Krisen oder eines rapiden Wandels finden (vgl. Tudor 1989; Korte 1992; Keane 2006). Bekannte Zyklen von Katastrophenfilmen erwachsen etwa in den 1930er Jahren als Folge der Weltwirtschaftskrise oder in den 1950er Jahren im Zuge des beginnenden Kalten Krieges. Als filmhistorisch wohl bedeutendster Zyklus gilt das Aufkommen von Katastrophenfilmen ab den 1970er Jahren, in dessen Folge sich auch der Begriff des *disaster movie* etabliert (vgl. Roddick 1980; Keane 2006). Standen zuvor insbesondere Katastrophen der (antiken) Vergangenheit, aus dem Repertoire der religiösen Mythen oder dystopische Zukunftsvisionen im Vordergrund, werden nun »disaster into line with the present« gebracht aufgrund ihrer »more modest and relatively believable disaster scenarios« (Keane 2006, S. 12). Filme über Flugzeugabstürze, Hochhausbrände, Schiffsunglücke, teils verbunden mit

J. Weckwerth (✉)
Berlin, Deutschland
E-Mail: jan.weckwerth@gmx.de

Terrorismus, entwickeln sich zu Blockbustern und reanimieren das zuvor in einer Krise befindliche Hollywoodkino (vgl. Korte 1992).

Diese Perspektivenverschiebung lässt sich in einem strukturellen Verweisungszusammenhang mit der aufkommenden (gesellschaftlichen) Postmoderne begreifen. Katastrophen stellen immer *auch* einen – zumindest punktuellen – radikalen Bruch mit dem Credo der Moderne dar, welches auf Rationalität, Beherrschbarkeit und (mehr oder weniger) linearem Fortschritt fußt (vgl. Voss 2006), und eignen sich daher als filmisches Vehikel für die Infragestellung der von traditionellen Instanzen und bewährtem Wissen geordneten Gesellschaften (vgl. zum genrehistorischen *postmodern turn* Tudor 1989). Wurde die Bedrohung in den Invasionsfilmen der 1950er Jahre meist noch in einem spektakulären Finale auf Basis von »*good old-fashioned American ingenuity*« (Keane 2006, S. 11) unschädlich gemacht und die soziale Ordnung wiederhergestellt, sind Einhegung der Katastrophe, Rettung oder Entkommen in den 1970er Jahren wenn überhaupt nur noch vorläufiger Art: Die Gefahren brechen nicht mehr von außen herein, sondern sind inhärente, elementare Bestandteile – und auch *Konsequenzen* – der gesellschaftlichen Alltagswelt, so dass den Interventionen zumindest kein nachhaltiger Erfolg beschert bleibt. Helmut Korte (1992, S. 223) fasst dies folgendermaßen zusammen: »*Die menschliche Wahrnehmung, die Naturidylle ebenso wie die beruhigende Banalität des Normalen, sind brüchig geworden – zu nahe liegen Alltagsroutine, Selbstzufriedenheit, Gedankenlosigkeit, unbedingter Fortschrittsglaube und das Grauen beieinander.*«

Ab den 1990er Jahren hat sich die Perspektive wieder sukzessive verbreitert: Die oftmals unter dem Schlagwort Globalisierung subsumierten Prozesse der Entgrenzung, Verflechtung und Verkopplung finden auch in Katastrophenfilmen ihren Ausdruck. Nun geraten erneut globale Bedrohungen in den Fokus, etwa in Form von Meteoriteneinschlägen oder den drastischen Konsequenzen von Klimawandel und Umweltzerstörung.

Trotz der zentralen Stellung des katastrophischen Ereignisses ging es schon immer nicht allein um dessen Schauwert, sondern insbesondere um die sozialen Implikationen, die sich infolge seines Eintritts ergeben. In der »klassischen« Plotstruktur insbesondere ab den 1970er Jahren wird eine zusammengewürfelte Gruppe von Menschen – meist als »*cross section of society*« (Yacowar 2012, S. 320) konzipiert¹ – einer Katastrophe ausgeliefert und muss gemeinsam einen

¹Für ungleichheitssoziologische Perspektiven ist hierbei auffällig: »*Disaster movies use professional status and assumed authority as shorthand expressions of class*« (Keane 2006, S. 52).

Weg finden, trotz aller Konflikte untereinander und Diskrepanzen im Umgang mit der Katastrophe diese entweder aufzuhalten oder sich zumindest in Sicherheit zu bringen. Sowohl technologische Systeme (gewissermaßen als materialisierte Sozialbeziehungen; vgl. Geenen 2003) als auch moralische Werte stehen zur Disposition und sind nicht mehr durch die althergebrachten Autoritäten kontrollierbar oder sanktionierbar. Als entscheidend erweist sich also die gesellschaftliche Reaktion – symbolisiert an den Repräsentantinnen und Repräsentanten verschiedener sozialer Gruppen – auf den anlässlich der Katastrophe zumindest partiellen oder temporären Zusammenbruch zivilisatorischer Gewissheiten.

Indes blieb die filmische Verhandlung der Katastrophe oftmals dem katastrophischen Ereignis verhaftet und bezog sich vorrangig auf eine akteurs- und handlungsfokussierte Eindämmung des Ausbruchs beziehungsweise der direkten Folgen – welche nun lediglich nicht mehr zwangsläufig oder nachhaltig erfolgreich verläuft – sowie auf den Versuch ihrer technisch-wissenschaftlichen Bewältigung. Wie die Welt nach der Katastrophe aussieht, wird dagegen meist nur oberflächlich in den letzten Sequenzen anhand der überlebenden Protagonistinnen und Protagonisten angedeutet und dient eher der Auflösung der Geschichte. Soziale Konsequenzen der Katastrophe – etwa Änderungen der Sozialstruktur, der Werte und Normen, der gesellschaftlichen Institutionen, der Diskurse, der Handlungsmuster oder grundsätzlich der sozialen Ordnung, sei es infolge von Kämpfen oder neuen Übereinkünften – werden in der Regel nicht abgebildet. Insofern bewerten einige Forscherinnen und Forscher den Katastrophenfilm als strukturell konservatives Genre im Sinne einer letztlichen Bewahrung des Status quo.² Von gigantischer Zerstörung und zahllosen menschlichen Opfern abgesehen wirken postkatastrophische Gesellschaften meist nicht substanziell anders als präkatastrophische Gesellschaften (ausgenommen das

²Susan Sontag (1965) konstatierte schon für die Katastrophenfilme der 1950er Jahre eine weitgehende Abwesenheit von Sozialkritik. Nicole Schröder (2008, S. 128 f.) führt aus, dass es eben nicht um Wandel, sondern um »reestablishing« der durch die Katastrophe kurzzeitig gefährdeten »boundaries« geht: »The overcoming of the catastrophe coincides with the return to older, more conservative values.« Nach Maurice Yacowar (2012, S. 324) gilt am Ende zumeist: »Order is reasserted.« Für Michael Ryan und Douglas Kellner (1988, S. 56) werden soziale und kulturelle Konflikte durch die Re-Legitimierung traditioneller Werte und Instanzen aufgelöst, zudem formuliert das Genre implizite und dennoch augenscheinliche Präferenzen gen »markedly middle-aged, middle-level managerial, and mid-American.« Laut Gregory Berger und Ben Wisner (2012) weist das Genre eine soziale Indifferenz auf, da Katastrophen selten als Folge von Armut und daraus erwachsener besonderer Verwundbarkeit dargestellt werden.

Science Fiction-Subgenre der postapokalyptischen Dystopie, doch ist hier der gesellschaftliche Transformationsprozess *als Folge* der Katastrophe bereits weitestgehend abgeschlossen).

Dabei könnte sich gerade der soziale Nachklang von Katastrophen für die (Film-)Soziologie als besonders ergiebig erweisen. Filmische Formate fungieren seit jeher als Seismographen, aber auch als Reflexionen sozialer Phänomene und Veränderungsprozesse. Dabei lenken sie den Blick ihrer Rezipientinnen und Rezipienten auch auf gesellschaftliche (Teil-)Bereiche, die der Alltagserfahrung nicht oder nur eingeschränkt zugänglich sind. Insbesondere die Verhandlung solcher ›abseitiger‹, nicht-gewohnter Ereignisse wirkt grundlegend an der Konstruktion einer Vorstellung der beziehungsweise auf die Welt mit, da ein Abgleich mit eigenen Erlebnissen sich verschleißt oder lediglich rudimentär erfolgen kann. Dies trifft auch auf Katastrophen zu, die sich als »krasser sozialer Wandel« (Clausen 1994) begreifen lassen. Das Ausloten der auf diese Weise ausgelösten Veränderungen und potenziellen Neuordnungen sozialer Beziehungsmuster böte sich daher auch filmisch an.

Im vorliegenden Beitrag soll nun das Potenzial der neueren, oftmals unter dem Begriff *Quality TV* firmierenden Fernsehserien untersucht werden, die soziale (Nicht-)Bewältigung von Katastrophen zu verhandeln. Derartige Formate weisen gegenüber dem Spielfilm nicht nur ein größeres Reservoir an Erzählzeit auf, sie verschreiben sich auch einer tieferen und stimmigeren Einbettung der Figuren(konstellationen) in die sie umgebende Seriensgesellschaft (vgl. Cardwell 2007; Weckwerth 2017). Dies erscheint für eine Analyse der sozialen Bedingtheit und Konstruktion von Katastrophen(narrativen) potenziell ergiebig: Schließlich verweisen Katastrophen mindestens mittelbar auf die Brüchigkeit eingespielter und vermeintlich stabiler sozialer Beziehungsgerüste. Sie verweigern sich nicht nur exakter wissenschaftlicher Kontrollierbarkeit, sondern entziehen auch routinisierten Handlungsmustern der einzelnen Akteure zumindest potenziell ihren lebensweltlichen Gehalt.

Für eine solche filmsoziologische Analyse postkatastrophischer Gesellschaften sind einige Spezifizierungen vorzunehmen. Der folgende Abschnitt nimmt die Katastrophe als soziales Phänomen in den Blick: Zunächst wird die soziale Bedingtheit des gesamten Katastrophenverlaufs unter Zuhilfenahme klassischer und aktueller katastrophensoziologischer Befunde erörtert. Sodann erfolgt eine Präzisierung des Deutungsprozesses von Katastrophen. Schließlich beruhen alle Deutungen und Interpretationen auf vorgängigen – bewussten oder unbewussten – Selektionen. Wie und warum Individuen oder Gesellschaften gerade *diese* Schlüsse aus einem katastrophalen Ereignis ziehen, ob und (wenn ja) warum es zu Kämpfen um Deutungshoheit kommt, steht in enger Verbindung zum spezifischen Erinnern an dieses Ereignis.

Diese Erkenntnisse sollen anschließend beispielhaft an der Fernsehserie *The Leftovers* (HBO, 2014–2017) diskutiert werden, die in und von einem post-katastrophischen Szenario handelt. In dem von Damon Lindelof und Tom Perrotta produzierten Format auf Basis eines Romans von Perrotta verschwinden auf einen Schlag und ohne jede Spur zwei Prozent der Weltbevölkerung. Diese Katastrophe findet nicht nur in der realen Welt, sondern auch in der Serienwelt keine Entsprechung, insofern ist ein Rückgriff auf erprobte Lösungsroutinen oder Rezeptwissen nur eingeschränkt verfügbar. Wie organisiert sich also die gesellschaftliche Adaption – und auf Basis welcher Katastrophendeutung? Abschließend werden Anschlüsse für weitere Forschung zu katastrophischen Serien vorgestellt.

2 Soziologische Perspektiven auf Katastrophen

2.1 Soziale Bedingtheit von Katastrophen

Im Alltagsverständnis haben Katastrophen oftmals die Konnotation einer externen, plötzlich auftretenden, kaum zu kontrollierenden Gewalt inne. Auch die frühe Katastrophenforschung (*disaster research*) fokussierte größtenteils die Katastrophe als Ereignis und beschäftigte sich mit ihrem Grund beziehungsweise Auslöser, dem *Impact* auf die betroffenen Gebiete und Menschen sowie den Einschätzungen der Auswirkungen. Doch legte bereits die Heuristik dieser so genannten *agent*-zentrierten Ansätze einige ihrer Schwächen offen, da die vorgenommenen Gruppierungen und Kategorisierungen verschiedener Katastrophenarten nicht disjunkt erfolgte (vgl. Perry 2018).

Ab den 1960er Jahren ist ein Paradigmenwechsel zu konstatieren (vgl. auf Basis der Kuhn'schen *scientific revolutions* Gill und Ritchie 2018), in dessen Verlauf die sozialen Bedingungen von Katastrophen in den Vordergrund rücken. Es findet eine sukzessive Verlagerung auf die gesellschaftlichen Prozesse in Vorlauf und Reaktion auf die – im Nachgang immer sozial konstruierte und gedeutete – Katastrophe statt. Die Fragestellung lautet nun vielmehr, wie sich ein bestimmtes Ereignis überhaupt zu einer Katastrophe entwickeln konnte.

In diesem Rahmen verschwinden auch die wenig ergiebigen Unterscheidungen zwischen Naturkatastrophen und technologischen (oder menschengemachten) Katastrophen. Letztlich existieren keine ›reinen‹ Naturkatastrophen: Wenn beispielsweise ein Deich an der Küste gebaut oder ein Frühwarnsystem in einer Erdbebenregion installiert wurde und dadurch die Sturmflut oder das Erdbeben keine größeren Schäden verursachen, gilt das Naturereignis gemeinhin nicht als Katastrophe. Wurde der Deich allerdings nicht – beziehungsweise für

die eintreffende Flut unzureichend – gefertigt oder existiert kein – beziehungsweise ein fehlerhaftes – Frühwarnsystem, wird die Einschätzung desselben Naturereignisses mitunter ganz anders ausfallen. Deich und Frühwarnsystem müssen als materialisierte gesellschaftliche Reaktionen auf (meist) bereits zuvor eingetretene Katastrophen verstanden werden – ebenso wie die unterschiedlich stark institutionalisierten Rettungsmaßnahmen. Indes spielt die quantitativ messbare Kraft eines Ereignisses gegenüber den vorhandenen Vorkehrungen einer Gesellschaft eine untergeordnete Rolle. Katastrophen sind also inhärent soziale Phänomene. Wolf Dombrowsky (1998, S. 21) folgert pointiert: »*There is no distinction between a disaster and (>its<) effects. Disasters do not cause effects. The effects are what we call a disaster.*« Entsprechend hat eine Katastrophensoziologie die betroffene gesellschaftliche Einheit, ihre Vorkehrungen, ihren Umgang in der akuten Situation und ihre Bewältigung in den Fokus zu nehmen. Das katastrophale Ereignis bricht niemals einfach nur von außen herein, sondern nicht erkannte Schwächen, ignorierte Risiken und auch soziale Friktionen in der Gesellschaft lassen es überhaupt erst seine zerstörerische Wucht entfalten (vgl. auch Gilbert 1998). In diesem Sinne erscheint es irreführend, von einer gesellschaftlichen ›Normalität‹ auszugehen, die von einer Katastrophe gefährdet wird und zu der nach ihrer Bewältigung im Idealfall zurückzukehren ist, wie es alltagssprachlich oftmals anklingt. Katastrophen sind sich wiederholende und damit normale – wenngleich nicht für jeden Menschen regelmäßig am eigenen Leib erfahrbare – gesellschaftliche Prozesse.

2.2 Postkatastrophische Prozesse

In den vorigen Ausführungen wurde bewusst auf eine weitere Aufschlüsselung verzichtet, was überhaupt unter einer Katastrophe zu fassen ist (vgl. Überblickshaft Perry 2018). In der Katastrophenforschung herrscht unter anderem Uneinigkeit darüber, ob eine heuristische Trennung in *disaster* und *catastrophe* vorzunehmen ist (vgl. Quarantelli 2003), was das Verhältnis von Krise und Katastrophe ausmacht (vgl. Stallings 2003; Boin et al. 2018) und ob nicht nur *consensual types of disasters* (Unglücke, Unfälle), sondern auch *conflict types of disasters* (Anschläge, Terrorismus) als Katastrophen im genuinen Sinne zu verstehen sind (vgl. Geenen 2003; Quarantelli et al. 2018).

Die hier eingenommene Perspektive bevorzugt einen möglichst weiten und inklusiven soziologischen Katastrophenbegriff – nicht nur in Anbetracht des Serienbeispiels, sondern auch aufgrund des Fokus auf die soziale Situation nach der Katastrophe. Insofern erfolgt eine Orientierung an der grundlegenden

Definition von Enrico Quarantelli (2000, S. 682): *»Disasters are relatively sudden occasions when, because of perceived threats, the routines of collective social units are seriously disrupted and when unplanned courses of action have to be undertaken to cope with the crisis. [...] The idea of disruption of routines indicates that everyday adjustive social mechanisms cannot cope with the perceived new threats. Disasters necessitate the emergence of new behaviors not available in the standard repertoire of the endangered collectivity.«*

Die beiden verbundenen und oftmals aufeinander folgenden Prozesse der Disruption der sozialen Routinen und des Versuchs der Anpassung an die post-katastrophische Situation bedürfen einer soziologischen Spezifizierung. Dombrowsky (1998) bezeichnet das Wesen von Katastrophen in Anlehnung an die frühen katastrophensoziologischen Ansätze von Lowell Carr als *»collapse of cultural protections«*. Diese *protections* beinhalten letztlich jede Art von praktiziertem und praktizierbarem Wissen, verpackt in Bräuche, Traditionen, Normen, Vorschriften, Gesetze etc. Der Kollaps lässt Gewissheiten in Frage stellen, hievt nicht behandelte Probleme an die Oberfläche und macht die zuvor verdrängte Vulnerabilität sichtbar. Die bewährten Routinen erweisen sich als ineffektiv oder sogar kontraproduktiv im Angesicht der auftretenden Krise. Elke Geenen (2003, S. 6) formuliert in Bezugnahme auf die Konzeptionen Pierre Bourdieus und Alfred Schütz: *»Das zuvor selbstverständlich Gewesene und im Alltag als handhabbar Erlebte, das tradierte und erworbene, partiell inkorporierte kulturelle und soziale Kapital [...] wie die materiale Kultur, in der sich Menschen eingerichtet haben, verliert schnell und schlagend ihre Verlässlichkeit und Regelmäßigkeit in dem Sinne, dass ein Handeln wie üblich [...] in ihr außer Kraft gesetzt scheint und das bis dahin gültige Rezeptwissen nicht mehr greift.«* Katastrophen »realfalsifizieren« also die im und durch die Alltagsroutine suggerierte Sicherheit und tendenzielle Beherrschbarkeit der Welt (vgl. auch Voss 2006). Dies betrifft indes nicht nur direkt krisenrelevantes Wissen und Praxis. Der gesamte Pool an zur Verfügung stehenden Handlungsmustern kann abrupt zur Disposition stehen: *»Ein Katastrophenauslöser wirkt in ein dicht verflochtenes Netzwerk von unhinterfragten Alltagsroutinen hinein«* (Geenen 2003, S. 11). Schon Charles Fritz (1968) konstatiert eine Erschütterung des gesamten *»system of meaning«* infolge von Katastrophen.

Zugleich fügt jede Katastrophe der Gesellschaft neue Katastrophen-erfahrungen hinzu und generiert typisiertes Wissen über spezifische Arten von Katastrophenverläufen. Die genannten gesellschaftlichen Reaktionen und ihre Manifestationen beziehen sich jedoch nicht auf die Katastrophe an sich, sondern auf die *Deutung* der Katastrophe. Deutungen rekurren immer auf das historisch gewachsene und aktuell verfügbare Wissen einer Gesellschaft (vgl. Elias 1987).

Dabei sind sie niemals objektiv, vielmehr höchst selektiv und oftmals mit sozialen Kämpfen um Deutungshoheit verbunden –somit eine Frage von Machtpositionen und verfügbaren Ressourcen. Man könnte diesbezüglich auch von *herrschenden Katastrophennarrativen* sprechen, in deren Folge sich spezifische neue Routinen herausbilden.

Besonders weitreichende oder tief gehende Katastrophen torpedieren das Selbstverständnis der Gesellschaft und stoßen damit fundamentale Veränderungen an. Der soziale Wandel beschränkt sich hier nicht nur auf den Nahbereich des katastrophalen Ereignisses, sondern löst individuelle wie gesellschaftliche Suchbewegungen zu Wahrnehmungs- und Handlungsmustern aus, die sich für die neue postkatastrophische Situation als adäquat erweisen. In der Katastrophensoziologie hat sich hierfür der Begriff *lifescape change* in Differenz zum *lifestyle change* etabliert (vgl. Edelstein 2000; Gill und Ritchie 2018). Während beim *lifestyle change* lediglich alltagskulturelle Muster und Routinen ihre Wirksamkeit verlieren und angepasst werden müssen, greift der *lifescape change* fundamentale Grundpfeiler der Gesellschaft mit all ihren unhinterfragten Sicherheiten und Gewissheiten an und gefährdet die – von Routinen generierten und reproduzierten – sozialen Institutionen und Strukturen auf der Makroebene (vgl. auch Stallings 2003). Noch etwas präziser lässt sich dies in der Begriffswelt der Ungleichheitssoziologie Bourdieus fassen (vgl. grundlegend Bourdieu 1982; Bourdieu und Wacquant 1996): In weniger einschneidenden Fällen sind soziale Felder, ihre Beziehungen und Positionen untereinander sowie ihre Regelmäßigkeiten betroffen, die sich in einer Neujustierung positiv wie negativ sanktionierter Lebensstile äußert. In gravierenden Fällen sind die Grundkoordinaten des gesamten sozialen Raums mit all seinen Strukturmerkmalen betroffen. Eine soziale Ordnung muss sich hier – zumindest partiell – erst wieder konstituieren. Dies ist zugleich eine Gelegenheit zu und eine Stimulation für einen sozialen Wandel (vgl. Wisner et al. 2014), in dessen Verlauf sich die Sozialstruktur je nach Ausgang der sozialen Kämpfe um Macht und Deutungshoheit transformiert. Es folgt ein »Prozess der Routinisierung« als »Schaffung und Wiedererschaffung von Routinen und Strukturen, deren Eigenheiten sie für gewisse Arten von Störungen anfällig [...] machen (ebenso [...] vor anderen Störungssorten schützend)« (Stallings 2003, S. 44).

2.3 Soziologische Katastrophenmodelle

Der in den vorigen Ausführungen angeklungenen Prozesshaftigkeit von Katastrophen wurde in unterschiedlichsten Modellen Rechnung getragen (vgl. für eine Übersicht von verschiedenen Modelltypen Dombrowsky 1998). Im

Folgenden sollen zwei Stadienmodelle betrachtet werden, die aus unterschiedlichen Perspektiven soziale Strukturen bei wiederkehrenden Katastrophen erschließen und auf die in der folgenden Serienanalyse zurückgegriffen wird.

Ein vorwiegend heuristisches Instrument ist die idealtypische Unterteilung des Katastrophenverlaufs in vier Phasen (vgl. Drabek 1986; Quarantelli 2003):

1) Einsatzbereitschaft (*preparedness*, geplante Maßnahmen bei wahrscheinlichem Katastropheneintritt), 2) Einsatz (*response*, direkte krisenrelevante Handlungen), 3) Erholung (*recovery* – unterteilt in die sofort anschließende *restoration* und die nach Monaten einsetzende *reconstruction*) und 4) Prophylaxe (*mitigation*, Gefahrendeutung und -reduzierung anhand der eingetretenen Katastrophe), bis es zur nächsten Einsatzbereitschaft kommt. Quarantelli (2003) plädiert für eine Applikation dieser Phasen auf vier soziale Ebenen (Individuen/Haushalte, Organisationen, Gemeinden, Gesamtgesellschaft), um das soziale Verhalten einer Gesellschaft in Bezug auf eine bestimmte Katastrophe zu illustrieren. Dabei beeinflusst das Handeln in jeder Phase die folgenden Phasen.

Einen spezifischeren Ansatz zur Analyse endogen auftretender Katastrophen, die eine Gesellschaft in ihrer Gesamtheit betreffen, wählt Lars Clausen (1994, 2003) mit dem FAKKEL-Modell. Er untersucht Stadien eines sozialen Wandels, der mitunter – aber nicht zwangsläufig – in eine Katastrophe mündet. Die Art des sozialen Wandels lässt sich mittels dreier Dimensionen differenzieren: Radikalität, Rapidität und Ritualität. Ein Wandel kann demnach isoliert oder vernetzt (Radikalität), verlangsamt oder beschleunigt (Rapidität) und mit rational-säkularisierten oder magisierten Erklärungsmustern versehen (Ritualität) ablaufen.

Grundlage dieses sozialen Wandels ist für Clausen das Verhältnis von Expertinnen und Experten zu den Laiinnen und Laien innerhalb der Gesellschaft. Die Katastrophe ist dabei nur ein Abschnitt einer Figuration, welche Clausen im Rückgriff auf Norbert Elias (1987) als dynamische, wenngleich stabilisierte soziale Prozesse eines von Individuen gebildeten Beziehungs- oder Interdependenzgeflechts versteht. Das FAKKEL-Modell besteht aus sechs solcher Abschnitte oder Stadien, die sich jeweils nach den drei Dimensionen des sozialen Wandels unterscheiden: Friedensstiftung, Alltagsbildung, Klassenformation, Katastropheneintritt, Ende aller Sicherheit und Liquidation der Werte. Der Katastropheneintritt als besonders »krasser sozialer Wandel« ist dabei hoch vernetzt, extrem schnell und stark magisierbar (da die etablierten »rationalen« Erklärungen nicht mehr greifen). Er stellt gewissermaßen den Kulminationspunkt einer präkatastrophischen Entwicklung dar, in deren Verlauf sich die Laiinnen und Laien von den Expertinnen und Experten immer weiter abgekoppelt haben (bis hin zum offenen Misstrauen und Interessenantagonismus im Stadium »Klassenformation«). Doch verkörpert der idealtypische Ablauf der Stadien

F-A-K-K-E-L lediglich eine von vielen möglichen Optionen. In jedem Stadium können je nach Entwicklung der Experten-Laien-Figuration soziale Dynamiken entstehen, durch die die Katastrophe umgangen wird, die unterschiedliche Wege nach Eintritt der Katastrophe prägen oder mitunter einige Stadien überspringen.

2.4 Katastrophenerinnern und Katastrophenvergessen

Befassen wir uns noch ein wenig näher mit der Deutung von Katastrophen. Aus den vorangegangenen Ausführungen ist erkenntlich geworden, dass die mit und nach einem Katastropheneintritt ablaufenden Deutungs-aushandlungen sich in Katastrophennarrativen verdichten, die die folgenden Adaptionsversuche (mit) strukturieren. Diese hochselektiven Prozesse sind mit spezifischen Erinnerungs- und Vergessensleistungen verbunden, da eine Katastrophe niemals in ihrer Gesamtheit mit all ihren Verflechtungen ›objektiv‹ erfasst werden kann. Es stellt sich daher die Frage, an was sich konkret erinnert wird, was also gewissermaßen das gesellschaftliche *Substrat* der Katastrophe ist.

Das Katastrophenerinnern lässt sich im Rückgriff auf Konzepte des sozialen und des kollektiven Gedächtnisses theoretisch untermauern. Nach den grundlegenden Arbeiten von Maurice Halbwachs (1966, 1985) stellt das kollektive Gedächtnis ähnlich wie das individuelle Gedächtnis keinen bloßen Speicher dar, sondern einen Selektionsmechanismus, der Geschehenes im Rückgriff auf bestehende Erfahrungen und Strukturen integriert, (ein)ordnet oder ausblendet – also vergisst. Kollektive Gedächtnisse halten als Erinnerungsgemeinschaft geteilte Sinninformationen und Bezugsrahmen bereit (vgl. auch Wetzel 2011; Dimbath und Heinlein 2015), ohne die individuelle Gedächtnisse nicht funktionieren können, und strukturieren so die Identitäts- und Ordnungsbildung mit.

Die ›tatsächliche‹ Vergangenheit ist allerdings nie greifbar, vielmehr erfolgt eine Re-Konstruktion der Vergangenheit aus der jeweiligen Gegenwart heraus. Da so der Kontext bei jedem Erinnern ein anderer ist, fällt keine Erinnerung komplett gleich aus (vgl. Wetzel 2011). Oliver Dimbath und Michael Heinlein (2015, S. 131) fassen zusammen: »Die Selektivität des Gedächtnisses verdankt sich aktuellen Problembezügen, Wissensordnungen und Relevanzsetzungen sowie der Selektivität vorhergehender Erinnerungen.« Letztere verhindert dabei im Sinne einer kulturellen Pfadabhängigkeit eine Beliebigkeit der Vergangenheitsdeutungen.

In jüngerer Zeit ist die Konstitution sozialer Gedächtnisse verstärkt diskutiert worden. Schließlich sind heutige (post)moderne Gesellschaften grundlegend von einer Enttraditionalisierung sowie einer funktionalen und sozialstrukturellen Ausdifferenzierung geprägt, durch die die Menge an sozialen Gruppen deutlich

zugenommen haben dürfte – was wiederum Fragen hinsichtlich einer möglicherweise schwindenden Kompatibilität und Konvertierbarkeit für größere gesellschaftliche Einheiten aufwirft. Hinzu treten gesamtgesellschaftliche Beschleunigungstendenzen, die zu einer verstärkten Flüchtigkeit von Ankerpunkten für die Erinnerung (Orte, Beziehungen, Netzwerke etc.) führen (vgl. Connerton 2009). Gerd Sebald und Jan Weyand (2011) ziehen in ihrer Analyse der Formierung kontemporärer sozialer Gedächtnisse unter anderem die *Relevanz* als Faktor für die Eingrenzung der Varianten sozialer Gedächtnisse heran. Mit dem Begriff »*auferlegte Relevanz*« in Anlehnung an Schütz lassen sich so die »*soziale Macht als selektiver Faktor diskursiver Formationen wie als selektiver Faktor sozialer Funktions- und Speichergedächtnisse*« in den Fokus nehmen (Sebald und Weyand 2011, S. 187).

Dieser Ansatz lässt sich für die hier eingenommene Makroperspektive postkatastrophischer Gesellschaften fruchtbar machen. Bei einer Untersuchung der (Neu-)Ordnung sozialer Beziehungsmuster geht es ja weniger um den mengenmäßigen Anstieg sozialer Gedächtnisse,³ sondern darum, welche davon mit ihren Deutungen eine gesellschaftliche Wirkmächtigkeit entfalten.

Dies gilt insbesondere bei Katastrophen, die die gesamte Gesellschaft betreffen, sei es durch ihre Reichweite oder ihren Angriff auf deren Grundpfeiler. Geht man infolgedessen von den in den vorigen Abschnitten diskutierten einschneidenden Disruptionen aus, die die soziale Ordnung gefährden und den geteilten Wissensvorrat inklusive der diesen repräsentierenden Institutionen unterminieren, müssten sich diese als zumindest potenzieller Bruch in den Pfadabhängigkeiten kollektiver Gedächtnisse realisieren. Da einige der etablierten Grundpfeiler (sprich: Institutionen, Diskurse, soziale Felder etc.) sich im Zuge der Katastrophe gewissermaßen als baufällig erwiesen haben, dürfte der Kampf um Deutung (und damit um das »richtige« Erinnern) zwischen sozialen Gruppen mit besonderer Vehemenz geführt werden.

Mathias Berek (2009) legt aus konstruktivistischer Perspektive eine Konzeption der Erinnerungskultur vor, die an das kollektive Gedächtnis anschließt, aber eine stärkere Gewichtung auf die Prozesshaftigkeit kollektiven Erinnerns und die damit verbundenen sozialen Kämpfe vornimmt. Erinnerungskultur wird verstanden

³Zumal selbst bei einer Zunahme kollektiver Gedächtnisse fraglich ist, ob dies zwangsläufig die dominanten Erinnerungsnarrative von gesellschaftlichen Großgruppen ausdiffundieren lässt. Schließlich hat die in diesem Zusammenhang oftmals ins Feld geführte *horizontale* Lebensstilpluralisierung wenig am sozialräumlichen Aufbau westlich-kapitalistisch geprägter Gesellschaften mit ihren vertikalen Trennlinien geändert (vgl. Vester et al. 2015).

als »Gesamtheit aller kollektiven Handlungen und Prozesse, die das kollektive Gedächtnis, seine Sinnstrukturen und seine materiellen Artefakte erhalten und ausbauen, indem mit ihnen Vergangenheit repräsentiert wird – sie begründet Wirklichkeit und legitimiert die institutionale Ordnung« (Berek 2009, S. 192). In jeder Gesellschaft existieren dabei konkurrierende Erinnerungskulturen, die allesamt für gegenwärtige Zwecke und Bedürfnisse instrumentalisiert werden. Berek skizziert unter dem Aspekt des Zugangs zu Macht vier verschiedene Arten von Erinnerungskultur: affirmativ, minoritär, subversiv und revolutionär. Ein kollektives Gedächtnis kann demnach Instrument zum Machterhalt sein, ebenso wie zur Identifikationsbindung unterdrückter Gruppen oder zur Anfechtung der herrschenden Ordnung (vgl. ebd., S. 182 ff.).

Selektive Deutungen dieser Art beruhen nicht nur auf dem Kampf ums Erinnern, sondern immer auch auf dem Vergessen ambivalenter oder widersprüchlicher Elemente. Zwar ist das Vergessen grundsätzlich jeder Erinnerung inhärent, hier geht es jedoch insbesondere um strategisches, also gezieltes Vergessen. Dies kann sich auf verschiedene Weisen äußern: zum einen in einem kollektiv geteilten Verdrängungsprozess, indem unangenehme Ereignisse nicht mehr erwähnt werden (dem *Vergessenwollen*), zum anderen in einer Ausblendung oder Vorenthaltung von Wissen beziehungsweise Informationen (dem *Vergessenmachen*), die der vom Akteur präferierten Deutung entgegenstehen (vgl. Dimbath 2014).

Gerade die hier fokussierten weitreichenden Katastrophen als gesamtgesellschaftlicher krasser sozialer Wandel sind aufgrund der mindestens partiellen Neukonfigurierung des Sozialraums für eine gewisse Zeit tendenziell deutungs-offen – oder zumindest deutungsöffener. Hat sich jedoch im postkatastrophischen Verlauf eine dominante Deutung herausgeschält, wird die weitere Erinnerung größtenteils unter deren Mustern stattfinden. Das Immer-Wieder-Erzählen dieses Katastrophennarrativs dürfte nach einiger Zeit zu einer gesellschaftlichen Deutungsstabilisierung führen, da die individuellen Gedächtnisse dergestalt umgemodelt und sukzessive angepasst werden.

3 Fiktionale postkatastrophische Gesellschaften: *The Leftovers*

In der aus drei Staffeln mit insgesamt 28 Episoden bestehenden Serie *The Leftovers* (HBO, 2014–2017) verschwinden am 14. Oktober 2011 zwei Prozent der Weltbevölkerung, also etwa 140 Millionen Menschen, urplötzlich und ohne jede Spur. Diese Katastrophe weist mehrere Eigenschaften auf, die den Umgang mit ihr radikal beeinflussen: 1) Größtmögliche Kontingenz: Es sind keine Muster

erkennbar, wer verschwunden ist beziehungsweise wer nicht. 2) Keine erkennbaren Warnzeichen: Daher könnte jederzeit eine Wiederholung drohen, was sich fundamental auf alle Sozialbeziehungen auswirkt.

Die Konsequenzen dieser weltumspannenden Katastrophe wird in der ersten Staffel durch die Linse der fiktiven US-amerikanischen Mittelklasse-Kleinstadt Mapleton (im Einzugsgebiet von New York) betrachtet. Die Serie kreist um *Police Chief* Kevin Garvey, seine Frau, die Psychologin Laurie Garvey, sowie deren Kinder Tommy und Jill, zudem um Pastor Matt Jamison und dessen Schwester Nora Durst, die bei der Entrückung ihre gesamte Familie (Mann und zwei Kinder) verlor. In der zweiten Staffel verlagert sich der Handlungsort nach Jarden in Texas, die letzte Staffel ist größtenteils in Australien situiert. Die Serie spielt dabei durchgehend mit mystischen und übernatürlichen Versatzstücken, die allerdings im Rahmen der vorliegenden Untersuchung der gesellschaftlichen Katastrophenreaktionen nur eine untergeordnete Rolle einnehmen werden.

3.1 Deutungskämpfe

Die Handlung von *The Leftovers* setzt drei Jahre nach der Katastrophe ein. Die *Restoration*-Phase ist bereits länger der *Reconstruction* gewichen, die prä-katastrophische Ordnung wurde zumindest auf institutioneller Ebene weitgehend wiederhergestellt. Man erfährt allerdings aus Rückblenden und Erzählungen von den bereits zuvor erfolgten Deutungsversuchen.

Der von den großen Weltreligionen initiierte Klerikerrat gelangt zu keiner Einigung bezüglich der Interpretation des Ereignisses. Die *scientific community* formiert sich in der so genannten *Denziger Commission*, doch hält der hieraus erwachsene Report keine Antworten oder Lösungen bereit. Die Wissenschaft findet keinerlei Anhaltspunkte, warum gerade diese Menschen verschwunden sind, wo sie sich nun aufhalten, ob sie noch leben, ob sie zurückkommen, ob es zu einer erneuten Katastrophe kommt und – falls ja – wann diese eintreten wird. Aufgrund dieser gleichzeitigen Macht- und Orientierungslosigkeit kann die Gesellschaft nicht in die Phase der Prophylaxe eintreten.⁴

⁴Dabei ist weniger von Belang, ob die Katastrophe einen übernatürlichen Ursprung hat oder nicht. Der Fokus liegt auf den postkatastrophischen sozialen Prozessen, die sich aufgrund einer fehlenden Deutung realisieren. Diesbezüglich wäre die Gesellschaft in *The Leftovers* vergleichbar mit vormodernen Gesellschaften, über die ein Vulkanausbruch oder ein Meteoriteneinschlag hereinbrach, ohne dass dieses Ereignis auch nur rudimentär in den vorhandenen Wissensvorrat integrierbar war.

Die fehlenden großräumigen gesellschaftlichen Deutungsmuster und das fehlende Katastrophennarrativ führen zu einem besonders weitreichenden »collapse of cultural protections«, insbesondere für moderne, säkularisierte Gesellschaften.⁵ Deren Glaubenssysteme verlieren ihre Wirksamkeit: Sie können die Welt nicht mehr evidenzbasiert erklärbar und damit handhabbar machen.

Da es allerdings in den drei Jahren nach der Katastrophe zu keiner weiteren nachgewiesenen Entrückung kommt, setzt sich aus der Politik die Deutung als einmaliges unerklärliches Ereignis durch, welches wahlweise die Bezeichnung *Sudden Departure* oder *Rapture* erhält. Landesweit wird ein Erinnerungstag, der *Heroes Day*, oktroyiert, den die Städte und Gemeinden selbst gestalten sollen. In Mapleton geschieht dies durch die Enthüllung einer Statue, welche eine Mutter zeigt, deren Baby aus ihren ausgestreckten Armen gen Himmel entschwindet. Im Gegensatz zur Tendenz, Katastrophen in religiöser Lesart als Zorn Gottes zu interpretieren (vgl. Chester et al. 2012), werden die Verschwundenen hier als gewissermaßen auserwählte Menschen betrachtet, die aufgrund ihrer besonderen Güte in den Himmel berufen wurden. Damit setzt sich eine versöhnliche und befriedende, wenngleich non-säkulare Deutung durch – im Prinzip ein versuchtes Vergessenmachen der Arbitrarität der Katastrophe (die wohlgemerkt den meisten bewusst ist).⁶

Die Skulptur als Artefakt und die Gedenkfeier als Zeremonie sind dabei typische kollektive Erinnerungsstrategien. Bereits Émile Durkheim (1984) betont den elementaren Charakter von Gedenkstätten und Riten für die Stabilisierung

⁵Da *The Leftovers* nur die Reaktionen in den USA und später Australien, also weitgehend säkularisierten Gesellschaften der westlich-kapitalistischen Welt verhandelt, verbleibt unklar, wie die Katastrophe etwa in stärker traditional organisierten Gesellschaften gedeutet und bewältigt wird. Ebenso ist anzumerken, dass die Serie fast ausschließlich in Mittelschichtsmilieus spielt. Die Konsequenzen der Entrückung in prekären Schichten dürften (allein ökonomisch) deutlich einschneidender ausfallen und zu stärkeren sozialen Disruptionen führen, werden hier aber größtenteils ausgespart (vgl. zur Vulnerabilität marginalisierter sozialer Gruppen Bolin und Kurtz 2018).

⁶Wie sehr sich ein solcher religiös motivierter Referenzrahmen im Zuge der Katastrophe selbst allerdings als untauglich erweisen kann, verdeutlicht der tragische Fall von Grace Playford. Als sie einen Tag nach der Katastrophe auf ihre entlegene Farm im australischen Outback zurückkehrte, waren ihr Mann und ihre fünf Kinder verschwunden. Sie interpretierte dies als Zeichen Gottes und fühlte sich dadurch gewissermaßen gesegnet. Erst zwei Jahre später fand sie heraus, dass lediglich ihr Mann verschwand und ihre Kinder zu Fuß versuchten, den nächstgelegenen Ort zu erreichen und dabei in der Einöde starben: »I never even considered searching for them« (S3E3).

des Zusammenhalts einer sozialen Gruppe, insbesondere in der Bewältigung außeralltäglicher Situationen. Auf diese Weise erfolgt eine Institutionalisierung der Erinnerung, auf die sich die Gruppenmitglieder beziehen können und aus der sie einen Teil ihrer kollektiven Identität schöpfen. Nach Barry Schwartz stellt eine Kommemoration, also ein gemeinsames Erinnern an bedeutende Ereignisse, zudem immer auch den Versuch einer Konsensualisierung der Deutung nach aktuellen Motivlagen dar: »*While the object of commemoration is usually be found in the past, the issue which motivates its selection and shaping is always to be found among the concerns of the present*« (Schwartz 1982, S. 395).

Das demgemäß hinter dem *Heroes Day* und der Statue stehende Bedürfnis ist eindeutig: Gedenken in bekannten, traditionellen Mustern, aber nun mit dem präkatastrophischen Leben fortfahren. Die Bürgermeisterin von Mapleton, Lucy Warburton, bringt dieses Credo auf den Punkt: »*We're gonna have a nice walk through town, have a good cry and then move on! It's time*« (S1E1).⁷ Nach der vorgestellten Heuristik von Berek wäre dies als affirmative Erinnerungskultur zu verstehen, die die gesellschaftlichen Machtverhältnisse so weit wie möglich bewahren soll.

Doch kommt diese offizielle (Nicht-)Version in Anbetracht der ausbleibenden Antworten und Erklärungen sowie der damit verbundenen latenten Gefahr einer Wiederholung auch nach drei Jahren zu früh. Es hat sich keine hegemoniale Deutung etabliert: Die Gesellschaft und insbesondere die direkt Betroffenen können mit der Vergangenheit nicht abschließen. Eine Bezugnahme auf Eintrittswahrscheinlichkeiten ist versperrt. Da die Expertinnen und Experten nicht wissen, was sie *nicht wissen* (also kein spezifisches Nichtwissen in Anschlag bringen), sondern überhaupt keine Vorstellung von der Katastrophe und dem damit verbundenen Risiko entwickeln können, bleiben sie letztlich auf ein nicht kontrollierbares, unspezifisches Nichtwissen verwiesen (vgl. Japp 2003). Dadurch mangelt es an einer »*Stabilisierung der Katastrophenkommunikation*« (ebd., S. 81).

In diese Lücke schießen nun diverse abweichende Katastrophenerinnerungen. So zweifelt Pastor Matt Jamison die offizielle Version an und betreibt eine »*Desakralisierung*« der Verschwundenen (vgl. Joseph und Letort 2017). Er recherchiert ohne Rücksicht auf Gefühle deren vermeintliche oder tatsächliche Sünden und verunglimpft sie öffentlich mit Flugzetteln, was wiederum wütende, teils gewalttätige Reaktionen der Angehörigen provoziert. Für ihn steht fest: »*It wasn't a rapture. They were no better than us. I have proof*« (S1E1). Auch die klassischen religiösen Erzählungen leiden unter Erklärungsnot: Falls die

⁷S1E1: Season 1, Episode 1. Auf eine Minutenangabe wurde in diesem Rahmen verzichtet.

Entrückung ein göttlicher Akt gewesen sein soll, aber keinerlei Korrelation zu Schuld oder Sünde aufweist, erscheint jener sinnlos.

Dennoch haben magisierte Deutungen der Katastrophe über den gesamten Serienverlauf Hochkonjunktur. Nach Clausen (1994, S. 23) ist dies nur folgerichtig: Katastrophen greifen »so tief in kulturell geprägtes ›Fühlen‹ [ein], daß hier wissenschaftlich-säkularisierte Erklärungen eine besonders schlechte Chance haben.« Deutlich wird dies an dem Kult um Holy Wayne sowie an der *Guilty Remnants*-Sekte.

Holy Wayne inszeniert sich als Guru, der den Schmerz der Menschen durch seine Umarmung (auf)nehmen kann. Nach eigener Aussage benötigt er Sex mit jungen Frauen, bevorzugt asiatischer Ethnizität, um seine ›Energie‹ wieder aufzuladen. Aufgrund der Verfolgung durch die Behörden versteckt er sich mit seiner wachsenden Gefolgschaft (unter anderem Garveys Sohn Tommy) auf einer Ranch in Nevada. Dort bietet er unter gründlichen Sicherheitsvorkehrungen seine Umarmungen gegen Bezahlung an – ein durchaus gut florierendes Geschäft mit Kundinnen und Kunden bis in die höchsten gesellschaftlichen Kreise.

Die *Guilty Remnants* sind eine von zahllosen Sekten, die im Nachgang der Katastrophe entstanden sind. Die Mitglieder wohnen gemeinsam in Häusern oder ganzen Straßenzügen und entwickeln ihre eigenen postkatastrophischen Praktiken und Routinen: weiße Kleidung, spartanisches Schlafen und Essen, ständiges Rauchen, strikte Tagespläne, keine Gespräche, sondern (mit kleineren Ausnahmen) nur noch schriftliche Kommunikation. Sie verweigern sich dem offiziellen Umgang mit der Katastrophe, den sie für verlogen halten, da die Gesellschaft damit lediglich sukzessive zu irgendeiner Art von ›Normalität‹ zurückkehren – respektive aus ihrer Perspektive: vergessen – will. Die *Guilty Remnants* leben dagegen ein reines, *bloßes* Erinnern ohne die Illusion oder den Trost einer Vergemeinschaftung außerhalb des Katastrophenkontexts: »*Nothing matters*« (S1E4) und »*There is no family*« (S1E4). Die Mitglieder treten all ihren Besitz an die Sekte ab und versuchen diejenigen zu rekrutieren, die die Katastrophe ebenfalls nicht verarbeiten konnten. Auch Laurie Garvey tritt der Sekte bei, als sie merkt, dass ihr professionelles Wissensgerüst, die Psychotherapie, keine Antworten auf die Katastrophe (beziehungsweise den Umgang mit ihr) bietet. Auf die Frage der von ihr rekrutierten Megan Abbott, warum sie bei den *Guilty Remnants* und nicht etwa bei ihrem Mann ist, schreibt Laurie schlicht: »*I remember*« (S1E2). Die Leiterin der örtlichen Sektengruppe, Patti Levin, umreißt ihre Ideologie in einem Gespräch mit Kevin Garvey: »*It doesn't matter what happened. But the difference between you and me is that I accept that it did. And while you push it aside, while you ignore it, we strip ourselves of everything that distracts us from it. We strip away the colorful diversions that keep us from*

remembering. We strip away attachment, fear, and love and hatred and anger until we are erased. Until we are a blank slate. We are living reminders of what you try so desperately to forget« (S1E8).

Den *Guilty Remnants* geht es also weniger um eine eigene, abweichende Deutung der Katastrophe, sie sind eher die geronnene Konsequenz aus der *Abwesenheit* einer befriedigenden Deutung. Insofern ist es auch nicht verwunderlich, dass sich die Sekte erst zwei Jahre nach der Katastrophe gründet, als für viele Menschen keine Linderung ihrer Trauer oder ihrer Unsicherheit eintrat und somit der fundamental abweichende Bezugsrahmen des kollektiven Gedächtnisses der *Guilty Remnants* an Attraktivität gewann.⁸

Dabei legt die Sekte ihre Identität als »*living reminders*« keineswegs passiv aus: Ihre Mitglieder stören offizielle Gedenkveranstaltungen, kaufen die Kirche (als potenziellen kollektiven Erinnerungsort) von Matt Jamison und streichen sie weiß im Sinne ihrer Lehre und Leere, stehlen Bilder aus den Häusern der Angehörigen und lassen damit so genannte *Loved Ones*-Puppen der Verschwundenen anfertigen. Diese originalgetreuen Nachbildungen sind eigentlich dafür konzipiert, Angehörigen die Möglichkeit einer traditionellen Trauerfeier (mit Sarg, Begräbnis etc.) zu ermöglichen. Die Sekte platziert sie allerdings am jeweiligen Ort ihres Verschwindens vor drei Jahren, um plötzliche schmerzhaftige Erinnerungen bei den Betroffenen hervorzurufen. Insofern lässt sich ihre Erinnerungskultur mindestens als subversiv begreifen, da sie eine Delegitimierung des herrschenden Narrativs betreibt, allerdings liegen bereits einige Elemente einer revolutionären Erinnerungskultur (etwa das Übernehmen »*erinnerungskultureller Institutionen*«) vor (vgl. Berek 2009, S. 182 f.). Provozierte das öffentliche Auftreten der Sekte schon zuvor starke Reaktionen der Mehrheitsgesellschaft, führt diese letzte Aktion nun dazu, dass sich Lynchmobs in ihren Straßenzügen formieren und ihre Häuser in Brand stecken. So findet der Kampf um die »richtige« Erinnerung in Mapleton seinen vorläufigen Siedepunkt.

Dennoch erhalten diese und andere Sekten insgesamt stetigen Zulauf. Zudem grassieren diverse Verschwörungstheorien und apokalyptische Szenarien, die teilweise weitere Katastrophen nach sich ziehen (unter anderem die Zündung einer Atombombe aufgrund einer wörtlichen Interpretation der biblischen

⁸Interessanterweise bezeichnet der Freund von Megan die *Guilty Remnants* als »*Ghosts*« (S1E2). In der Tat haben die Sektenmitglieder nicht nur optisch, sondern auch sozial Ähnlichkeit mit Gespenstern, die an etwas unverarbeitetes oder nicht aufgeklärtes Vergangenes erinnern (vgl. Dimbath und Kinzler 2013).

Offenbarung). Trotz aller Artefakte, trotz aller zeremoniellen Verehrung der Verschwundenen kann das ›offizielle‹ Katastrophengedächtnis zweierlei nicht bieten: *closure* für die nicht erklärbare katastrophale Vergangenheit,⁹ *purpose* für eine theoretisch jederzeit zur Disposition stehende Gegenwart.¹⁰ Dies bedingt eine individuelle wie gesellschaftliche Anfälligkeit für alternative, noch so abwegige Theorien und Lebensweisen mit all ihren Konsequenzen.

Selbst diejenigen, die eine hohe Magisierung zurückweisen, sehen sich gezwungen, sie strategisch als narratives Element einzusetzen. Laurie und Tommy, ihren jeweiligen Sekten entflohen, gründen in der zweiten Staffel eine Aussteigergruppe für ehemalige *Guilty Remnants*-Mitglieder, merken aber schnell, dass die Gesprächstherapien effektiver mit einer Hintergrundgeschichte funktionieren. Daher verkündet Tommy fortan, dass Holy Wayne ihm die heilende Umarmung übertragen hat, was die Aussteigerinnen und Aussteiger bereitwillig glauben und in Anspruch nehmen. Später resümiert Laurie: »*They believed it. [...] Because their brains would sooner embrace magic than deal with feelings of fear and abandonment and guilt. And all of us turned to someone who could just turn it off. Why do you think I joined a fucking cult?*« (S2E7). In der dritten Staffel versuchen Laurie und John Murphy, die mittlerweile verheiratet sind, Menschen eine *closure* zu bieten, indem John vorgeblich durch Handabdrücke Kontakt zu den Verschwundenen aufnimmt, in Wahrheit aber nur eine Geschichte auf Basis von Informationen erzählt, die Laurie zeitgleich aus den sozialen Profilen der Personen recherchiert und ihm übermittelt.

Analysiert man den Gesellschaftszustand nach Clausens FAKKEL-Modell, hat sich die Experten-Laien-Konfrontation postkatastrophisch keinesfalls aufgelöst. Dies ist durchaus folgerichtig: Eine Friedensstiftung im Sinne einer Rettung vor den zentralen Risiken ist nicht möglich, da der Schutz vor einem erneuten Katastropheneintritt nicht einmal ansatzweise zugenommen hat. Die Gefahr

⁹Nora Durst illustriert in einem Gespräch mit Kevin Garvey die fehlende *closure*:

Kevin: »*Well, then how long, Nora? How long before you move past it?*«

Nora: »*Move past what?*«

Kevin: »*That you lost your kids.*«

Nora: »*I did not lose them. My kids are not dead. They are gone. They are just gone*« (S3E4).

¹⁰Patti Levin betont gegenüber Kevin Garvey (als Stellvertreter der herrschenden Ordnung) die Relevanz von *purpose* für Laurie Garveys Beitritt zu den *Guilty Remnants*: »*But she came to me because I could offer her something that you could not: Purpose. That's all any of us want now. Every single one of us. Not answers. Not love. Just a reason to exist. Something to live for. Something to die for*« (S1E8).

besteht unvermindert fort, somit wird auch die Alltagsbildung als daran üblicherweise anschließende Phase verunmöglicht. *The Leftovers* verbleibt im Stadium der Klassenformation, in der die Laiinnen und Laien das Vertrauen zu den Facheliten verloren haben. Insbesondere folgende Diagnose trifft exakt auf die Serie zu: »Sodann suchen sie [die Laiinnen und Laien, JW] woanders Hilfe (glauben an Wundermittel, Wunderkuren, Wunderleute), endlich entwickeln sich unter ihnen Selbsthilfe-Inseln von ›contra-cultures‹, etwa in Sekten-Form« (Clausen 2003, S. 69, Hervorhebung im Original). Ein vergleichbarer Befund wird sogar explizit thematisiert. Auf der jährlichen *Departure-Related Occupations and Practices (DROP) Conference* in Manhattan, bei der sich Beschäftigte von im Nachgang der Katastrophe neu entstandenen Berufen und Berufsfeldern austauschen, referiert ein Panelist zum so genannten ›Prophet's Dilemma‹: »Following a catastrophic event or circumstance, let alone one that defies scientific explanation, the incidence of prophetic delusion rise dramatically. And this isn't just megalomaniacs [...]. This happens to our friends, our neighbors, our own family« (S1E6). In diesem Stadium etablieren sich konfligierende post-katastrophische Erinnerungsräume.

3.2 (Institutionelle) Neuordnungen: Politik, Verwaltung, Wissenschaft, Wirtschaft

Die fehlende hegemoniale Deutung strukturiert auch den Wandel der Mehrheitsgesellschaft und ihrer Institutionen. Ein Großteil der Bevölkerung versucht trotz des unklaren Risikos mit dem Leben weitgehend fortzufahren. Zwar offenbaren sich immer wieder Probleme bei der individuellen Verarbeitung des Verlusts oder der hohen Vulnerabilität, doch wurde die gesellschaftliche Antwort(losigkeit) grundständig in die eigene Lebenswelt integriert. Die Nachwirkungen der Katastrophe haben Einzug in die Alltags- und Populärkultur erhalten: Beispielsweise widmen sich Radiosendungen dem Gedenken an die Verschwundenen, im Fernsehen laufen Reality-TV-Formate über die Aufspürung vermeintlich Verschwundener, und dem traditionellen *Pledge of Allegiance* wird in der Schule von Jill Garvey ein Gebet für die baldige Rückkehr der Verschwundenen angehängt. Allein die derben Partyspiele der pubertären Jugendlichen verraten, wie tief Unsicherheit und Zukunftsängste sitzen.

Allerdings schwindet durch die soziale Fragmentierung der Gesellschaft in kleine Einheiten mit divergierenden Narrativen zumindest potenziell die Legitimation gesellschaftlicher Institutionen. Daher betrachten die Regierung und ihre Exekutivorgane (im Clausen'schen Sinne: die Machteliten)

die gesellschaftlichen Formierungen um oppositionelle Deutungen und Erinnerungen als beträchtliche Gefahr für die öffentliche Ordnung. Für die Bekämpfung entsprechender Sekten und anderer Bewegungen zeichnet sich die nun in ATFEC (*Bureau of Alcohol, Tobacco, Firearms, Explosives and Cults*) umbenannte Bundesbehörde zuständig. Aufgrund einer Policy von Regierungsseite, gemäß derer sich die Sekten sich auf keinen Fall weiter ausdehnen sollen, kommt es landesweit zu bewaffneten Angriffen der ATFEC auf Sektenresidenzen. So wird die Ranch von Holy Wayne von einer ATFEC-Einheit gestürmt, wobei kaum ein Sektenmitglied verschont wird. ATFEC-Agent Kilaney bietet Chief Garvey telefonisch unverblümt an, die *Guilty Remnants* in Mapleton mit einem gezielten Angriff seiner Truppe zu vernichten. Die Sekten werden im Prinzip als vogelfrei betrachtet. Tote Mitglieder verbrennt das ATFEC in Krematorien ohne vorherige Untersuchung der Todesumstände.

Im Verlauf der Serie werden die staatlichen Reaktionen immer radikaler: Zu Beginn der dritten Staffel wird eine *Guilty Remnants*-Gruppe von 93 Mitgliedern, die nach Jarden eingedrungen ist, durch einen Drohnenangriff komplett ausgelöscht. Die offizielle Version spricht von einem unentdeckten Gasleck im Besucherzentrum Jardens, das die Explosion auslöste. Dieses Ereignis ruft wiederum neue kollektive Katastrophengedächtnisse und Erinnerungskulturen hervor, die die herrschende Version anzweifeln und noch Jahre danach ihrem Anliegen mit bedruckten T-Shirts, Demonstrationen und Kommunikationsguerilla-Aktionen Sichtbarkeit verleihen.

Während Regierung und Exekutive den politischen Status quo gewaltvoll absichern, findet auf der Organisationsebene eine Adaption statt, die den veränderten Anforderungen im Rahmen der *Reconstruction* Rechnung trägt. Die neue Verwaltungseinheit *Department of Sudden Departures* (DSD) ist für alles zuständig, was im Zusammenhang mit den Verschwundenen steht. So wird etwa im *Benefits Department* des DSD über eine Entschädigung der Hinterbliebenen entschieden, da sich die Versicherungen ob der unklaren Sachlage weigern die abgeschlossenen Lebensversicherungen auszuzahlen. Das *Fraudulent Claims Department* geht möglichen Betrugsfällen nach, in denen Menschen aus finanziellen Motiven das Verschwinden von Familienangehörigen angeben (die entweder eines natürlichen Todes gestorben sind, ermordet wurden oder sich ins Ausland abgesetzt haben). Beliebt sind dabei Berichte von sogenannten *Secondary Departures*, also Entrückungen nach dem 14. Oktober, die von der Behörde – allein in Anbetracht der offiziellen Interpretation als einmaliges Ereignis – stets angezweifelt werden.

Zugleich unterstützt die Verwaltung die Wissenschaft bei ihren empirischen Untersuchungen. Um die staatliche Entschädigung zu erhalten, müssen die

Hinterbliebenen daher zuerst vor einer Kamera einen langen Fragenkatalog beantworten, der das Leben der Verschwundenen (und teilweise der Angehörigen) minutiös beleuchtet, deren Biographien, Erfahrungen, Alltagskulturen und Wertvorstellungen erfasst, um so etwaige Korrelationen oder Muster des Verschwindens aufzudecken.

Da die herkömmlichen Erklärungsmodelle versagen, setzt die Forschung bei statistischen Anomalien jedweder Art an. So ist das Haus von Nora Durst, die selbst im DSD arbeitet und Hinterbliebene interviewt (worin zeitweilig ihre Version von *purpose* besteht), für die Wissenschaft eine »*highly desirable property*«, da hier ihre gesamte Familie verschwand, was einer Wahrscheinlichkeit von etwa 1:128.000 entspricht. Als sie gemeinsam mit Kevin Garvey nach Jarden zieht, bietet das *Massachusetts Institute of Technology* vierfach den aufgerufenen Preis für ihr Haus in Mapleton, um dort der These nachzugehen, dass das Verschwinden mit der Spezifik von Orten zu tun habe. Dabei wird deutlich, dass die Wissenschaft durchaus nach Erklärungen sucht, um das Risiko für potenzielle weitere Katastrophen zu minimieren, also Möglichkeiten der Gefahrenreduktion zu identifizieren.

Nora: »If you're right, then what? What does it matter?«

MIT: »People want to be able to protect themselves against a recurrence.«

Nora: »You think it's gonna happen again?«

MIT: »Why wouldn't it?« (S2E2)

Doch erweisen sich die meisten formulierten Thesen als absolut willkürlich und lassen sich als Ausdruck von sowohl Hilflosigkeit als auch Kontrollverlust der gesamten Forschung begreifen. Die Wissenschaft ist in ihren Grundfesten erschüttert, unhinterfragte Paradigmen scheinen urplötzlich brüchig oder gar widerlegt. In dieses zunehmend unstrukturierte und demnach »wehrlose« Feld diffundieren nun verstärkt aberwitzige Theorien. So führen Dr. Cuarto und Dr. Herbert aufwendige Messungen in und um Nora Dursts neues Haus in Jarden durch, um die »*Lenses Theory*« zu belegen, nach der ultraviolette Strahlungen bestimmter Personen für das verstärkte Verschwinden von Menschen in ihrer Nähe verantwortlich sein könnten. Später äußert Dr. Herbert ihre Vermutung, dass hinter dieser Strahlung der Dämon Azrael stecke, der von Durst Besitz ergriffen hätte. Der zunächst abseitige, aber angesichts des technischen Know-hows des Forschungsprojekts (auch für Durst) zumindest denkbare Ansatz entpuppt sich also später als religiös-esoterischer Unsinn und letztlich als Signum für eine Entsäkularisierung der Wissenschaft in dieser postkatastrophischen Gesellschaft. Die Wissensordnungen sind äußerst fragil geworden. Versteht man die

Wissenschaft mit Bourdieu als ein dynamisches soziales Feld, ist eine partielle Konvergenz mit dem religiösen Feld zu konstatieren. Zudem verändern diese beiden Felder ihre Position zum Feld der Macht: Die Religion gewinnt post-katastrophisch an gesellschaftlicher Relevanz. Der Wissenschaft fehlen nicht nur genuin eigene Antworten, sondern überhaupt geeignete Instrumente.

Die Adaption der Ökonomie an die postkatastrophische Realität verläuft im gesamten Serienverlauf dagegen ohne sichtbare Probleme. Auf der *DROP Conference* lernt Nora Durst Marcus, einen der Verkäufer der *Loved Ones*-Puppen kennen. Der betrachtet die Katastrophe ganz pragmatisch: »140 million bodies disappeared. That's demand. We are simply providing the supply« (S1E6). Die Firma wirbt ebenfalls mit einer Art von *closure*, die Puppen rekurren zudem auf traditionelle Zeremonien des Abschiedsnehmens. Weiterhin avancieren Selbsthilfebücher und Betroffenenberichte zu gefeierten Bestsellern.

3.3 Magisierte Erinnerungsorte

Dass abweichende Narrative geduldet werden, solange sie die öffentliche Ordnung nicht gefährden und im Idealfall sogar kapitalistisch verwertbar sind, zeigt das Beispiel des texanischen Ortes Jarden. In Jarden ist es trotz einer Population von 9261 Menschen zu keiner einzigen *Departure* gekommen (nach statistischem Durchschnitt hätten es 185 sein müssen). Hier hat sich eine andere Deutung etabliert: »We are the 9261. We are spared. And for that we are grateful« (S2E1). Nicht die Entrückung wird als Akt göttlicher Gnade verstanden (wie etwa der *Heroes Day* in anderen Landesteilen impliziert), sondern gegenteilig die Verschonung von der Entrückung. Die Reaktion der Bevölkerung Jardens ist ein geradehin klassisches Beispiel für den »Noah-Effekt«: das Gefühl des Auserwählt-Seins, da man die Katastrophe überlebte (vgl. Clausen 1994, 2003). Nur handelt es sich in diesem Fall um eine komplette Gemeinde als Entität, die einer solchen Katastrophenerinnerung anhängt.

Diese Deutung wird sowohl symbolisch als auch ökonomisch ausgeschlachtet: Der Ort ändert seinen Namen in Miracle, um ihn herum entsteht der ›Miracle National Park‹. Miracle mutiert fortan zu einer Mischung aus Wallfahrtsort und Freiluftmuseum. Jeden Tag treffen unzählige Touristenbusse aus aller Welt ein. Es entsteht ein Besucherzentrum, von dem geführte Touren zu allen lokalen Sehenswürdigkeiten angeboten werden. Im Ortzentrum verkaufen lokale Händlerinnen und Händler Souvenirs, etwa Reagenzgläser des Miracle-Wassers aus dem Nationalpark. Die Touristinnen und Touristen nehmen bereitwillig jedes Andenken und jede Zeremonie in der Hoffnung wahr, ein wenig von der vorgeblichen

Sicherheit Miracles zu profitieren.¹¹ Zugleich fungiert Miracle als idealtypischer Pilgerort, an dem Bilder der Verschwundenen niedergelegt werden. Die Miracle Church bietet täglich Gedenkgottesdienste für die Besuchermassen an.

Auch das Leben der Bewohnerinnen und Bewohner kreist um den 14. Oktober. Da nicht ersichtlich ist, was den Ort vor der Katastrophe verschonte, kommt es zu einer Wiederholung des immer Gleichen: Jerry, der an besagtem Tag eine Ziege tötete und deswegen im Gefängnis landete, tötet fortan täglich irgendwo eine Ziege. Cecilia, die seinerzeit ihr Hochzeitskleid anprobierte, trägt es nun jeden Tag und wird damit selbst zu einer touristischen Attraktion. Jede noch so individuelle Erinnerung an den 14. Oktober könnte schließlich ein *pattern* sein. Letztlich handelt es sich um ein gemeinsames Vergessenwollen der statistischen Anomalie zu Gunsten der Sakralisierung des Ortes, welches die Alltagsbildung auf Basis der *nicht eingetretenen* Katastrophe strukturiert.

Insofern wird eindringlich darauf geachtet, dass sich im Ort nichts Wesentliches ändert. Der Nationalpark ist mit Mauern, Stacheldraht, Scheinwerfern und Sicherheitspersonal gegen unbefugten Zutritt geschützt.¹² Besucherinnen und Besucher dürfen sich nur eine gewisse Zeit in Miracle aufhalten und erhalten Armبänder, die sie als eben solche ausweisen. Am Eingang werden aufwendige Gepäck- und Personenkontrollen durchgeführt. Der präkatakastrophische Zustand muss um jeden Preis konserviert werden. Daher gerät ganz Miracle in eine Sinnkrise, als Evie Murphy und zwei ihrer Freundinnen verschwinden. Plötzlich steht das Narrativ des heiligen, bewusst verschonten Ortes und damit die gesamte postkatakastrophische Identität zur Disposition.

Knapp sieben Jahre nach der Katastrophe hat zumindest eine partielle Resäkularisierung stattgefunden: Jarden (wie der Ort nun wieder heißt) dient weiterhin vielen als Pilgerstätte, durchläuft nun aber nicht mehr abgeschottet von der restlichen Welt eine endlose Schleife gelebter Erinnerungen. Die Gefahr einer weiteren Katastrophe wird nur noch an Jahrestagen beschworen, folglich verliert die spezifische Prophylaxe Jardens sukzessive an alltagskultureller Gültigkeit.

¹¹Beispielsweise fragt ein deutsches Paar Michael Murphy: »*Your water, will it make us safe?*« (S2E1).

¹²Infolgedessen bildet sich außerhalb der Absperrung ein – ikonographisch an Hippie- und Esoterik-Festivals angelehntes – Zeltlager von Menschen, die nicht nach Miracle gelangen können. Hier tummeln sich heterogene Katastrophenerinnerungen und -deutungen, Lebensstile und Lebenszuschnitte, die von den Autoritäten – wenngleich widerstrebend – geduldet (respektive ignoriert) werden, zumindest solange daraus keine Bedrohung für Miracle erwächst.

3.4 **Fazit: Gesellschaftliches Ringen um Erinnerung und Deutung**

The Leftovers zeichnet eine verunsicherte Gesellschaft, die in ihren fragmentierten kollektiven Gedächtnissen verhangen ist. Die weitgehende Kontinuität der gesellschaftlichen Institutionen (bei wohlgerneht verringerter Reichweite) kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass letztlich keine etablierte Deutung vorliegt, die die divergierenden Erinnerungen in irgendeiner Form in Beziehung zu setzen vermag. Die regierungsseitige Strategie, ohne Erklärung des Geschehenen einfach ›fortzufahren‹ in der evidenzlosen Hoffnung, dass es sich um ein einmaliges Ereignis handelt, erweist sich mindestens auf individueller Ebene als verfehlt. So haben die Magisierungen der Katastrophe Einzug in die Alltagskultur aller Akteure gehalten und strukturieren deren Wahrnehmung und Praxis auf neue Weise im weitgehend alten institutionellen Korsett. Routinen, Handlungen und auch zwischenmenschliche Beziehungen sind weniger zukunfts-gewandt, weniger perspektivisch, stärker gegenwartsfixiert. Wer weiß schon, was sich in der kommenden Woche oder im kommenden Monat alles als obsolet erweisen wird? Diese Frage unterscheidet die postkatastrophische Gesellschaft in *The Leftovers* zwar nicht substanziell von jeder anderen Gesellschaft, doch ist hier die soziale Vulnerabilität unvermindert hoch. Es mangelt auch Jahre danach an wirkungsmächtigen »*cultural protections*« – und sei es nur die Illusion eines säkularen Ursache-Wirkungs-Prinzips, die sich in einer wie effektiv auch immer umgesetzten Prophylaxe niederschlägt.

In diesem Sinne trägt insbesondere die Kontingenz der Katastrophe zu dieser Unsicherheit bei. Martin Voss (2006, S. 13) führt dazu aus: »*Kontingenz überfordert seit jeher das begriffliche Alltagsvermögen des Menschen, er greift auf Rituale zurück oder andere ›Praktiken‹, die ihm die Bewältigung des Unerwarteten doch »irgendwie« ermöglichen, ohne eigentlich zu »wissen«, warum*« (Hervorhebung im Original). Die Präsenz diesbezüglicher Rituale und Praktiken durchzieht die Serie: von den offiziellen Gedenkfeiern zu den Umarmungen Holy Waynes, von den Besucherinnen Jardens zu seinen Bewohnern, vom Fragenkatalog des DSD zu den Zeremonien von Kevin Garveys Vater auf der *Songline* der Aborigines. Selbst die *Guilty Remnants*, zugleich ideologische Personifikation und Konsequenz der Katastrophenkontingenz, gründen ihre (Nicht-)Bewältigung auf – sogar besonders strikte – Rituale. Die gesamte postkatastrophische Gesellschaft und ihre einzelnen Einheiten suchen einen Sinn hinter der Katastrophe, irgendein Muster, vielleicht auch nur eine hegemoniale Erzählung, die die Vergangenheit erklärt und Handlungsmuster für die Zukunft generiert. Solange dies nicht geschieht, wird die Gesellschaft ihre

latente Anfälligkeit nicht verlieren, so dass weitere, möglicherweise ganz anders gelagerte Katastrophen über sie hereinbrechen können.

4 Anschlüsse

Russell Dynes und Thomas Drabek (1994, S. 7) haben das Potenzial von Katastrophen für die Soziologie folgendermaßen umrissen: »*In certain ways, disaster represent unique laboratories, ethically acceptable natural experiments. If viewed this way, disasters are unique social experiments for nearly all subspecialties within sociology, rather than trivial aberrations in social life.*« Zu einem ähnlichen Befund kann man bezüglich der fiktionalen Verhandlung von Katastrophen gelangen, insbesondere so sich diese in intensiver Weise den postkatastrophischen gesellschaftlichen Konsequenzen und nicht bloß der direkten Krisenintervention verschreibt (wenngleich letztere natürlich ebenfalls Kommentare bereithält). Selbst anhand einer Serie mit einer rational nicht erklärbaren Katastrophe im Zentrum wird ersichtlich, wie tief gehend und fein die partielle Neuformierung der Sozialität sowie ihre Bruchstellen und Friktionen repräsentiert werden können.

Dabei ist in diesem Beitrag lediglich ein Ausschnitt, nämlich der Kampf um Deutung und Erinnerung sowie die darauf basierenden gesellschaftlichen Auseinandersetzungen und (Neu-)Ordnungen, beleuchtet worden. *The Leftovers* bietet mannigfaltige weitere Anschlüsse, die in diesem Rahmen lediglich angerissen wurden. So könnte sich eine Untersuchung idealtypischer *individueller Adaptionen* ebenfalls als aufschlussreich erweisen: etwa die unterschiedlichen Erinnerungs- und Bewältigungsstrategien von Nora Durst im Serienverlauf inklusive ihrer Bezugnahme auf verschiedene kollektive Gedächtnisse, die biographisch herzuleitenden Motivationen der magisierten Deutung (sowie der späteren Abkehr davon) bei Laurie Garvey oder die Deterioration des psychischen Zustands von Kevin Garvey, obwohl selbst nicht direkt betroffen. Auch die Veränderung der qua Sozialisation in den Körper eingeschriebenen Muster, gewissermaßen als sozial induzierte, in der Praxis jedoch vergessene Körpergedächtnisse, könnten einer ausgiebigen Analyse unterzogen werden.

Der vorgestellte Ansatz lässt sich problemlos auf andere fiktionale postkatastrophische Gesellschaften transferieren. Ein diesbezüglich ergiebiger Untersuchungsgegenstand wäre die Serie *The Walking Dead* (AMC, seit 2010), in der die Welt von einer Zombieapokalypse heimgesucht wird. Letztlich kann niemand

dieser (in klassischer Genreikonographie) als eine Art Seuche dargestellten, den sicheren Tod bringenden ›Krankheit‹ entgehen. Nicht nur die räumliche, sondern auch die zeitliche Ausdehnung der Katastrophe fällt maximal aus.

Hier ließe sich die Verhandlung der beiden FAKKEL-Stadien »*Ende der Sicherheit*« und »*Liquidation der Werte*« überprüfen: Zunächst zersplittet die Sozialstruktur im Sinne einer nachhaltigen Entnetzung der Gesellschaft. Die staatlichen Institutionen verlieren jäh ihre Funktionen. Clausen (2003, S. 73) spricht diesbezüglich vom »*Zusammenbruch der politisch-wirtschaftlich-geistigen Zentralordnung*.« Diskurse als Wissensordnungen büßen an Gültigkeit ein, und selbst auf die funktionale Ausdifferenzierung der Gesellschaft kann praktisch kaum mehr zurückgegriffen werden. Die Entnetzung führt zu basalen Vergemeinschaftungen in Primärgruppen und (allenfalls) Horden – wie diejenige um Rick Grimes, der über den Serienverlauf hinweg gefolgt wird. Diese Kleinkollektive sind zunächst aufs bloße Überleben fokussiert: Schutz vor Zombies, vor konkurrierenden Horden, Sicherung von lebenswichtigen Ressourcen durch Plünderung und Besetzung, Inanspruchnahme von präkatastrophisch hergestellten Artefakten (insbesondere mobilitätsbefördernde sowie Waffen). Der Zerfall der hochdifferenzierten Gesellschaft bedingt, dass zunächst nichts mehr produziert werden kann, was über einfache Landwirtschaft hinausreicht (und selbst die ist angesichts des nomadischen Herumstreifens der Gruppen erschwert). Daher entbrennt unter anderem später der Kampf um die von Eugene hergestellten Patronen, die sich bei den schwindenden präkatastrophischen Ressourcen als entscheidender Vorteil erweisen. Der Wiederaufbau einer Zivilisation mit verbindlichen Institutionen, Verfahren und geteilten Normen findet von rudimentären Versuchen abgesehen erst einige Jahre nach Ausbruch der Katastrophe statt (in der Serie: ab der neunten Staffel) – im Sinne Clausens: Neuanfänge als Fortsetzung des sozialen Wandels nach der Liquidation der Werte. Zuvor basieren die Vergemeinschaftungsversuche auf unterschiedlichen, mehr oder weniger autoritären Gesellschaftskonzeptionen (worin ebenfalls eine ergiebige Analyse bestünde).

Bezüglich der Entwicklung sozialer Katastrophengedächtnisse ließe sich die These formulieren, dass in *The Walking Dead* ein ausgiebiges Vergessen zu verfolgen ist: weniger der Katastrophe an sich, sondern der sozialen Routinen und Werte der präkatastrophischen Gesellschaft. Folgt man Dietmar Wetzels (2011), fördert – und beschleunigt – der Verlust sozialer Rahmen das Vergessen. Dies bietet Anknüpfungspunkte für den zu apostrophierenden »*Geschichtsverlust*« (Clausen 2003, S. 76) in diesem Katastrophenstadium.

Die hier skizzierten Anschlussoptionen verdeutlichen, dass sich die Verbindung von Katastrophensoziologie und Gedächtnissoziologie in der Analyse

filmischer oder serieller postkatastrophischer Gesellschaften erst in ihrem Anfangsstadium befindet. Weitere Entwicklungen sind indes zu erwarten, allein da sich das künstlerische Subfeld der (Fernseh-)Serien in den kommenden Jahren nochmals sowohl verbreitern als auch ausfächern dürfte.

Literatur

- Berek, Mathias. 2009. *Kollektives Gedächtnis und die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Erinnerungskulturen*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Berger, Gregory, und Ben Wisner. 2012. Hazards and disasters represented in film. In *The routledge handbook of hazards and disaster risk reduction*, Hrsg. Ben Wisner, J.C. Gaillard, und Ilan Kelman, 121–130. London: Routledge.
- Boin, Arjen, Paul 't Hart, und Sanneke Kuipers. 2018. The crisis approach. In *Handbook of disaster research*, Hrsg. Havidán Rodríguez, William Donner, und Joseph E. Trainor, 23–38. Cham: Springer.
- Bolin, Bob, und Liza C. Kurtz. 2018. Race, class, ethnicity, and disaster vulnerability. In *Handbook of disaster research*, Hrsg. Havidán Rodríguez, William Donner, und Joseph E. Trainor, 181–203. Cham: Springer.
- Bourdieu, Pierre. 1982. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre, und Loïc J.D. Wacquant. 1996. *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Cardwell, Sarah. 2007. Is quality television any good? Generic distinctions, evaluations and the troubling matter of critical judgement. In *Quality TV. Contemporary American television and beyond*, Hrsg. J. McCabe und K. Akass, 19–34. London: I. B. Tauris.
- Chester, David, Angus M. Duncan, und Heather Sangster. 2012. Religious interpretations of disaster. In *The routledge handbook of hazards and disaster risk reduction*, Hrsg. Ben Wisner, J.C. Gaillard, und Ilan Kelman, 109–120. London: Routledge.
- Clausen, Lars. 1994. *Krasser sozialer Wandel*. Opladen: Leske+Budrich.
- Clausen, Lars. 2003. Reale Gefahren und katastrophensoziologische Theorie. Soziologischer Rat bei FAKKEL-Licht. In *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen*, Hrsg. Lars Clausen, Elke M. Geenen, und Elísio Macamo, 51–76. Münster: Lit.
- Connerton, Paul. 2009. *How modernity forgets*. Cambridge: University Press.
- Dimbath, Oliver. 2014. *Oblivionismus. Vergessen und Vergesslichkeit in der modernen Wissenschaft*. Konstanz: UVK.
- Dimbath, Oliver, und Anja Kinzler. 2013. Wie sozial sind Gespenster? Wissenssoziologische Untersuchungen zu einem unheimlichen Phänomen. *Nebulosa. Zeitschrift für Sichtbarkeit und Sozialität* 3:52–62.
- Dimbath, Oliver, und Michael Heinlein. 2015. *Gedächtnissoziologie*. Paderborn: utb.
- Dombrowsky, Wolf R. 1998. Again and again: Is a disaster what we call a >disaster<? In *What is a disaster? Perspectives on the question*, Hrsg. Enrico L. Quarantelli, 19–30. London: Routledge.
- Drabek, Thomas E. 1986. *Human system responses to disaster*. New York: Springer.

- Durkheim, Émile. 1984. *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dynes, Russell, und Thomas E. Drabek. 1994. The structure of disaster research: Its policy and disciplinary implications. *International Journal of Mass Emergencies and Disasters* 12:5–23.
- Edelstein, Michael. 2000. Outsiders just don't understand. In *Risk in the modern age: Social theory, science and environmental decision-making*, Hrsg. Maurie J. Cohen, 123–142. New York: St. Martin's Press.
- Elias, Norbert. 1987. *Engagement und Distanzierung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fritz, Charles E. 1968. Disaster. In *Encyclopedia of the social sciences*, Hrsg. David L. Sills, 202–207. New York: Hartcourt.
- Geenen, Elke M. 2003. Kollektive Krisen. Katastrophe, Terror, Revolution. Gemeinsamkeiten und Unterschiede. In *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen*, Hrsg. Lars Clausen, Elke M. Geenen, und Elísio Macamo, 77–90. Münster: Lit.
- Gilbert, Claude. 1998. Studying disaster: Changes in the main conceptual tools. In *What is a disaster? Perspectives on the question*, Hrsg. Enrico L. Quarantelli, 11–18. London: Routledge.
- Gill, Duane A., und Liesel A. Ritchie. 2018. Contributions of Technological und Natech Disaster Research to the Social Science Disaster Paradigm. In *Handbook of Disaster Research*, Hrsg. Havidán Rodríguez, William Donner, und Joseph E. Trainor, 39–60. Cham: Springer.
- Halbwachs, Maurice. 1966. *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Berlin: Luchterhand.
- Halbwachs, Maurice. 1985. *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Japp, Klaus P. 2003. Zur Soziologie der Katastrophe. In *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen*, Hrsg. Lars Clausen, Elke M. Geenen, und Elísio Macamo, 77–90. Münster: Lit.
- Joseph, Charles, und Delphine Letort. 2017. Tom Perrotta's *The Leftovers* in Textual Seriality: Trauma, Resilience... Resolution? *TV/Series*. <https://doi.org/10.4000/tvseries.2170>.
- Keane, Stephen. 2006. *Disaster movies. The cinema of catastrophe*. London: Wallflower.
- Korte, Helmut. 1992. Ängste und Katastrophen. Die Höllenfahrt der Poseidon (1972). In *Fischer Filmgeschichte. Band 4: 1961–1976*, Hrsg. Werner Faulstich und Helmut Korte, 222–238. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Perry, Ronald W. 2018. Defining disaster: An evolving concept. In *Handbook of disaster research*, Hrsg. Havidán Rodríguez, William Donner, und Joseph E. Trainor, 3–22. Cham: Springer.
- Quarantelli, Enrico L. 2000. Disaster research. In *Encyclopedia of sociology*, Hrsg. Edgar F. Borgatta und Rhonda J.V. Montgomery, 682–688. New York: Macmillan.
- Quarantelli, Enrico L. 2003. Auf Disaster bezogenes soziales Verhalten. Resümee der Forschungsergebnisse von fünfzig Jahren. In *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen*, Hrsg. Lars Clausen, Elke M. Geenen, und Elísio Macamo, 25–33. Münster: Lit.

- Quarantelli, Enrico L., Arjen Boin, und Patrick Lagadec. 2018. Studying future disasters and crises: A heuristic approach. In *Handbook of disaster research*, Hrsg. Havidán Rodríguez, William Donner, und Joseph E. Trainor, 61–83. Cham: Springer.
- Roddick, Nick. 1980. Only the stars survive. Disaster movies in the seventies. In *Performance and politics in popular drama. Aspects of popular entertainment in theatre, film and television 1800–1976*, Hrsg. D. Brady, 243–269. Cambridge: University Press.
- Ryan, Michael, und Douglas Kellner. 1988. *Camera politica. The politics and ideology of contemporary hollywood film*. Bloomington: Indiana University Press.
- Schröder, Nicole. 2008. Representing natural catastrophes: Nature and technology in hollywood disaster movies. In *American studies as media studies*, Hrsg. Frank Kelleter und Daniel Stein, 127–138. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Schwartz, Barry. 1982. The social context of commemoration. A study in collective memory. *Social Forces* 61:374–402.
- Sebald, Gerd, und Jan Weyand. 2011. Zur Formierung sozialer Gedächtnisse. *Zeitschrift für Soziologie* 40:174–189.
- Sontag, Susan. 1965. The Imagination of Disaster. In *Against Interpretation and Other Essays*, 209–225. London: Andre Deutsch.
- Stallings, Robert A. 2003. Soziologische Theorien und Disaster-Studien. In *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen*, Hrsg. Lars Clausen, Elke M. Geenen, und Elísio Macamo, 35–49. Münster: Lit.
- Tudor, Andrew. 1989. *Monsters and mad scientists. A cultural history of the horror movie*. Oxford: Blackwell.
- Vester, Michael, Peter von Oertzen, Heiko Geiling, Thomas Hermann, und Dagmar Müller. 2015. *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Voss, Martin. 2006. *Symbolische Formen. Grundlagen und Elemente einer Soziologie der Katastrophe*. Bielefeld: transcript.
- Yacowar, Maurice. 2012. The bug in the rug. Notes on the disaster genre. In *Film genre reader IV*, Hrsg. Barry Keith, 313–331. Austin: University of Texas Press.
- Weckwerth, Jan. 2017. Aluminum and Ash. Repräsentationen und Laufbahnen sozialer Milieus in True Detective. In *Geschlossene Gesellschaften. Verhandlungen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bamberg 2016*, Hrsg. Stefan Lessenich. http://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband_2016/article/view/610/pdf_214. Zugegriffen: 30. Nov. 2018.
- Wetzel, Dietmar. 2011. Maurice Halbwachs. Vergessen und kollektives Gedächtnis. In *Soziologie des Vergessens*, Hrsg. Oliver Dimbath und Peter Wehling, 37–55. Konstanz: UVK.
- Wisner, Ben, J.C. Gaillard, und Ilan Kelman. 2014. Hazard, vulnerability, capacity, risk and participation. In *Disaster Management*, Hrsg. Alejandro Lopez-Carresi, Maureen Fordham, Ben Wisner, Ilan Kelman, und J.C. Gaillard, 13–22. London: Routledge.

Jan Weckwerth, MA, war zuletzt wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Universität Göttingen. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen Soziale Ungleichheits- und Milieuforschung, Professionssoziologie, Kultur- und Filmsoziologie sowie Politische Soziologie.

Theoretische Zugänge zu sozialen Katastrophengedächtnissen

Geist und Zeit: Zum Verhältnis von Spuk, Gedächtnis und Erlösung in und nach der Postmoderne

Wolfgang Funk

Der Gespensterglaube ist dem Menschen angeboren:
er findet sich zu allen Zeiten und in allen Ländern,
und vielleicht ist kein Mensch ganz frei davon.
(Schopenhauer, Versuch über das Geistersehen)

1 Einleitung: Gespenster wissen/Gespenster glauben

Ein Gespenst geht um in der westlichen Welt – das Gespenst des Rationalismus. Entgegen Arthur Schopenhauers Zitat, das diesen Beitrag einleitet, befinden wir uns in einer kulturellen Epoche, die den Glauben an Gespenster aus dem Kanon des offiziell Glaubhaften und Salonfähigen verbannt hat. Die Gründe hierfür sind im Einzelnen komplex und mannigfach, sind aber mitsamt Symptome einer aufgeklärten Vernunftethik, die der menschlichen Rationalität die unbedingte Interpretationshoheit über die Welt als *»alles, was der Fall ist«* (Wittgenstein) zuweist. In Folge dessen sind Gespenster aus einer Ökonomie des Wissens, als klar beschreibbare und funktional kategorisierbare phänomenologische Gegebenheiten, in die Sphäre des Glaubens und mithin in einen Bereich übergegangen, für den die Regeln der Vernunft, der rationellen und wissenschaftlichen Erfassbarkeit, nicht (mehr) gelten. Marie von Ebner-Eschenbachs geflügeltes Wort, *»Wer nichts weiß, muss alles glauben«*, macht dabei die Hierarchie zwischen den beiden

W. Funk (✉)
München/Mainz, Deutschland
E-Mail: wfunk@uni-mainz.de

Regimen von Wissen (als epistemologisch und objektivierbar) und Glauben (als spekulativ und irrational) deutlich, und auch Sigmund Freud, dessen Schrift »Das Unheimliche« für den Abschluss dieser Entwicklung stehen kann, stellt fest: »*offiziell glauben die sogenannten Gebildeten nicht mehr an das Sichtbarwerden der Verstorbenen als Seelen, haben deren Erscheinung an entlegene und selten verwirklichte Bedingungen geknüpft*« (1919, S. 316), Bedingungen, die wiederum notwendigerweise einer rationellen Erklärung zugeführt werden können.

Freuds Gebrauch des Wortes »*offiziell*« weist allerdings gleichzeitig darauf hin, dass die Verbannung der Gespenster möglicherweise doch nicht so nachhaltig und vollkommen ist und dass unter der Oberfläche des Bewusstseins und der Rationalität, immer noch oder schon wieder, mehr Dinge vor sich gehen, als sich die Schulweisheit Horatios und mit ihm aller »sogenannter Gebildeter« träumen lässt – von Shakespeares Hamlet wird im Folgenden übrigens noch ausführlicher die Rede sein. Ein Blick in die kultur- und gesellschaftswissenschaftliche Runde scheint diese Ahnung zu bestätigen. Das Gespenst als Metapher erfährt seit Beginn des 21. Jahrhunderts in der Soziologie ebenso »*eine kleine ›Konjunktur‹*« (Dimbath und Kinzler 2013, S. 52; siehe auch Gordon 2008) wie in der Literatur- oder der Kulturwissenschaft (Baßler et al. 2005a; Parham 2009; Hughes und Smith 2013; Kröger und Anderson 2013a) und sogar in der Theologie (Hoff 2017); eine Wiederbelebung, die Roger Luckhurst sogar dazu veranlasste, von einer »spektralen Wende« (*spectral turn*) in den Geisteswissenschaften – wo sonst? – zu sprechen (2002, *passim*).

Dieser Beitrag versucht sich an einer Standortbestimmung des Gespensterglaubens, indem er den Stellenwert des Gespensts als Metapher in und nach der Postmoderne untersucht, wie er exemplarisch an Derridas einflussreicher Schrift *Marx' Gespenster* (1996) festzumachen ist. Auf die Gefahr ins Kalauernde abzudriften, wird zu fragen sein, wie und ob nach der Postmoderne in den Geisteswissenschaften Geister (wieder) Wissen schaffen können, und welche epistemologischen und ontologischen Befunde aus der Beantwortung dieser Frage abzuleiten sind. Zwei zentrale inhaltliche Aspekte dienen hierbei als Leitmuster: Zum einen wird das Auftreten von Gespenstern als Symptom für eine Verwerfung im Zeitkontinuum – des Individuums wie einer Gesellschaft als Ganzem – verstanden, als Indikator also für Fälle, in denen, meist aufgrund unaufgearbeiteter und unaussprechlicher traumatischer Erfahrungen, die scheinbar klare Abfolge von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft – und damit von Ursache und Wirkung – in Unordnung geraten ist. Zum anderen steht das Erlösungspotential der Figur des Gespensts im Fokus, seine Funktion als Projektionsfläche für uneingelöste Wünsche, Hoffnungen und Versprechen. Im Schnittpunkt dieser beiden Aspekte ist schließlich die Bedeutung dieses Beitrags für die Fragestellung des

Sammelbandes zu suchen: Im Gespenst verkörpert sich – falls das das richtige Wort ist – auf der einen Seite das unsagbare Gedächtnis einer Katastrophe; es erscheint mit Dimbath und Kinzler »überall dort, wo Strategien des ›Vergessen-machens‹ oder des kollektiven Beschweigens auf soziale Flashbacks treffen, die eine spezifische Gruppe heimzusuchen scheinen« (2013, S. 52). In der Argumentation dieses Beitrags kann diese Katastrophe mit den Begrifflichkeiten Lacans als Vertreibung aus dem Paradies des Irrationalen und ›Realen‹ durch den Rationalismus und die ›Ordnung des Symbolischen‹ verstanden werden. Diese Entfremdungserfahrung, sowie deren Auswirkung auf die individuelle und soziale Verfasstheit des Menschen, liefert mithin den »spezifischen sozialen Tatbestand, der sich aus einer unheimlich anmutenden Wechselwirkung von Vergessen und Erinnern im Hinblick auf soziale Beziehungen ergibt« (S. 53). Zeichentheoretisch und kulturphilosophisch findet diese Katastrophe des Unheimlichwerdens ihren Widerhall in der epistemologischen Hermetik der postmodernen *différance* und Dekonstruktion Derridas: Zeichen und (kollektive und individuelle) Identität wird hier keine eindeutige, eingeschriebene, ›transzendente‹ Referenzfunktion mehr attestiert; sie setzen sich vielmehr zusammen aus den ›Spuren‹ (*traces*) all derer psychischen und sozialen Prozesse von Abgrenzung und Verwerfung, die der Herausbildung des Subjekts notwendigerweise vorausgehen und die von Julia Kristeva als ›Abjektion‹ bezeichnet werden (1982). In der Zielsetzung, diese unausgesprochenen Spuren der Subjektbildung diskursiv aufscheinen zu lassen, trifft sich die Dekonstruktion mit dem traditionellen Impetus des Gespenster-spuks, der laut Dimbath und Kinzler »einen vergessenen Vorgang in Erinnerung rufen« soll (2013, S. 55). Zugleich, so möchte dieser Artikel argumentieren, deutet das Gespenst in der Analyse Derridas aber auch auf die mögliche Überwindung dieser Katastrophe, und damit einhergehend auf die Erlösung des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Rationalität, voraus.

Das Gespenst verweist also zugleich auf die Vergangenheit und die Zukunft, in ihm manifestiert sich, in den Worten von Colin Davis, »the structural openness or address directed towards the living by the voices of the past or the not yet formulated possibilities of the future« (2005, S. 379). In dieser schillernden Funktion kann das Gespenst gleichsam als eines der zentralen Leitmotive der Postmoderne verstanden werden: In seiner Zwischenstellung zwischen Wirklichkeit und Fiktion, zwischen Erfahrung und Repräsentation manifestiert sich sowohl die Verlusterfahrung der Lyotard'schen ›Metanarrative‹ (*méta récits*) als auch jene Verabsolutierung der Zeichenhaftigkeit, die postmoderne Vordenker wie Derrida und Baudrillard als epistemologische Grundstruktur des Erfahrbaren konstatiert haben. Gleichzeitig erlaubt eben jene liminale Positionierung des Gespensts es aber auch, eine neue Form von Welterfahrung zu denken, die versucht, der

Oberflächlichkeit (*depthlessness* im Sinne Jamesons 1991, *passim*), Simuliertheit und Dekonstruktion der Realität eine dialogische (Derridas Hantologie) oder religiös-skeptizistische (Meillassoux's Hyper-Chaos) Ästhetik und Epistemologie entgegenzusetzen.

2 »Die Zeit ist aus den Fugen«: Über das Verhältnis von Spuk und Katastrophe

Gespenster sind in vielerlei Hinsicht zeitgebundene Phänomene. In einer vorrationalistischen Zeit sind Gespenster in der Form von Wiedergängern, Toten also, die im Jenseits keinen Frieden finden, eine kaum in Frage gestellte Tatsache. Sie sind Teil einer Ökonomie des Unerklärten in der Natur, zu der auf gleichrangiger Stufe ebenso die Angst vor der Dunkelheit oder vor klimatischen Phänomenen wie Gewitter, Hagel und Überschwemmungen zu zählen ist: Zustände der Machtlosigkeit des Individuums gegenüber einer unerklärlichen Außenwelt, die der zeitgenössische Mensch allenfalls noch aus seiner Kindheit kennt.¹ Mit der Aufklärung beginnt ein Prozess der Psychologisierung und damit Verinnerlichung dieser Art des Unheimlichen – das Gespenst wird gleichsam zur Glaubenssache.

Diese Verdrängung des Gespensts aus der Phänomenologie der Natur in die Sinneswelt des Individuums, eine Entwicklung, die durchaus strukturelle Ähnlichkeiten zu Max Webers Entzauberung der Welt und Charles Taylors Theorie (2007) von der Entwicklung eines *porous self* hin zum *buffered self* der Moderne aufweist, läuft parallel zur Herausbildung eines Zeitverständnisses als linear und nicht zirkulär. Wie Stephen Jay Gould in *Time's Arrow, Time's Cycle* (1987) nachweist, bildet sich die Auffassung von Zeit als irreversible Abfolge einmaliger Ereignisse (*»irreversible sequence of unrepeatable events«*) (S. 10) erst durch die geologischen und evolutionsbiologischen Erkenntnisse des 18. und 19. Jahrhunderts heraus, während in früheren Epochen, beeinflusst von der ewigen Wiederkehr der Tages- und Jahreszeiten, Zeit als zyklisches Phänomen verstanden wurde, im Rahmen dessen einzelnen Ereignissen keine kausale Bedeutung für die Gegenwart zugemessen wurde (*»events have no meaning as distinct episodes*

¹An dieser Stelle soll nicht unerwähnt bleiben, dass sich gerade die Figur des Wiedergängers, in der anglizierten Form des Zombies, in der zeitgenössischen Kultur großer Beliebtheit erfreut, wie es der Erfolg von Serien wie *The Walking Dead* (seit 2010) oder Filmen wie *Pride and Prejudice and Zombies* (2016) deutlich macht. Siehe dazu Lanzenböcker (2018).

with causal impact upon a contingent history») (S. 11). Es lässt sich in diesem Zusammenhang argumentieren, dass die Anwesenheit von Gespenstern erst dann unnatürlich und unglaublich wird, wenn die Zeit als unumkehrbar verstanden wird. Diese ›Entwirklichung‹ des Gespensts erlaubt es ihm aber gleichzeitig, an metaphorischer Bedeutung zu gewinnen; es wird durch die Rationalität und Teleologie der Aufklärung – denn dafür steht das lineare Verständnis von Zeit primär – von einer Naturerscheinung zu einem (potenziellen) kulturellen Symbol.

Die häufigste Lesart dieses Symbols nimmt seit dem 18. Jahrhundert das berühmte Hamlet-Wort von der Zeit, die »aus den Fugen geraten« ist (Shakespeare 1978, I, v), auf und liest das Auftauchen eines Gespensts als (Ver)Störung der Gegenwart, als Sichtbarwerden, wenn auch nur in spektraler Form, einer unerledigten Vergangenheit, eines »unfinished business« (Briggs 1977, S. 15). Zeit, so machen es die Herausgeber dieses Bandes an anderer Stelle klar, »stellt kein äußerliches, objektives Phänomen dar; sondern wird durch das Bewusstsein konstruiert« (Dimbath und Heinlein 2015, S. 35). Spuk symbolisiert in diesem Zusammenhang also eine Heimsuchung des individuellen oder kollektiven Bewusstseins, die »auf einen grundlegenden und ungesühnten Verstoß gegen die gesellschaftliche Ordnung in der Vergangenheit verweist« (Dimbath und Kinzler 2013, S. 61). Diese Lesart der Gespenster-Metapher ist kanonisch und soll deswegen hier nur anhand weniger einschlägiger Zitate veranschaulicht werden: Peter Buse und Andrew Stott (1999) sehen, beispielsweise, Anachronismus, wörtlich die ›Rückzeitigkeit‹, als Definitionsmerkmal des Gespensts, da »haunting, by its very structure, implies a deformation of linear temporality« (S. 1), und Julian Wolfreys merkt an, »the spectral is [...] a matter of recognizing what is disorderly within an apparently straightforward temporal framework« (2002, S. 5). Zusammenfassend lässt sich mit Lisa Kröger und Melanie Anderson konstatieren: »With ghosts, the past is never over, the present is never secure, and the future is certain only of the spectral return.« (2013b, S. x)

Das Gespenst macht also aufmerksam auf eine Ruptur im Zeitgefüge, es symbolisiert die spektrale Präsenz der Vergangenheit in der Gegenwart. In dieser Funktion eignet es sich damit als narratives Medium für die diskursive Erfassung von individuellen wie gesellschaftlichen Traumata und Katastrophen, indem es als Chiffre entsteht entweder für das im rationalen Licht des Bewusstseins nicht Fassbare oder für das im individuellen oder kollektiven Gedächtnis verdrängte und totgeschwiegene. Oliver Dimbaths Typologisierung soziologischer Gedächtniskonzepte zugrunde legend, lässt sich das Gespenst als Übergangsphänomen verstehen, das einerseits der *inkorporiert-praktischen* Dimension entspringt, die »jede der Reflexion des Bewusstseins nicht (mehr) zugängliche in der Vergangenheit erlebte Prägung des Organismus repräsentiert«, diese Prägung aber

gleichzeitig »dem semantisch benennbaren Wissen und der Kommunikation« (wieder) zugänglich machen möchte, die laut Dimbath die *deklarativ-reflektorische* Dimension des Gedächtnisses ausmacht (2014, S. 212 ff.). Sowohl die Geschichte des Individuums wie die einer Gesellschaft tritt im Gespenst auf als »*untold story that calls into question the veracity of the authorized version of events*« (Weinstock 2004, S. 5). Aufgrund seines ontologischen und epistemologischen Oszillierens zwischen Präsenz und Absenz, zwischen Sein und Nichtsein, eignet sich das Gespenst, so argumentiert Simon Hay, bestens als diskursives und narratives Korrelat für traumatische Erfahrungen (2011, S. 4). Das Gespenst betreibt also in seiner ambigen Existenz Erinnerungsarbeit, indem es sich einer nostalgischen und verklärenden Sicht auf die Vergangenheit beschwörend in den Weg stellt; es symbolisiert die Unvergangenheit des Vergangenen und mahnt dessen Aufarbeitung an. Das Spukbild deckt, mit Freuds Worten, in der Heimlichkeit der Gegenwart das Unheimliche der Vergangenheit auf, das »*was im Verborgenen hätte bleiben sollen und hervorgetreten ist*« (1919, S. 315),² oder wie es Avery Gordon bezugnehmend auf die nordamerikanische Geschichte der Sklaverei, sehr eloquent formuliert: »*Haunting and the appearance of spectres or ghosts is one way [...] we are notified that what's been concealed is very much alive and present, interfering precisely with those always incomplete forms of containment and repression ceaselessly directed toward us.*« (2008, S. xvi)

3 Sein oder Nicht-Sein: Das Gespenst in den Zeiten der Postmoderne

3.1 Sind Avatare Gespenster? Neue Medien und spektrale Existenz

Bevor mit Derridas *Marx' Gespenster* der Schlüsseltext für die postmoderne Neuverhandlung der kulturellen Rolle des Spuks und damit der Erlösungsaspekt der Gespenster-Metapher in den Fokus rückt, soll kurz innegehalten werden, um die gesellschaftlichen und medialen Bedingungen zu umreißen, innerhalb derer und im Reflex auf welche sich diese Neuorientierung vollzieht. Wie im Vorhergehenden gezeigt wurde, symbolisieren Gespenster im klassischen Sinn oft eine

²Zu Freuds etymologischen Überlegungen zum Verhältnis des »Heimlichen« und »Heimlichen« zum »Unheimlichen«, denen auch Heidegger einen ausführlichen Kommentar widmet, siehe Freud (1919, S. 299–303) und Heidegger (2006, S. 184–191).

Ruptur oder Unfuge temporaler und/oder kausaler Ordnungsmuster. Dies kann nun auch als ein Erklärungsmuster für das aktuelle Wiederaufflammen des kulturellen Interesses an Gespenstern dienen. So konstatiert beispielsweise Zygmunt Bauman als ein zentrales Merkmal der von ihm so bezeichneten ›flüchtigen Moderne‹ (*liquid modernity*) die Auflösung von bis dato klar strukturierten und allgemeingültigen logischen und temporalen Zusammenhängen, »while the new ones are too fluid and ephemeral to harden into a recognizable shape and to retain such a shape for long enough to be adopted as a safe reference frame for the composition of identity« (2005, S. 31). In einer Gesellschaft, deren Leben primär durch individuelle Projekte und episodische Ereignisse geordnet werden, so Bauman, haben zeitliche Strukturen und Gedächtnisse ihre überindividuelle und identitätsstiftende Funktion eingebüßt und werden somit zum Teil einer Verfügungsmasse zur Selbst-Inszenierung des/der Einzelnen. »Durch die prinzipielle Wahlmöglichkeit zwischen mitunter disparaten Grundorientierungen« können laut Dimbath und Heinlein »spät- und postmoderne Individuen einerseits in den Gedächtnisprozess eingreifen und sich Sinnangebote aussuchen« (2013, S. 237 f.). Die Zeit in der flüchtigen Moderne ist also in der Tat aus den Fugen geraten und kann – wie für Hamlet – keine sinnvollen und allgemeingültigen Erklärungsmuster zum Verständnis der Zeitläufe zur – etymologisch nicht ganz zufällig verwandten – Verfügung stellen.

Mit dieser temporalen Verselbstständigung des Individuums geht die mediale Revolution der letzten 20 Jahre einher. Moritz Baßler et al. weisen in der Einleitung zu ihrem Sammelband überzeugend nach, dass Gespenster, als »Figur medialer Selbstreferenz und Selbstreflexion« immer dann in gehäufte Form auftreten, »wenn ein neues Medium sich seiner selbst bewusst wird« (2005b, S. 11).³ Anders ausgedrückt dienen Gespenster, aufgrund ihrer Zwischenstellung zwischen Realität und Fiktion, als Sinnbilder und Analogien für eben jene Neujustierung des Verhältnisses von Wirklichkeit und (deren) Repräsentation, die jeder medialen Revolution ipso facto eingeschrieben ist.⁴

³*Mutatis mutandis* lässt sich das in der frühen Neuzeit zu beobachtende Interesse an Gespenstern (zum Beispiel im Werk Shakespeares) mit dem Übergang von einer primär oralen hin zu einer schriftlichen Kultur in Beziehung setzen. Technische Neuerungen wie Photographie, Telegraphie und Telephonie vor und an der Wende des 20. Jahrhunderts speisen in ähnlicher Weise eine gesellschaftliche Neigung zu Spiritualismus und Okkultismus (Bown et al. 2004, S. 1).

⁴Vergleiche hierzu Weinstock: »Neither living nor dead, present nor absent, the ghost functions as the paradigmatic deconstructive gesture, the ›shadow third‹ or trace of an absence that undermines the fixedness of such binary oppositions.« (2004, S. 4)

Für die Benutzung der ›sozialen Medien‹ unserer Tage scheint dies in gehobenem Maße sinnfällig zu sein, da diese ja vor allem darauf hinauslaufen, die körperliche Präsenz und Verfasstheit der Nutzer von ihrer medialen Darstellung und Interaktion abzukoppeln; als User sind wir gleichzeitig anwesend und abwesend, kommunizieren und agieren mithin vornehmlich in körperloser (*disembodied*) Form. Unsere ehemals als gegeben zu betrachtende primäre Daseins- und Interaktionsweise in der Form als realer menschlicher Körper wird zunehmend überlagert von hyperrealen digitalen Repräsentations- und Identifikationsstrukturen. Wir sind, durchaus im ontologischen und existentiellen Sinn, unsere Instagram-, Twitter- und Facebook-Accounts, die, in Anlehnung an Dimbath und Heinlein, durchaus als individualisierte Gedächtniskonfigurationen betrachtet werden können. Die ›neuen Medien‹ schaffen dabei eine Ästhetik, in der nicht nur gilt, wie Daniel Lea bemerkt, dass »*to be oneself is to be an imitation of others*« (2012, S. 460), sondern vor allem, dass das repräsentierte Selbst immer schon eine Simulation von Individualität ist. Wir machen uns, sozusagen, zu unseren eigenen digitalen Wiedergängern; wir sind selbst zu den Gespenstern geworden, an die wir nicht mehr zu glauben vorgeben.

Medien, darauf macht Reinhold Göring in diesem Zusammenhang einleuchtend aufmerksam, sind nämlich »*nicht immer schon Gespenster, aber sie können gespenstisch werden, wenn die Differenzierung zwischen Subjekt, Adressat und Objekt nicht gelingt*« (2005, S. 193). Wenn uns in der Sicherheit unserer Netflix- und Amazon Prime-Accounts vor den Zombies der Serie *The Walking Dead* oder der monströsen Parallelwelt in *Stranger Things* schauert, reflektiert dies möglicherweise die, im Freud'schen Sinne, Unheimlichkeit unserer eigenen spektralen Wesensform, die weder in der realen noch in der virtuellen Welt mehr so richtig heimisch sein kann und die dazu verdammt ist, immer gleichzeitig Subjekt und Objekt ihres eigenen Diskurses darzustellen. Weinstock diagnostiziert eine ähnliche Form von kollektiver Beklommenheit als Ursache des *spectral turn*, den er eschatologisch überhöht »*as a mark of millennial anxiety*« interpretiert (2004, S. 6).⁵

Es mag übertrieben wirken, diese Entkoppelung von körperlichem und medialem Zugesein und den damit verbundenen Zusammenfall von Subjektivität

⁵Luckhurst (2002) identifiziert sogar eine ›vergeisterte Moderne‹ (*spectralized modernity*) in der Folge von Derridas *Marx' Gespenster*, weist aber gleichzeitig auf die diesem Diskurs inhärente Gefahr hin, sich in der zwanghaften Wiederholung einer Struktur melancholischer Gefangenheit (»*the compulsive repetitions of a structure of melancholic entrapment*«; S. 535) zu erschöpfen.

und Objektivität in einer paradoxerweise zugleich ephemeren und hermetischen Dauer-Affirmation des immer zugleich eigenen und fremden Selbst als gelebte Apotheose postmoderner Theorie zu stilisieren, als lebendig gewordene Dekonstruktion von Individualität und Gesellschaft, als das zentrale, unbewusste Trauma des menschlichen Selbstverständnisses in und nach der Postmoderne. Dennoch liefert diese Lesart eine stichhaltige Erklärung und den Hintergrund für Derridas Konzeption der ›Hantologie‹, die, *pace* Kant, eine Erlösung des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Rationalität und aus der epistemologischen Ausweglosigkeit der Postmoderne vor Augen stellt. Dass das Gespenst hierfür emblematisch fungiert, ist insofern nur wenig verwunderlich, als in dieser Figur diese Erlösungshoffnung mit den Symptomen medialer Verwirrung und temporaler Entwurzelung zusammenfällt, die als wesentliche Kennzeichen der postmodernen Erschöpfung des Menschen gelten dürfen.

3.2 Anders Wissen: Derridas Gespenster

Im Hinblick auf das eben Gesagte erscheint Derridas postmoderne Wiederinkraftsetzung des Gespenstischen nur zwangsläufig, als theoretische Auserzählung und textliche Verkörperung – schließlich gilt laut Derrida selbst: »*Ein Text-Äußeres gibt es nicht*« (*Il n'y a pas de hors-texte*) (1974, S. 274) – eben jener spektralen Spuren, die die medialen und epistemologischen Umwälzungen seit der Postmoderne im Einzelnen und in der Gesellschaft hinterlassen haben. Das Hauptgespenst – um einen Begriff aus der *Deutschen Ideologie* von Marx und Engels zu missbrauchen – ist dabei der Rationalismus. Jean-Michel Rabaté stellt die Dialektik dieser Aufklärung heraus, wenn er argumentiert, dass die Philosophie der Moderne immer schon versucht habe, ihr irrationales Anderes in der nächsten Krypta zu bestatten, ohne sich bewusst zu sein, dass dies zwangsläufig zu weiteren spukhaften Erscheinungen führen muss (1996, S. xviii).⁶ Marx' *Gespenster* sind als eine eben solche Erscheinung zu verstehen, die dem der Moderne eingeschriebenen und in der Postmoderne evident gewordenen Verblendungszusammenhang Rechnung tragen, dass der Rationalismus, also das objektive, zielgerichtete und als absolut gesetzte Verständnis vom menschlichen Wissen und der Subjektivität des Individuums, immer schon auf einer Repression

⁶Vergleiche hierzu auch Buse und Scott (1999, S. 5): »*Instead of saying that there is an outside of reason which has been neglected, perhaps we need to inspect the inside of reason and see how it too is haunted by what it excludes.*«

des Irrationalen begründet ist, dass also, um es mit Freud zu sagen, das Ge(gen)wärtige des Ich wesentlich schon von den verdrängten Spuren (Derridas *traces*) des Es durchsetzt ist, die sich – nach der Logik des Freud'schen Unheimlichen – als »Wiederkehr des Verdrängten« (1919, S. 320) zwangsläufig Bahn brechen müssen.

Derrida selbst fasst diesen Sachverhalt in der prägnanten Formel, »Ich = Gespenst«, zusammen und behauptet ausführend, »überall wo es Ich oder Mich (Moi) gibt, spukt es« (1996, S. 209). Bezugnehmend auf Derrida, macht Martin Hägglund (2008) klar, dass dieser Vorgang nicht nur für die Subjekt-Werdung des Einzelnen konstitutiv ist, sondern in gleicher Weise auch für die Herausbildung und Selbstdarstellung einer Gesellschaft gilt:

»spectrality is at work in everything that happens. An identity or community can never escape the machinery of exclusion, can never fail to engender ghosts, since it must demarcate itself against a past that cannot be encompassed and a future that cannot be anticipated. Inversely, it will always be threatened by what it cannot integrate in itself – haunted by the negated, the neglected, and the unforeseeable« (S. 82).

Derrida setzt also dieser, als unzureichend empfundenen, traditionellen Epistemologie des Gegenwärtigen und Objektiven den Gedanken und das Konzept der Hantologie entgegen. Dieses »andere Denken des Wissens« (S. 62) sieht das Irrationale und Verdrängte der *conditio humana* als grundlegende Bedingung für und Ermöglichung von Sein und Wissen an. Das Gespenst, so führt Derrida weiter aus, ist »die Frequenz einer gewissen Sichtbarkeit. Allerdings die Sichtbarkeit des Unsichtbaren. Und die Sichtbarkeit in ihrem Wesen kann man natürlich nicht sehen, deswegen bleibt sie epekeina tes ousias, jenseits des Phänomens oder des Seienden« (S. 162, Hervorh. i. Orig.). Anders ausgedrückt und auf Derridas wichtigsten Beitrag zur postmodernen Theoriebildung zurückgeführt, stellt das Gespenst eine schillernde Verkörperung der *différance* dar, insofern, als in ihm Referenz und Spur ineinander fallen und es somit die Aufhebung jeglicher Binarität veranschaulicht. Derrida schreibt dazu, dass, »was zwischen zweien passiert, wie zwischen Leben und Tod und zwischen allen anderen ›zweien‹, die man sich vorstellen mag, das kann sich nur dazwischen halten und nähren dank eines Spuks« (S. 10). Ebenso versinnbildlicht das Gespenst (der) *différance*, und hier knüpft Derrida an seine traditionelle Funktion an, die Kontingenz der temporalen und kausalen ›Geworfenheit‹ des Menschen (ein Begriff Heideggers): »An der unbezwingbaren *différance*«, so Derrida, »zerschellt das Hier und Jetzt« (S. 58). Die im Spuk manifeste spektrale Epistemologie »wäre nicht nur umfassender und machtvoller als eine Ontologie oder ein Denken des Seins (...). Sie würde

selbst der Eschatologie und der Teleologie bei sich Unterschlußf gewähren, aber als genau umgrenzten Orten oder besonderen Wirkungen. Sie würde sie in sich begreifen, aber auf unbegreifliche Weise» (S. 27 f.).

Als literarischer Gewährsmann und erster praktizierender Anhänger dieser spektralen Epistemologie gilt Derrida Hamlet, der – anders als seine Begleiter Horatio, Marcellus und Bernardo – nicht versucht, die geisterhafte Erscheinung seines ermordeten Vaters zu ontologisieren und aus der gesicherten Warte geschulter Sachlichkeit zu rationalisieren: »*Du bist gelehrt, sprich du mit ihm, Horatio!*«, sagt Marcellus (Shakespeare 1978, I, i). Hamlet hingegen setzt sich mit dem Gespenst in all seiner ontologischen Ambiguität auseinander und fordert es zum Dialog auf:

»Sei du ein Geist des Segens, sei ein Kobold,
Bring Himmelslüfte oder Dampf der Hölle,
Sei dein Beginnen boshaft oder liebeich,
Du kommst in so fragheischer Gestalt,
Daß ich dich sprechen will.« (I, iv)

Hamlet spürt, dass er mit dem Gespenst auf der rationalen Ebene, die ihm als proto-aufgeklärtem Wittenberger Studenten eigentlich geziemt, nicht weiterkommt, dass ihm in der ephemeren Gestalt seines toten Vaters eine andere Form von Wissen entgegentritt, eine Form, die ihm, im Gegensatz zu seinen Gefährten, weder Schrecken noch Sprachlosigkeit einjagt. Im Gegenteil, er wundert sich vielmehr, »*daß wir Narren der Natur/So fürchterlich uns schütteln mit Gedanken,/Die unsern Seelen nicht erreichbar sind*« (I, iv).

Dieses furchtlose Einlassen auf den irrationalen Diskurs des spektralen Anderen verbindet Hamlet mit Derrida. Philosophiegeschichtlich gesehen, beschwört Derridas Hantologie hingegen insbesondere die Geister von Heidegger und Nietzsche. Nietzsches unbedingter Skeptizismus, seine Verabsolutierung der Relativität, wird im Abschnitt zu Quentin Meillassoux noch genauer zur Sprache kommen. Heideggers Einfluss auf Derrida ist zum einen sprachlicher Natur; so nimmt er gerne dessen Überlegungen zu »Fug« und »Un-fug« (aus dem »*Spruch des Anaximander*«, 1950) auf, um Hamlets berühmtem Zitat von der Zeit, die aus den Fugen geraten ist, auf den Grund zu gehen (Derrida 1996, S. 46–55). Die ideelle Patenschaft Heideggers äußert sich aber vor allem in der Tatsache, dass Derridas spektrale Epistemologie sich – wie Heideggers Fundamentalontologie – wesentlich als ein »Sein zum Tode« versteht, dass der Tod, als unausweichlicher Fluchtpunkt und, im wörtlichen Sinne, Eigentümlichkeit des Lebens, gleichzeitig den Ursprung und die fundamentale Negation jeder menschlichen Existenz repräsentiert. Der Tod,

so macht Heidegger deutlich, beendet das Leben und macht es erst möglich. Das Derrida'sche Gespenst steht als Chiffre für diesen Zusammenfall von subjektiver Gegenwärtigkeit – Heidegger spricht hier von ›Jemeinigkeit‹ – und objektiver Abwesentlichkeit, von Sein und Nichtsein.

In dieser Zugewandtheit zur irrationalen Logik des Lebens zum Tode trifft sich Derridas Vorstellung vom Gespenst sowohl mit Hamlet als auch mit Emmanuel Levinas. Dieser leitet das Selbst-Bewusstsein des scheinbar autonomen menschlichen Individualsubjekts, das er als ›das Gleiche‹ (*le même*) bezeichnet, her aus der grundlegenden Erfahrung und Anschauung des ›Antlitz des Anderen‹ (*le visage d'autrui*) (1999, *passim*). In dieser Begegnung mit dem radikal Nicht-Selben/Nicht-Selbst, das selbst eine Verkörperung des Todes ist, wird dem Subjekt (des Einzelnen und der Gesellschaft) durch die Möglichkeit seiner eigenen Unmöglichkeit erst die eigene Selbst-Werdung ermöglicht. Auch im Gespenst in Derridas Hantologie begegnet dem scheinbar autonomen Subjekt das Antlitz des Anderen; wie Hamlet fordert es ein, sich ihm, und damit all dem zu stellen, was im Prozess der Selbstwerdung verworfen wurde. Die Zuwendung zum Gespenst enthält damit immer auch eine moralische Verfügung und Fügung unter das Schicksal; mit Hamlet gesprochen, ist es »Pflicht, zu hören« (Shakespeare 1978, I, v), was uns das Gespenst zu sagen hat, was wir, »*despite the reluctance inherited from our intellectual traditions and because of the challenge it may pose to them*« (Davis 2005, S. 376 f.), von seiner spektralen Epistemologie zu lernen haben; die »*unabdingbare blinde Unterwerfung unter sein Geheimnis, das Geheimnis seines Ursprungs, ist der erste Akt des Gehorsams gegenüber der Verfügung*« (Derrida 1996, S. 24). Derridas Hantologie ist in einem größeren Zusammenhang deshalb auch, wie Colin Davis feststellt, als »*a new aspect of the ethical turn of deconstruction*« zu sehen (2005, S. 373), wobei »*the spectre's ethical injunction consists [...] in not reducing it prematurely to an object of knowledge*« (S. 379). Derridas Auseinandersetzung mit dem Gespenst manifestiert sich, in den Worten von Avery Gordon als »*structure of feeling of a reality we come to experience, not as cold knowledge, but as a transformative recognition*« (2008, S. 8).

Die Begegnung mit dem Gespenst ist also – auch bei Derrida – eine epistemologische und ethische Aufgabenstellung und Herausforderung. Aus diesem Grund ist es kaum verwunderlich, dass Marx' *Gespenster* mit einer Vision von einer neuen Form des Gelehrten endet. Anders, als ein »*traditioneller scholar*«, der »*nicht an Gespenster [glaubt] – und auch nicht an das, was man den virtuellen Raum der Spektralität oder des Gespenstischen nennen könnte*« (Derrida 1996, S. 29), wäre dieser – in jeder Beziehung – andere, neue Gelehrte endlich fähig und willens, »*jenseits der Opposition von Präsenz und Nicht-Präsenz, Faktizität*

und Nicht-Faktizität, Leben und Nicht-Leben, die Möglichkeit das Gespenst zu denken, das Gespenst als Möglichkeit zu denken« (S. 30). Wie Hamlet,

»müsste der ›Gelehrte‹ der Zukunft, der ›Intellektuelle‹ von morgen, es (...) lernen, zu leben, aber nicht, indem er lernt, mit dem Gespenst Konversation zu machen, sondern indem er lernt, sich mit ihm, mit ihr zu unterhalten, ihm das Wort zu lassen oder es ihm zurückzugeben, und sei es auch in sich selbst, im anderen, dem anderen in sich: Sie sind immer da, die Gespenster, selbst wenn sie nicht existieren, selbst wenn sie nicht mehr sind, selbst wenn sie noch nicht sind. Sie geben uns erneut das ›da‹ zu denken, sobald man den Mund öffnet« (S. 275–76).

3.3 Anders Sein: Quentin Meillassoux und die absolute Kontingenz des Seienden

Die Resonanz, die Derridas zukunftsorientierte Exegese des Gespensterglaubens gezeitigt hat, liegt wohl auch, und hauptsächlich, in dieser Offenheit der Interpretationsmöglichkeiten. Denn wie genau eine solche *»Möglichkeit das Gespenst zu denken«* aussehen könnte, dazu fehlen konkrete Anweisungen weitgehend. Ich möchte im letzten Teil dieses Aufsatzes eine Verbindung ziehen, die Derridas Gespenster mit einer Variante des sogenannten ›Spekulativen Realismus‹ in Beziehung setzt, die von dem französischen Philosophen Quentin Meillassoux vertreten wird. Meillassoux diagnostiziert, ähnlich wie Derrida, eine zeitgenössische epistemologische Sackgasse. Diese, primär auf Kant zurückgeführte, Katastrophe des menschlichen Wissens von der Welt hat ihren Ursprung in der Hybris, der Welt scheinbar objektiv gegenüberzutreten zu können und sie kraft eines aufgeklärten Intellekts rückstandlos objektivierbar und analysierbar zu machen. Als Apotheose dieses anthropozentrischen Weltbilds kann dabei durchaus Derridas schon zitierter Aphorismus gelten, nachdem es kein Außerhalb des (menschgemachten) Textes gebe. Dieses Verständnis, *»dass wir niemals ein Subjekt erfassen können, das nicht immer-schon in Beziehung zu einem Gegenstand steht«*, dass, mit anderen Worten, die Welt nur in Relation zu und nach den strukturellen Regeln künstlicher Repräsentationssysteme gedacht werden kann, nennt Meillassoux ›Korrelationismus‹ (2008, S. 18). Seine Aufgabe sieht er folglich darin, dieser tief verwurzelten, korrelationalen Epistemologie eine neue Perspektive zu geben, eine Perspektive, die *»das absolute Außen der vorkritischen Denker«* (wieder) in den Blick nimmt, *»ein Außen, das nicht relativ zu uns war, das sich seiner Gebung gegenüber indifferent gab, um das zu sein, was es ist, in sich selbst bestehend, ob wir es denken oder nicht«* (21). Im Folgenden sollen nun, mittels einiger kleinerer Anleihen bei Heidegger, Derridas Überlegungen zur

Epistemologie des Spuks (Hantologie) dazu benutzt werden, Meillassoux' Suche nach diesem ›absoluten Außen‹ zu illustrieren.

Durch das Prisma des Meillassoux'schen Korrelationismus betrachtet, symbolisiert die Derrida'sche Hantologie, in ihrer Wesenheit als das »*andere Denken vom Wissen*«, eben jene gegenstandslose Subjektivität, die Meillassoux der von ihm angegriffenen korrelationalen Epistemologie entgegensetzt. Das Gespenst, wie es von Derrida gedacht ist, entzieht sich jeder Form von Objektivierbarkeit und Objektifizierung, es stellt nicht dar, es hat mithin keinen ›Gegen-stand‹ in der Wirklichkeit. Als Symptom/Spur, um zwei von Derridas zentralen Termini zu gebrauchen, eines radikal anderen epistemologischen Regimes mahnt es die Heimgesuchten, sich selbst radikal zu überdenken und in Beziehung zu setzen. Zwei Strategien oder Wirkweisen insbesondere verbinden Meillassoux's Setzung eines absoluten Äußeren des menschlichen Denkens mit Derridas Hantologie: zum einen setzen beide am hergebrachten Verständnis von der Ordnung zeitlicher Abläufe und kausaler Wirkungszusammenhänge an und entlarven diese als kontingent; zum anderen setzen beide dem aufgeklärten Rationalismus die (Denk)Figur eines kategorisch Anderen entgegen.

3.3.1 Sein und Zeit: Das Gespenst als fossile Materie

Während bei Derrida das Gespenst, z. B. in seiner halbwegs konkreten Manifestation im *Hamlet*, als Spur einer spektralen Epistemologie fungiert, die die Zeit aus den Fugen laufen lässt, benutzt Meillassoux in seinem Hauptwerk *Nach der Endlichkeit* (2008) ein anderes Bild, um die für seine Argumentation notwendige Diskontinuität temporaler Zusammenhänge zu veranschaulichen: Unter dem Begriff *Archifossil* subsumiert er »*Stoffe, die die Existenz einer anzestralen Realität oder eines anzestral Ereignisses anzeigen, die dem irdischen Leben vorhergehen*« (S. 24), die sich also jenseits der für den Menschen darstellbaren Zeit befinden, die »*zu keiner Gebung, lückenhaft oder nicht, zeitgleich sind*« (S. 37) und sich eben deswegen, wie die Gespenster in Derridas gelehrten Worten, »*epekeina tes ousias, jenseits des Phänomens oder des Seienden*« bewegen. Als beispielhaft für diese von ihm so bezeichnete *fossile Materie*⁷ nennt Meillassoux

⁷Dem Verweis auf die Materialität dieser *Archifossilien* verdankt Meillassoux seine Zuordnung zur Strömung der ›objekt-orientierten Ontologie‹ (*object-oriented ontology*). Für eine detaillierte Einführung in dieses Thema, siehe Harman 2002 und Austin 2011.

einen »materiellen Träger, von dem aus sich Experimente anstellen lassen, die zur Bewertung eines anzestralten Phänomens führen – zum Beispiel eines Isotops, von dem man die Geschwindigkeit des radioaktiven Zerfalls kennt, oder der Lichtaussendung eines Sterns, die über seine Entstehungszeit Auskunft gibt« (S. 24). Was diesen unterschiedlichen fossilen (Gedanken)Experimenten gemein ist, ist ihre ›Anzestralität‹ (ein zentraler Begriff im Denken Meillassoux), ihr Verweis nämlich auf eine »Wirklichkeit, die dem Aufkommen der menschlichen Gattung vorausgeht – und die sogar jeder erfassten Form des Lebens auf der Erde vorausgeht« (S. 24). Diese anzestrale Wirklichkeit stellt für Meillassoux, wegen ihrer Losgelöstheit von menschlichen Erfasst-Werden, eine nicht dem Korrelationismus unterworfenen Kategorie des Wissens dar – er spricht diesbezüglich von »einem unentrinnbaren Realismus der anzestralten Aussage« (S. 33) – einer neuen Art des Denkens, »das uns in die Lage versetzt, Entscheidungen, die seit Kant oft als unhintergebar betrachtet werden, zu revidieren« (S. 44).

Um die nahe, auf den ersten Blick jedoch paradox scheinende, Verwandtschaft von Derridas Gespenstern und Meillassoux's Archifossilien auch philosophiegeschichtlich zu untermauern, sei hier noch einmal auf Heidegger zurückgegriffen, denn in dessen Begriff des ›Dings‹ laufen beide, quasi in der Unendlichkeit, zusammen. In seinem gleichlautenden Text (2000) setzt Heidegger sich, in gewohnter linguistischer Detailarbeit, mit dem Unterschied zwischen ›Ding‹ und ›Gegenstand‹ auseinander. Dieser Unterschied bestehe vornehmlich darin, so Heidegger, dass ein *Gegenstand* immer schon durch diskursive Praktiken in ein menschliches Wahrnehmungssystem eingepflegt ist (um einen dezidiert anachronistischen Begriff zu verwenden), während das Ding an und für sich selbst steht und nichts als seine eigene diskursive Realität repräsentiert. Beide entstammen somit aus zwei nicht miteinander in Einklang zu bringenden ontologischen Registern; »von der Gegenständlichkeit des Gegenstandes und des Selbststandes führt kein Weg zum Dinghaften des Dinges« (Heidegger 2000, S. 169).

Heidegger macht weiterhin deutlich, dass dies nicht nur ein ontologisch bemerkenswerter Sachverhalt ist, sondern auch epistemologische Konsequenzen hat, auch hier Vorgriff nehmend auf Derrida und Meillassoux. Die Wissenschaft, in ihrem zeitgenössischen Selbst-Verständnis als objektivierbare und quantifizierbare Wissensmaschine, beschäftigt sich zwangsläufig nur mit den Gegenständen der Welt, lässt das »Dinghafte des Dinges« schlechterdings nicht zu: »Das in seinem Bezirk, dem der Gegenstände, zwingende Wissen der Wissenschaft hat die Dinge als Dinge schon vernichtet, längst bevor die Atombombe explodierte« (S. 172). Dabei unterliegt diese Form wissenschaftlichen Denkens allerdings

einem logischen Zirkelschluss; sie »trifft immer nur auf das, was ihre Art des Vorstellens im Vorhinein als den für sie möglichen Gegenstand zugelassen hat« (S. 171).⁸

3.3.2 Sola Kontingentia: Das Absolute im Relativen

Als Konsequenz aus, und auf Fügung, der unentrinnbaren Anzestralität der fossilen Materie, steht es dem Menschen also an, die Absolutheit der eigenen Rationalität, und damit der Korrelation alles Seins zum Denken, kritisch zu überdenken: »Das Anzestrale fordert, um selbst denkbar zu sein, dass ein Absolutes denkbar ist« (S. 76). Die Katastrophe, an die die fossilen Gespenster den Menschen gemahnen, ist bei Derrida und Meillassoux gleichermaßen die aufgeklärte Selbst-Überhebung des eigenen Geistes. Das Gespenst ist mithin das Gedächtnis des Absoluten, jenseits der Korrelation; es hätte somit den Übergang in die von Dimbath als *deklarativ-reflektorisch* benannte Dimension des Gedächtnisses vollzogen. Dementsprechend setzt sich Meillassoux im weiteren Verlauf von *Nach der Endlichkeit* mit einer Frage auseinander, die als äquivalent zu Derridas Aufforderung gesehen werden kann, dem Gespenst »das Wort zu lassen oder es ihm zurückzugeben«, der Frage nämlich, »wie das Denken zum Absoluten gelangen kann: zu einem Sein, das so sehr ungebunden (Grundbedeutung von absolutus),

⁸In *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne* stellt Nietzsche, um auch den anderen bedeutenden philosophischen Wegbereiter von Derrida und Meillassoux zu nennen, eine ganz ähnliche Diagnose: »Das ›Ding an sich‹ (das würde eben die reine folgenlose Wahrheit sein) ist auch dem Sprachbildner ganz unfählich und ganz und gar nicht erstrebenswert. Er bezeichnet nur die Relationen der Dinge zu den Menschen und nimmt zu deren Ausdrücke die kühnsten Metaphern zu Hilfe« (2015, S. 13). Um diese Gefangenheit im eigenen Diskurs, diesen Korrelationismus, wie Meillassoux es nennen würde, zu veranschaulichen, holt Nietzsche zu einem sinnfälligen Vergleich aus:

»Wenn jemand ein Ding hinter einem Busche versteckt, es ebendort wieder sucht und auch findet, so ist an diesem Suchen und Finden nicht viel zu rühmen: so aber steht es mit dem Suchen und Finden der ›Wahrheit‹ innerhalb des Vernunft-Bezirktes. Wenn ich die Definition des Säugetiers mache und dann erkläre, nach Besichtigung eines Kamels: ›siehe, ein Säugetier‹, so wird damit eine Wahrheit zwar ans Licht gebracht, aber sie ist von begrenztem Werte, ich meine, sie ist durch und durch anthropomorphisch und enthält keinen einzigen Punkt, der ›wahr an sich‹, wirklich und allgemeingültig, abgesehen von dem Menschen, wäre. Der Forscher nach solchen Wahrheiten sucht im Grunde nur die Metamorphose der Welt in den Menschen, er ringt nach einem Verstehen der Welt als eines menschenartigen Dinges und erkämpft sich bestenfalls das Gefühl einer Assimilation.« (S. 17)

so sehr getrennt vom Denken ist, dass es sich uns als nicht-relativ zu uns zeigt – fähig zu existieren, ob wir existieren oder nicht« (Meillassoux 2008, S. 47).

Während Derrida eine/die Antwort auf diese Frage in der oszillierenden und spektralen Beschaffenheit der *différance* gefunden glaubt, greift Meillassoux scheinbar auf einen intellektuellen Taschenspielertrick zurück: Er setzt einfach das Kontingente, als das per definitionem Nicht-Absolute, das »Wissen vom Anders-Sein-Können der weltlichen Dinge« (S. 61), absolut: »*einzig die Kontingenz dessen, was ist, ist nicht selbst kontingent*« (S. 109). Aus dieser Setzung heraus begründet er eine Denkweise, die er als *Fideismus* bezeichnet und die besteht in »*einer skeptischen Argumentationsweise gegen den Anspruch der Metaphysik und, noch allgemeiner, der Vernunft, zu einer absoluten Wahrheit zu gelangen*« (S. 69). Wenn es außer der Kontingenz keine absolute Wahrheit gibt, so die Argumentation weiter, dann hat nichts »*in Wirklichkeit einen Grund, eher so zu sein und zu bleiben als anders zu werden – die Gesetze der Welt genauso wenig wie die Dinge der Welt. Es ist wirklich so, dass alles zusammenbrechen kann – die Bäume wie die Sterne, die Sterne wie die Gesetze, die physikalischen Gesetze wie die logischen Gesetze*« (S. 78 f.). Dieser spekulative Zustand des absolut (gesetzten) Kontingenten, in dem weder Naturgesetze noch kategorische Imperative, und schon gar die überkommenen Schulweisheiten Horatios und seiner Epigonen, gelten, in dem die »*Faktizität aller Dinge nicht selbst als eine Tatsache gedacht werden kann*« (S. 109) bezeichnet Meillassoux schließlich als *Hyper-Chaos*, als »*eine extreme Form des Chaos (...), in dem nichts unmöglich ist oder zu sein scheint, nicht einmal das Undenkbare*« (S. 91). Ähnlich wie Derrida schließt auch Meillassoux seine Überlegungen mit einem, der gespenstischen Verwirrung der Zeit treu bleibenden, nostalgischen Blick in die Zukunft, in der das von ihm formulierte neue Denken vom Wissen seinerseits Realität ist: »*Wir werden nach und nach entdecken, dass das nicht-kausale Universum genauso kohärent ist wie das kausale Universum, genauso in der Lage wie Letzteres, über unsere gegenwärtigen Erfahrungen Rechenschaft abzulegen*« (S. 126).

Literatur

- Baßler, Moritz, Bettina Gruber, und Martina Wagner-Egelhaaf. 2005a. *Gespenster: Erscheinungen – Medien – Theorien*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Baßler, Moritz, Bettina Gruber, und Martina Wagner-Egelhaaf. 2005b. Einleitung. In *Gespenster: Erscheinungen – Medien – Theorien*, Hrsg. Moritz Baßler, Bettina Gruber, und Martina Wagner-Egelhaaf, 9–21. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Bauman, Zygmunt. 2005. *Liquid life*. Cambridge: Polity.

- Bown, Nicola, Carolyn Burdett, und Pamela Thurschwell. 2004. Introduction. In *The victorian supernatural*, Hrsg. Nicola Bown, Carolyn Burdett, und Pamela Thurschwell, 1–19. Cambridge: Cambridge University Press.
- Briggs, Julia. 1977. *Night visitors: The rise and fall of the English ghost story*. London: Faber.
- Buse, Peter, und Andrew Stott. 1999. Introduction: A future for haunting. In *Ghosts: Deconstruction, psychoanalysis, history*, Hrsg. Peter Buse und Andrew Stott, 1–20. Basingstoke: Macmillan.
- Davis, Colin. 2005. *État Présent: Hauntology, spectres and phantoms*. *French Studies* 59 (3): 373–379.
- Derrida, Jacques. 1974. *Grammatologie*. Übers.: H. Rheinberger und H. Zischler. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1967).
- Derrida, Jacques. 1996. *Marx' Gespenster: Der Staat der Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale*. Übers.: Susanne Lüdemann. Frankfurt a. M.: Fischer (Erstveröffentlichung 1993).
- Dimbath, Oliver. 2014. *Oblivionismus: Vergessen und Vergesslichkeit in der modernen Wissenschaft*. Konstanz: UVK.
- Dimbath, Oliver, und Anja Kinzler. 2013. Wie sozial sind Gespenster? Wissenssoziologische Untersuchungen zu einem unheimlichen Phänomen. *Nebulosa. Zeitschrift für Sichtbarkeit und Sozialität* 3: 52–62.
- Dimbath, Oliver, und Michael Heinlein. 2015. *Gedächtnissoziologie*. Paderborn: Fink.
- Freud, Sigmund. 1919. Das Unheimliche. *Imago* 5: 297–324.
- Gordon, Avery. 2008. *Ghostly matters: Haunting and the sociological imagination*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Görling, Reinhold. 2005. Kleist und der Cyberspace. In *Gespenster: Erscheinungen – Medien – Theorien*, Hrsg. Moritz Baßler, Bettina Gruber, und Martina Wagner-Egelhaaf, 189–200. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Gould, Stephen Jay. 1987. *Time's arrow, time's cycle: Myth and metaphor in the discovery of geological time*. Cambridge: Harvard University Press.
- Hägglund, Martin. 2008. *Radical atheism: Derrida and the time of life*. Stanford: Stanford University Press.
- Hay, Simon. 2011. *A history of the modern British ghost story*. Houndmills: Palgrave Macmillan.
- Heidegger, Martin. 1950. Der Spruch des Anaximander. In *Holzwege*, Hrsg. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, 321–373. Frankfurt a. M.: Klostermann (Erstveröffentlichung 1946).
- Heidegger, Martin. 2000. Das Ding. In *Gesamtausgabe. Band 7: Vorträge und Aufsätze*, Hrsg. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, 165–187. Frankfurt a. M.: Klostermann (Erstveröffentlichung 1950).
- Heidegger, Martin. 2006. *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer (Erstveröffentlichung 1927).
- Hoff, Gregor Maria. 2017. *Religionsgespenster: Versuch über den religiösen Schock*. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Hughes, William, und Andrew Smith. 2013. *Ecogothic*. Manchester: Manchester University Press.
- Jameson, Fredric. 1991. *Postmodernism, or, the cultural logic of late capitalism*. Durham: Duke University Press.

- Kristeva, Julia. 1982. *Powers of horror: An essay on abjection*. New York: Columbia University Press.
- Kröger, Lisa, und Melanie R. Anderson. 2013a. *The ghostly and the ghosted in literature and film: Spectral identities*. Newark: University of Delaware Press.
- Kröger, Lisa, und Melanie R. Anderson. 2013b. Introduction. In *The ghostly and the ghosted in literature and film: Spectral identities*, Hrsg. Lisa Kröger und Melanie R. Anderson, ix–xvi. Newark: University of Delaware Press.
- Lanzendörfer, Tim. 2018. *Books of the dead: Reading the Zombie in contemporary literature*. Jackson: University Press of Mississippi.
- Lea, Daniel. 2012. The anxieties of authenticity in post-2000 British fiction. *Modern Fiction Studies* 58 (3): 459–476.
- Luckhurst, Roger. 2002. The contemporary london gothic and the limits of the ›spectral turn‹. *Textual Practice* 16 (3): 527–546.
- Meillassoux, Quentin. 2008. *Nach der Endlichkeit: Versuch über die Notwendigkeit der Kontingenz*. Übers.: Roland Frommel Zürich: Diaphanes. (Erstveröffentlichung 2006)
- Nietzsche, Friedrich. 2015. *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne*. Stuttgart: Reclam. (Erstveröffentlichung 1896).
- Parham, Marisa. 2009. *Haunting and displacement in African American literature and culture*. New York: Routledge.
- Rabaté, Jean-Michel. 1996. *The ghosts of modernity*. Gainesville: University Press of Florida.
- Shakespeare, William. 1978. *Hamlet*. Übers.: August Wilhelm Schlegel. Stuttgart: Reclam.
- Taylor, Charles. 2007. *A secular age*. Cambridge: Belknap Press.
- Weinstock, Jeffrey Andrew. 2004. *Spectral America: Phantoms of the national imagination*. Madison: University of Wisconsin Press.
- Wolfreys, Julian. 2002. *Victorian hauntings: Spectrality, gothic, the uncanny and literature*. Basingstoke: Palgrave.

Dr. phil. Wolfgang Funk, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Anglistik an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich Wissenschaft und Literatur, literarische Utopien, New Formalism und Authentizitätsforschung.

Catastrophic Teleologies and Contemporary Memory Cultures

Daniel Levy

1 Introduction

Memory studies is a burgeoning field and its attendant memory boom since the second half of the twentieth century resembles much of *ars memoriae* preceding it. The resemblance is not incidental as they are historically and sociologically tied by way of textual and visual representations of past calamities. Earlier mnemonic vocabularies were situated in religious and cosmological ontologies alleviating concerns about past and future catastrophes, primarily in reference to natural disasters. The modern origins of memory studies were also primarily driven by *Katastrophenerinnerungen*, with the two World Wars and the Holocaust circumscribing the shape of memory cultures and the study thereof (Fussell 1975; Winter and Siwan 1999; Levy and Sznajder 2001). I am deliberately using the German term as it semantically encompasses the mutually constitutive meanings of *Memories of Catastrophes* (and the corresponding commemorative rituals) and *Catastrophic Memories* (addressing the contested nature of toxic memories). Both are less about the past but intended as prescriptive anti-dotes to existential anxieties brought upon by catastrophes and other disasters which appear uncontrollable and surpassing the power of human intervention. *Katastrophenerinnerungen*, in short, are about collective responses to uncertainty (Levy 2014, 2018).

This chapter focuses on two aspects that are central to the intellectual rationale of this volume. To begin with, it theorizes the relationship of catastrophes and memories by way of situating it in different historical contexts, with a particular

D. Levy (✉)
New York, USA
E-Mail: daniel.levy@stonybrook.edu

focus on the global age. More specifically, I suggest that contemporary *Katastrophenrinnerungen*, are increasingly becoming *Risikoerinnerungen* (memories of risk), a process conditioned by two co-extensive developments. One relates to the changing significance of futurity as ecological catastrophes are challenging the ontological security once provided by palliative nation-state narratives about progress as the main guide for control over the future. This shift toward risk is driven by the fact that national recourse to progress no longer captures social and political imaginaries—especially not since catastrophes and the framing and awareness thereof, seem to preclude any conclusive secular teleology. As the current age of uncertainty is deprived of modular pasts and aspirational futures, risk perceptions are situated in new forms of manufactured insecurity (Beck 1999). Modern collectivities are increasingly occupied with debating, preventing and managing risks. Unlike earlier manifestations of risk characterized by daring actions or predictability models, global risks cannot be calculated or predicted anymore (Beck 2009). Consequently, more influence accrues to the perception of risk, largely constructed by media representations of disasters, which, I contend, are media(t)ized through the recasting of temporal registers, especially the future.

A second focus then is on the role media play in re-presenting catastrophes thereby shaping the contours of *Katastrophenrinnerungen*. This section explores the vacillating relationship between national and global poles in the context of global media and their mnemonic effects. In the absence of a dominant narrative about the future (e.g. progress), memories are increasingly subject to mediat(iz)ation. They are situated in a complex globalized media ecology that reveals how national experiences are informed by global expectations and how global experiences are shaping national expectations. We are facing a distinctive »world news ecology« with interpenetrating communication flows, traditional mainstream and alternative news media, and social media. Suffice to say here that these technological developments, and no less important their social and political deployment, contributes to the transcultural circulation of global iconographies of catastrophes.

Perceiving the future through the prism of risk perceptions reveals how representations of catastrophes of various kinds (foremost but not exclusively ecological ones) are challenging the ontological security once provided by the temporal narratives of nation-states. Especially environmental catastrophes have raised awareness about global interdependencies. For instance, the proliferation of a popular and scientific discourse on climate change or the potential of global pandemics, to name but two instances that are part of the public commons raising demands for cooperation. Together, these developments (and memories of failures to tackle them) are challenging our confidence in the future. At the same time, as

the last section of this chapter shows, the global media(tiza)tion of these catastrophes is also providing new narratives intended to alleviate our anxieties about the future. The main objective in what follows is to provide a conceptual tool kit from which we can draw the proper analytical gear for how catastrophes are culturally processed and expressed commemoratively in the global age.

2 *Katastrophenerinnerungen: A Historical Sketch*

A brief look at the history of *Katastrophenerinnerungen*, is instructive. To be sure, this cursory glimpse is not intended to provide a comprehensive let alone exhaustive picture of the rich and detailed history of the term catastrophe.¹ Rather the purpose is to calibrate the balance between certain archetypes and the contingent impact of historical periods and new modes of media representations. Put differently, pre-modern forms of *Katastrophenerinnerungen*, are evoked to highlight the similarities and continued presence of certain archetypes and their influence on current modalities of *Katastrophenerinnerungen*.

Kai Erikson's (1994) observation that catastrophes are essentially structured through the presence of memory provides the intellectual rationale for this volume. However, that does not tell us much about specific cultural responses to catastrophic events. *Katastrophenerinnerungen*, vacillate between commonalities and case specific valences derived from specific ›cultures of disasters‹ (Bankoff 2003). While much emphasis is placed on the distinctive ›modern‹ manifestations of memory politics and related aspects of *Katastrophenerinnerungen*, ›the logical structure of pre-modern explanatory patterns which were premised on a theological economy of sin and punishment is frequently reconfigured in modern discussions about human agency and responsibility in relation to ecological catastrophes or climate change‹ (Juneja and Schenk 2014, p. 21). As I will demonstrate in the next section, this is not so much a matter of convergence, isomorphic or otherwise, but one of functional equivalents as modern *Katastrophenerinnerungen*, continue to provide temporal certainties. Despite geographical and religious differences, ›specific conceptions of time – linear or cyclical – and notions of a world order regulated by the relationship between God and man, ›nature‹ and ›culture‹, chaos and the cosmos have shaped responses to disasters across

¹The term has a long lineage from early antiquity to modern times. For excellent historical discussions about the origins and cultural and historical permutations of *Katastrophenerinnerungen* see Quarantelli (1998); Schenk (2017); Juneja and Schenk (2014).

the globe. For instance, catastrophic events could be read as a disruption of the ordered universe, alternatively as a time of decision or catharsis, a sign of divine intervention, as pure contingency or else as a moment of transition, transformation or rebirth« (Juneja and Schenk Ibid, p. 19 f.). Relegating the religious and cosmological responses to the pre-modern is problematic as it does not do justice to the sedimented memory structures that continue to inform secular *Katastrophenenerinnerungen*. Then and now memories enunciated a bridge between the past and the future. During medieval times, primarily through flood narratives, a dominant Visitation theology stipulated that natural catastrophes were understood as a mode of communication between God and man. Primarily experienced as a »theological economic of sin and punishment«, commemorative rituals of catastrophes were not intended for the »victims of past natural disaster, but rather as a preventive form of penance« (Juneja and Schenk 2014, p. 39). This theological narrative remained dominant throughout the Middle Ages and continues to inform some mnemonic responses to natural catastrophes. However, from the Renaissance on it had to contend with competing explanatory epistemes. Especially the Lisbon earthquake of 1755 or rather the ensuing discourse around it constitutes a breaking point in how *Katastrophenenerinnerungen*, have been apprehended and narrated since. The dialogue between Voltaire and Rousseau about the Lisbon earthquake is often perceived as the beginning of a social scientific discourse on natural catastrophes (Dynes 2000).

Once the notion of catastrophe was no longer confined exclusively to theological or cyclical mnemonics, competing »cultures of disaster« took shape. Jasper Schenk points to several political and semantic turns characterizing *Katastrophenenerinnerungen*. »The term »catastrophe« also had a second career, by virtue of a narrowing of social terms in the premodern era, when it competed with »revolution« and »crisis.« While »revolution« – originally an astronomical-geological term – had taken on a primarily socio-political meaning following the events of 1789, the term »catastrophe« was increasingly used after 1800 to refer to extreme natural events and, by around 1900, was fixed in this meaning in German with the coining of the compound noun *Naturkatastrophe*« (Schenk 2017, p. 22). These are but a few of the many turns the link of memories and catastrophes has taken.

What matters for our current purpose is that »there is, therefore, no essential relationship between the definition of a particular event as catastrophic, and the sustaining of that definition within memory, and the quantum of human suffering that it produced. The arithmetic of a catastrophe does not determine the pattern of its reception and subsequent remembrance« (Gray and Oliver 2014, p. 7). This is apparent considering how selectively catastrophes are remembered. Selectivity itself is structured by such factors as differential power relations, geographical

relevance, and hierarchies of victimhood, to name but a few. Another factor which, especially in the context of global memory culture(s) and the proliferation of disaster images, seems relevant for the catastrophic status of a particular event resides in its »power to shatter existing paradigms of meaning« (Mintz 1984, p. x). Which partially explains why the memory boom and its attendant development of memory studies took off once the Nazi genocide of the Jews was perceived and addressed as ›unique‹, as constituting a ›civilizational break‹ and eventually became the Holocaust. It is these ›ruptures‹ challenging communities, which become inscribed into mnemonic repertoires. This historical snapshot provides a perspective on how contemporary post-religious and post-heroic memory cultures are struggling to break away from pre-modern perspectives while at the same time drawing on quasi-teleological linear equivalents, as will be explained in the next section.

3 World Risk Society and the Re-Mediation of Catastrophes

As early as the fifteenth century we can observe a turn away from the religious realm towards competing explanations for catastrophes. Driven by the logic of commerce and law, Schenk writes about Italy's nascent insurance industry as one that comes close to the modern conception of ›risk‹. »This new understanding of danger came into competition with ancient retributive theological models of interpreting disasters as punishment for sin, enabled a calculating attitude to risks, and eventually led, at the level of overarching configuration of order, to the institutional taming of disasters through solidarity-based corporations (later profit-making insurance companies)« (Schenk 2017, p. 22 f.). Here we see the incipient shift from catastrophes to one that puts risk assessments as an alternative mode of explanation (and alleviation). »Through adaptation to recurrent disasters, societies ultimately no longer perceive recurrent events as disaster if they do not exceed the framework of the local norm, and thus we should really talk about »cultures of risk« (Schenk Ibid, p. 28). Risk has long been associated with the capacity to ameliorate catastrophes by way of calculating, estimating and other anticipatory measures. Professional risk assessment exemplifies, knowledge and control.

However, developments since the 1970s have shifted the meaning of risk to what Ulrich Beck originally referred to as *Risk Society* (1986) to later expand the basic idea behind it to *World Risk Society* (Beck 1999, 2009). This extension involves a perspectival shift from studying risks in societies to *Risk Societies*.

In the absence of a redemptive narrative and a secular eschatological vocabulary to engage with the risks of future calamities, nation-states supplied technical, scientific and other forms of progress as the antidote to risk. An imaginary confidence that was sustained by various forms of insurance and political-technical modalities perceived as assuaging uncertainty and providing a general sense of control. Yet, increasing skepticism about the compensatory (and for some even redemptive) power of progress became widespread in the decades following the Holocaust and Hiroshima. Beginning in the late 1970s, largely because of growing ecological awareness and its planetary implications, the actuarial approach to risk seemed increasingly untenable.

The convictions of modern nation-states and their scientific apparatuses to control nature were shattered, at least in the so-called developed world. Beck captured this moment around the time of the Chernobyl catastrophe in 1986, which is, when *Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne* was first published (Beck 1986). Chernobyl symbolized a turning point signaling an epochal transition to ›Risk Society‹. Contrary to the conventional conceptions of risk (weighing probabilities of adverse effects) Beck suggested that many of the national institutions that had previously controlled social and collective security (i.e. the welfare state and other regulatory bodies) were no longer capable to do so in light of increasingly global insecurities that could not be contained (let alone solved) within the national container. Risk was now synonymous with negative unintended side-effects that were not due to the failure but the very success of technological advancements. For Beck, *Risk Society* constituted a radically »new mode of societalization« yielding to the emergence of »risk communities« (Beck 1992, p. 127).

Global interdependencies, along with the gradual emergence and wide-spread acceptance of anthropogenic disaster understandings and the global transmission of risk iconographies, have created fertile ground to frame risks as planetary. The impact of globalization, the multiplication, extensity and volatility of risks in the form of climate change, global financial crisis and terrorism have propelled us into what Beck calls ›World Risk Society‹ (Beck 1999).

In the following I highlight a few of the similarities that this global purview affords and how it needs to be read against the background of different ›cultures of disaster‹. The linkage between risk perceptions and mediatized disaster representations is not incidental but intrinsic to each. Risks are social constructions

and definitions based upon corresponding relations of definition. Their ›reality‹ can be dramatized or minimized, transformed or simply denied according to the norms which decide what is known and what is not. The more obvious it becomes that global risks cannot be calculated or predicted, the more influence accrues to the perception of risk. What is perceived as dangerous is not only a function of cultural and social contexts but also of an issue's career of media representation and social recognition. In World Risk societies, the central question of power is a question of definitional authority.

Like in pre-modern times, visual representations play an integral and increasingly important role in the representation of catastrophes. The study of *Katastrophenrinnerungen*, is not merely about the power of images but also about the power over images. This extends also to the realm of the observer, as visual culture refers to »the visual construction of the social, not just the social construct of the visual« (Mitchell 2002, p. 170). Here »seeing is believing« takes on a different meaning insofar as it speaks to the power of images to obfuscate that which is seen. We observe how the »absolutism of reality« is, if not replaced, then at least attenuated with an »absolutism of images and desires« (Blumenberg 1984, p. 14). Hence it is perhaps not surprising that attempts to do pictorial justice to certain catastrophes fall short and frequently yield to cinematic representations that are best characterized as ›climate fiction‹ (Mauelshagen 2012).

Even if *World Risk Society* does not necessarily produce convergences, and even if differences abound, they are fostered on the background of globally circulating images. »As recent investigations of climate change indicate, media portrayals of climate change in contemporary visual culture frequently delve into a now globally familiar reservoir of images and iconographies of disaster, such as those collected and distributed by photo agencies throughout the world, which in turn feed into popular television and future films on climate change; in many of these, apocalyptic imagery and climate catastrophes easily permeate each other« (Juneja and Schenk 2014, p. 16). The representation of catastrophes is by now firmly embedded within a media ecology that has global reach. Media research shows that disasters are registered, culturally defined and assume their meanings through an ongoing communication flow (Cottle 2009). On this view, media not merely represent disasters but help generate them. However, unlike the consensus building and integrative attributes of *Media Events* (Dayan and Katz 1994) dominated by state run media, the global and largely commercial media landscape has given rise to *Global Media Events* (Ribes 2010), which are critical in defining catastrophes. »GMEs are very much present in daily routines because they call our attention long before they occur, there are always people engaged in one or more of them, and, finally, when one event concludes another will

begin« (Ribes 2010, p. 5). They may depend, among other things, on how catastrophes are mediat(iz)ed and locally appropriated in the context of *World Risk Society*. The power of the media to address/thematize/represent risk is largely contained in its agenda setting function and the fact that certain issues are ignored (e.g. chronic/structural features of climate catastrophes). Moreover, the coverage of ecological catastrophes remains event-centered rather than issue oriented. Barbara Adam shows how long-term sensitive consequences are marginalized, and issues of mitigation and prevention are routinely displaced from journalistic hierarchies of credibility (Adam et al. 2000). In other words, much of the agenda setting function is driven by a focus on catastrophes that carry the requisite features of *Global Media Events*. The main point is that it is wrong to regard social and cultural judgments as things that only distort the perception of risk. Without cultural judgments, there are no risks. It is those judgments that constitute risk.

To capture transformations in memory cultures, we need not only take into account different levels of mediation (social, cultural and political), but also concomitant changes in the medium of communication tools, and their respective historic-mnemonic manifestations. As Patrick H. Hutton has pointed out changing modes of communication are co-extensive with different apprehensions of memory: »orality with the reiteration of living memory; manuscript literacy with the recovery of lost wisdom; print literacy with the reconstruction of a distinct past; and media literacy with the deconstruction of the forms with which past images are composed« (Hutton 1993, p. 16). This media-memory tale should not be mistaken for some naïve technological determinism. Especially considering the emergence of global media, social media and related developments. Rather it complicates and reconfigures *Katastrophenerinnerungen*, simply by virtue of an emerging global iconography of catastrophes. This transcultural view is aligned with Astrid Erll's notion of ›traveling memories‹ and the way media constitute them. »First, there is the question of how mnemonic contents (for example, founding myths, such as the narratives of the Old Testament) travel through media history [...] Second, media technologies move across borders and are appropriated and localized as technologies of memory. [...] Third, the deterritorialization of memory is effected through media of circulation: books, movies and TV disseminate versions of the past across space« (Erll 2011, p. 4 ff.). Transculturation notwithstanding, or perhaps precisely because of the vehement reaction it has triggered, has inadvertently contributed to sharpening the tension of universal tropes and culturally specific responses. A tension that is frequently addressed with the short cut of the global-national.

Visual representations of catastrophes are thus circumscribed by specific cultural contexts and iconographic continuities. At the same time, questions about

the possible convergence of global disaster representations and the emergence of transcultural vocabularies are continuously raised. As indicated earlier, there is a persistence of particular tropes as they intersect with global imagery. Rather than viewing national and global representations as contrasts I view them as mutually constitutive. Memory practices are mediated by idiosyncratic group features of temporal experiences and distinctive cultural dispositions towards pasts, pastness and the future. Attentiveness to the kind of cultural validations specific groups attribute to temporal phenomenon such as progress, change, innovation and memory itself is therefore indispensable.

Jeffrey Olick (2007) addresses the balance of particular experiences and the universal dimensions of world cultural demands in terms of genre memories and path-dependencies, pointing to the formative impact of earlier commemorations for the mitigation of subsequent memories. For instance, the global images of Fukushima are going to produce a set of divergent responses not only because of political expediencies but also because of path-dependent memories of earlier disasters. There is little in terms of dangers from nuclear reactors in Germany that is objectively comparable to Japan—that is, there are no fault lines or hurricane dangers. Yet, it is impossible to understand German media responses to Fukushima without understanding the pervasive memories of widespread anti-nuclear waste protests in Gorleben during the late 1970s (and the seminal role the Chernobyl disaster played in German memory and subsequent nuclear debates). North-American discourse about climate change (to say nothing of actual policies) is a case of reaffirming national sovereignty, even in the light of mounting evidence about global warming. Yet, in part because the topic is highly politicized along partisan lines, the number of Americans who believe that the seriousness of global warming is exaggerated has risen since 1997 from 31 to 41% in 2009 and almost 50% by 2010. Conversely, according to the last available Gallup poll in 2017 the number of American who acknowledge that climate change is man-made has risen to 68% since. While this signals a clear trend, it is still running low compared to public opinion trends in other developed countries (Saad 2017).

At the same time, »path-dependence is never path-determination« (Olick 2007, p. 23). The challenge then is to capture the co-extensive constraints of deeply sedimented memories of particular cases and their transcultural engagement with globally commanding memory imperatives. The transformative dimensions of this nexus are reflected in new temporal alignments. Pre-figurative forms of national appropriation should not be mistaken as antithetical to globalizing trends. On the contrary, localization is very much part of globalization as are differential expressions of non-contemporaneity. Much of the literature operates with a conception of modernity stipulating a universalism that loses track

of the particular conditions that shape memory cultures leaving little empirical let alone conceptual space for the existence of non-contemporaneities. In the ›national‹ context non-contemporaneities are often residual, temporary or pathological. This is, among other things, expressed in the developmental norms of modernization theories and related approaches that put development on a temporal index. *World Risk Society* undermines this linear perspective as it highlights diverse engagements with planetary risks based on the understanding that culturally specific patterns inform specific collective memories based on mythical or imaginary catastrophes. This mnemonic amalgam raises the question of: »What are the methodological issues faced by scholarship as it negotiates the gap between an increasingly transcultural, mediatized vocabulary of disaster and specific local, residual and non-contemporaneous memory cultures?« (Juneja and Schenk 2014, p. 9).

Cultural differences notwithstanding, there are equally important similarities that owe their existence to archetypal and mythical responses to catastrophes and uncertain futures: namely common attempts to ameliorate existential anxieties about the future. The creation and memory of crisis events, of which natural catastrophes are an important part, plays a dual and often contradictory role: due to its 24/7 mode and the absence of a dominant teleological narrative (religious or secular), the media itself has taken over in creating anxieties and providing their relief. The perceived crisis is now permanent. And catastrophes are indicative of what the editors of this volume refer to as »Nicht-Wissen«. As Jacques Derrida (1995) put it, stuck between that which is ›not known‹ and that which is ›not knowable‹, the media have moved to center stage. It is not merely that events are mediated by media representations. But media have entered into the production of events—hence some scholars speak about mediatization (Cottle 2009).

However, the condition of not-knowing is problematic as it raises fears and other collective responses that are not conducive to the alleviating features of future narratives. Risk perceptions are circumscribed by new forms and modes of temporalities. As the cliché goes, nostalgia is not what it used to be. Neither is the future, which is now enmeshed in an age of post-catastrophy as illustrated via Richard Grusin's principle of premediation. »Where remediation characterized what was ›new‹ about new media at the end of the twentieth century as its insistent remediation of prior media forms and practices, premediation characterizes the mediality of the first decade of the twenty-first as focused on the cultural desire to make sure that the future has already been pre-mediated before it turns into the present (or the past) ...« (Grusin 2010, p. 4). It is thus not in spite but precisely because of the uncontrollable nature of catastrophes that premediation is culturally so appealing. As Grusin points out: »Premediation is not to be

confused with prediction. Premediation is not about getting the future right, but about proliferating multiple remediations of the future both to maintain a low level of fear in the present and to prevent a recurrence of the kind of tremendous media shock that the United States and much of the networked world experienced on 9/11« (Ibid, p. 4). Not-knowing here is not merely a side-effect but a prerequisite for envisioning the future as »premediation imagines multiple futures which are alive in the present which always exist as not quite fully formed potentialities or possibility. These futures are remediated not only as they might become but also as they have already been in the past. [...] Premediating the future entails remediating the past« (Ibid, p. 8). And as such, it provides, what Grusin refers to, as an »affective (emotional) prophylaxis« to the existential and scientific status of not-knowing. This pluralization of time differs from earlier attempts to control the future, even if the basic impulse to manage the future might be similar. We have moved from a desire to »control« the future to the proliferation of competing mediations of it (Ibid, p. 157). Catastrophes are thus not only mediated but become mediatized. Media are not just communicating events, but they are also enacting them through the proliferation of a trans-cultural vocabulary, its mediat(iz)ed iterations and specific modes of appropriation.

4 Outlook

Let me conclude by way of making a few conceptual suggestions coupled with research questions for future research. What follows is based on some of the work that I and others have done over the last two decades pertaining to the »cosmopolitan turn« and its heuristic implications (Beck 2006; Beck and Sznaider 2006; Levy and Sznaider 2001). Some of this is premised on the notion that »very often, the radical new knowledge that is the mark of the catastrophic enters into a negotiation with the cultural logics of the past« (Gray and Oliver 2014, p. 9). This mirrors the »heuristic rupture« that is expressed in the notion of *World Risk Society* and concomitant developments. This should not be mistaken for a paradigm shift, or rather suggests that changes in cultural and knowledge production are not nearly as radical as Kuhnians would have it. The cosmopolitan turn, at least in the social sciences, has given rise to a rich body of work that has moved away from stipulating a categorical and philosophical notion of cosmopolitanism. Instead, we talk about cosmopolitanization, as a manifestation of social, cultural and political processes which do not transcend but challenge and potentially transform the *methodological nationalism* that continues to be rampant in the mainstream of the social sciences. The previous (attempted) monopoly by the nation-state to

shape collective pasts, has given way to a fragmentation of memories carried by private, individual, scientific, ethnic and religious agents. To be sure, the nation-state continues to exercise an important role in how we remember its history, but it is now sharing the field of meaning production with a host of other players. The formation of cosmopolitan memories then does not eliminate the national perspective but renders nationhood into one of several options of collective identification (Levy and Sznajder 2001). National and ethnic memories are transformed not erased. The cosmopolitan turn suggests that particular orientations toward the past are being reevaluated against the background of global memory and media scapes. This is not to say that memory is no longer articulated within the nation state, but that we witness a pluralization of memories, not merely in empirical terms but also considering its normative validation, no longer beholden exclusively to the idea of the nation state. Memories and their repertoires are proliferating beyond (global) and beneath (local) what used to be national master narratives. To be sure, both these dimensions have a long history, and it was the nation-state that sought to refocus attention on territorial sovereignty and the homogenization of the nation at the expense of the local. A cosmopolitan perspective directs our attention to the co-extensive existence of all three mnemonic levels. A fourth important level pertains to the private (family) modes of memory practices, which implies questions as to whether and how private memories are related to both public and official memories.

Katastrophenerinnerungen, carry the potential for cosmopolitan sensibilities and vice versa. Both are anchored in an increasingly shared world news ecology. Even idiosyncratic experiences of catastrophes are now recast on the backdrop of a global imagery of disasters embedded in a global ecological rhetoric. Catastrophes and corresponding mnemonic repertoires are situated in trans-cultural, trans-medial and trans-mediated contexts (Juneja and Schenk 2014). Obviously, this statement needs to be qualified, in part, by the respective ›cultures of disasters‹ distinctive groups are absorbed in. That is whether they are recurrent or exceptional, what kind of resilience is needed (Bankoff 2003), and whether there is recourse to religious, cosmological, natural or magic histories. It is on the background of these competing and partially converging narratives that we need to examine contemporary manifestations of neo-nationalism, anti-globalism, and related calls for past and future imaginaries. Media representations and ensuing *Katastrophenerinnerungen*, create the potential for cosmopolitan orientations.²

²Elsewhere I have elaborated on what we refer to as ›cosmopolitanized solidarity‹ (Beck and Levy 2013).

To reiterate, a cosmopolitan perspective does not entail a denial of the persistent reality of the nation for social actors. It suggests, rather, that the contemporary nation-state itself and new forms of nationalism are best understood if we adopt a cosmopolitan perspective.

These dynamic and ongoing modes of *Katastrophenerinnerungen*, also reveal a number of key paradoxes, which themselves can propel cosmopolitanization. The more we move into a post-Hobbesian age (especially when it comes to ecological catastrophes conventional Westphalian notions of sovereignty are challenged, to say the least) the more we seek state-based solutions and retrieve into a national cocoon. Something that could help explain the recurrence of reactive and largely right-wing populism. The more we are searching for a new *Leviathan* providing us with security the more disenchanted we get. Instead or in addition we become reliant on a mediatized narrative that does not proclaim to provide us with security but at best attempts to reduce our fears about living in a state of insecurity by propagating imaginary, yet controllable, enemies, with nature being one of them. On a side note, it makes you wonder if the frequent recourse of anti-immigrant rhetoric to metaphors drawing on natural catastrophes (e.g. waves of immigrants) is another attempt to exercise control or rather the illusion of control. It is, to paraphrase Hobbes, no longer about the actual rain but about how we are coping with the constant threat of foul weather.

However, the Hobbesian search for and celebration of state sovereignty is ultimately a futile attempt when it comes to memories (of ecological) catastrophes. Unlike Hobbes, whose ›state of nature‹ was a deliberate fiction used to justify a new security narrative, we are facing a real catastrophe prone state of nature that requires solutions outside the national container. Recent ecological catastrophes are increasingly perceived and culturally digested as global disasters, that is ›disasters without borders‹ (Hannigan 2012). They not only attract global public attention but also have social and political impacts beyond the affected countries. Together they produce a Janus like situation, where we have different ›cultures of disaster‹ that continue to develop on the background of a globally legible visual inventory of catastrophes that is communicated through the officially and scientifically legitimized discourse on climate change. Given the widespread recognition of the anthropogenic character of *Naturkatastrophen* it is plausible to anticipate that future memories of these will be recast as risks.

The past continues to serve as a resource for how we experience the present and envision the future. But the modalities of how the past is being remembered have changed. To name but a few of these global iterations: The past is no longer serving primarily as an integrative mechanism but also relates to the conflictual nature of memories. Moreover, heroic pasts about collective resilience

in the face of disasters are increasingly complemented by ›toxic‹ pasts and pre-mediated futures. This shift from an attempted unified/unifying memory culture to one that celebrates the proliferation of memories also complicates the future by providing competing options. Catastrophes no longer constitute a breach but are now a permanent feature of our 24/7 global news cycle. They are underwriting cosmopolitan orientations (and their resistances), commanding attention to interdependent features of *World Risk Society* and the inability to narrate a knowable future. A key question when examining the potential cosmopolitanization of memory cultures is about our moral responsibility for ›Others‹. It is easier for us to express our moral sentiments towards those who suffer from so-called natural catastrophes than to mourn those who die in war (soldiers and increasingly civilians), whose identity as perpetrators or victims remain contested. Leaving aside for a moment Emile Durkheim's ›consensual bias‹ he is not the only one who is ascribing solidaristic potential to *Naturkatastrophen* and other events transcending nation-state boundaries (Boltanski 1999). A view which is also echoed by Roberto Michels (1914), for whom so-called natural disasters are the only socio-cultural manifestation where solidarity is routinely extended to those living outside their own political community. If war and its catastrophic consequences provided the trigger for the renewal of memory studies in the second half of the twentieth century, climate catastrophes are likely to replace wars as the main source for *Katastrophenerinnerungen*. This is further compounded by the likelihood the deleterious effects of climate change are already having and how they are likely to become the source of future wars. Water not oil will at some point become the new fault line, both for survival and economic motives. That is, many wars will be caused by the fall-out of ecological catastrophes and the resource constraints they produce. Memory scholars will be at the forefront of deciphering and explicating the different cultural responses to these climate catastrophes and concomitant *Katastrophenerinnerungen*.

References

- Adam, Barbara, Stuart Allan, und Cynthia Carter. 2000. *Environmental risks and the media*. London: Routledge.
- Bankoff, Greg. 2003. *Cultures of disaster: Society and natural disaster: Society and natural hazard in the Philippines*. London: Routledge.
- Beck, Ulrich. 1986. *Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich. 1992. *Risk Society. Towards a New Modernity*. London: Sage.
- Beck, Ulrich. 1999. *World risk society*. Cambridge: Polity.

- Beck, Ulrich. 2006. *Cosmopolitan vision*. Cambridge: Polity.
- Beck, Ulrich, und Natan Sznaider. 2006. Unpacking cosmopolitanism for the social sciences: A research agenda. *The British Journal of Sociology* 57 (1): 1–23.
- Beck, Ulrich. 2009. *World at risk*. Cambridge: Polity.
- Beck, Ulrich, und Daniel Levy. 2013. Cosmopolitanized nations: Reimagining collectivity in world risk society. *Theory, Culture and Society* 30 (2): 3–31.
- Blumenberg, Hans. 1984. *Arbeit am Mythos*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Boltanski, Luc. 1999. *Distant suffering: Politics, morality and the media*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Cottle, Simon. 2009. *Global crisis reporting: Journalism in the global age*. Maidenhead: Open University Press.
- Dayan, Daniel, und Elihu Katz. 1994. *Media events. The live broadcasting of history*. Cambridge: Harvard University Press.
- Derrida, Jacques. 1995. Archive fever: A freudian impression. *Diacritics* 25 (2): 9–63.
- Dynes, Russell R. 2000. The dialogue between Voltaire and Rousseau on the Lisbon earthquake: The emergence of a social science view. *International Journal of Mass Emergencies and Disasters* 18 (1): 97–115.
- Erikson, Kai. 1994. *A new species of trouble: Explorations in disaster, trauma and community*. New York: Norton.
- Erll, Astrid. 2011. Travelling memory. *Parallax* 17 (4): 4–18.
- Fussell, Paul. 1975. *The Great war and modern memory*. London: Oxford University Press.
- Gray, Peter, und Kendrick Oliver. 2014. *The memory of catastrophe*. Manchester: Manchester University Press.
- Grusin, Richard. 2010. *Premediation: Affect and mediality after 9/11*. Houndmills: Palgrave Macmillan.
- Hannigan, John A. 2012. *Disasters without borders: The international politics of natural disasters*. Cambridge: Polity.
- Hutton, Patrick. 1993. *History as an art of memory*. Hanover: University Press of New England.
- Juneja, Monica, und Gerrit J. Schenk. 2014. Viewing disasters Myth, history, iconography and media across Europe and Asia. In *Disaster as image: Iconographies and media strategies across Europe and Asia*, Hrsg. Monica Juneja und Gerrit J. Schenk, 740. Regensburg: Schnell & Steiner.
- Levy, Daniel. 2014. The Mediat(iz)ation of disasters and the cosmopolitanization of time. In *Disaster as image: Iconographies and media strategies across Europe and Asia*, Hrsg. Monica Juneja und Gerrit J. Schenk, 195–204. Regensburg: Schnell & Steiner.
- Levy, Daniel. 2018. Risk and the cosmopolitanization of solidarities. *Journal of Risk Research* 21 (1): 56–67.
- Levy, Daniel, und Natan Sznaider. 2001. *Erinnerung im Globalen Zeitalter: Der Holocaust*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Mauelshagen, Franz. 2012. Climate catastrophism: The history of the future of climate change. In *Historical disasters in context: Sciences, religion, and politics*, Hrsg. Andrea Janku, Gerrit J. Schenk, und Franz Mauelshagen, 115–139. New York: Routledge.
- Michels, Roberto. 1914. *Probleme der Sozialphilosophie*. Leipzig: B.G. Teubner.
- Mintz, Alan. 1984. *Hurban: Responses to catastrophe in hebrew literature*. New York: Columbia University Press.

- Mitchell, William John Thomas. 2002. Showing seeing: A critique of visual culture. *Journal of Visual Culture* 1 (2): 165–181.
- Olick, Jeffrey K. 2007. *The politics of regret: On collective memory and historical responsibility*. New York: Routledge.
- Quarantelli, Enrico L. 1998. *What is a disaster?* London: Routledge.
- Ribes, Alberto J. 2010. Theorising global media events: Cognition, emotions and performances. *New Global Studies* 4 (3): 1–20.
- Saad, Lydia. 2017. Global warming concern at three-decade high in U.S. <https://news.gallup.com/poll/206030/global-warming-concern-three-decade-high.aspx>. Accessed 4 March 2019.
- Schenk, Gerrit J. 2017. Historical disaster experiences: First steps toward a comparative and transcultural history of disasters across Asia and Europe in the predindustrial era. In *Historical disaster experiences. A comparative and transcultural survey across Asia and Europe*, Hrsg. Gerrit J. Schenk, 3–44. Heidelberg: Springer.
- Winter, Jay, und Emmanuel Sivan. 1999. *War and remembrance in the twentieth century*. Cambridge: Cambridge University Press.

Daniel Levy, PhD, ist Professor für Soziologie an der Stony Brook University (State University of New York). Sein Arbeitsschwerpunkt ist die Politische Soziologie mit Fokus auf Gedächtnisforschung und Globalisierungsfragen.

Deutungsmuster des Katastrophischen als Bezugsrahmen des Katastrophenerinnerns und -vergessens

Sandra Maria Pfister

1 Einleitung

Als in den frühen Morgenstunden des 21. Juli 2012 ein Murenabgang den Ort St. Lorenzen erfasst, wird kurz darauf die Katastrophe ausgerufen. Die Katastrophe erschöpft sich dabei nicht in materiellen Dimensionen, sondern bedeutet zugleich einen fundamentalen Schnitt in die Lebenswelten der Bewohner und Bewohnerinnen. Gleichermäßen endet diese fundamentale Erschütterung nicht mit der Bewältigung der Katastrophe, sondern schlägt sich im individuellen und kollektiven Gedächtnis der Betroffenen nieder. Und so wird auch Jahre später noch, etwa im Rahmen von Gedenkveranstaltungen oder im Zuge von Unwettern, der Murenkatastrophe 2012 gedacht.

Der Niederschlag der Katastrophenerfahrung im individuellen und kollektiven Wissensbestand ist dabei allerdings nicht als totes Archiv vergangener Situationen zu sehen. Zum einen wird die Katastrophenerinnerung stets im Lichte der Gegenwart beleuchtet. Zum anderen fließt sie kontinuierlich in die Bewältigung lebensweltlicher Handlungsprobleme ein. Damit ist die Katastrophenerfahrung und deren Erinnerung – zunächst ungeachtet der (Dys-)Funktionalität in Bezug auf ein »objektives« Risiko – konstitutive Grundlage von Strategien und Mechanismen des Umgangs mit der (drohenden) Katastrophe, einer »disaster culture« (Pfister 2015; 2009; Rost 2014). Gerade diese lebensweltliche Relevanz

S. M. Pfister (✉)
Linz, Österreich
E-Mail: sandra.pfister@jku.at

verlangt nach einem soliden Verständnis der Funktionsweise von Katastrophen und –vergessen.

Deutlich wird dies etwa an Aushandlungen des angemessenen Umgangs mit Naturgefahren, in denen die Katastrophenerinnerung oftmals als Argumentationsbasis fungiert. Wenngleich die Katastrophe mit ihrem irritierenden und falsifizierenden Charakter alternative Deutungen und damit einhergehende Forderungen der Veränderung bestehender Strukturen und Praktiken befördern mag (siehe etwa Clausen 1994 zum Aufkeimen magisierter Deutungen), erscheinen diese vor allem unmittelbar nach dem Katastrophengeschehen zu beobachtenden Stimmen alsbald im Keim zu ersticken. Tatsächlich sind nur selten langfristige Veränderungen individueller Praktiken oder gesellschaftlicher Strukturen zu verzeichnen (Quarantelli 2003; Lübken 2015). Das Licht, unter dem das Katastrophengeschehen beleuchtet wird, scheint simultan zur Bewältigung der unmittelbaren Katastrophenfolgen regelrecht zu verblassen.

Im folgenden Beitrag wird nun die These entfaltet, dass diese Verschiebungen in den Katastrophenerinnerungen und den damit einhergehenden Handlungsimplikationen weniger aus einer allmählichen Erkenntnis von ›wahren‹ Ursachen und Notwendigkeiten resultieren, als vielmehr aus Verschiebungen in den Strukturen, die diesen Interpretationen zugrunde liegen: der Verteilung der sozialen Deutungsmuster und Deutungsmacht. Das Abschwächen alternativer Deutungen und Forderungen, so ist anzunehmen, lässt sich dementsprechend über die Bemühungen, die symbolische Ordnung wieder instand zu setzen, erklären. Dementsprechend gilt es im Folgenden, die Relevanz sozialer Deutungsmuster für die Analyse der Erinnerung beziehungsweise des Gedächtnisses zu veranschaulichen (1), um anschließend, nach einem kurzen Überblick über den Forschungsstand zur Katastrophendeutung und -erinnerung (2), die Varietät von Katastrophenerinnerung entlang verschiedener Deutungsmuster zu illustrieren (3) und letztlich Indizien für etwaige Verschiebungen in den Erinnerungen und den ihnen zugrunde liegenden Deutungsmustern aufzuzeigen (4).

2 Deutungsmuster als Bezugsrahmen des Erinnerns und Vergessens

Als »entsetzliche soziale Prozesse« (Clausen et al. 2003) drängen sich Katastrophen mit ihrer starken affektiven Aufladung (Dombrowsky und Siedschlag 2014, S. 227) und ihrem Potenzial als kollektives Drama (Keller 2003) in die Aufmerksamkeit von Individuen und schlagen sich tendenziell in deren Gedächtnis nieder (Rost 2014, S. 35). Die Erinnerung an die Katastrophe, mithin: die

Vergegenwärtigung der vergangenen Katastrophe, erwächst allerdings nicht ausschließlich der individuell-biographischen Erfahrung, sondern hat stets einen sozialen Charakter: »jedes individuelle Gedächtnis ist ein ›Ausblickspunkt‹ auf das kollektive Gedächtnis« (Halbwachs 1991, S. 31). Dieser soziale Charakter der Erinnerung wurde bereits sehr früh in der Gedächtnissoziologie, etwa von Halbwachs (1991, 1966) oder Assmann (1992), betont und stellt mittlerweile einen Grundkonsens der Gedächtnissoziologie dar. Die Vergangenheit, so Assmann (1992, S. 48), sei per se weniger ein Abbild historischer Fakten, als vielmehr eine »kulturelle Schöpfung«. Dabei wird die Erinnerung zwar nicht vom kollektiven beziehungsweise sozialen Gedächtnis *determiniert*, aber dennoch ist sie niemals losgelöst von sozialen Prozessen zu denken (Wetzel 2011, S. 41). Den sozialen Charakter der Erinnerung in den Fokus zu rücken, bedeutet dementsprechend nicht, die Relevanz des individuell-biographischen Wissens zu negieren, sondern lediglich, den sozialen Prozessen grundlegende Bedeutung einzuräumen.

Ebenso wenig wie die Erinnerung als »Vergegenwärtigung von Vergangenen« (Rost 2014, S. 46) losgelöst von einem Erinnerungsgegenstand erfolgen kann, sondern an einen Inhalt rückgebunden bleibt – »ein leerer Rahmen kann sich nicht von allein füllen« (Halbwachs 1991, S. 57) – so kann sie sich auch stets nur innerhalb verfügbarer sozialer Bezugsrahmen, »cadres sociaux« (Halbwachs), vollziehen. Dementsprechend ist Erinnerung nicht etwa als bloße »Lagerstätte der Vergangenheit« (Dimbath und Heinlein 2014, S. 9), sondern prozesshaft und dynamisch zu denken. Stets wird Erinnerung interaktiv ausgehandelt, aktualisiert und modifiziert, ebenso wie sie sich als verfestigte Erinnerung in Objektivationen niederschlägt (darauf verweist auch Assmann (1992) in seiner Unterscheidung des kollektiven Gedächtnisses in ein *kommunikatives*, auf Alltagskommunikation basierendes, und ein *kulturelles*, sich auf symbolträchtige Objektivationen stützendes Gedächtnis). Dementsprechend spielen für die Erinnerung an die Katastrophe der wechselseitige Austausch und die Weitergabe im Rahmen von Interaktionszusammenhängen, im Zuge derer Informationen und Bedeutungen aktualisiert, modifiziert und ergänzt werden, ebenso eine Rolle wie Objektivationen in Form von kulturellen Artefakten (wie Denkmäler, Bildern oder Filme), Erinnerungsorten, Spuren des Geschehens oder soziale Gruppen, in denen sich die Erinnerung verankern kann und die dementsprechend als »Gedächtnisvehikel« (Rost 2014) beziehungsweise als Bezugsrahmen der Erinnerung fungieren.

Gleichzeitig wird damit deutlich, dass Erinnerung weniger einer Reproduktion der Vergangenheit, als vielmehr einer »Rekonstruktion der Vergangenheit« (Wetzel 2011, S. 39) unter den gegenwärtigen Rahmenbedingungen des

Handelns gleicht. Neben der generellen Begrenzung kognitiver Kapazitäten, führen damit auch die sich wandelnden Rahmenbedingungen des Erinnerns dazu, »dass das Gedächtnis die Vergangenheit nicht einfach konserviert, sondern sie aus vergangenen Begebenheiten permanent im Lichte der Gegenwart rekonstruiert« (ebd., S. 38). Dabei ist nicht nur die Frage, welche Aspekte der Vergangenheit, sondern auch auf welche Weise diese beleuchtet werden, eine Frage aktuell verfügbarer Wissensbestände, die ihrerseits als konstituierende Elemente von Bezugsrahmen der Erinnerung zu verstehen sind.

Die Soziologie der Trias Erinnerung-Gedächtnis-Vergessen ist dementsprechend gefordert, verstärkt nach Anknüpfungspunkten zu wissenssoziologischen oder sozialphänomenologischen Konzepten und Erkenntnissen zu fragen. So fungieren Wissensbestände einerseits als »Voraussetzung subjektiven Erinnerns« (Dimbath 2013, S. 34 am Beispiel von soziologischen Rahmenkonzepten) und tragen damit wesentlich zur Erklärung des sozialen sowie des dynamisch-selektiven Charakters des Erinnerns bei. Andererseits ist der »gesellschaftliche Wissensvorrat per se als Gedächtnisäquivalent« (Dimbath und Heinlein 2014, S. 4) zu fassen: Nicht nur, dass die Aktivierung von Wissensbeständen als Rückgriff auf sedimentierte Erfahrung per se schon immer ein Erinnerungsakt ist, sondern stets setzt Erinnerung einen Erinnerungsgegenstand, ein sedimentiertes Erfahrungswissen, voraus. Ergänzend kann Erinnerung damit als Beleuchtung vergangener Ereignisse im Lichte der Gegenwart unter Rückgriff auf aktuelle Wissensbestände verstanden werden. Sei es als Bezugsrahmen der Erinnerung oder als Einordnungsschemata – das Potenzial dieser Konzepte für die Analyse des sozialen Gedächtnisses besteht darin, dass sie auf die Strukturmomente, die soziales Wissen formen, zielen: »Die Rede vom sozialen Gedächtnis impliziert, dass es um Strukturmomente der Selektion von Sinnerzeugung und Sinnzumessungen im Rückgriff auf Erfahrung sowie um die soziale Konstruktion dieser Erfahrung geht.« (Dimbath 2013, S. 42).

Mit dieser Anerkennung des Potenzials wissenssoziologischer Konzepte rücken auch soziale Deutungsmuster, zu verstehen als eine Art Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsleitfaden, auf die Agenda der Soziologie der Erinnerung. Wenngleich das Konzept der Deutungsmuster ein vieldebattiertes darstellt (Kassner 2003; Lüders und Meuser 1997; Meuser und Sackmann 1992; Oevermann 1973, 2001; Schetsche 2008; Ullrich 1999), lässt sich doch ein »Grundkonsens der DeutungsmusteranalytikerInnen« (Meuser und Sackmann 1992, S. 19) ausmachen.

Deutungsmuster können demnach im weitesten Sinne als ein »[E]nsemble von sozial kommunizierbaren Interpretationen der physikalischen und sozialen Umwelt« (Oevermann 1973, S. 4) verstanden werden. Als »Formkategorie

sozialen Wissens« (Plaß und Schetsche 2001, S. 522) sind sie sozial verankerte Wissensbestände, die unabhängig vom einzelnen Individuum, aber zugleich immer nur durch deren überindividuelle Trägerschaft fortbestehen. Dabei werden sie im Zuge von Sozialisationsprozessen internalisiert und schlagen sich im individuellen Bewusstsein nieder, doch niemals in ihrer *Reinform*, sondern stets nur als »*Derivate von Deutungsmustern*« (Oevermann 1973, S. 11). Sie werden an die kognitiven Strukturen angepasst und kontinuierlich in und durch die Praxis evaluiert, verfestigt oder modifiziert (Ullrich 1999), womit die individuellen Repräsentationen oder Derivate letztlich einem kontinuierlichen Wandel und Differenzierungen unterliegen (Ullrich 1999, S. 430; Oevermann 1973, S. 18; Kassner 2003, S. 42 ff.). Gleichzeitig bleiben sie dennoch kompatibel mit den ursprünglich sie hervorbringenden Deutungsmustern, womit sie wechselseitig stabilisierte Erwartungshaltungen konstituieren und damit Kontingenz bewältigen und Normalität, Stabilität, schlicht: Selbstverständlichkeit vermitteln (Kassner 2003, S. 42, 47; Ullrich 1999; Plaß und Schetsche 2001, S. 525 ff.).

Wie Wissen allgemein werden auch Deutungsmuster ursprünglich in Krisen des Deutens und Handelns konstituiert: Sie sind Sedimente der Lösungen vorangegangener Deutungs- und Handlungsprobleme, die sich im Zuge von Habitualisierungsprozessen allmählich einschleifen und sich damit sukzessive von ihrem Ursprungscontext, den *spezifischen* Handlungsproblemen, lösen und im sozialen Wissensbestand niederschlagen. Damit bleiben sie zum einen stets rückgekoppelt an die Handlungsprobleme und sind damit raum-zeitlich verortbar; zum anderen sind sie hinreichend flexibel, um auf einen breiteren Kontext verallgemeinerbar zu sein und damit einen »*quasi-universellen*« Charakter zu erlangen (Oevermann 2001, S. 38). Inkompatibilitäten aber bleiben bestehen, wodurch die Deutungsmuster selbst stets einem potenziellen Wandel unterliegen.

Ihre lebensweltliche Relevanz erlangen Deutungsmuster nun, indem sie dem Individuum als sedimentiertes und situativ verfügbares Erfahrungswissen erlauben, seine Wahrnehmungen und Erfahrungen der Welt nach bekannten Mustern zu ordnen, wodurch diese an bestehendes Wissen anschlussfähig werden. Diese *routinehaften* Typisierungen erst machen die überbordende Komplexität der Realität und Handlungsprobleme *kognitiv* und *praktisch* bewältigbar und eröffnen damit die Möglichkeit spontanen, *unreflektierten* Deutens und Handelns. Damit sind Deutungsmuster eine Art innere Logik, die sich in konkreten Deutungen und Praktiken manifestiert – eine Art »*Tiefenstruktur gesellschaftlichen Bewußtseins*« (Arnold 1983, S. 895), eine Form *impliziten* Wissens, das nur begrenzt reflexiv verfügbar ist und nicht einmal grundsätzlich explizierbar sein muss (Oevermann 2001, S. 51). Damit bilden Deutungsmuster eine

Art unbewussten Leitfaden für Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsprozesse, ein Bündel handlungsleitender Wissensbestände, wobei dieses Bündel als eine Komposition verschiedenartiger Deutungselemente erscheint (Ullrich 1999) – Pläß und Schetsche (2001) etwa schlagen eine inhaltliche Strukturierung entlang von *Situationsmodellen*, *Emotionsmustern*, *Hintergrundwissen* und *Handlungsmodellen* vor – die in sich integriert eine *relativ* schlüssige Deutungsfigur ergeben, wenngleich dennoch Inkonsistenzen und Brüche bestehen (etwa zwischen konkurrierenden Deutungsmustern oder in Relation zu den strukturellen Handlungsbedingungen).

Das Konzept des Deutungsmusters eignet sich nun einerseits, um die Wechselwirkung zwischen Wissen als sedimentierte Erfahrung und dessen Aktivierung im Sinne von Erinnerung zu erfassen: »*Jedesmal, wenn wir einen unserer Eindrücke in den Rahmen unserer gegenwärtigen Vorstellung einordnen, verändert der Rahmen den Eindruck, aber der Eindruck seinerseits modifiziert auch den Rahmen*« (Halbwachs 1966, S. 189). Dementsprechend ist die Erinnerung nicht nur eine »*Rekonstruktion der Vergangenheit mit Hilfe von der Gegenwart entliehenen Gegebenheiten*«, sondern wird zudem »*durch andere, zu früheren Zeiten unternommene Rekonstruktionen vorbereitet, aus denen das Bild von ehemals schon recht verändert hervorgegangen ist*« (Halbwachs 1991, S. 55 f.). Andererseits gibt der Rekurs auf Deutungsmuster auch Aufschluss über etwaige Verschiebungen und Verzerrungen der Erinnerung. Erinnert werden kann nur, was innerhalb der verfügbaren Bezugsrahmen denkbar ist. Analog dazu wird das, was außerhalb der Bezugsrahmen liegt, *vergessen* (Halbwachs 1966, S. 128). Verschiebungen und Verzerrungen der Erinnerung sind dementsprechend auch als ein Oberflächenphänomen von Verschiebungen in der Tiefenstruktur der Deutungsmuster zu begreifen.

Damit rückt die »*unauflöslliche Verflechtung von Erinnern und Vergessen*« (Wetzel 2011, S. 51) in den Blick. Grundsätzlich ist zwar davon auszugehen, dass sich die Katastrophe aufgrund ihrer emotionalen Färbung in den Erfahrungsbestand niederschlägt und damit erinnert werden *kann* – wenngleich ein völliges Vergessen im Sinne eines Auslöschens der Katastrophenerinnerung, etwa aufgrund psychologischer Pathologien oder in der *Longue durée* (Pfister 2015, 2009 am Beispiel des kollektiven Gedächtnisses) nicht ausgeschlossen ist. Dennoch ist Vergessen konstitutiv für Erinnerung. Zum einen besteht hier eine funktionale Notwendigkeit (strukturelle Amnesie). Zum anderen unterliegt das vergangene Geschehen in der Erinnerung per se einer Retusche durch die verfügbaren Bezugsrahmen. Vergessen bildet nicht etwa ein *Gegenstück* zum Erinnern, sondern Erinnern und Vergessen spannen ein *Kontinuum* auf, ein Spannungsfeld mit zahlreichen Abstufungen und Schattierungen, das den »*Verlust, das Verblässen*

oder auch das Verdrängen von etwas bereits Gewusstem« (Dimbath und Wehling 2011, S. 17) umfasst. Die Vergangenheit wird in der Erinnerung regelrecht *retuschiert* – »[a]uf diese Weise verblaßt langsam die Vergangenheit, so wie sie mir früher erschien« (Halbwachs 1991, S. 59).

Deutungsmuster fungieren also, so die These, als Bezugsrahmen der Erinnerung. Sie stellen das Licht dar, unter dem gegenwärtige ebenso wie vergangene Erfahrungen beleuchtet werden. Als Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsleitfäden (und Erinnerungsleitfäden, ließe sich ergänzen) bedingen sie als eine Art präreflexiver, »dynamische[r] Selektionsmechanismus« (Dimbath und Heinlein 2014, S. 9), welche Aspekte des Geschehens überhaupt wahrgenommen und erinnert werden (und sind damit konstitutiv für Erinnern und Vergessen), sowie welche Bedeutung diesen Aspekten beigemessen wird beziehungsweise wie sie interpretiert werden. Damit bringen Deutungsmuster individuelle Repräsentationen der Wirklichkeit hervor beziehungsweise – im Falle des *Erinnerns* – individuelle Repräsentationen der Wirklichkeit *unter Verschiebung der Zeitdimension*. Gedächtnis und Erinnerung stellen nicht einen Speicher und dessen Abruf dar, sondern vielmehr einen Mechanismus, der vergangene Erfahrungen in Bezug auf Bestehendes *organisiert* (Dimbath und Heinlein 2014, S. 15).

Die Annahme, dass Deutungsmuster als Bezugsrahmen der Erinnerung fungieren, ist allerdings nicht unhinterfragt. Sebald und Weyand etwa lenken den Blick zwar ebenfalls auf die dynamische »Formierung von Gedächtnissen« (Sebald und Weyand 2011, S. 180), doch Deutungsmuster schließen sie explizit von jenen »sozialen Bedingungen, durch welche die Vergangenheit in der Gegenwart sinnhaft strukturiert wird« (ebd.) aus, sofern diese ihnen zufolge eher als ein inhaltliches Moment der Erinnerung zu begreifen sind. Damit vermögen sie auch jenen »heillosen Spekulationen« (Welzer 2008 zit. nach Sebald und Weyand 2011, S. 181) zu entgehen, in denen sich eine Analyse des komplexen Verhältnisses zwischen Deutungsmustern und individuellem Gedächtnis verstricken würde.

Dieser Vorwurf von »heillosen Spekulationen« folgt allerdings derselben Logik, welche die Deutungsmusterdebatte mit dem Spannungsverhältnis zwischen latenter Struktur und situativer Manifestation – sei es in Form von Handeln, Deuten, Interpretieren, oder eben auch *Erinnern* – konfrontiert. Diese *inhaltlichen Ausprägungen* sind weniger mit den Deutungsmustern identisch, als vielmehr »Oberflächenphänomene« (Oevermann 2001, S. 42) einer latenten Struktur, die als individuelle »Derivate« (Oevermann 1973) beziehungsweise »Repräsentationen« (Ullrich 1999) verinnerlicht wurden. Deutungsmuster sind eine »Tiefenstruktur gesellschaftlichen Bewußtseins« (Dybowski und Thomssen 1977 zit. nach Arnold 1983, S. 895), die als eine Art innere, generative Logik erst die konkreten Aussagegestalten hervorbringen. Das *konkrete* Verhältnis von Deutungsmustern

zu situativen Deutungen – und analog zur Rekonstruktion vergangener Situationen – ist folglich stets erst ein *empirisch* zu klärendes Problem und kann nicht vorab entschieden werden (Lüders 1991, S. 182). Der mutmaßliche Fehlschluss von Deutungsmustern auf Erinnerung, so lässt sich festhalten, ist damit selbst Resultante einer irrtümlichen Gleichsetzung von Deutungsmustern mit deren performativen Hervorbringungen.

Vor diesem konzeptionellen Hintergrund ist zudem die Frage des *Vergessens* nicht nur eine Frage von Prozessen kognitiver Selektion an den Grenzen verfügbarer Bezugsrahmen, sondern vielmehr rückt damit auch die zugrunde liegende symbolische Ordnung und deren Umwälzung in den Blick. Verschiebungen in der Erinnerung können dementsprechend auch als ein Oberflächenphänomen von Verschiebungen in der Tiefenstruktur der Distribution von Deutungsmustern und Deutungsmacht gedacht werden. Sei diese Verschiebung nun Ausdruck des Wechselspiels zwischen Erschütterung und Restabilisierung der Dominanz eines Deutungsmusters, oder Ausdruck eines allgemeinen kulturellen Wandels – jedenfalls verweisen diese Umwälzungen in der Deutungsstruktur auf Deutungskonflikte und die diesen zugrunde liegende Verteilung von Deutungsmacht. Damit erlaubt der Rekurs auf Deutungsmuster auch eine stärkere Berücksichtigung der Konflikthaftigkeit in der Analyse von Erinnerung und damit eine Verabschiedung einseitiger Konsenstheorien, wie etwa von Dimbath und Wehling (2011, S. 21) oder Wetzel (2011, S. 44, 50) eingefordert. Die Berücksichtigung von Macht und Konflikten trägt dabei nicht nur zum Verständnis der Gestalt der Erinnerung bei, sondern im Umkehrschluss bildet Macht, Erinnerung zu rahmen, gleichzeitig auch ein Machtmittel, die soziale Welt und Beziehungen als solche zu gestalten.

3 Deutungsmuster und Erinnerung in der Katastrophensoziologie

Historische Abhandlungen (Engels 2003; Groh et al. 2003; Jakubowski-Thiessen 2003; Meier 2003; Sonnabend 2003) ebenso wie jüngere soziologische Studien (Cornia et al. 2016; Macamo und Neubert 2016; Wagner 2008) haben bereits vermehrt auf die *Heterogenität* von Deutungsmustern, die der Katastrophenerinnerung zugrunde liegen, hingewiesen. Allerdings wurde das Augenmerk bisweilen nicht explizit auf die Relevanz der Deutungsmuster für die Konstitution von Katastrophenerinnerung gelegt, sondern allenfalls implizit mitangelegt. Dennoch finden sich in der bestehenden Forschungslandschaft einige Hinweise auf die Rolle von Deutungsmustern beziehungsweise Wissensbeständen für das Erinnern und Vergessen der Katastrophe.

So hat etwa Rost (2014) auf die Dynamik von Erinnern und Vergessen hingewiesen. Während sich die *Erinnerung* zum einen in »Gedächtnisvehikel« (ebd., S. 169) verankert und in sozialen Interaktionen ausgehandelt und weitergegeben wird, so fördert zum anderen etwa das Verblassen der Spuren des Geschehens, die voranschreitende Zeit, die Generationenabfolge, die Überlagerung mit anderweitigen lebensweltlichen Problemen oder psychodynamische Motive das *Vergessen* des Geschehens (ebd., S. 170 f.). Wenngleich dabei ein völliges *Auslöschen* der Erinnerung zwar nicht ausgeschlossen ist (Pfister 2015), so ist dabei eher ein Vergessen im Sinne eines *verzerrenden Erinnerns* zu erwarten. Auf derartige Verzerrungen beziehungsweise Verschiebungen in der Erinnerung an die Katastrophe entlang des Zeitverlaufs verweist etwa Keller (2003) am Beispiel des Staudammbruchs von Vajont 1963. Im Zuge der nachträglichen Aufarbeitung des Katastrophengeschehens beobachtet er eine »narrative Verschiebung« von einer objektivistischen Konzeption der Katastrophe als Ausdruck einer unberechenbaren, die Gesellschaft überwältigenden Natur hin zu einem Narrativ, das die Katastrophe als Resultat »riskanter Verwicklungen« einer Vielzahl menschlicher und nicht-menschlicher Entitäten fasst und ex post vorab ausgeblendete Aspekte in die Erinnerung hereinholt. Keller versteht diese narrativen Verschiebungen als Resultat diskursiver Aushandlungen und lenkt damit den Blick auf symbolische Kämpfe. Allerdings begrenzt er sein Interesse auf den »normalisierenden Kontrolldiskurs« und den Gegendiskurs des »kritischen Gefahrendiskurses«, womit er der tatsächlichen Pluralität von Deutungen und Konfliktlinien nicht gerecht wird. Zum anderen vollziehen sich für ihn die diskursiven Aushandlungen und Kämpfe überwiegend in den Arenen der Massenmedien, wodurch er lebensweltlich relevante Deutungsangebote und Auseinandersetzungen ausblendet. Allerdings erlaubt gerade die Berücksichtigung letzterer, die Heterogenität von Deutungsmustern abzubilden. Zugleich sind individuelle Repräsentationen letztlich die einzigen Vehikel, über die auf Deutungsmuster (als Konstitutionsbedingungen von Erinnerung) zugegriffen werden kann.

4 Deutungsmuster des Katastrophischen als Lichter der Erinnerung an den Murenabgang 2012

Im Rahmen eines Vorläuferprojekts (Pfister 2020) wurden am Beispiel der Murenkatastrophe 2012 in St. Lorenzen anhand von 20 offenen Interviews mit Betroffenen und Praxisexperten Deutungsmuster des Katastrophischen

rekonstruiert. Zwar stand dabei die Frage im Vordergrund, unter Rückgriff auf welche Deutungsmuster Katastrophen verstanden und bewältigt werden, wodurch die konkrete Katastrophe letztlich nur als Vehikel beziehungsweise Ankerpunkt abstrakter Sinnstrukturen diene. Dennoch bleiben die Schilderungen in den Interviews stets an die konkrete Katastrophenerinnerung rückgebunden, wodurch sie sich für die Analyse eben dieser Erinnerung eignen.

Die Erzählungen erfolgen dabei per se schon im Spannungsfeld zwischen Erinnern und Vergessen. Für das *konzeptionelle* Argument, dass Deutungsmuster die Erinnerung *rahmen*, ist das allerdings nebensächlich und die theoretische Grundannahme, die Erinnerung sei weniger eine Reproduktion als vielmehr eine Rekonstruktion des Vergangenen, wird hierdurch nur noch bestärkt.

Im Folgenden werden die Kontraste zwischen den Katastrophenerinnerungen entlang verschiedener Deutungsmuster aufgezeigt. Dabei lassen sich, wie an anderer Stelle näher erläutert (siehe Pfister 2020), weniger über die verschiedenen Dimensionen hinweg kohärente Deutungsmuster unterscheiden, als vielmehr bedingt flexibel koppelbare Deutungsebenen (Situationsmodelle, erklärende Deutungsmuster und Deutungsmuster des Katastrophenschutzes).

4.1 Katastrophenerinnerung im Lichte von Situationsmodellen

Situationsmodelle bieten eine Art Kriterienkatalog für den Abgleich von Modell und Situation. Sie legen nahe, ob und unter welchen Gegebenheiten eine Katastrophe vorliegt.

Zunächst erfolgt die Aktivierung der jeweiligen Situationsmodelle unabhängig von ihren inhaltlichen Kriterien *prozesshaft*. So erinnert sich etwa Herr J. an seinen Versuch, ein zunächst irritierendes Moment in gewohnte Muster einzuordnen, das sich dann allerdings *sukzessive* zur Situationseinschätzung der Katastrophe verdichtete: »Und auf einmal ist es laut geworden. Ach, habe ich mir gedacht, kommt jetzt der Bagger raus aus dem Graben? Gar so gerumpelt, gell. [...] Und dann bin ich rübergegangen Richtung Wegseite, wo man hinaufsieht und dann habe ich gesehen: Und jetzt geht es los, jetzt kommt etwas, gell?«

Die inhaltlichen Kriterien, an denen die Katastrophe festgemacht wird, unterscheiden sich allerdings grundlegend. So bündelt sich etwa die Erinnerung an die Katastrophe im Licht der Katastrophe als *schadenbringendes Ereignis* vor allem an manifesten Schadensdimensionen wie Personen-, Tier-, Sach- oder Infrastrukturschäden. So zieht Herr C. in seiner Erinnerung an die Murenkatastrophe eine Analogie zu einem regelrechten Schlachtfeld: »Wie man es sich vorstellt im

Krieg. Rundherum die Autos, alles schaut aus, als ob ... wie du es von den Filmen im Fernsehen kennst, wenn sie irgendwo irgendwelche bombardierten Städte zeigen. [...] Dort ist wieder ein Auto irgendwo drinnen gehängt, da hat es wieder ausgesehen als wie ... Da hast du wieder eine Straße nicht erkannt, dass eine da ist. Dann sind mir da ein paar Leute entgegengekommen, die total fertig aussahen [...] als ob sie gerade flüchten würden oder so etwas.»

Demgegenüber findet die Erinnerung im Situationsmodell der Katastrophe als *Normalität unterbrechendes Ereignis* ihren Kristallisationspunkt vor allem am Bruch mit der Alltagsstabilität. So beschreibt Herr R. die Murenkatastrophe als regelrechten Schnitt im Leben der Menschen: »Für mich persönlich ist es eine Katastrophe, wenn ich sage, ich nehme eine Woche Zeit aus dem Leben von den Menschen heraus. Weil etwas anderes ist es nicht. [...] Und eben dieses ganze Ereignis, würde ich schon sagen ... Dazu braucht es eine Katastrophe, um wirklich die Leute eine Woche lang einmal konzentriert aus dem Leben herauszureißen.«

Demgegenüber sind es im Modell der Katastrophe als *Überforderung der Handlungsressourcen* vor allem Momente der Handlungsohnmacht, in der die Katastrophe besteht. Die Katastrophe wird nicht als ein Ereignis, das den Alltag irritiert, gedacht und erlebt, sondern per se auf der Handlungsebene angesiedelt und prozessual gedacht. So erinnert sich Frau F. zurück, dass das eigentlich Katastrophische für sie erst im Erleben der Handlungsunfähigkeit bestand: »Die Warterei, die ist scheußlich. Wo du sagst: Ich kann noch nichts machen. [...] Das hat alles gebraucht. Und da stehst du so da ... Du kommst jeden Tag ... Da sitzt du da und weißt nicht, was du tun sollst. Das ist das Scheußliche gewesen.«

4.2 Katastrophenerinnerung im Lichte erklärender Deutungsmuster

Erklärende Deutungsmuster nun fragen nach den Ursachen der Katastrophe und damit einhergehenden Implikationen für den Umgang mit der Gefährdung. Dabei liegt den im Folgenden darzustellenden Deutungsmustern eine logische Dimension zugrunde. Am einen Pol finden sich *externalisierende Deutungsmuster*, welche die Ursachen der Katastrophe aus dem gesellschaftlichen Funktionszusammenhang auslagern. Sei es eine höhere Ordnung, eine objektiven Gesetzmäßigkeiten folgende Natur, oder verschuldete Einzelhandlungen – gemeinsam ist diesen Sinngebilden, dass sie die Katastrophenursache außerhalb der gesellschaftlichen Logik denken. Dabei gehen sie tendenziell mit ereignishaften Situationsmodellen einher – denn das *Ereignis* ist der Einbruch des *Fremden* in

die Gesellschaft, gleich, worin dieses *Fremde* besteht. Auf dem anderen Pol hingegen findet sich eine *internalisierende Logik*, welche die Katastrophenursache in die Gesellschaft selbst hereinholt und ihr Sinnbild im gesellschaftskritischen Deutungsmuster findet.

Im *Deutungsmuster einer höheren Ordnung* leitet eine höhere Ordnung beziehungsweise Gewalt (beispielsweise Gott, Schicksal, Animismus) das irdische Geschehen an. So erinnert sich etwa Frau N. daran, als sie kurz vor Ereigniseintritt das Bachbett verlassen hat: »Die Vernunft hat zu uns gesprochen und hat gesagt: Geht einmal schlafen. Nein, das sind dann auch so Momente, in denen du zu glauben anfängst und sagst: Der da oben wollte das so, dass wir schlafen gehen.« Indem das (negative wie positive) Geschehen durch diese höhere Ordnung bestimmt ist, kann auch nicht oder nur indirekt (über die Beschwörung der höheren Gewalt) auf die Katastrophe eingewirkt werden. So bringt etwa Frau O. das verhältnismäßig glimpfliche Schadensausmaß mit beschwörenden Ritualen in Verbindung: »Ich grabe jedes Jahr Karfreitagseier ein bei der Hausecke. [...] Ich weiß, dass das ein Aberglaube ist, aber das hat uns irgendwie geschützt, dass die Mure nicht bei den Fenstern hereingekommen ist.« Ähnlich schreibt Herr J. der Natur eine eigenwillige Zyklizität zu: »Sie hat es erlebt im 12er Jahr. Da hat der Lorenzerbach ausgeleert. [...] Und die hat schon gewusst, von ihren Leuten her: Alle 100 Jahre leert der Bach aus. Alle 100 Jahre. Und genau so ist es gewesen. Wieder im 12er Jahr ist es passiert.«

Demgegenüber wird die Katastrophe im *Deutungsmuster einer natürlichen Kausalität* als Auswirkung genuin natürlicher, objektiver Prozesse gefasst. Folglich bündeln sich die Erinnerungen an das Geschehen vor allem an Aspekten wie der Wetterlage und dem Akutwetter, der Qualität von Schutzbauwerken und Ähnlichem. So erinnert sich Herr L.: »Also in dem Fall war es seine sehr labile Wetterlage, die über Wochen dazu geführt hat, dass immer wieder im Paltental Gewitter aufgetreten sind, mit Starkregen. Und dem vorausgegangen ist ein starker Winter mit viel Schnee, mithin: große Vorbefeuchtung durch den Schnee im Winter. Und ein sehr, sehr niederschlagsreicher Juni oder Frühsommer. Und es war ganz einfach auch eine Verkettung ungünstiger Umstände und auch eine Verklausungskette, die dann dazu geführt hat, offensichtlich, dass dann unten so ein großer Schwall daherkommt.« Naturphänomene lassen sich letztlich auf objektive Gesetzmäßigkeiten herunterbrechen, die es rational zu begreifen gilt, um auf Basis dessen Maßnahmen zu deren Regulierung und Abwehr zu ergreifen. Die Katastrophe erscheint damit auch als Resultat einer *unzureichenden Beherrschung* von Naturgefahren – sei es aufgrund der praktischen Machbarkeit, der nicht fassbaren Komplexität oder eines unverhältnismäßigen Aufwandes. So erläutert Herr L.: »Grundsätzlich

sind diese Schutzmaßnahmen absolut sinnvoll und absolut in der Lage, dieses Risiko stark zu vermindern. [...] Allerdings war kein Murbrecher und kein Geschiebeauffangbecken und Dosierbauwerk dabei, das in der Lage gewesen wäre, ein derartiges Murereignis zu verhindern.»

Im *schuldzuweisenden Deutungsmuster* schließlich erscheint die Katastrophe als Resultat des Handelns einzelner gesellschaftlicher Instanzen, als Versagen im Einzelfall. Die Suche nach den Schwachstellen im System rückt konkrete Akteure in den Fokus und ufert nahezu beliebig in alle Richtungen aus. Wenngleich die Deutungen hier inhaltlich tendenziell d'accord mit dem Deutungsmuster einer natürlichen Kausalität sind, ist es hier das *konkrete Handeln* oder *Nicht-Handeln* von Akteuren, das sich als Auslöser zwischen das Ereignis und der natürlichen Ursache schiebt und an dem sich die Erinnerung bündelt. Damit einher geht etwa auch ein nachgelagerter Anerkennungskonflikt von vorab bestehendem Wissen, dessen Ignorieren zum katastrophalen Ausmaß geführt hätte. So erinnert sich Frau Q. an eine Informationsveranstaltung: *»Die Leute von Lorenzen, die das schon gesagt haben, denen hätte halt zugehört werden sollen. Das hätten sie ernst nehmen sollen bei der Sitzung.«* Wenngleich die Sündenbocksuche dabei in alle Richtungen ausfert (zum Beispiel Land- und Forstwirte aufgrund von Totholzaufarbeitung, Wegebau oder Nutzholzlagerung) und selbst vor den Betroffenen nicht halt macht (zum Beispiel auf Grund von unzureichenden Vorbereitungen oder Missachtung baurechtlicher Bestimmungen), sind es vermehrt jene Akteure mit institutionalisierten Kompetenzen, die in der Schusslinie stehen. So sieht Frau F. etwa pflichtuntreue Fachleute in der Verantwortung: *»Hättet ihr euch mehr geschert um den Bach, habe ich gesagt, dann hätten wir jetzt das Malheur nicht [...]. Der Wildbach ist ja verantwortlich, so beim Bach entlang alles ... [...] Da ist nie einer gekommen und hätte das abgeschnitten oder was.«* Ebenso rücken die lokalen Behörden in den Fokus, denen *Fehlentscheidungen* zu Ungunsten der menschlichen Sicherheit vorgeworfen und nahezu als ökonomisches Kalkül dargestellt werden: *»Das, was auf der Zunge brennt, ist einfach, dass die Gemeinde so lange zuschauen kann. Dass so etwas passieren muss da drinnen. [...] Dass man das so verantworten kann«* (Frau F.).

Im *gesellschaftskritischen Deutungsmuster* sind nun gerade die Kontrollbemühungen der Natur selbst eine wesentliche Quelle des Übels. Es ist der gesamtgesellschaftliche Wirkungszusammenhang, der in die Katastrophe führt und damit die Gesellschaft mit sich selbst konfrontiert. Dementsprechend kristallisiert sich die Erinnerung auch an Aspekten wie dem historischen Bergbau, der Kultivierung der Wälder, dem Wegebau oder historisch gewachsenen Siedlungsgebieten. So erinnert sich Herr K. an die Katastrophe 2012 als einen Beleg der Begrenztheit menschlichen Handelns mitsamt dessen Folgewirkungen: *»Und das*

ist auch eine Einsicht, die Lorenzen gewinnen hat müssen, auf sehr tragische Weise, und die wir immer wieder irgendwo erleben: Die Natur ist stärker als jede menschliche Technik, wenn es hart auf hart geht. [...] Also, da ist schon einfach sehr viel durch Menschenhand im Laufe von Jahrhunderten verändert worden, das natürlich diesen Murenabgang – und das trifft nicht nur St. Lorenzen, das trifft viele andere Dinge auch – begünstigt hat.« Anders als im technisch-naturwissenschaftlichen Deutungsmuster wird die technische Beherrschung der Natur hier kritisch gesehen. So erinnert sich etwa Herr I. an die Gewitter 2016 als eine Infragestellung der Beherrschbarkeit der Naturgefahr: *»Ich bin nicht einmal sicher, ob diese Sperren groß genug wären drinnen. Weil die hat es ja innerhalb einer Nacht wieder angefüllt gehabt, jetzt, heuer im Sommer wieder.*« Demgegenüber sieht Herr A. im Rahmen des Deutungsmusters einer natürlichen Kausalität dasselbe Geschehen gerade als Beleg der Angemessenheit der Natureingriffe: *»Heuer wieder. [...] Wenn die [Anm.: die Sperren] nicht gewesen wären, wäre es eh wieder so weit gewesen, wäre es wieder verschwemmt«* (Herr A.).

4.3 Katastrophenerinnerung im Lichte von Deutungsmustern des Katastrophenschutzes

Auf der Ebene der *Deutungsmuster des Katastrophenschutzes* lassen sich schließlich diejenigen Deutungsmuster verorten, die Fragen nach den Prinzipien der Koordination von Katastrophenschutz adressieren.

Im Deutungsmuster des *koordinierten Katastrophenschutzes* steht die Notwendigkeit einer hierarchisch organisierten, stark regulierten und am Kollektivwohl orientierten Bereitstellung von Schutzgütern im Vordergrund. Angesichts des schieren Aufwandes wird diese Koordinationsform auch als alternativlos gedacht: *»Freilich ist die öffentliche Hand auch gefragt, für so etwas, nicht? [...] Das ist ... sprengt ja dann eh jeden Rahmen«* (Herr G.). Sinngemäß bündelt sich die Erinnerung auch an den positiven Aspekten des koordinierten Katastropheneinsatzes. So erinnert sich etwa Herr T. zurück: *»Ähm, dieses Zusammenspiel der verschiedenen Institutionen, Behörden, Hilfseinheiten, Bundesheer. Also das gesamte Zusammenspiel war äußerst positiv in dieser traurigen Aufarbeitung, sage ich jetzt einmal. Aber da hat wirklich ein Rad in das andere gegriffen.«*

Im Deutungsmuster des *liberalen Katastrophenschutzes* hingegen wird eine marktförmig und laissez-faire koordinierte Lösung als angemessene Weise gedacht, Schutz zu organisieren. Das individuelle Interesse an Sicherheit würde demnach Akteure dazu bewegen, angemessene Maßnahmen zu ergreifen. So

argumentiert etwa Herr T. am Beispiel von im Zuge des Wiederaufbaus zu ergreifender, baulicher Maßnahmen an Individualhaushalten: »Und natürlich, wenn man ordentlich bauen oder Baumaßnahmen setzen muss, dann muss man auch dementsprechend Kosten in die Hand nehmen, das ist auch klar. Aber so dramatisch sehe ich das nicht, gell? Eine gewisse Sicherheit, glaube ich, muss dem Menschen, dem Einzelnen, glaube ich, schon ein bisschen etwas wert sein, gell?« Dabei erstreckt sich die Unterwerfung unter die Marktlogik nicht auf den präventiven Bereich, sondern die Katastrophe selbst erscheint als Gegenstand wirtschaftlichen Interesses: »Ich würde schon sagen, dass diese Katastrophe die Wirtschaft schon beeinflusst bei uns [...] – also, wenn man heute schaut, wie groß der S. geworden ist – [...] also sich schon damit auch ein Wirtschaftsfeld aufgemacht hat, schon nachgerüstet hat« (Herr M.). Die Konkurrenz um Marktchancen bestimmt dabei die Verteilung von Vorteilen: »Das ist bis dahin gegangen, dass es ganz offizielle Anfragen gegeben hat [...], teilweise durch Bewohner, auch beteiligte Firmen: ›Warum hat der den Auftrag mehr bekommen – an Maschinenstunden – als ich?‹« (Herr M.). Die Maximierung von Individualnutzen führt letztlich auch in einen Anstieg der Preise für knappe Güter. So erinnert sich Herr I. an den Futtermittelzukauf: »Zu Top-Preisen ... Weißt du eh, das hat ein jeder ausgenutzt. Da hat ein Siloballen 48 EUR gekostet und ein Heuballen 80 EUR. (Anm.: Normalpreis 20–25) [...] Aber das hat ein jeder ausgenutzt.« Gerade vor diesem Hintergrund lässt etwa Herr G. seine Erfahrungen Revue passieren und kommt zum Entschluss, dass die Orientierung am Eigeninteresse letztlich die überlegene wäre: »Eigeninteresse, das Beste herausholen. [...] Also nachher musst du einem jeden raten, der irgendwo so etwas miterlebt: ›Macht es genau gleich. Nutzt die Medien aus, präsentiert euch!‹ Ist so. Beinhart gesagt, nicht? ›Schöpft das ganze Paket aus, was nur möglich ist!‹«

In der Phase der Katastrophenbewältigung schließlich tritt ein weiteres Prinzip hervor: Im Deutungsmuster der *gemeinschaftlichen Katastrophenhilfe* sind es Solidarität und Gemeinschaft, der Glaube an Zusammengehörigkeit und Reziprozität (gleich, auf welchem Kriterium diese Zusammengehörigkeit beruht), die den Umgang mit den Katastrophenfolgen anleiten. So erinnert sich etwa Herr D. an den starken Zusammenhalt in Nachbarschaft und Familie: »Das war ein Wahnsinn. Die, die es nicht betroffen hat, sind sofort zum Nachbarn gegangen, der einen Schaden gehabt hat und haben sich da mitbeteiligt und integriert. [...] Das war ein Zusammenhalten, das man eigentlich, ich glaube fast, sonst nicht sieht.« Die Solidarzusammenhänge sind allerdings nicht zwangsläufig an vorab bestehende Sozialeinheiten gebunden, sondern es finden sich auch informelle Hilfsangebote, an deren Beitrag sich etwa Herr J. erinnert: »Es sind ja viele Leute gekommen, wirklich wahr. [...] Das waren Zivilisten, ja, Zivilisten, so viele. [...]

So Hilfestellungen waren viele, was wir so mitbekommen haben, gell?« Darüber hinaus wird Hilfe im Rahmen der gemeinschaftlichen Logik nicht nur als hilfreich erachtet, sondern teils sogar als die überlegene Ausrichtung, wie im Falle von Herrn G.: »DAS verstehe ich unter Sofort-Hilfe und Freundschaft! [...] Ich habe alles mit meinen Freunden und meiner Familie eigentlich so wiederaufgebaut, wie es war. Ohne irgendeine Unterstützung« (Herr G.).

5 Der Murenabgang 2012 im Spannungsfeld von Erinnern und Vergessen

Obgleich in welchem Licht nun die erlebte Katastrophe rekonstruiert wird, ihr Niederschlag als erinnerbares *Erfahrungswissen* ist wesentlich für die Ausbildung einer Katastrophenkultur beziehungsweise Praktiken im Umgang mit der Katastrophe. So beschreibt etwa auch Frau I. den Beitrag der Katastrophen-erfahrung zur Ausbildung von Bewältigungskapazitäten: *»Man lernt dann damit umzugehen, mit dem Ganzen. Weil ... Weißt du eh, wenn du das einmal, das erste Mal oder das zweite Mal, hast, dann bekommst du ein wenig die Panik, das ist eh klar, weil das hast du nicht immer. Aber wenn du das öfter hast, dann kannst du schon ein wenig... dann weißt du schon, wie du es angehst. [...] Da reagierst du sicher anders, wenn du es schon einmal weißt, wie es funktioniert, als wenn du aus heiterem Himmel getroffen wirst.«* Dabei begrenzt sich die Funktionalität der Katastrophen-erfahrung nicht auf die individuelle Ebene, sondern spiegelt sich auch auf der kollektiven Ebene wieder. So erinnert sich etwa Herr C. an den Beitrag historischer Hochwasserereignisse für die Errichtung von Schutz-bauten: *»In Trieben ist seit jeher etwas gemacht worden, weil da ist es halt schon 100 Jahre her, dass das Hochwasser war und seitdem ist immer etwas gemacht worden.«* Analog dazu kann auch davon ausgegangen werden, dass der fehlende Niederschlag der erlebten Katastrophe ins Erfahrungswissen dysfunktional auf eine weitere Anpassung an die Katastrophengefahren wirkt, wie etwa Pfister (2015) am Beispiel der Katastrophenlücke des 19. Jhdt. illustriert. Ähnlich erläutert auch Herr H., dass erst der Eintritt eines Katastrophenereignisses die mögliche Gefahr überhaupt erst in das Bewusstsein rückt: *»Es ist überall so: Wo nie etwas gewesen ist, da machst du dir keine Gedanken, nicht? [...] Zuerst muss immer etwas passieren, damit du nachher nachzudenken anfängst, gell?«*

Die *Funktionalität der Katastrophen-erinnerung* erfordert nun, neben der *Verschiedenartigkeit* von Erinnerung auch die Dynamik im Spannungsfeld von Erinnern und Vergessen zu erschließen. Denn nicht nur, dass sich die Lichter unterscheiden, unter denen die Katastrophe beleuchtet wird, sondern diese

Lichter selbst sind stets Gegenstand von Aushandlungen, Konflikten, Verschiebungen und Anpassungen.

Erinnerung vollzieht sich stets in einem Kontinuum zwischen den idealtypischen Polen der vollständigen Reproduktion und vollständigen Auslöschung. Dabei ist allerdings ebenso wenig von einer vollständigen Reproduktion der vergangenen Katastrophe wie von deren vollständigen Vergessen auszugehen: »*Es ist ein großes Ereignis gewesen, gell, das man verdrängen kann, aber man kann es nie vergessen*« (Herr D.). So fungieren etwa wiederkehrende Schlechtwetterlagen als *Trigger* der Katastrophenerinnerung, als eine Art natürlich wiederkehrende Bezugsrahmen der Erinnerung: »*Naja freilich, man vergisst ja nicht. Der Mensch vergisst nichts. [...] Wenn der Bach rumpelt und er steigt, dann hast du auch Angst: Hoffentlich halten es die Sperren, nicht? Aber das ist halt immer dann momentan, wenn halt so etwas ist. Aber, wenn es halt dann gut ausgegangen ist, dann vergisst du das eh wieder, bis zum nächsten Mal. Oder denkst halt nicht mehr daran, nicht? Vergessen tust du es eh nicht*« (Herr G.).

Nicht nur, dass die Erinnerung dabei den Erinnerungsgegenstand immer schon retuschiert, sondern sie selbst ist niemals abgeschlossen und unterliegt vielmehr stetigen Veränderungen, Verzerrungen und Selektionen, die etwa der Umwelt oder auch dem Prozess des Erinnerns selbst entstammen können. So dimmt etwa die Beseitigung materieller *Spuren* des Geschehens allmählich das Licht der Erinnerung: »*Also in Gedanken wird das nie vorbei sein, weil daran wirst du immer denken, an die Katastrophe. Aber ... als es so halbwegs aufgeräumt war ... [...] Ja, dann ist das alles so langsam wieder verschwunden. [...] Das war schlimm, aber jetzt ist alles wieder – Gott sei Dank – vorbei. Man sieht nichts mehr. Das Dorf ist auch wieder so schön geworden*« (Frau B). Im weiteren Zeitverlauf und der Bewältigung der dringlichen Katastrophenschäden drängen sich mithin wieder andere Aspekte der Wirklichkeit und Probleme in das Bewusstsein und die Beschäftigung mit dem Katastrophengeschehen verschwindet allmählich im Schatten der Alltagsbewältigung: »*Nach der Mure ist es dann wieder so. Es geht dann wieder jeder (stottert) den eigenen Weg, gell. Es fängt wieder der Alltag an. [...] Man sagt: ›Ja, passiert ist passiert‹ und man muss wieder nach vorne schauen*« (Herr D.). Überdies ist in der *Longue durée* ein starker Selektions-effekt in der Tradierung des Katastrophenwissens über die *Generationenabfolge* hinaus zu erwarten: »*Ich glaube, das dauert halt jetzt ein paar Jahre wieder. Mit dem Generationswechsel, meine ich, legt sich das wieder. Wie singt der Hubert von Goisern? Die Jungen sind alt geworden, und die Alten sind gestorben. So wird das gehen, gell? Da wissen vielleicht nach dir ... Wenn du Kinder hast oder etwas, werden die auch nichts mehr wissen davon, außer das, was du erzählst, oder?*« (Herr J.).

Überdies ist darauf hinzuweisen, dass die Katastrophe nicht nur als Gegenstand der Erinnerung erscheint, sondern zudem auf das individuelle und soziale Gedächtnis als solches einwirkt: Indem materielle und subjektive Kultur erschüttert werden, werden mitunter auch Ankerpunkte der Erinnerung ausgelöscht. So erläutert Frau F.: »Die Kindheit ist weg. [...] So, wie es vorher ausgeschaut hat in Lorenzen. Wenn man in den Graben hineingeht, wo alles, die Bäume zur Straße gehängt haben, und jetzt alles frei ist. Es ist schön alles. Aber die Kindheitserinnerungen sind erloschen, praktisch. [...] Wie soll ich sagen? Irgendwo ist es etwas fremd geworden, Lorenzen.«

Nebst diesen unbewussten Modifikationen der Katastrophenerinnerung erscheinen Erinnern und Vergessen – sowohl auf individueller als auch kollektiver Ebene – auch als *bewusste Praktiken*. So erläutert etwa Frau F., wie sie mithilfe von kulturellen Artefakten bewusst Impulse für ihre Erinnerung an die Katastrophe setzt: »Die (Anm.: Katastrophenerinnerung) verlischt. Ich schaue mir oft die Fotos an von der Mure. Weil man immer irgendetwas Neues sieht. Aber sie verlischt mehr. [...] Durch die Fotos bleibt es in Erinnerung.« Neben der Erinnerung als *bewusste* Praktik tritt hier auch nochmals deutlich hervor, dass der Akt der Erinnerung selbst wiederum die Grundlage der Erinnerung modifiziert. Ähnlich werden nun auch auf kollektiver Ebene bewusst Bezugsrahmen für die Katastrophenerinnerung geschaffen, wie etwa die Errichtung von Denkmälern und Gedenkstätten, die Abhaltung von Erinnerungsveranstaltungen, oder auch die Verleihung von Abzeichen an Hilfsdienste: »Es war ein besonderes Ereignis, das bedarf auch einer besonderen Würdigung« (Herr C.). Überdies wird allerdings nicht nur die Erinnerung an die Katastrophe, sondern auch deren Vergessen bewusst initiiert. So erzählt Herr R. von der Entscheidung gegen die Abhaltung einer weiteren Erinnerungsveranstaltung: »Oder sagen wir, wir lassen es jetzt einfach einmal ruhen, das Ganze? Und sagen: Es ist passiert, das Ganze, es gehört zu unserer Vergangenheit, aber jetzt wieder diese Wunden aufreißen? Wir haben uns dagegen entschieden.«

Der Rekurs auf die Schaffung von kollektiven Bezugsrahmen sowie die Tradierung von Katastrophenwissen verweist dabei bereits darauf, dass Katastrophenerinnerung in sozialen Settings ausgehandelt wird. Hier wird die Erinnerung modifiziert, angepasst, Informationen aktualisiert und ergänzt. So fließen etwa in Frau F.'s Erinnerung an den Ablauf des Geschehens in sozialen Interaktionen vermittelte Informationen mit ein: »Wenn sie gesagt haben: bis heraus, bis zum T. drinnen sind die Bäume gestanden. Und die, die haben dann ... die sind alle zum Stehen kommen, weil da die scharfe Kurve ist, und als die Brücke gebrochen ist... Das hat sich alles aufgetürmt und dann ist alles auf einmal rausgekommen.«

Dabei ist die Erinnerung und ihre stetige Retusche und Verzerrung kein Ergebnis reiner Konsensfindung, sondern immer auch Resultat von Aushandlungen und Konflikten über das zu erinnernde Geschehen. Diese *Konflikthaftigkeit der Erinnerung* spiegelt sich dabei bereits in der Gestaltung von Bezugsrahmen der Erinnerung wider, wie in der Errichtung von Gedenkstätten und Skulpturen, Erinnerungsveranstaltungen oder anderweitigen Ankerpunkten der Erinnerung. So erläutert Herr R.: »Und dann irgendwann ist das Thema ›Gedenkstätte‹ aufgekommen. [...] Lange Rede, kurzer Sinn: Wir sind vom Hundertsten ins Tausendste gekommen. Zuerst ist es schon einmal darum gegangen: Was machen wir? Wo machen wir es? Wie machen wir es? Ähm, da sind immer mehr Meinungen hereingekommen von Ortsbevölkerung über Einsatzkräfte über dieses Gremium, das da gesessen ist, bis hin zur Gemeindeführung und ein jeder hat eigentlich etwas anderes gesagt. Und das hat eigentlich alles dazu beigetragen, dass dieses Projekt nicht realisiert worden ist.« Anhand der letzten Endes errichteten Gedenkstatue verdeutlicht sich, dass die initiierten Bezugsrahmen anschlussfähig an die Vorstellungen und Sichtweisen der Akteure bleiben müssen, um *tatsächlich* als Bezugsrahmen der Erinnerung zu fungieren. Neben etwai- gen Stimmen, die sich vor allem auf den Standort richten (etwa Herr I.: »Warum sie das genau beim Kriegerdenkmal aufgestellt haben, frage ich mich. Weil da gehört es glaube ich nicht hin«), findet beispielsweise Herr G. keinen Anschluss in diesem nahezu aufkrotyierten Ankerpunkt: »Wenn sie so eine Gedenkstatue aufstellen, oder irgendwas, dann sollen sie die halt aufstellen. [...]. Für mich steht das Ding halt dort und fertig. [...] Nein, für mich hat es eigentlich keine Bedeutung.« Eher fungieren für ihn stumme Zeugen, wie Reste eines Brückenpfeilers, als Ankerpunkt der Erinnerung: »Weil das ist etwas, woran du dich nachher erinnern kannst, nicht? Weil da siehst du die Naturgewalten, und nicht bei irgendeiner Statue, nicht?«

Darüber hinaus finden sich inhaltliche Verschiebungen in den Erinnerungen, die verstärkt auf eine Veränderung der zugrunde liegenden *Verteilung von Deutungsmustern* verweisen. Besonders deutlich lässt sich dies am Beispiel von Herrn D. illustrieren, der über seine eigene Deutungsgeschichte reflektiert und aufzeigt, wie sich der Horizont seiner Erinnerung vom schuldzuweisenden zum Deutungsmuster einer natürlichen Kausalität verlagert: »Und man sagt oft etwas, das eigentlich nicht so richtig ist. [...] Da werden gewisse Schuldzuweisungen gemacht, die man – wenn man ein bisschen überlegt – ja gar nicht sagen muss oder ... weil das gar nicht stimmt. [...] Wie sagt man immer: ›Nein, wieso habt ihr das gemacht und wieso habt ihr das gemacht und wieso ist das nicht passiert?‹ Und wenn man aber dann ein bisschen Zeit vergehen lässt und nachdenkt, dann sagt man eigentlich: ›Man hätte da gar nichts machen können.«

Die Konflikthaftigkeit der Erinnerung erschöpft sich also nicht an Fragen des *Wann*, *Wie* und *Wo* der Erinnerung, sondern tangiert selbst den inhaltlichen Gehalt der Erinnerung. Veränderungen in der Struktur der Deutungsmuster, die derartigen inhaltlichen Verschiebungen wie im Falle von Herrn D. zugrunde liegen, ergeben sich nicht zuletzt aus den wiederum dieser Struktur zugrunde liegenden *Deutungskonflikten und -macht*. So stehen Deutungsmuster innerhalb einer Ebene in latentem oder gar manifestem Konflikt zueinander (für eine detaillierte Darstellung der Konfliktlinien siehe Pfister 2020).

In ihrem Bestreben, die eigene Weltsicht durchzusetzen, wenden Akteure nun verschiedenste Strategien an, um die Sinnhaftigkeit der eigenen Deutung zu untermauern, oder jene der konkurrierenden zu zerstören. Gerade die am Beispiel von Herrn D. wirksame Konfliktlinie zwischen dem schuldzuweisenden und dem Deutungsmuster einer natürlichen Kausalität bietet dabei zahlreiches Anschauungsmaterial. So wird etwa in der Erinnerung eine Naturalisierung der Katastrophe, eine Askription der Katastrophe in die Eigenschaften des Naturereignisses selbst, gefördert, um so Schuldzuweisungen indirekt die Argumentationsgrundlage zu entziehen: »Wir haben ja alle eigentlich versucht, das Beste zu machen. Und schuld war die Natur und nicht irgend jemand anderes« (Herr L.). Die schier Charakteristika des natürlichen Geschehens habe menschliche Handlungsfähigkeit verunmöglicht: »Also wir haben ja eh geschaut, dass so irgendetwas nicht passiert, aber das war halt eine Dimension, die hat halt keiner vorhergesehen zu dem Zeitpunkt« (Herr G.). Neben weiteren selbstreferentiellen Strategien, wie etwa der Beweisführung, welche die Katastrophe selbst als Beleg einer technischen Rationalität darstellt, finden sich auch Strategien, die sich direkt gegen die konkurrierenden Deutungen richten. So findet sich etwa ein Versuch, die konkurrierende Deutung in die eigentliche Weltsicht zu integrieren, indem Anschuldigungen etwa nicht als Ausdruck alternativer Sichtweisen, sondern als *normale* affektive Reaktionen innerhalb eines psychischen Ausnahmezustandes dargestellt werden, womit Schuldzuweisungen vom Ereignis entkoppelt werden: »Naja, im ersten Moment haben die Leute natürlich einen Frust gehabt, sage ich einmal, und haben einen Schuldigen gesucht. Und es war aber kein Schuldiger zu finden, sondern nur die Leute, die eh vorher auch schon da waren und eh schon vorher auch gearbeitet haben und eh schon vorher versucht haben, das Beste zu machen und Schäden abzuwenden. Das waren die Einzigen, die vorhanden waren, nicht? Und natürlich richtet sich der Zorn einmal gegen den, der verfügbar ist« (Herr L.). Zudem finden sich auch Versuche, die Akteure zur richtigen Sichtweise zurückzuführen, mithin die falsche Erinnerung zu reparieren, indem ex post neue Elemente in die Erinnerung eingefügt werden: »Und da ist es sicher sinnvoll, dass man mit den Leuten redet, dass man

entsprechende ... vielleicht auch Kriseninterventionsteams dort hinschickt zu den Leuten und mit den Leuten kommuniziert und die Öffentlichkeitsarbeit professionell und parallel dazu mitlaufen lässt. (...) Zu dem Zeitpunkt, als die Mure abgegangen ist, hat man dann das alles sehr professionell aufgegriffen und angegangen und das ist dann relativ rasch gelungen, das alles ins rechte Licht zu rücken« (Herr L.). Stellt sich die Verschiebung letztlich nicht ein, wird der Konflikt stärker und veranlasst aggressivere Konfliktstrategien. So findet sich am Beispiel von Herrn T. etwa eine regelrecht feindselige Pathologisierung der konkurrierenden Sichtweise, welche die Schuldzuweisungen nicht nur vom Ereignis entkoppelt, sondern in die Akteure mit der konkurrierenden Erinnerung selbst hineinverortet: »Aber wenn das [Anm.: der anfängliche Frust] dann einmal abgeflaut ist, dann glaube ich muss man doch zur Besinnung kommen.« Und in weitere Folge: »Ich glaube, dass die Leute selber ... Dass ein Umdenkprozess sehr wohl bei den normaldenkenden Menschen stattgefunden hat, nicht? Dass gewisse Sachen nicht durch eine Unterlassung herbeigeführt ... Sondern Naturgewalten kannst du nicht aufhalten, kannst du nicht verhindern, gell?«

6 Conclusio

Im vorliegenden Beitrag konnte gezeigt werden, dass Katastrophenerinnerung nicht einer bloßen Reproduktion des Geschehens auf Basis individuell-biographischer Erfahrung gleicht, sondern grundlegend sozial in ihrem Charakter und eher als eine Rekonstruktion des vergangenen Geschehens unter den gegenwärtigen Rahmenbedingungen des Erinnerungsaktes zu verstehen ist. Stets kann sich Erinnerung nur innerhalb *verfügbarer* Bezugsrahmen vollziehen. *Vergessen* stellt damit nicht etwa eine Negativschablone zum Erinnern dar, sondern Erinnern und Vergessen bilden *ein* Kontinuum und bleiben stets unauflöslich verflochten und aufeinander bezogen.

Deutungsmuster wurden schließlich als die Lichte dargestellt, unter denen die vergangene Katastrophe beleuchtet wird. Sie sind als tiefere Sinnstrukturen zu denken, die nicht nur konkrete Deutungen und Handlungen hervorbringen, sondern auch die Gestalt von Erinnerungen rahmen. Sofern dabei von einer Pluralität von Deutungsmustern auszugehen ist, wird auch die Heterogenität von Erinnerungsinhalten verständlich. Dabei sind diese konträren Deutungsmuster und Erinnerungen nicht unabhängig voneinander, sondern stehen in einem konflikthaften Verhältnis zueinander. Akteure versuchen, ihre Sichtweise als die *legitime* Sichtweise und *legitime* Erinnerung durchzusetzen, wobei deren Durchsetzungschancen weniger von einer inhaltlichen Plausibilität oder

Entsprechung mit dem *tatsächlichen* vergangenen Geschehen abhängen, als vielmehr von den zugrunde liegenden Machtchancen der Akteure. Dementsprechend ist die Thematisierung der Katastrophenerinnerung gefordert, stets auch die ihr zugrunde liegenden Deutungs- und Erinnerungskonflikte in den Blick zu nehmen. Konkrete Katastrophen und die Erinnerung daran dienen als Kristallisationspunkte für die Aushandlung legitimer Weltansichten. Die Gestalt der Erinnerung findet also nicht etwa in einem symbolischen Vakuum im Sinne einer freien Glaubensentscheidung zu ihrer Gestalt, sondern ist zutiefst mit den Strukturen der sozialen Welt verwoben.

Erinnerung ist damit nicht nur ein Gegenstand von Konflikten, sondern ihrerseits ein Machtinstrument für die (Re-)Produktion einer sozialen Ordnung. Solange eine Ordnung als selbstverständlich erscheint, spricht: ihr soziales Gewordensein *vergessen* wird, so lange ist sie relativ resistent gegenüber Veränderung. Solange es also in der Erinnerung gelingt, die Katastrophe in ihrem Gewordensein symbolisch von ihrer sozialen Bedingtheit zu trennen, solange kann die Forderung nach einer Veränderung dieser problematischen sozialen Bedingungen im Keim erstickt werden. Die Rahmung des Erinnerns ist damit eine subtile – und gerade deshalb tief greifende – Machttechnik, die es Akteuren erlaubt, Ordnungen zu reproduzieren. Katastrophenerinnerung geht damit über eine innerpsychische Notwendigkeit der Verarbeitung des Geschehens hinaus: Sie ist zutiefst politisch in ihrem Charakter und konstitutiv für die Reproduktion von Ordnung: »*Remembering is an inherently political activity, which can be manipulated for the purposes of socially constructing a communities past and the design of its future*« (Eyre 2006, S. 455).

Literatur

- Arnold, Rolf. 1983. Deutungsmuster. Zu den Bedeutungselementen sowie den theoretischen und methodologischen Bezügen eines Begriffs. *Zeitschrift für Pädagogik* 29 (6): 893–912.
- Assmann, Jan. 1992. *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in den frühen Hochkulturen*. München: Beck.
- Clausen, Lars. 1994. Übergang zum Untergang. In *Krasser sozialer Wandel*, Hrsg. Lars von Clausen, 13–50. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Clausen, Lars, Elke M. Geenen, und Elísio Macamo. 2003. *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen*. München: Lit.
- Cornia, Alessio, Kerstin Dressel, und Patricia Pfeil. 2016. Risk cultures and dominant approaches towards disasters in seven European countries. *Journal of Risk Research* 19 (3): 288–304.

- Dimbath, Oliver. 2013. Soziologische Rahmenkonzeptionen. Eine Untersuchung der Rahmenmetapher im Kontext von Erinnern und Vergessen. In *Formen und Funktionen sozialen Erinnerns. Sozial- und kulturwissenschaftliche Analysen*, Hrsg. René von Lehmann, Florian Öchsner, und Gerd Sebald, 25–48. Wiesbaden: Springer VS.
- Dimbath, Oliver, und Michael Heinlein. 2014. Arbeit an der Implementierung des Gedächtniskonzepts in die soziologische Theorie – Eine Einleitung. In *Die Sozialität des Erinnerns. Beiträge zur Arbeit an einer Theorie des sozialen Gedächtnisses*, Hrsg. Oliver von Dimbath und Michael Heinlein. Wiesbaden: Springer VS.
- Dimbath, Oliver, und Peter Wehling. 2011. Soziologie des Vergessens. Konturen, Themen und Perspektiven. In *Soziologie des Vergessens. Theoretische Zugänge und empirische Forschungsfelder*, Hrsg. Oliver von Dimbath und Peter Wehling, 7–34. Konstanz: UVK.
- Dombrowsky, Wolf R., und Alexander Siedschlag. 2014. Sozialwissenschaftliche Katastrophenforschung und Sicherheitsdiskurs. In *Methoden der sicherheitspolitischen Analyse*, Hrsg. Siedschlag Alexander, 223–236. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Engels, Johann I. 2003. Vom Subjekt zum Objekt. Naturbild und Naturkatastrophen in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. In *Naturkatastrophen. Beiträge zu ihrer Deutung, Wahrnehmung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Hrsg. Dieter Groh, Michael Kempe, und Franz Mauelshagen, 119–142. Tübingen: Gunter Narr.
- Eyre, Anne. 2006. Remembering: Community commemoration after disaster. In *Handbook of disaster research*, Hrsg. Havidán Rodríguez, Enrico Quarantelli, und Russell R. Dynes, 441–455. New York: Springer.
- Groh, Dieter, Michael Kempe, und Franz Mauelshagen. 2003. Einleitung. Naturkatastrophen – wahrgenommen, gedeutet, dargestellt. In *Naturkatastrophen. Beiträge zu ihrer Deutung, Wahrnehmung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Hrsg. Dieter Groh, Michael Kempe, und Franz Mauelshagen, 11–33. Tübingen: Gunter Narr.
- Halbwachs, Maurice. 1966. *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Darmstadt: Luchterhand.
- Halbwachs, Maurice. 1991. *Das Kollektive Gedächtnis*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Jakubowski-Thiessen, M. 2003. Gotteszorn und Meereswüten. Deutungen von Sturmfluten vom 16. bis 19. Jahrhundert. In *Naturkatastrophen. Beiträge zu ihrer Deutung, Wahrnehmung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Hrsg. Dieter Groh, Michael Kempe, und Franz Mauelshagen, 101–118. Tübingen: Gunter Narr.
- Kassner, Kerstin. 2003. Soziale Deutungsmuster. Über aktuelle Ansätze zur Erforschung kollektiver Sinnzusammenhänge. In *Sinnformeln. Linguistische und soziologische Analysen von Leitbildern, Metaphern und anderen kollektiven Orientierungsmustern*, Hrsg. Susan Geideck und Wolf-Andreas Lieber, 37–57. Berlin: De Gruyter.
- Keller, Reiner. 2003. Distanziertes Mitleiden. Katastrophische Ereignisse, Massenmedien und kulturelle Transformation. *Berliner Journal für Soziologie* 13 (3): 395–414.
- Lübken, Uwe. 2015. *Historia Magistræ Vitæ, as the Saying Goes. Why Societies Do Not Necessarily Learn from Past Disasters*. In *Learning and Calamities. Practices, Interpretations, Patterns*, Hrsg. Heike von Egner, Marén Schorch, und Martin Voss, 112–122. New York: Routledge.

- Lüders, Christian. 1991. Deutungsmusteranalyse. Annäherungen an ein risikoreiches Konzept. In *Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen*, Hrsg. Detlef Garz und Klaus Kraimer, 377–408. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lüders, Christian, und Michael Meuser. 1997. Deutungsmusteranalyse. In *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*, Hrsg. Ronald Hitzler und Anne Honer, 57–79. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Macamo, Elísio, und Dieter Neubert. 2016. Science versus metaphysics. The importance of everyday life experience for the interpretation of disaster. In *Learning and calamities. Practices, interpretations, patterns*, Hrsg. Heike Egner, Marén Schorch, und Martin Voss, 272–287. New York: Routledge.
- Meier, Mischa. 2003. Zur Wahrnehmung und Deutung von Naturkatastrophen im 6. Jahrhundert n. Chr. In *Naturkatastrophen. Beiträge zu ihrer Deutung, Wahrnehmung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Hrsg. Dieter Groh, Michael Kempe, und Franz Mauelshagen, 45–64. Tübingen: Gunter Narr.
- Meuser, Michael, und Reinhold Sackmann. 1992. Zur Einführung. Deutungsmusteransatz und empirische Wissenssoziologie. In *Analyse sozialer Deutungsmuster*. In *Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*, Hrsg. Michael Meuser und Reinhold Sackmann, 9–38. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Oevermann, Ulrich. 1973. *Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern*. Unveröffentlichtes Manuskript. <http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/frontdoor/index/in>.
- Oevermann, Ulrich. 2001. Die Struktur sozialer Deutungsmuster – Versuch einer Aktualisierung. *Sozialer Sinn* 2 (1): 35–81.
- Pfister, Christian. 2009. Die Katastrophenlücke des 20. Jahrhunderts und der Verlust traditionellen Risikobewusstseins. *GAIA Ecological Perspectives for Science and Society* 3 (18): 239–246.
- Pfister, Christian. 2015. ›The Monster Swallows You‹. Disaster memory and risk culture in Western Europe, 1500–2000. In *Learning and calamities. Practices, interpretations, patterns*, Hrsg. Heike Egner, Marén Schorch, und Martin Voss, 77–93. New York: Routledge.
- Pfister, Sandra Maria. 2020. *Jenseits der Sicherheit. Deutungsmuster der Katastrophe und ihre Institutionalisierung im Katastrophenschutz*. Bielefeld: Transcript.
- Pläß, Christine, und Michael Schetsche. 2001. Grundzüge einer wissenssoziologischen Theorie sozialer Deutungsmuster. *Sozialer Sinn* 2 (3): 511–536.
- Quarantelli, Enrico L. 2003. Auf Disaster bezogenes soziales Verhalten. Eine Zusammenfassung der Forschungsbefunde von fünfzig Jahren. In *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophe*, Hrsg. Lars Clausen, Elke M. Geenen, und Elísio Macamo, 25–33. Münster: Lit.
- Rost, Dieter. 2014. *Wandel (v)erkennen. Shifting Baselines und die Wahrnehmung umwelt-relevanter Veränderungen aus wissenssoziologischer Sicht*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schetsche, Michael. 2008. *Empirische Analyse sozialer Probleme. Das wissenssoziologische Programm*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Sebald, Gerd, und Jan Weyand. 2011. Zur Formierung sozialer Gedächtnisse. *Zeitschrift für Soziologie* 40 (3): 174–189.
- Sonnabend, Holger. 2003. Wahrnehmung von Naturkatastrophen in der Antike. Das Kampanien- Erdbeben von 62 n.Chr. und der Ausbruch des Vesuv 79 n.Chr. In *Naturkatastrophen. Beiträge zu ihrer Deutung, Wahrnehmung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*, Hrsg. Dieter Groh, Michael Kempe, und Franz Mauelshagen, 37–44. Tübingen: Gunter Narr.

- Ullrich, Carsten. 1999. Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview. *Zeitschrift für Soziologie* 28 (6): 429–447.
- Wagner, Klaus. 2008. Gesellschaftliche und wissenschaftliche Deutungen von Naturkatastrophen und ihre Folgen für gesellschaftliche Handlungen. In *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2*, Hrsg. Karl-Siegbert Rehberg und Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS), 3616–3627. Frankfurt a. M.: Campus.
- Wetzel, Dietmar J. 2011. Maurice Halbwachs. Vergessen und kollektives Gedächtnis. In *Soziologie des Vergessens. Theoretische Zugänge und empirische Forschungsfelder*, Hrsg. Oliver Dimbath und Peter Wehling, 37–55. Konstanz: UVK.

Sandra Maria Pfister, MA MA, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Gesellschafts- und Sozialpolitik an der Johannes-Kepler-Universität in Linz. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Katastrophensoziologie, Risikosoziologie, Soziologie des Sozialstaats, Wissenssoziologie und Soziologische Theorie.

Resilienz als relationale Prozessheuristik. Analytische Potentiale für eine Theorie des Katastrophenerinnerns

Benjamin Rampp

1 Einleitung

Der gesellschaftliche Umgang mit Krisen und Katastrophen ist maßgeblich von der Erinnerung an vorhergehende Herausforderungen, an den (historischen) Umgang mit diesen und an die Folgen dieses Umgangs geprägt. Wir erinnern uns daran, was als eine Katastrophe identifiziert wurde, anhand welcher Kriterien dies gegebenenfalls geschah, wie damit – mehr oder weniger produktiv – umgegangen wurde und welche (langfristigen) Folgen nicht nur das Katastrophengeschehen selbst zeitigte, sondern auch die zur Bewältigung dieses Geschehens initiierten Maßnahmen. Dieses Erinnern wirkt auf vielfältige Weisen auf spätere, jeweils (räumlich, zeitlich und sozial) gegenwärtige katastrophische Konstellationen: Ob ein Geschehen überhaupt als Katastrophe verstanden und kommuniziert wird ist ebenso abhängig von der (Re-)Konstruktion vergangener Katastrophen wie die konkrete Charakterisierung des Geschehens (und etwaiger Risikoeinschätzungen) und die damit einhergehenden Handlungsmuster. Diese (Re-)Konstruktion

Der vorliegende Beitrag entstand im Rahmen des Projekts »Theorie der Resilienz« der DFG-Forschungsgruppe 2539 »Resilienz. Gesellschaftliche Umbruchphasen im Dialog zwischen Mediävistik und Soziologie« und baut auf die in diesem Kontext entwickelten analytischen Konzepte und Begrifflichkeiten auf. Ich danke meinen Kolleginnen und Kollegen und insbesondere Martin Endreß für hilfreiche Hinweise und Anmerkungen.

B. Rampp (✉)
Trier, Deutschland
E-Mail: rampp@uni-trier.de

fungiert dabei niemals nur als Abziehbild der Vergangenheit, sondern stellt einen jeweils aktuellen Prozess der Konstruktion der Vergangenheit und ihrer Bedeutung unter gegebenen Umständen dar.

Fragt man also danach, was unter Katastrophenerinnern verstanden und wie es analytisch besser zugänglich gemacht werden kann, so scheint die Betonung seiner Prozessualität, seiner Relationalität und seiner Konstruktionalität unumgänglich.

Diesen Aspekten von Rekonstruktionsprozessen und Formen des Katastrophenerinnerns soll im Folgenden nachgegangen werden, indem das Konzept der Resilienz als relationale Prozessheuristik herangezogen und diskutiert wird (vgl. für den Katastrophenforschungskontext beispielsweise auch Voss 2010). Dieses insbesondere aus der psychologischen und – für die vorliegenden Zwecke noch wichtiger – sozialökologischen Forschung stammende Konzept verweist zum einen auf die Frage, wie soziale Einheiten mit (vor allem disruptiven) Herausforderungen produktiv umgehen und so aus Krisen und Katastrophen sogar gestärkt hervorgehen können. Zum anderen wird es überdies gegenwärtig als soziologische Prozessheuristik diskutiert und weiterentwickelt, welche die dialektische Verknüpfung von Phänomenen der Kontinuität und Diskontinuität in den Fokus rückt (vgl. Blum et al. 2016; Endreß und Rampp 2014, 2015). Von besonderem Interesse sind hier nichtlineare Prozesse, bei denen nicht der Befund von Kontinuität *trotz* Diskontinuität, sondern stattdessen von Kontinuität *durch* Diskontinuität (und vice versa) im Mittelpunkt steht. Damit befasst sich der vorliegende Beitrag mit einer spezifischen Perspektive auf Katastrophen und Katastrophenerinnern. Da sich diese Perspektive, wie zu zeigen sein wird, durch eine besondere Betonung von Erinnerungsprozessen auszeichnet, scheint es entsprechend lohnend, ihre Potentiale für eine Theorie des Katastrophenerinnerns und vice versa die analytischen Einsichten einer Theorie des Katastrophenerinnerns für das Konzept der Resilienz zu eruieren.

Das Ziel der nachfolgenden Überlegungen ist es damit, ein soziologisches Konzept der Resilienz weiterzuentwickeln, welches einen Beitrag zum besseren theoretischen Verständnis katastrophisch-disruptiver Phänomene und ihres Erinnerns leisten kann. Dafür wird der Beitrag zunächst erläutern, inwiefern das Konzept der Resilienz als eine Heuristik zur Analyse nichtlinearer sozialer Prozesse verstanden werden kann (2). Im Anschluss gilt es, die zentrale Bedeutung einer prozessualen, relationalen und sozialkonstruktiven Perspektive auf Resilienz herauszuarbeiten (3) sowie die Prozessdimensionen ›Strategien‹, ›Ressourcen‹ und ›Dispositionen‹ als Möglichkeiten eines analytischen Zugriffs einzuführen, der eine vermittelnde Perspektive zwischen einem theoretischen Fokus auf die Rolle von Notwendigkeiten einerseits und Kontingenzen andererseits einnimmt

(4). Sodann soll diskutiert werden, inwiefern Katastrophenerinnern als Strategie, Ressource und/oder Disposition im Rahmen von (durch Disruptivität gekennzeichneten) Resilienzprozessen verstanden werden kann (5). Abgeschlossen wird der Beitrag mit einem Resümee (6).

2 Resilienz als Heuristik

Um das Potential des Resilienzkonzepts für eine Theorie des Katastrophenerinnerns diskutieren zu können ist es zunächst notwendig, zu differenzieren, auf welche Resilienzvorstellungen hier Bezug genommen werden soll und auf welche nicht.

In den Sozialwissenschaften im Allgemeinen und in der Soziologie im Besonderen wird Resilienz gegenwärtig in zweierlei Hinsicht beziehungsweise bezüglich zweier Forschungsinteressen thematisiert (vgl. Rampp 2020): einerseits verstanden als ein empirisches Phänomen, andererseits als eine analytische Heuristik.

Resilienz als empirisches Phänomen zu konzeptualisieren, meint, der Frage nachzugehen, wie in als komplex, unplanbar und letztlich unbeherrschbar wahrgenommenen Gesellschaftskonstellationen (vgl. Voss 2006, S. 54 ff.), wie sie vornehmlich der sogenannten späten Moderne zugerechnet werden, Steuerung und Kontrolle – und vielleicht noch genereller: Vergesellschaftungs- ebenso wie Subjektivierungsprozesse – möglich sein können. Resilienz wird im Angesicht dieser (mehr oder weniger) neuen Herausforderungen als eine ebenso neue Form des Umgangs mit Herausforderungen und Gefahren platziert (vgl. Bourbeau 2013, 2018; Chandler 2014a, b). Dabei ist die Annahme leitend, dass umfassende Kontrollvorstellungen vor diesem Hintergrund aufzugeben seien und stattdessen auf einen Modus des Zur-Welt-Seins umgestellt werden müsse, der zumindest – oder immerhin – den produktiven Umgang mit diesen unausweichlichen Herausforderungen ermögliche. Aus dem Desiderat der Steuerung und Kontrolle wird hier also der Imperativ des Managements. Entsprechend finden sich vielfältige Kritiken des Konzepts, die diesem aus herrschaftstheoretischer Optik eine Logik der Ent-Politisierung und gouvernementalen Responsibilisierung vorwerfen (vgl. Chandler und Reid 2016; Evans und Reid 2014; Joseph 2013, 2018; Neocleous 2012; Rampp 2017).

Das Verständnis von Resilienz als Heuristik geht demgegenüber von einem anderen Forschungsinteresse aus und stellt auf eine übergeordnete Ebene der Analyse ab (vgl. Blum et al. 2016; Endreß und Rampp 2014, 2015; Rampp 2020). Hier geht es in Anschluss an die sozialökologische Suche nach einer »theory of adaptive change« (vgl. Holling et al. 2002a) um die Entwicklung

einer soziologischen Heuristik für eine Theorie sozialer Prozesse, die sich mit der Analyse nichtlinearer sozialer und sozio-historischer Prozesse befasst. Vor allem werden dabei zwei Desiderate in den Blick genommen: Erstens ist dies die Verknüpfung von Phänomenen der Kontinuität und der Diskontinuität, in der diese nicht als Gegensätze, sondern als dialektisch verbundene Phänomene konzeptualisiert werden. Damit knüpft dieses Verständnis von Resilienz als Heuristik beispielsweise an klassische Überlegungen von Walter L. Bühl (1990) zum Konzept der »dynamischen Stabilität« an, für welches er konstatiert: »In einer wahrhaft dynamischen Systemtheorie müssen Stabilität und Flexibilität, Gleichgewichts- und Fluktuationsprozesse, lineare und nichtlineare Modellierungen unter dem Gesichtspunkt der Adaptabilität des sozialen Systems gleichberechtigt miteinander verbunden werden« (Bühl 1990, S. 21). Zweitens wird mit dem Konzept der Resilienz ein Prozessansatz verfolgt, der die »Bestimmung des Verhältnisses von Kontingenz und Notwendigkeit oder von Ereignis und Struktur« (Schützeichel 2015, S. 88) zu seinem Ausgangspunkt macht und eine zwischen diesen analytischen Polen vermittelnde Perspektive bei der Untersuchung nichtlinearer Prozesse einnimmt.

Zu diesem Zwecke wird im Konzept der Resilienz eine typologische Differenzierung der Prozessmodi (beziehungsweise »Capacities« oder Potentiale) der Bewältigung (»coping«), der Anpassung (»adaptation«) und der Transformation (»transformation«) vorgenommen (vgl. Endreß/Rampp 2015; Folke et al. 2010; Keck und Sakdapolrak 2013; Lorenz 2013), die als Heuristik zur Untersuchung des Zusammenspiels unterschiedlicher Formen des Umgangs mit disruptiven Umbrüchen und Katastrophen dienen können. Dabei werden den jeweiligen Dimensionen je unterschiedliche Zeitbezüge – und damit: sich unterscheidende Modi des Erinnerns – ebenso wie unterschiedliche Qualitäten des Wandels zugeschrieben. Der Modus der Bewältigung, so die Annahme, verweist auf kurze und kurzfristige, vergangenheitsorientierte Formen des Rückbezugs und der Rückkehr zum status quo ante (das heißt vor etwaigen disruptiven Umbrüchen und Katastrophen), während die Modi der Anpassung und der Transformation auf längere und langfristige, zukunftsorientierte Prozesse des qualitativ mehr (Transformation) oder weniger (Anpassung) umfassenden Wandels abstellen, mithilfe dessen bessere zukünftige Umgänge mit disruptiven Umbrüchen und Katastrophen erwartet werden.

Als Resilienzprozesse sollen im Nachfolgenden solche Prozesse verstanden werden, in denen in Reaktion auf Katastrophen – beziehungsweise genauer: auf als Katastrophen interpretierte Ereignisse – ein Zusammenspiel dieser Modi stattfindet. Dieses Zusammenspiel, so die Annahme, ermöglicht die Kontinuität einer analytischen »Einheit« (seien es Individuen, soziale oder sozialökologische

Systeme) potenziell gerade dadurch, dass diese an anderer Stelle Diskontinuitäten erfährt. Für die Bearbeitung der genannten Desiderate, die Übertragung des Konzepts der Resilienz in den soziologischen Diskurs und seine Verbindung mit einer Theorie des Katastrophenerinnerns ist es zunächst notwendig, Resilienz als Heuristik konsequent *prozessual*, *relational* und *sozialkonstruktiv* zu denken.

3 Prozessualität, Relationalität und Konstruktionalität von Resilienzprozessen

Für das nachfolgend zu entwickelnde, auf sozialökologischen Überlegungen basierende Konzept von Resilienz als relationale Prozessheuristik ist eine soziologische Perspektive leitend, die Prozessualität, Relationalität und Konstruktionalität als ihre Ausgangspunkte versteht. Damit folgt der Ansatz den grundlegenden Einsichten beispielsweise von Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1969), von Norbert Elias (1970, 1977, 2001) oder auch grundlegend von Georg Simmel (1966 [1890], 1968 [1908]), die jeweils – wenn auch mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung – den Konstruktionscharakter beziehungsweise die symbolische Dimension der gesellschaftlichen Wirklichkeit fokussieren, die Bedeutung der Relationalität (und damit Perspektivität) beziehungsweise Figurationalität betonen und auf die zentrale Stellung von Prozessualität für die soziologische Analyse verweisen. Für die nachfolgenden Überlegungen leitend ist, diese drei Aspekte stets in enger Verknüpfung miteinander zu denken.

Dazu sollen zunächst die Aspekte der Prozessualität und der Relationalität und die damit verknüpften resilienzanalytischen Konzepte und Modelle sozialökologischer Provenienz samt ihren analytischen Herausforderungen skizziert werden, um diese dann mit einer sozialkonstruktiven Perspektive zu ergänzen (vgl. ausführlicher hierzu: Rampp 2020).

3.1 Prozessualität

Der erste Ausgangspunkt für ein Konzept der Resilienz, welches mit einer Theorie des Katastrophenerinnerns verknüpft werden soll, ist die grundlegende Annahme der Prozessualität des Sozialen im Allgemeinen und von disruptiven, katastrophischen Konstellationen im Besonderen. Damit wendet sich das Konzept in Anschluss an klassische (vgl. Elias 1977) wie aktuelle (vgl. Abbott 2016; Schützeichel und Jordan 2015) Ansätze einer prozessualen Soziologie gegen die

»Zustandsreduktion« (vgl. Elias 1969, S. XX ff.; vgl. auch Elias 1970, S. 120, 1977, S. 139 f.) bisheriger soziologischer Perspektiven. Ein besonderer Fokus des Konzepts der Resilienz liegt dabei auf solchen sozialen und sozio-historischen Prozessen, die als nichtlinear beschrieben werden können und bei denen die dialektische Verschränkung von Phänomenen der Kontinuität und der Diskontinuität eine zentrale Rolle spielt. Damit adressiert das Konzept das unter anderem von Lars Clausen formulierte Desiderat, im Kontext katastrophensoziologischer Analysen vor allem das Zusammenspiel verschiedener Dynamiken in den Blick zu nehmen und die jeweiligen Stadien (beispielsweise im FAKKEL-Modell, vgl. Clausen 1983, 1994, S. 20 ff.) beziehungsweise Abläufe (beispielsweise im LIPDAR-Modell, vgl. Dombrowsky 1983) der Katastrophenverflechtung prozessual zu modellieren.

Mit dem sozialökologischen Modell des »*Adaptive Cycle*« nimmt das Konzept der Resilienz eine solche genuin prozessuale Perspektive dezidiert ein (vgl. Gunderson und Holling 2002, S. 32 ff.). Das Modell fokussiert »*processes of destruction and reorganization, which are often neglected in favor of growth and conservation. Including these processes provides a more complete view of system dynamics that links together system organization, resilience, and dynamics*« (Resilience Alliance o. J.a). Um solche Prozesse und den Zusammenhang von Kontinuitäten und Diskontinuitäten zu konzeptualisieren differenziert es in zyklischer Grundperspektive vier Phasen beziehungsweise Phasenübergänge des Verlaufs eines Prozesses des »*adaptive change*« (Holling et al. 2002a) entlang der analytischen Achsen »*connectedness*« und »*potential*« (vgl. Holling und Gunderson 2002, S. 32 ff.).

Dies sind erstens eine »*exploitation*«- bzw. »*growth*«-Phase (r), in der ein System aus vielen Subeinheiten besteht, die durch eine (zumindest latente) Konkurrenzdynamik zwar schrittweise in der Anzahl abnehmen, wodurch das System als Ganzes jedoch an »*connectedness*« und »*potential*« gewinnt; zweitens eine »*conservation*«-Phase (K), in der das System über hohe »*connectedness*« und »*potential*« verfügt, wodurch es aber zunehmend inflexibel und somit vulnerabel wird; drittens eine »*release*«-Phase (Ω), in der es zu einer Krise des Systems und nach Überschreitung von fallspezifischen Schwellenwerten zu einem disruptiven Umbruch aufgrund der sich zuvor zunehmend entwickelten Vulnerabilität kommt, im Zuge dessen Ressourcen und »*potentials*« freigesetzt werden; sowie viertens eine »*reorganization*«-Phase (α), in der sich das System vor dem Hintergrund der freigesetzten »*potentials*« neu zusammensetzt – falls dies im jeweiligen empirischen Fall gelingt, denn ebenso wird in dem Modell die Möglichkeit des Scheiterns und des Endes eines Systems (x) mitgedacht. Sollte

allerdings eine Reorganisation gelingen, so wäre von einem – zumindest ex post solchermaßen identifizierbaren – resilienten System zu sprechen, welches im Zusammenspiel des (kurzfristigen, auf den status quo ante bezogenen) Prozessmodus der Bewältigung und der (längerfristig gedachten, auf die Eröffnung neuer Zukünfte fokussierenden) Prozessmodi der Anpassung und der Transformation zeigt, wie sich Systeme in ihrer Existenz nicht etwa *trotz* Wandel, sondern *durch* Wandel als stabil erweisen können. Insofern den vier Phasen jeweils unterschiedliche Geschwindigkeiten zugeschrieben werden – die r-Phase wird als langsam und langandauernd beschrieben, während die α -, die K- und insbesondere die Ω -Phase als vergleichsweise kurz und kurzfristig charakterisiert werden –, konzeptualisiert das Modell zudem den Zusammenhang von und den Übergang zwischen inkrementellen und disruptiven Dynamiken.

Durch die Betonung zyklischer Prozesse einerseits und die Fokussierung disruptiver Dynamiken der Überschreitung von Schwellenwerten andererseits sucht das Konzept der Resilienz damit insgesamt nichtlineare Prozesse analytisch besser zugänglich zu machen und auf diese Weise zyklische und katastrophische Formen ›sozialen Wandels im Ungleichgewicht‹ (vgl. Bühl 1990) in Verknüpfung miteinander zu untersuchen.

Als problematisch erweist sich allerdings die sozialökologische Provenienz des Konzepts der Resilienz sowie des Adaptive Cycle-Modells. So stellt sich zum einen die Frage, ob und inwiefern die skizzierte Phasendifferenzierung und die für diese anleitenden analytischen Achsen auf soziale Kontexte übertragen werden können und sollten. Hier scheint entgegen des tendenziell essenzialistischen Zuschnitts des Modells eine sozialkonstruktive Ergänzung geboten zu sein (vgl. Endreß und Rampp 2015, S. 43 ff.). Zum anderen erweist sich der strukturtheoretisch enggeführte Fokus des Adaptive Cycle-Modells auf Notwendigkeiten beziehungsweise auf notwendige Prozessabfolgen als Herausforderung. Diese wird zwar auch in kritischer Selbstbetrachtung im sozialökologischen Diskurs thematisiert, der dabei angezielte, vice versa handlungstheoretisch enggeführte Verweis auf Abstraktions-, Reflexivitäts- und Planungspotentiale scheint dagegen aber nur wenig überzeugend (vgl. Westley et al. 2002, S. 108 ff.). Dieser Herausforderung soll im Anschluss begegnet werden, indem erstens der – auch im sozialökologischen Resilienzdiskurs angesprochene – Aspekt der Relationalität stärkere Berücksichtigung erfährt und indem zweitens durch die Differenzierung der Dimensionen von Strategien, Ressourcen und Dispositionen im Rahmen von Resilienzprozessen eine dezidierte Vermittlung zwischen auf Notwendigkeit und auf Kontingenz abstellenden analytischen Perspektiven angezielt wird.

3.2 Relationalität

Mit der Frage der Prozessualität eng verbunden ist die der Relationalität. Damit sind zwei systematisch miteinander verknüpfte Aspekte gemeint: die Skalierung von Analyseebenen und die Relationierung dieser verschiedenen Ebenen.

Der Aspekt der Skalierung verweist auf die Pluralität der potenziellen Analyseebenen – oder mit Elias: Integrationsebenen (vgl. Elias 1970) – und die Notwendigkeit, sich als wissenschaftliche/r BeobachterIn zweiter Ordnung in methodologischer Absicht die jeweils zu beobachtende Analyseebene mit Blick auf die anleitende Forschungsfrage reflexiv zu vergegenwärtigen (vgl. Schütz 2010, S. 334).

Während Skalierungsfragen zunächst also vor allem deskriptiver Natur sind, sich dabei aber unmittelbar mit der Notwendigkeit einer sozialkonstruktiven Grundperspektive verbinden, stellt der Aspekt der Relationierung in einer Simmel'schen Perspektive auf die Wechselwirkungen (vgl. Simmel 1966 [1890], 1968 [1908]) beziehungsweise in Elias'scher Lesart auf die Figuralität (vgl. Elias 1970; für die Katastrophensoziologie: Clausen 1994) der zuvor solchermaßen identifizierten Analyseebenen und der dort jeweils verorteten Untersuchungseinheiten ab. Diese Relationierung kann wie die Frage der Skalierung nur beobachtungsspezifisch erfolgen und kann entsprechend auf verschiedene analytische Gesichtspunkte fokussiert werden; von besonderem Interesse für eine Theorie des Katastrophenerinnerns und dem Beitrag, den das Konzept der Resilienz dazu leisten kann, dürfte insbesondere die Frage nach den unterschiedlichen Zeitlichkeiten und Geschwindigkeiten der jeweiligen Analyseebenen beziehungsweise Zeitschichten sein (vgl. auch Koselleck 2000).

Im Konzept der Resilienz findet die Frage der Relationalität Berücksichtigung, insofern dort soziale Phänomene im Sinne der Figur der »Panarchy« (vgl. Holling et al. 2002b; Resilience Alliance o. J.b) als Mehrebenen- und Mehrschichtenprozesse in den Blick genommen werden. Panarchy wird dabei verstanden als »nested set of the four-phase adaptive cycles« (Holling et al. 2002b, S. 73). Sie befasst sich mit der Frage der Skalierung ebenso wie mit der der Relationierung verschiedener Analyseebenen (beziehungsweise in den Worten des sozialökologischen Resilienzdiskurses: verschiedener Adaptive Cycles).

In der Figur der Panarchy werden unterschiedliche, auf die Dimension der Zeit ebenso wie auf die des Raums abstellende, Skalierungsebenen von Adaptive Cycles unterschieden (vgl. Holling et al. 2002b, S. 74 ff.). Dabei wird davon ausgegangen, dass größere Adaptive Cycles beziehungsweise Systeme sich durch langsamere und langfristige Prozesse auszeichneten, während kleinere Adaptive Cycles schneller und kurzfristiger angelegt seien.

Die Frage der Relationierung wird in der Figur der Panarchy mit den Konzepten der »revolt«- und der »remember«-Verbindungen angesprochen (vgl. Holling et al. 2002b, S. 75 f.), wobei die Letztgenannte für eine Theorie des Katastrophenerinnerns offenkundig von besonderem Interesse ist. Mit »revolt« wird die Verknüpfung von kleineren zu größeren Adaptive Cycles mit einer Bottom-Up-Wirkungsrichtung in einer die Rolle von Kontingenz betonenden Optik charakterisiert: »*The smaller, faster, nested levels invent, experiment and test*« (Resilience Alliance o. J.b). Das Konzept der »remember«-Verbindung fokussiert vice versa in Betonung der Rolle von Notwendigkeiten und Strukturierungseffekten auf eine Top-Down-Wirkungsrichtung von größeren zu kleineren Adaptive Cycles: »*the larger, slower levels stabilize and conserve accumulated memory of system dynamics. In this way, the slower and larger levels set the conditions within which faster and smaller ones function*« (Resilience Alliance o. J.b).

Auf diese Weise können Prozesse und Nebenfolgendynamiken mit dem Konzept der Resilienz im Allgemeinen und der Figur der Panarchy im Besonderen über verschiedene soziale, räumliche und zeitliche Ebenen hinweg analysiert werden.

Auch hier lassen sich aber analytische Herausforderungen für die Übertragung auf soziale und sozio-historische Kontexte ausmachen. So scheint auch in der Figur der Panarchy eine strukturtheoretische, auf Notwendigkeiten abstellende Engführung leitend. Diese ergibt sich zum einen – trotz ihres prima facie angezielten anti-hierarchischen Zuschnitts – aus der vergleichsweise hierarchischen, Notwendigkeit und Kontingenz nicht etwa dialektisch verbindenden, sondern dichotomisch trennenden Beschreibung der Panarchy-Figur (vgl. Cumming 2016): Größere Adaptive Cycles strukturieren und bestimmen kleinere, während vor allem von kleineren Adaptive Cycles Veränderungen ausgehen. Zum anderen wird die auf Notwendigkeit abstellende »remember«-Verbindung zwar um das auf Kontingenz verweisende analytische Element der »revolt«-Verbindung ergänzt, (Katastrophen-)Erinnern wird dabei aber letztlich dennoch vor allem als mechanisch wirkender Struktureffekt verstanden, dem weder ein intentionaler Aspekt (vgl. Dimbath und Heinlein 2015, S. 82 ff.) noch ein systematischer Bezug auf Prozesse des Vergessens innewohnt.

Um das analytische Potential der Figur der Panarchy für die Untersuchung von Pfadabhängigkeiten durch vergangene ebenso wie durch auf anderen Analyseebenen zu verortenden Prozessen nutzen und dabei dem dialektischen Zusammenhang von Phänomenen der Kontinuität und Diskontinuität nachgehen zu können, erscheint deshalb die sozialkonstruktive Ergänzung des Konzepts der Resilienz ebenso notwendig, wie eine auf den Zusammenhang von

Notwendigkeit und Kontingenz abstellende Differenzierung zwischen Strategien, Ressourcen und Dispositionen im Rahmen von Resilienzprozessen.

3.3 Konstruktionalität

Schließlich gilt es, das Konzept der Resilienz (samt seinem prozessualen wie relationalen Fokus) – darin unterscheidet sich ein soziologisches Verständnis von Resilienz maßgeblich von bisherigen sozialökologischen Ausprägungen – in einer grundlegenden sozialkonstruktiven Perspektive einzubetten (vgl. Christmann und Heimann 2017; Christmann und Ibert 2016; Christmann et al. 2011; Endreß 2015, 2019; Endreß und Rampp 2015, S. 44 f.; Rampp 2019). Damit werden essenzialistische Engführungen, wie sie bei der Übertragung des Konzepts der Resilienz aus dem sozialökologischen Kontext drohen, vermieden. Diese potenziellen Engführung betreffen beispielsweise die Fragen danach, was überhaupt als jeweilige Untersuchungseinheit herangezogen wird, inwiefern diese als ›resilient‹ beschreibbar ist und welche Kriterien dafür angelegt werden, aber auch die spezifische Differenzierung verschiedener Prozessphasen und Analyseebenen im Rahmen von Resilienzprozessen. Mit einem Fokus auf Prozesse sozialer Konstruktion, im Rahmen derer der Aspekt der Perspektivität eine zentrale Bedeutung einnimmt, soll zugleich die Normativität des sozialökologischen Verständnisses von Resilienz gebrochen und stattdessen auf die Ambivalenz von Resilienzprozessen und die in diesen zu identifizierenden Nebenfolgendynamiken verwiesen werden.

Für die produktive Nutzung des Konzepts der Resilienz im Rahmen einer Theorie des Katastrophenerinnerns bedeutet dies die Notwendigkeit einer mehrfachen (nicht zuletzt auch auf macht- und herrschaftstheoretische Fragen verweisenden) analytischen (Re-)Justierung.

Dies gilt erstens für die grundlegende Bedeutung von sozialen Zuschreibungsprozessen. Wenn im Rahmen von Resilienzprozessen von disruptiven Phänomenen oder, spezifischer, von Katastrophen gesprochen wird, dann stellt sich damit zusammenhängend immer die Frage, anhand welcher Kriterien dies im jeweiligen empirischen Fall geschieht. Insofern können Katastrophen sowohl in ganz unterschiedlichen Kontexten als auch auf unterschiedlichen Ebenen empirisch identifiziert werden: Katastrophen können persönlicher oder sozialer Art sein, sie können im ökologischen, im politischen oder im ökonomischen Kontext identifiziert werden, ihnen können menschliche oder ›natürliche‹ Ursachen zugewiesen werden, sie können lokalen oder globalen Umfang haben und auch ihre Qualität kann auf verschiedenste Weise charakterisiert

werden – auch wenn stets gilt, dass bestimmte Tipping Points und Schwellenwerte, die selbst Resultate sozialer Konstruktionsprozesse sind, als übertroffen und mit eklatanten Folgen versehen interpretiert werden müssen, um sinnvollerweise von Katastrophen sprechen zu können. Damit knüpft diese analytische Justierung unmittelbar beispielsweise an Clausens Verständnis der *»Katastrophe als gesellschaftliche[m] Verflechtungszusammenhang«* (Clausen 1994, S. 14, Hervorhebung im Original) an, für welches er feststellt, dass jede sogenannte *»natürliche Ursachen-Wirkungen-Folge«* *»sozial definiert«* oder *»sozial von der Definition ausgeschlossen«* ist, und sich somit schließlich immer durch einen sozialen Charakter auszeichnet (Clausen 1994, S. 15; vgl. auch Voss 2006). Und zugleich sind auch die auf den Umgang mit solchen Katastrophen abstellenden Modi der Bewältigung, der Anpassung und der Transformation Ergebnisse von Zuschreibungen: Inwiefern ein Umgang mit disruptiven Phänomenen als kurz- oder langfristig, als vergangenheits- oder zukunftsorientiert oder als qualitativ mehr oder weniger umfassend charakterisiert wird, steht nicht per se fest, sondern wird von Beobachterinnen und Beobachtern erster wie zweiter Ordnung festgelegt.

Zweitens ist die sozialkonstruktive Rejustierung des Konzepts der Resilienz mit Fragen der Prozessualität, der Zeitlichkeit und der Historizität rückzupoppeln. Das heißt aufbauend auf die zuvor formulierte Annahme, dass die Identifizierung von Katastrophen und von Formen des Umgangs mit diesen ein Ergebnis von Zuschreibungsprozessen ist, stellt sich die Frage, in welchem Kontext des erinnernden Rückbezugs auf vergangene, historische Erfahrungen dies geschieht und wie dies die jeweiligen Zuschreibungen prägt. Es muss also empirisch konkret beantwortet werden, welche Vergangenheiten und Erinnerungen auf welche Weise (re-)konstruiert werden und damit Eingang in die aktuelle Katastrophenzuschreibung und/oder in die jeweilige Konstruktion des Umgangs mit dieser (das heißt beispielsweise als Bewältigung, Anpassung oder Transformation) finden.

Drittens gilt es schließlich, die sozialkonstruktive Ergänzung des Konzepts der Resilienz auch hinsichtlich der Frage der Relationalität zu konkretisieren. So ist nicht nur zu klären, inwiefern die auf Zeitlichkeit abstellende (Re-)Konstruktion von und das Erinnern an spezifische Vergangenheiten die aktuellen Zuschreibungsprozesse im Katastrophenkontext prägen, sondern auch, welche sozialen und räumlichen Kontexte und Relationierungen hier eine Rolle spielen: Aus welcher relativen sozialen und räumlichen (und in Rückbindung an die Frage der Prozessualität dann ebenso: zeitlichen) Position heraus werden Katastrophen und der Umgang mit ihnen sozial (re-)konstruiert und was bedeutet dies für die damit jeweils einhergehenden Deutungsmuster sozialer Wirklichkeit?

4 **Zwischen Notwendigkeit und Kontingenz: Strategien, Ressourcen und Dispositionen in Resilienzprozessen**

Es wurde bereits ausgeführt, dass das analytische Potential des Konzepts der Resilienz als Heuristik zum besseren Verständnis disruptiver, katastrophischer (Resilienz-)Prozesse, die sich durch ein enges Zusammenspiel von Phänomenen der Kontinuität und der Diskontinuität auszeichnen, nicht zuletzt davon abhängt, Engführungen auf Notwendigkeiten einerseits und auf Kontingenzen andererseits zu vermeiden. Besonders deutlich wurde dieses Desiderat vor dem Hintergrund der Übertragung sozialökologischer Konzepte in die soziologische Analyse, wie an den Beispielen des Adaptive Cycle-Modells und der Figur der Panarchy gezeigt werden konnte.

Deshalb soll im Nachfolgenden eine analytische Differenzierung zwischen Strategien, Ressourcen und Dispositionen als Dimensionen von Resilienzprozessen vorgenommen werden, die jeweils eng aufeinander bezogen und stets in Relation zueinander zu denken sind. Notwendig wird diese begriffliche Differenzierung, weil – wie bereits angedeutet – im sozialökologischen Resilienzdiskurs mit den Konzepten der »revolt«- und der »remember«-Verbindungen zwar ein wichtiger erster Hinweis auf den Zusammenhang von Notwendigkeit und Kontingenz gegeben wurde, dieser aber bislang vergleichsweise schematisch verstanden wird und einer überzeugenden handlungstheoretischen Grundlegung entbehrt.

Dabei beziehen sich diese Dimensionen potenziell stets auf alle drei der zuvor genannten Modi von Resilienzprozessen, das heißt auf Bewältigungs-, Anpassungs- und Transformationsprozesse. Denn erst wenn diese Modi systematisch aufeinander bezogen gedacht werden, ergibt sich der analytische Mehrwert des Konzepts der Resilienz: Nur dann lassen sich auf disruptive Umbrüche und Katastrophen folgende Prozesse des Umgangs mit diesen als nichtlineare Prozesse konzeptualisieren, die in ihren unterschiedlichen Modi stets durch eine dialektische Verbindung zwischen Phänomenen der Kontinuität und der Diskontinuität geprägt sind.

Inwiefern können nun Strategien, Ressourcen und Dispositionen als Dimensionen von Resilienzprozessen verstanden werden und wie können sie helfen, die genannten Engführungen zu vermeiden? Die Differenzierung ist von dem Ziel motiviert, mit unterschiedlichen analytischen Dimensionen sowohl einen konzeptionellen Zugriff auf Kontingenzen und »agency« (Strategien) als auch auf Notwendigkeiten und Struktureffekte (Ressourcen) zu ermöglichen. Darüber hinaus sollen mit einer dritten Dimension (Dispositionen) auch zwischen

diesen Perspektiven vermittelnde Aspekte thematisiert werden können. Hierbei ist zu betonen, dass die Differenzierung zu methodologischen Zwecken erfolgt, dabei aber – im zuvor dargestellten prozessualen, relationalen und sozial-konstruktiven Sinne – keine essenzialisierende Trennung erfolgen soll. Die Differenzierung stellt insofern nur einen idealtypischen Schritt der Schärfung des Blickes dar, auf den notwendig die erneute gegenseitige Bezugnahme und Verknüpfung der drei Dimensionen erfolgen muss.

4.1 Strategien in Resilienzprozessen

Die Dimension der Strategie fokussiert auf Potentiale des Handelns und auf dieses Handeln generierende und anleitende Intentionalität, Reflexivität, Planungsaspekte und vielleicht sogar Kreativität im Rahmen von Resilienzprozessen. Es wird also die Frage der ›agency‹ und mithin eine Vorstellung der steuerbaren Gestaltung der Gegenwart und potenzieller Zukünfte in den Blick genommen. Im Sinne der Vermittlung zwischen Notwendigkeit und Kontingenz wird hier die Aufmerksamkeit auf die Kontingenz sozialer Prozesse – oder zumindest das Merkmal der Diskontinuität – gelegt, ohne sie aber von den strukturellen Kontexten (hier also: Ressourcen und Dispositionen), in welchen sie verortet ist und sich erst realisiert, abzukoppeln.

Insofern ist es von zentraler Bedeutung, die hier eingenommene handlungstheoretische Optik gerade nicht auf Planungs- und Steuerbarkeitsvorstellungen zu verengen, wie dies mitunter im sozialökologischen Diskurs geschieht, womit wiederum die bisherige strukturtheoretische Engführung ins andere Extrem konterkariert wird (vgl. Westley et al. 2002). Stattdessen geht es um eine handlungstheoretische Grundlegung des Konzepts der Resilienz, die nicht etwa beispielsweise auf ein Rational Choice-Verständnis von Handeln und Handlung verkürzt ist, sondern der es im Sinne der Betonung der zuvor erläuterten grundlegenden Einnahme einer sozialkonstruktiven Perspektive insbesondere auch um Fragen des Sinnverstehens (Berger und Luckmann 1969; Schütz 2004a [1932]; Weber 1976 [1920/21]) im Zuge von Resilienzprozessen geht.

Mit dem Begriff der Strategie im Rahmen von Resilienzprozessen sollen also gerade keine (auf Essenzialismen abstellende) Steuerungsvorstellungen reproduziert werden. Stattdessen steht die Analyse einer ex ante-Perspektive auf den zukünftigen Umgang mit disruptiven Umbrüchen und Katastrophen und die damit verbundenen Sinnsetzungsprozesse im Vordergrund. Ob und inwiefern sich die Strategien im jeweiligen empirischen Fall ex post realisieren, ist demgegenüber eine Frage, die aus der hier eingenommenen prozessualen, relationalen

und sozialkonstruktiven Perspektive nicht per se beantwortet werden kann. Um diese zumindest empirisch beantworten zu können, gilt es, wie zuvor bereits angedeutet, vor allem Nebenfolgendynamiken (vgl. Endreß 2010a; Merton 1936) und emergente Effekte im Rahmen von multikausalen Mehrebenenprozessen ebenso wie die grundlegende Abhängigkeit von der eingenommenen Beobachterinnen- und Beobachterperspektive zu berücksichtigen.

4.2 Ressourcen in Resilienzprozessen

Im Kontrast zum Begriff der Strategie verweist die Ressourcendimension im Rahmen von Resilienzprozessen auf ein strukturtheoretisches Element, welches die handlungstheoretische Perspektive ergänzt. Ressourcen sollen hier als notwendige Bedingung verstanden werden, durch die Strategien erst realisiert werden können. Die Qualität ebenso wie die Quantität der jeweils zur Verfügung stehenden Ressourcen strukturiert also, ob und wie Strategien letztlich im jeweiligen empirischen Fall umgesetzt werden können.

Im Kontrast zum sozialökologischen Resilienzkonzept, in dem ›potential‹ und ›connectedness‹ als Ressourcen verstanden werden, gilt es für die Zwecke einer soziologischen Analyse von Resilienzprozessen, Ressourcen weiter zu fassen und auch hier einer essenzialisierenden Engführung entgegenzutreten. So können Ressourcen im Rahmen von Resilienzprozessen zum einen ganz unterschiedliche Formen annehmen: Sie können materieller Art sein oder die Form von Netzwerken annehmen, auf die zurückgegriffen werden kann, um Strategien zu realisieren, ebenso können aber beispielsweise auch tradiertes Wissen, spezifische kulturelle Praktiken oder Vertrauen (ob in die Akteure selbst, in ihre Fertigkeiten, in ihre Mitakteure oder in die sie umgebenden gesellschaftlichen Strukturen) als Ressourcen verstanden werden.

Der Bourdieu'sche Kapitalbegriff kann hier als analytisch anleitende Vorstellung für Ressourcen dienen, womit nicht nur die verschiedenen Ausprägungen von Ressourcen angesprochen werden, sondern überdies – unmittelbar anknüpfend an die sozialkonstruktive Grundlegung des hier vertretenen Resilienzkonzepts – betont wird, dass es die feldspezifische Wahrnehmung und symbolische Zuschreibung ist, die ein Kapital erst zu einem Kapital beziehungsweise eine Ressource zu einer Ressource macht (vgl. Bourdieu 1983). Was im jeweiligen empirischen Fall auf welche Weise als Ressource wahrgenommen wird, hängt damit letztlich von den Strategien ab, im Rahmen derer sie potenziell aktiviert wird, und von den Dispositionen, die die jeweilige Konstruktion von Ressourcen als Ressourcen prägen. Dabei spielt sowohl die Frage

der Perspektivität als auch die der Zeitlichkeit eine zentrale Rolle: So hängt die Beurteilung, was eine Ressource ist, erstens vom jeweiligen Beobachter beziehungsweise von der jeweiligen Beobachterin ab und lässt sich zweitens letztlich nur ex post entsprechend feststellen.

4.3 Dispositionen in Resilienzprozessen

Der Begriff der Disposition nimmt schließlich eine vermittelnde Perspektive zwischen der ›agency‹-Orientierung des Strategiebegriffs und der Struktur-Orientierung des Ressourcenbegriffs ein. Im praxeologischen Sinne des Bourdieu'schen Habitusbegriffs stellen Dispositionen »strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken« (Bourdieu 1976, S. 165) dar. Sie fungieren als Schemata des Handelns: Dispositionen determinieren keine Handlungen, setzen aber Rahmenbedingungen und Möglichkeitsspielräume. Damit knüpfen sie eng an das zuvor ausgeführte Verständnis von Ressourcen als notwendige Bedingung der Realisierung von Strategien an. Im Kontrast zu Ressourcen soll der analytische Blick hier aber noch stärker auf die Verknüpfung von handlungs- und strukturtheoretischen Ansätzen gelenkt werden. Überdies erfolgt mit dem Begriff der Disposition eine noch klarere Fokussierung der Frage nach der Bedeutung von Konstruktionsprozessen, wenn Dispositionen vor allem als »Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix« (Bourdieu 1976, S. 169, Hervorhebung im Original) konzeptualisiert werden. Diese Schemata sind – gerade auch im Kontrast zu Ressourcen – oftmals impliziter Form, die »sich innerhalb der Praxis der Handlungssubjekte in praktischem Zustand und nicht in deren Bewußtsein vorfindet« (Bourdieu 1976, S. 159). Während also Ressourcen fallspezifisch ohne Weiteres als solche thematisiert werden können, ist dies bei Dispositionen nur eingeschränkt möglich.

Überdies ist es für das Verständnis von Dispositionen im Rahmen von Resilienzprozessen zentral, diese eben gerade nicht als mechanisch wirkende, deterministische Bedingungen des Handelns zu deuten (wie es, wenngleich verkürzend, gegebenenfalls zu Differenzierungszwecken für Ressourcen denkbar wäre), sondern sie stattdessen als mehr oder weniger *flexible* Schemata zu konzeptualisieren, in deren Rahmen sich Strategien und deren Rückgriff auf Ressourcen vollziehen können.

Der Begriff der Disposition erlaubt schließlich auch eine noch konkretere Thematisierung der Frage der Zeitlichkeit in der Analyse von Resilienzprozessen: Während Strategien vor allem auf Gegenwärtigkeit und imaginierte Zukünfte abstellen, so lassen sich Dispositionen dadurch charakterisieren, dass sie die

Analyse um einen Blick auf die Vergangenheit ergänzen und – das gilt es hervorzuheben – die verschiedenen Zeithorizonte dabei stets dialektisch miteinander verknüpfen. Indem Dispositionen als gegenwärtige und gegenwärtig wirkmächtige Ergebnisse von vergangenen Prozessen und zugleich als Generatoren von zukünftigen Pfadabhängigkeiten verstanden werden, wird ein zeittheoretisch informierter Ansatz der Vermittlung zwischen Notwendigkeit und Kontingenz verfolgt.

4.4 Strategien, Ressourcen, Dispositionen – eine Frage der Perspektive

Es wurde bereits mehrfach angedeutet, dass im Sinne der sozialkonstruktiven Grundlegung des vorgestellten Konzepts die Frage danach, was jeweils als Strategie, Ressource oder Disposition bezeichnet werden kann, letztlich nur spezifisch bezogen auf den jeweiligen konkreten Untersuchungsfall und die dabei eingenommene empirische Perspektive (im Sinne einer Konstruktion erster Ordnung) sowie mit Blick auf die verfolgte Forschungsfrage (im Sinne einer Konstruktion zweiter Ordnung) beantwortbar ist.

Für alle Fälle gilt dabei, dass die Differenzierung von Strategien, Ressourcen und Dispositionen als Dimensionen von Resilienzprozessen nur eine Unterscheidung zu analytischen Zwecken ist und diese Dimensionen eng miteinander verknüpft sind. So werden Strategien beispielsweise durch Ressourcen und Dispositionen strukturiert, haben selbst aber wiederum strukturierende Effekte dafür, was als Ressource identifiziert und wie diese verwendet wird. Und zugleich schaffen sie wiederum neue Dispositionen, die vice versa zur konkreten Gestaltung und Ausprägung von Strategien beziehungsweise der strategischen Identifizierung und Nutzung von Ressourcen führen. Ganz im Sinne der zuvor ausgeführten Ausgangspunkte der Prozessualität und Konstruktionalität und in Anknüpfung insbesondere an Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1969) handelt es sich hier also um einen andauernden Prozess der dialektischen Konstruktion und Rekonstruktion.

Die Frage der Relationalität wird schließlich noch stärker thematisch und ergänzt die prozessuale und sozialkonstruktive Perspektive, wenn der Zusammenhang von Strategien, Ressourcen und Dispositionen als ein Zusammenhang über verschiedene analytische Ebenen verstanden wird. Mit dieser Mehrebenenoptik wird eine noch umfassendere, systematischere Relativierung der vermeintlichen Dichotomie zwischen Notwendigkeit und Kontingenz angezielt, indem auf ebenenübergreifende Dialektiken hingewiesen wird. Es wird also betont,

dass Strategien, Ressourcen und Dispositionen auf mehrfache Weise eine Frage der relationalen Perspektivität sind. So muss die Differenzierung von Strategien, Ressourcen und Dispositionen als das Ergebnis von Zuschreibungsprozessen verstanden werden, die von der jeweiligen Perspektive und ihrer Analyseebene abhängen. Dazu gilt es einerseits, das wurde bereits erwähnt, die Thematisierung von Strategien, Ressourcen und Dispositionen im Zuge von Beobachtungen erster und zweiter Ordnung zu unterscheiden, und andererseits, vor allem aus der Perspektive des Beobachters beziehungsweise der Beobachterin zweiter Ordnung, Analyseebenen zu differenzieren und ihre gegenseitige Verknüpfung zu charakterisieren. Die Frage danach, was also eine Strategie, eine Ressource oder eine Disposition ist, ist vor allem abhängig von der jeweils in den Blick genommenen Analyseebene. Und schließlich erweisen sich Strategien, Ressourcen und Dispositionen als über verschiedene Analyseebenen hinweg miteinander verknüpft: So können beispielsweise Strategien auf der einen Ebene je nach empirischem Fall von Ressourcen auf einer anderen Ebene abhängen oder zur Entwicklung von Dispositionen auf diesen Ebenen führen et cetera.

Mit Blick auf dieses auf Prozessualität, Relationalität und Konstruktionalität abstellendes und zwischen Notwendigkeit und Kontingenz vermittelndes Verständnis nicht nur von Resilienzprozessen insgesamt, sondern auch von Strategien, Ressourcen und Dispositionen als Dimensionen von Resilienzprozessen, soll im nächsten Schritt diskutiert werden, wie Katastrophenerinnern resilienzanalytisch als Strategie, Ressource und/oder Disposition verstanden werden kann.

5 **Katastrophenerinnern als Strategie, Ressource und Disposition**

Eine Theorie des Katastrophenerinnerns bietet für die Untersuchung von Resilienzprozessen das analytische Potential, die zuvor angesprochene Verzahnung zwischen unterschiedlichen zeitlichen Dimensionen noch präziser in den Blick nehmen zu können (vgl. Dimbath und Heinlein 2015, S. 19 ff.). Dabei verspricht eine solche Theorie – oder zumindest ein ausgearbeitetes Konzept von Katastrophenerinnern –, dieses Desiderat der bisherigen Resilienzforschung systematischer adressieren zu können, als dies in den bisherigen sozialökologischen Konzepten und Modellen, und insbesondere im Fall der »remember«-Verbindung, geschieht. Dafür wird im Anschluss gezeigt, wie Katastrophenerinnern als Strategie, Ressource oder Disposition von und innerhalb Resilienzprozessen verstanden werden kann. Auf diese Weise soll ein Konzept von Katastrophenerinnern in die Entwicklung eines soziologischen

Resilienzkonzepts eingebunden und zugleich gezeigt werden, wie dieses als zwischen den analytischen Polen von Notwendigkeit und Kontingenz vermittelnd konzeptualisiert werden kann.

Erneut gilt es dabei zu betonen, dass diese Verständnisse von Katastrophenerinnern vor allem dann analytisch fruchtbar erscheinen, wenn sie in der zuvor angesprochenen, sozialkonstruktiv fundierten Mehrebenenoptik über verschiedene Analyseebenen hinweg miteinander verbunden, systematisch aufeinander bezogen und somit übergreifende (Nebenfolgen-)Dynamiken zwischen Strategien, Ressourcen und Dispositionen untersucht werden.

5.1 Katastrophenerinnern als Strategie

Wird Katastrophenerinnern im Rahmen von Resilienzprozessen als Strategie verstanden, so wird damit ein intentionaler, instrumenteller Aspekt des Erinnerns angesprochen: Erinnern bedeutet hier, mehr oder weniger gezielt auf vergangene Ereignisse, Erlebnisse und Erfahrungen zurückzugreifen (vgl. Dimbath und Heinlein 2015, S. 82 ff.). Damit knüpft dieses Verständnis von Katastrophenerinnern unmittelbar an die auf Intentionalität abstellende Interpretation von Erinnern bei Dimbath und Heinlein an:

»Wenn ich mich an etwas erinnere, frage ich bewusst meinen Erfahrungszusammenhang an. Erinnern ist intentionales Handeln, ein Rückgriff auf die Spuren vergangener Erlebnisse in meinem Bewusstsein. Ich wende mich meinem Inneren zu, ich erinnere.« (Dimbath und Heinlein 2015, S. 87)

Und weiter:

»Wir begreifen Erinnern als gezielten – nicht: automatischen – Rückgriff auf diejenigen Spuren vergangener Erlebnisse, die wir als Erfahrung bezeichnet haben. [...] Erinnern ist immer mit Bewusstheit und damit mit Sinn verbunden. Es bietet Orientierung für die Bewältigung von Situationen, wenn wir uns orientieren wollen.« (Dimbath und Heinlein 2015, S. 88, Hervorhebung im Original)

Mit einem solchen intentionalen Verständnis von Katastrophenerinnern wird explizit auf die Rolle von ›agency‹ im Rahmen sozialer Prozesse hingewiesen. Im Kontrast dazu reicht das Konzept der »remember«-Verbindung aus der sozialökologischen Figur der Panarchy nicht aus, um Prozesse des Erinnerns verstehen und analytisch zugänglich machen zu können, weil es Erinnern ausschließlich als automatische, systemische Funktion interpretiert.

Im Kontrast zu einer zu kurz greifenden Vorstellung der umfassenden Plan- und Steuerbarkeit des Sozialen wird diese intentionale Interpretation von Katastrophenerinnern allerdings gerahmt, indem sie als Form des »*orientierenden Erinnerns*« (Dimbath und Heinlein 2015, S. 88), wie Dimbath und Heinlein in Anschluss an Schütz zeigen, vom Handlungsziel her gedacht wird und insofern »*jeder Handlungsentwurf eine Vorerinnerung ist*« (Dimbath und Heinlein 2015, S. 88). Die ex ante-orientierten, intentionalen Strategien (und das solchermäßen verstandene Katastrophenerinnern) werden also systematisch in eine ex post-Konstellation eingebettet, in und durch die sie erst sinnhaft werden.

Durch die nachfolgend zu skizzierende Rückbindung des intentionalen Verständnisses von Katastrophenerinnern an Verständnisse von Katastrophenerinnern als Ressource und Disposition, soll dieser intentionale Aspekt noch weiter gerahmt werden, um stärker auch die Rolle von Strukturnotwendigkeiten aufzeigen zu können.

5.2 Katastrophenerinnern als Ressource

Im Kontrast zu diesem intentionalen, aktiven Verständnis von Katastrophenerinnern gilt es, auch auf eher passive, strukturelle Aspekte hinzuweisen: Erinnern also als Ressource, die genutzt werden kann, um mit aktuellen katastrophischen Herausforderungen umgehen zu können. Dabei kann Erinnern in doppelter Hinsicht als Ressource im Fokus stehen: einmal, indem das Erinnerte als Ressource verstanden, und einmal, indem der Akt des Erinnerns selbst beziehungsweise die Fähigkeit zu Erinnern entsprechend interpretiert wird.

Wenn das Erinnerte als Ressource verstanden werden soll, dann könnte hier gegebenenfalls statt vom aktiv formulierten Erinnern passiver von einem sozialen Gedächtnis gesprochen werden; ein Erinnerungsvorrat, auf den zurückgegriffen werden kann. Dies betrifft für den Fall des Katastrophenerinnerns dann beispielsweise Erinnerungen daran, wie mit früheren katastrophischen Herausforderungen umgegangen wurde, welche Strategien sich in welchen Kontexten als hilfreich erwiesen haben, aber auch, welche Maßnahmen entweder keine (für den Umgang mit der katastrophischen Herausforderung) produktiven Effekte zeitigten oder vielleicht sogar problematische, paradoxe Nebenfolgendynamiken mit sich brachten. Und auch die grundsätzliche Erinnerung daran, welche Phänomene ex post als Katastrophe gelten können (auch dies natürlich verstanden als (Re-)Konstruktion eines nur vermeintlich objektiven Tatbestands) und was sich letztlich als weniger kritische Konstellation erwiesen hat, kann als Beispiel einer Interpretation des Erinnerten als Ressource betrachtet werden. Bei einem solchen

Verständnis besteht allerdings die Gefahr, dass Erinnern zu passiv gedacht und nur als bestehendes Wissensreservoir verstanden wird, auf welches ein bloß reaktiver Rückbezug stattfindet. Im Sinne der sozialkonstruktiven Grundlegung des hier vertretenen Resilienzkonzepts würde damit eine essenzialistische Trennung zwischen Subjekt und Objekt vertreten, die nicht überzeugen kann. Im Sinne einer analytischen Zuspitzung könnte eine solche passive Form des Gedächtnisses als Ressource aber zumindest mitbedacht werden, auch wenn sie unmittelbar mit aktiveren Konzeptualisierungen von Erinnern – unter anderem im Sinne von Strategien und Dispositionen – verknüpft werden muss.

Entsprechend merken Dimbath und Heinlein in Anknüpfung an sozialphänomenologische wie an differenzierungstheoretische Überlegungen an, dass »*Gedächtnis nicht als Speicher sondern als Mechanismus zu begreifen [ist], der den Bezug auf bestehende Strukturen organisiert*« (Dimbath und Heinlein 2014, S. 15). Damit rückt das Verständnis von Erinnern als Akt des Erinnerns und als Fähigkeit zu Erinnern im Kontrast zu dessen Interpretation als vermeintlich passivem Gegenstand des Erinnerten (also die »*bestehende[n] Strukturen*«) wieder in den Vordergrund. Auch insofern kann Katastrophenerinnern allerdings als Ressource verstanden werden: Wenn sich nämlich die beteiligten Akteure im Umgang mit aktuellen katastrophischen Herausforderungen im Rahmen der Realisierung ihrer Strategien ihrer Fähigkeit bewusst werden, sich erinnern zu können und diesem Erinnern einen produktiven Wert zurechnen. Erinnern wäre hier also als Ressource zweiter Ordnung, als Potential der Aktivierung von Ressourcen erster Ordnung (im Sinne des zuvor genannten, passiv verstandenen Gedächtnisses) zu verstehen.

Deutlich wird bei diesem Verständnis von Katastrophenerinnern als Ressource, dass es zwar prinzipiell – und vor allem in zuspitzendem, typologischem Interesse – möglich ist, die passiven, strukturellen Aspekte des Erinnerns in den Mittelpunkt zu rücken. Ohne eine Rückbindung an stärker auf Aktivität abstellende Konzepte von Erinnern läuft diese Konzeptualisierung allerdings Gefahr, eine Subjekt-Objekt-Dichotomie zu reproduzieren, die im hier diskutierten Resilienzkonzept ja gerade dialektisch überwunden werden soll.

5.3 Katastrophenerinnern als Disposition

Schließlich lässt sich Katastrophenerinnern auch zwischen diesen analytischen Polen, also zwischen einem dominant intentional-aktiven Verständnis einerseits und einem vor allem – aber nicht ausschließlich – passiven, auf Strukturierungseffekte abstellenden Verständnis andererseits, verorten: Katastrophenerinnern als Disposition stellt dezidiert auf die Verknüpfung dieser Aspekte ab.

Erneut ist hier der Begriff des Schemas von zentralem Interesse (vgl. Dimbath und Heinlein 2014, S. 15 f.): Katastrophenerinnern kann damit, wie zuvor angesprochen, verstanden werden als durch vergangene Erfahrungen strukturierte »*Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix*« (Bourdieu 1976, S. 169, Hervorhebung im Original), die die Einordnung neuer Ereignisse (als Katastrophen) strukturiert und so einen Rahmen für zukünftige Handlungen angesichts dieser Katastrophenwahrnehmungen herstellt. Als Disposition zeichnet sich Katastrophenerinnern dabei in seiner Vergangenheit, Gegenwart und mögliche Zukünfte verbindenden Funktion aus und kann damit potenziell Aktivitäts- wie Passivitätszuschreibungen überwinden: Gerade weil Dispositionen als »*expliziter Vergangenheitsbezug*« (Dimbath und Heinlein 2014, S. 16) strukturiert sind und zukünftige Handlungsvollzüge strukturierend prägen, schlagen sie eine analytische Brücke zwischen den verschiedenen Zeitbezügen.

Dabei stellt das Verständnis von Katastrophenerinnern als Disposition nicht nur auf Erinnern ab, sondern koppelt dieses mit der Notwendigkeit des Vergessens (vgl. auch Dimbath und Heinlein 2015, S. 205 ff.). So formulieren Dimbath und Heinlein zum Konzept des Schemas:

»Das Schema verhindert, dass neu hinzutretende Ereignisse immer wieder als völlig neu erlebt und verarbeitet werden müssen. Indem es Wiederholungen erkennt, ermöglicht es ein Vergessen bekannter Strukturmomente. Nur das, was wirklich als neu erkannt wird, macht eine Anpassung des Schemas – oder wenn man so will: des sozialen Typs – erforderlich. Es ist also die Struktur des Schemas oder Typs, die die Grundlage für die Entscheidung bildet, was als relevant für weitere Handlungen oder Operationen erachtet werden soll und was nicht.« (Dimbath und Heinlein 2014, S. 15 f.)

Hier lässt sich die Verknüpfung zur Frage der Konstruktionalität in wissenssoziologischer Absicht verdeutlichen: Die Historizität der Dispositionen setzt Relevanzen (vgl. beispielsweise Schütz 2004b; Schütz und Luckmann 2017, S. 252 ff.; Dimbath und Heinlein 2015, S. 54 ff.), durch die »*Wahrnehmung, Situationsdefinition, Handlung und Verhalten im teils automatisierten, routinisierten, inkorporierten oder auch ausnahmsweise intentionalen Rückgriff auf vergangene Erlebnisse orientiert werden*« (Dimbath und Heinlein 2014, S. 9).

Im Gegensatz zu einem engen Pfadabhängigkeitskonzept, welches durch einen »*impliziten Konservatismus*« (vgl. Beyer 2006, S. 11 ff.) und einen Fokus auf Reproduktions- und Stabilitätseffekte charakterisiert ist (vgl. dazu beispielsweise kritisch: Boas 2007; Crouch und Farrell 2004) – und sich damit von einem breiteren Verständnis von Pfadabhängigkeit abgrenzt, wie es Dimbath und Heinlein (2015, S. 70, Fußnote 64) thematisieren –, soll diese Relevanzsetzungsfunktion

von Dispositionen aber gerade nicht auf den bloßen Strukturierungseffekt von zukünftigen Handlungsoptionen und -vollzügen verengt werden. Soll der Dispositionsbegriff zwischen einem aktiven und einem passiven Verständnis von Katastrophenerinnern vermitteln, so gilt es demgegenüber, die zugleich Möglichkeitshorizonte erst eröffnende Wirkung von Dispositionen zu betonen: keine Determination, aber (flexible) Rahmung ist es, um die es hier gehen soll. Im konkreten Fall des Umgangs mit Katastrophen heißt das: Ob und wie Katastrophen als Katastrophen wahrgenommen werden und welche Konsequenzen dies für den Umgang mit ihnen (als Rückgriff auf Strategien und Ressourcen) hat, wird zwar grundsätzlich von einem Katastrophenerinnern als Disposition gerahmt, welche konkreten Ausprägungen innerhalb dieses Rahmens aber letztlich realisiert werden, bleibt dabei offen.

6 Resümee

Das Zusammenspiel von Kontinuitäten und Diskontinuitäten ist ein zentrales Merkmal von Katastrophen. Dabei ist aus Resilienzanalytischer Perspektive vor allem ihre dialektische Verknüpfung von Interesse. So werden Katastrophen einerseits als Diskontinuitäten, als ›Brüche‹ erlebt: Mit der Katastrophe scheint sich alles zu ändern; was zuvor als selbstverständlich angenommen wurde, existiert nun potenziell nicht mehr (Leben, Lebensgewohnheiten, Infrastrukturen und vielleicht am grundlegendsten: ontologische Sicherheit und fungierendes Vertrauen (vgl. Giddens 1995; Endreß 2010b, 2013; Endreß und Pabst 2013)) und zukünftige Handlungsoptionen sind vor diesem Hintergrund grundlegend in Frage zu stellen und gegebenenfalls zu verändern. Andererseits – und zugleich – gibt es aber auch angesichts von Katastrophen Kontinuitäten und mehr noch, Katastrophen können sogar Kontinuitätseffekte erzeugen, wenn etwa das Bewältigen von Katastrophen zur langfristigen Anpassung und Transformation von Gesellschaften führt, diese so mit zukünftigen Katastrophen besser umgehen können und auf diese Weise eine Kontinuität gesellschaftlicher Figurationen insgesamt – wenn auch nicht in ihrer konkreten bisherigen Ausformung (vgl. Endreß/Rampp 2014; Rampp 2019) – möglich wird. Das Konzept der Resilienz als sozialkonstruktiv fundierte, relationale Prozessheuristik scheint ein vielversprechender analytischer Ansatzpunkt zu sein, um solche dialektischen Prozesskonstellationen zukünftig besser untersuchen zu können.

Zugleich ist die Wahrnehmung von Katastrophen selbst oft eine Frage von Kontinuitäten und Diskontinuitäten: Konstruktionen von disruptiven Phänomenen als Katastrophen sind nicht zuletzt das Ergebnis von vorher-

gehenden katastrophischen Erfahrungen, aus denen ebenso die Stabilisierung von Wahrnehmungen und Erwartungen folgen kann (besonders eindrücklich im Fall von langfristigen Nieder- und Untergangsszenarien), wie der Impuls, angesichts dieser Erfahrungen Anpassungs- und Transformationsprozesse einzuleiten.

Vor diesem Hintergrund spielt eine Theorie des Katastrophenerinnerns eine zentrale Rolle für die Frage danach, wie sich Vergangenheit, Gegenwart und mögliche Zukünfte in katastrophischen Konstellationen im Allgemeinen und in Resilienzprozessen im Besonderen miteinander verschränken. Einem wesentlichen Desiderat zur Beantwortung dieser Frage widmeten sich die zuvor dargestellten Überlegungen dabei im Speziellen: der Verknüpfung der analytischen Pole von Notwendigkeit und Kontingenz durch die konzeptionelle Differenzierung und systematische Verbindung von Katastrophenerinnern als Strategie, Ressource und Disposition. Dabei wurde sowohl das Erfordernis ausgemacht, Katastrophenerinnern sowohl in einer aktiveren wie in einer passiveren Lesart zu verstehen, als auch darauf hingewiesen, dass diesen verschiedenen Dimensionen von Katastrophenerinnern in Resilienzprozessen insbesondere bezüglich ihrer Mehrebenenverknüpfungen nachzugehen ist.

Mit der Thematisierung und weiteren Ausarbeitung dieser Fragen kann das Resilienzkonzept nicht nur von einer Theorie des Katastrophenerinnerns wichtige analytische Einsichten gewinnen, sondern potenziell auch dazu beitragen, Überlegungen zum Katastrophenerinnern noch stärker für die Untersuchung nicht-linearer Prozesse zwischen Kontinuität und Diskontinuität fruchtbar zu machen.

Literatur

- Abbott, Andrew. 2016. *Processual sociology*. Chicago: University of Chicago Press.
- Berger, Peter L., und Thomas Luckmann. 1969. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Beyer, Jürgen. 2006. *Pfadabhängigkeit. Über institutionelle Kontinuität, anfällige Stabilität und fundamentalen Wandel*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Blum, Sabine, Martin Endreß, Stefan Kaufmann, und Benjamin Rampp. 2016. Soziologische Perspektiven. In *Multidisziplinäre Perspektiven der Resilienzforschung*, Hrsg. Rüdiger Wink, 151–177. Wiesbaden: Springer.
- Boas, Taylor C. 2007. Conceptualizing continuity and change. The composite-standard model of path dependence. *Journal of Theoretical Politics* 19 (1): 33–54.
- Bourbeau, Philippe. 2013. Resiliencism: Premises and promises in securitization research. *Resilience* 1 (1): 3–17.
- Bourbeau, Philippe. 2018. *On resilience. Genealogy, logics, and world politics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bourdieu, Pierre. 1976. *Entwurf einer Theorie der Praxis: Auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Bourdieu, Pierre. 1983. Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In *Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt Sonderband 2*, Hrsg. Reinhard Kreckel, 183–198. Göttingen: Schwartz.
- Bühl, Walter L. 1990. *Sozialer Wandel im Ungleichgewicht. Zyklen, Fluktuationen, Katastrophen*. Stuttgart: Enke.
- Chandler, David. 2014a. Beyond neoliberalism: Resilience, the new art of governing complexity. *Resilience: International Policies, Practices and Discourses* 2 (1): 47–63.
- Chandler, David. 2014b. *Resilience. The governance of complexity*. London: Routledge.
- Chandler, David, und Julian Reid. 2016. *The neoliberal subject. Resilience, adaptation, and vulnerability*. London: Rowman & Littlefield.
- Christmann, Gabriela B., und Thorsten Heimann. 2017. Understanding divergent constructions of vulnerability and resilience: Climate change discourses in the german cities of lübeck and rostock. *International Journal of Mass Emergencies and Disasters* 35 (2): 120–143.
- Christmann, Gabriela B., und Oliver Ibert. 2016. Eine sozialräumliche Perspektive auf Vulnerabilität und Resilienz. Sozialkonstruktivismus, Akteur-Netzwerk-Theorie und relationale Raumtheorie im Dialog. In *Multidisziplinäre Perspektiven der Resilienz-forschung*, Hrsg. Rüdiger Wink, 233–262. Wiesbaden: Springer.
- Christmann, Gabriela, Oliver Ibert, Heiderose Kilper, und Timothy Moss. 2011. *Vulnerabilität und Resilienz in sozio-räumlicher Perspektive. Begriffliche Klärungen und theoretischer Rahmen*, Working Paper No. 44. Erkner: Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung. https://leibniz-irs.de/fileadmin/user_upload/IRS_Working_Paper/wp_vulnerabilitaet.pdf. Zugriffen: 19. Sept. 2018.
- Clausen, Lars. 1983. Übergang zum Untergang. Skizze eines makrosoziologischen Prozeßmodells der Katastrophe. In *Einführung in die Soziologie der Katastrophen*, Hrsg. Lars Clausen und Wolf R. Dombrowsky, 43–79. Bonn: Osang.
- Clausen, Lars. 1994. *Krasser sozialer Wandel*. Opladen: Leske + Budrich.
- Crouch, Colin, und Henry Farrell. 2004. Breaking the path of institutional development? Alternatives to the new determinism. *Rationality and Society* 16 (1): 5–43.
- Cumming, Graeme S. 2016. Heterarchies: Reconciling networks and hierarchies. *Trends in Ecology & Evolution* 31 (8): 622–632.
- Dimbath, Oliver, und Michael Heinlein. 2014. Arbeit an der Implementierung des Gedächtniskonzepts in die soziologische Theorie – Eine Einleitung. In *Die Sozialität des Erinnerns. Beiträge zur Arbeit an einer Theorie des sozialen Gedächtnisses*, Hrsg. Oliver Dimbath und Michael Heinlein, 1–23. Wiesbaden: Springer VS.
- Dimbath, Oliver, und Michael Heinlein. 2015. *Gedächtnissoziologie*. Paderborn: Fink.
- Dombrowsky, Wolf R. 1983. Vom ›Stage Model‹ zum ›Copability Profile‹: Katastrophen-soziologische Modellbildung in praktischer Absicht. In *Einführung in die Soziologie der Katastrophen*, Hrsg. Lars Clausen und Wolf R. Dombrowsky, 81–102. Bonn: Osang.
- Elias, Norbert. 1969. *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Bd. 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes*. Bern: Francke.
- Elias, Norbert. 1970. *Was ist Soziologie?* München: Juventa.
- Elias, Norbert. 1977. Zur Grundlegung einer Theorie sozialer Prozesse. *Zeitschrift für Soziologie* 6 (2): 127–149.

- Elias, Norbert. 2001. Symboltheorie. Buchreihe *Gesammelte Schriften*, Bd. 13, Hrsg. Reinhard Blomert, Heike Hammer, Johan Heilbron, Annette Treibel und Nico Wilterdink. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Endreß, Martin. 2010a. Unvorhergesehene Effekte – Altes Thema, neue Probleme? In *Dimensionen und Konzeptionen von Sozialität*, Hrsg. Gert Albert, Rainer Greshoff, und Rainer Schützeichel, 13–32. Wiesbaden: VS Verlag.
- Endreß, Martin. 2010b. Vertrauen – Soziologische Perspektiven. In *Vertrauen – Zwischen sozialem Kitt und der Senkung von Transaktionskosten*, Hrsg. Matthias Maring, 91–113. Karlsruhe: KIT Scientific Publishing.
- Endreß, Martin. 2013. Zur Struktur von »Grundvertrauen« und der Vertrauenssignatur in Gegenwartsgesellschaften. In *Grundvertrauen. Hermeneutik eines Grenzphänomens*, Hrsg. Ingolf U. Dalferth und Simon Peng-Keller, 115–144. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt.
- Endreß, Martin. 2015. The social constructedness of resilience. *Social Sciences* 4 (3): 533–545. <https://doi.org/10.3390/socsci4030533>.
- Endreß, Martin. 2019. The socio-historical constructiveness of resilience. In *Resilience in social, cultural and political spheres*, Hrsg. Benjamin Rampp, Martin Endreß, und Marie Naumann, 41–58. Wiesbaden: Springer VS.
- Endreß, Martin, und Andrea Pabst. 2013. Violence and shattered trust – Sociological considerations. *Human Studies. A Journal For Philosophy And The Social Sciences* 36 (1): 89–106.
- Endreß, Martin, und Benjamin Rampp. 2014. Resilienz als Prozess transformativer Auto-genese. Schritte zu einer soziologischen Theorie. *Behemoth. A Journal on Civilisation* 7 (2): 73–102. <https://doi.org/10.6094/behemoth.2014.7.2.834>.
- Endreß, Martin, und Benjamin Rampp. 2015. Resilienz als Perspektive auf gesellschaftliche Prozesse. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie. In *Resilienz im Sozialen. Theoretische und empirische Analysen*, Hrsg. Martin Endreß und Andrea Maurer, 33–55. Wiesbaden: Springer VS.
- Evans, Brad, und Julian Reid. 2014. *Resilient life. The art of living dangerously*. Cambridge: Polity.
- Folke, Carl, Stephen R. Carpenter, Brian Walker, Marten Scheffer, Terry Chapin, und Johan Rockström. 2010. Resilience thinking: Integrating resilience, adaptability and transformability. *Ecology and Society* 15 (4), <http://www.ecologyandsociety.org/vol15/iss4/art20/>. Zugegriffen: 7. Sept. 2018.
- Giddens, Anthony. 1995. *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gunderson, Lance H., und Crawford S. Holling. 2002. *Panarchy. Understanding transformation in human and natural systems*. Washington: Island Press.
- Holling, Crawford S., Lance H. Gunderson, und Donald Ludwig. 2002a. In quest of a theory of adaptive change. In *Panarchy. Understanding transformation in human and natural systems*, Hrsg. Crawford S. Holling und Lance H. Gunderson, 3–22. Washington: Island Press.
- Holling, Crawford S., Lance H. Gunderson, und Garry D. Peterson. 2002b. Sustainability and panarchies. In *Panarchy. Understanding transformation in human and natural systems*, Hrsg. Crawford S. Holling und Lance H. Gunderson, 63–102. Washington: Island Press.

- Holling, Crawford S., und Lance H. Gunderson. 2002. Resilience and adaptive cycles. In *Panarchy. Understanding transformation in human and natural systems*, Hrsg. Crawford S. Holling und Lance H. Gunderson, 25–62. Washington: Island Press.
- Joseph, Jonathan. 2013. Resilience as embedded neoliberalism: A governmentality approach. *Resilience: International Policies, Practices and Discourses* 1 (1): 38–52.
- Joseph, Jonathan. 2018. *Varieties of resilience. Studies in governmentality*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Keck, Markus, und Patrick Sakdapolrak. 2013. What is social resilience? Lessons learned and ways forward. *Erdkunde* 67 (1): 5–19.
- Koselleck, Reinhart. 2000. *Zeitschichten. Studien zur Historik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lorenz, Daniel F. 2013. The diversity of resilience: Contributions from a social science perspective. *Natural Hazards* 67 (1): 7–24.
- Merton, Robert K. 1936. The unanticipated consequences of purposive social action. *American Sociological Review* 1 (6): 894–904.
- Neocleous, Mark. 2012. »Don't be scared, be prepared.« Trauma-Anxiety-Resilience. *Alternatives: Global, Local, Political* 37 (3): 188–198.
- Rampp, Benjamin. 2017. Zur normativen Dimension des Konzepts der Resilienz. In *Ethik in den Kulturen – Kulturen in der Ethik. Eine Festschrift für Regina Ammicht Quinn*, Hrsg. Cordula Brand, Jessica Heesen, Birgit Kröber, Uta Müller und Thomas Potthast, 377–386. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Rampp, Benjamin. 2019. The question of ›Identity‹ in resilience research. Considerations from a sociological point of view. In *Resilience in social, cultural and political spheres*, Hrsg. Benjamin Rampp, Martin Endreß, und Marie Naumann, 59–76. Wiesbaden: Springer VS.
- Rampp, Benjamin. 2020. i.V. Von sozialen Prozessen, Relationen und Konstruktionen. Analytische Potentiale des Resilienzansatzes aus soziologischer Perspektive. In *Resilienz als Prozess. Beiträge zu einer Soziologie von Resilienz*, Hrsg. Martin Endreß und Benjamin Rampp. Wiesbaden: Springer VS.
- Resilience Alliance. o. J.a. *Adaptive Cycle*. <https://www.resalliance.org/adaptive-cycle>. Zugriffen: 7. Sept. 2018.
- Resilience Alliance. o. J.b. *Panarchy*. <https://www.resalliance.org/panarchy>. Zugriffen: 7. Sept. 2018.
- Schütz, Alfred. 2004a. Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Buchreihe *Alfred Schütz Werkausgabe, Bd. II*, Hrsg. Martin Endreß und Joachim Renn. Konstanz: UVK.
- Schütz, Alfred. 2004b. Das Problem der Relevanz. In *Relevanz und Handeln 1. Zur Phänomenologie des Alltagswissens*. Buchreihe Alfred Schütz Werkausgabe, Bd. VI.1, Hrsg. Elisabeth List, 57–249. Konstanz: UVK.
- Schütz, Alfred. 2010. Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In *Zur Methodologie der Sozialwissenschaften*. Buchreihe Alfred Schütz Werkausgabe, Bd. IV, Hrsg. Thomas S. Eberle und Gerd Sebald, 329–399. Konstanz: UVK.
- Schütz, Alfred, und Thomas Luckmann. 2017. *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz: UVK.
- Schützeichel, Rainer. 2015. Pfade, Mechanismen, Ereignisse. Zur gegenwärtigen Forschungslage in der Soziologie sozialer Prozesse. In *Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen*, Hrsg. Rainer Schützeichel und Stefan Jordan, 87–147. Wiesbaden: Springer VS.

- Schützeichel, Rainer, und Stefan Jordan. 2015. *Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Simmel, Georg. 1966. *Über soziale Differenzierung. Sociologische und psychologische Untersuchungen*. Amsterdam: Liberac.
- Simmel, Georg. 1968. *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesammelte Werke*, Bd. 2. Berlin: Duncker & Humblot.
- Voss, Martin. 2006. *Symbolische Formen. Grundlagen und Elemente einer Soziologie der Katastrophe*. Bielefeld: transcript.
- Voss, Martin. 2010. Resilienz, Vulnerabilität und transdisziplinäre Katastrophenforschung. In *Jahrbuch für europäische Sicherheitspolitik 2009/2010*, Hrsg. Alexander Siedschlag, 67–84. Baden-Baden: Nomos.
- Weber, Max. 1976. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, Hrsg. Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr.
- Westley, Frances, Stephen R. Carpenter, William A. Brock, Crawford S. Holling, und Lance H. Gunderson. 2002. Why systems of people and nature are not just social and ecological systems. In *Panarchy. Understanding transformation in human and natural systems*, Hrsg. Crawford S. Holling und Lance H. Gunderson, 103–119. Washington: Island Press.

Dr. phil. Benjamin Rampp, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Trier in der DFG-Forschungsgruppe „Resilienz. Gesellschaftliche Umbruchphasen im Dialog zwischen Mediävistik und Soziologie“. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Soziologische Theorie, Prozesssoziologie, Politische Soziologie, Soziologie des Vertrauens, Soziologie der Sicherheit, Gouvernementalität und Resilienz.

Das Vergessen und Erinnern zukünftiger Katastrophen. Wissens- und zeitsoziologische Perspektiven

Dietmar Rost

1 Einleitung

Wissen über in der Zukunft drohende Gefahren und Risiken ist ein wesentlicher Faktor der Abwehr, Minderung und Bewältigung wenn nicht von Katastrophen selbst, so doch zumindest eines Teils ihrer Folgen. Solches Wissen über Zukünftiges beruht auf in der Vergangenheit Erfahrenem, das festgehalten, also erinnert und nicht vergessen wurde. Bereits diese Angewiesenheit auf der Vergangenheit entstammende Erfahrungen zeigt den Stellenwert, den die Erinnerungs- und Vergessensforschung für die Katastrophenforschung allgemein und speziell für Fragen nach den Inhalten und Umfängen von Katastrophenwissen besitzt. Doch neben Retrospektivem schließt Katastrophenwissen beinahe zwangsläufig auch Prospektives ein. Die Fortschreibung bisheriger Erfahrungswerte und daraus folgende Befürchtungen können zu Motiven eines auf drohende Katastrophen bezogenen Handelns werden. Gefahren, die weiterhin oder neu drohen, und Handlungsentwürfe, die auf Abwehr beziehungsweise Bewältigung drohender Katastrophen zielen, bilden demzufolge einen Bereich des Katastrophenwissens, zu dem sich wie im Falle des Wissens um Vergangenes in gleicher Weise Fragen zu Konstitution, Inhalten und Umfängen dieses Wissens stellen. Damit geht es zugleich um das Verhältnis zwischen dem auf Kommendes und dem auf Vergangenes bezogenen Wissen.

Ausgehend von Ansätzen der Wissenssoziologie, der Gedächtnis- und Erinnerungsforschung wie auch der Zeitforschung wird im Folgenden auf einer

D. Rost (✉)
Wolfenbüttel, Deutschland
E-Mail: di.rost@ostfalia.de

theoretisch-begrifflichen Ebene untersucht, wie in der Zukunft drohende Katastrophen vergegenwärtigt werden und welche Grenzen des Vergegenwärtigens drohender Katastrophen sich auf diesem Wege erkennen lassen. Das Interesse richtet sich darauf, was hinsichtlich kommender Katastrophen gewusst beziehungsweise gerade nicht gewusst werden kann, was also erinnert und was vergessen wird. Damit zielt diese Untersuchung auf einen Beitrag zur Klärung grundlegender Fragen der Vergegenwärtigung zukünftiger Katastrophen: Ist es sinnvoll, den Bezug auf Zukünftiges mittels Begriffen wie *erinnern* und *vergessen* zu reflektieren? Welche Erkenntnisse zu Katastrophenwissen eröffnet die Perspektive einer wissenssoziologisch fundierten Erinnerungs- und Vergessensforschung? Wie lassen sich die Mechanismen der Vergegenwärtigung von Zukünftigem genauer beschreiben? Was bedeutet dies für das Wissen um in näherer und fernerer Zukunft drohende Gefahren katastrophischen Ausmaßes und für den Umgang mit solchen Gefahren und Risiken? Welche Faktoren bestimmen die Reichweite von Zeithorizonten des Erinnerns zukünftiger Katastrophen, das heißt des Vergessens zukünftiger Katastrophen? Insgesamt geht es um eine Sondierung des Erkenntnispotentials, das in der Bearbeitung dieser Fragen ausgehend von einer wissenssoziologischen Perspektive und mittels einiger Konzepte aus der Gedächtnis- und Erinnerungsforschung liegt.

Wenn im Folgenden von Katastrophen gesprochen wird, unterliegt zumeist ein Bezug auf Naturkatastrophen. Hierin zeigen sich Ursprünge dieser Untersuchung, die in den Forschungsprojekten *Katastrophenerinnerung* und *Shifting Baselines* eines auf Folgen des Klimawandels ausgerichteten Forschungsschwerpunkts¹ liegen. Nachdem zunächst mit Blicken auf Katastrophenforschung (2), Wissenssoziologie (3), Gedächtnisforschung (4) und Zeitforschung (5) Grundlagen erörtert werden, untersucht dieser Beitrag das Vergessen und Erinnern zuerst von vergangenem Katastrophengeschehen (6), um darauf aufbauend Grundzüge des Vergessens und Erinnerns von in der Zukunft drohenden Katastrophen zu skizzieren (7).

¹Die Leitung dieser am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (KWI) durchgeführten und von der Stiftung Mercator geförderten Projekte lag bei Harald Welzer; ausführlich dazu Rost (2014), vgl. auch Böcker (in diesem Band). Der vorliegende Beitrag geht zurück auf ein nun vollständig überarbeitetes und erweitertes Referat (Rost 2015) im Rahmen der Veranstaltung *Gedächtnis in der Krise – Krise des Gedächtnisses* beim DGS-Kongress 2014, die Oliver Dimbath und Michael Heinlein organisierten. Beiden sei für Kommentare und Hinweise gedankt.

2 Naturkatastrophen und Katastrophenwissen

Wenn allgemein von Naturkatastrophen die Rede ist, so bezieht sich das auf Manifestationen von Naturkräften, die massiv und gefährdend auf gesellschaftliches Leben einwirken. Sozialwissenschaftlich hat Lars Clausen dies als krassen Wandel bezeichnet. Es geht um Wandel, der mit hoher Dynamik materielle, soziale und kulturelle Aspekte bedroht. Katastrophen zerstören Lebens- und Arbeitsräume, sie durchbrechen gewohnte Handlungsmuster, und als Entsetzen erzeugendes Geschehen fordern sie mit anschließenden Fragen, die sich zu den Gründen des erfahrenen Unheils stellen, bislang geltende Deutungsmuster heraus. Insofern sind Katastrophen als eine extrem rapide und hochkomplexe Form sozialen Wandels zu verstehen, die zudem irrationale Deutungen begünstigt (Clausen 2003, S. 59).

Sozialwissenschaftlich werden Katastrophen mit einem Fokus auf ihre sozialen Aspekte begriffen (Quarantelli 1987, S. 22). Katastrophen betreffen nicht einzelne Personen, sondern Kollektive. Innerhalb bestimmter Räume erleben diese eine kollektive Bedrohung, die nur mittels kollektiven Handelns bewältigt werden kann. Auch die Ursachen von Naturkatastrophen schließen soziale Faktoren ein und sind nicht allein naturseitig. Das Beispiel Flusshochwasser lässt solche anthropogenen Faktoren leicht erkennen. In welchem Maße sich Naturkräfte katastrophal auswirken, ergibt sich zudem aus der Verwundbarkeit der gesellschaftlichen (Infra-)Strukturen (Vulnerabilität) und der gesellschaftlichen Widerstandsfähigkeit gegenüber sich manifestierenden Naturgefahren (Resilienz).

Ein wesentlicher Faktor der Einwirkung auf Naturgefahren sowie der Vulnerabilität und Resilienz liegt im gesellschaftlich akkumulierten Wissen um Naturgefahren. Entsprechende Wissensbestände ermöglichen eine Reduktion der Gefährdung durch Vorausschau (*precaution*), Vorsorge (*mitigation*), Vorbereitung (*preparedness*) und Bewältigungsstrategien (*response*; vgl. dazu Tierney et al. 2001). In diesen als Katastrophenschutz zu bezeichnenden Funktionen zeigt sich, dass prospektives Katastrophenerinnern deutliche Züge von *self-destroying prophecies* (Merton 1948, S. 196) besitzen kann. Die Vergegenwärtigung von in der Zukunft drohenden Katastrophen kann – und häufig soll sie das – dazu beitragen, die erinnerte Zukunft anders als aktuell zunächst vorgestellt werden zu lassen, das heißt drohende Katastrophen abzuwehren beziehungsweise zu mindern. Insofern erweist sich das Erinnern des Zukünftigen zugleich als ein Vergegenwärtigen von möglichen Zukünften, die sich hinsichtlich ihrer Wünschbarkeit wie auch Wahrscheinlichkeit unterscheiden (vgl. Urry 2016, S. 116). Dies zeigt einen deutlichen Unterschied zwischen Vergangenheits- und Zukunftserinnern.

Mit der anthropogenen Beeinflussung von Naturgefahren gehen zwei Herausforderungen für das gesellschaftliche Wissen um drohende Naturgefahren einher. Zum einen verlangt eine Veränderung der Häufigkeit wie auch des Ausmaßes von Extremereignissen eine dynamische Betrachtungsweise, die nicht einfach Erfahrungswerte aus der Vergangenheit fortschreibt, sondern auch die Möglichkeit von deren zukünftiger Variation erfasst. Die Annahme eines *und so weiter* bezüglich der Häufigkeit und des Ausmaßes von katastrophischen Naturereignissen wird besonders problematisch, wenn beides längerfristigen Veränderungen unterliegt. In solchen Fällen entsteht die Notwendigkeit, den Wandel vergangener und zukünftiger Naturgefahren in Katastrophenwissen und Risikokalkulation einzuschließen. Das bedeutet zugleich, Katastrophenwissen um Wissen über Nichtwissen (Wehling 2007) zu erweitern, um die sich etwa im Kontext anthropogener Klimakatastrophen (Clausen 2010) abzeichnende Kontingenz von Naturgefahren zu erfassen. Zum anderen dehnen sich mit dem steigenden Vermögen des gesellschaftlichen Eingreifens in die Natur mögliche anthropogene Einflüsse auf Naturgefahren – die insofern als Naturrisiken (Luhmann 1993, S. 327) verstanden werden können – in zeitlich immer weiter entfernte Zukünfte aus. Eine Voraussetzung der Reflexion und Minderung dieser zeitlich zunehmend weit ausgreifenden anthropogenen Naturgefahren liegt daher in entsprechend weit ausgreifenden Zeithorizonten des Vergewärtigens von Zukünftigem.

Festzuhalten bleibt hier, dass Chancen der gesellschaftlichen Vorbereitung auf drohende Naturgefahren, Möglichkeiten der Bewältigung ihrer primären und sekundären Auswirkungen wie auch die Vulnerabilität und Resilienz eng mit dem jeweiligen Katastrophenwissen zusammenhängen, genauer gesagt mit der Bezugnahme auf vergangenes wie auch auf zukünftiges Katastrophengeschehen. Insofern stellen sich der Katastrophenforschung unweigerlich die im Folgenden zu behandelnden Fragen, wie und in welchen zeitlichen Reichweiten vergangenes wie auch kommendes Katastrophengeschehen zu vergegenwärtigen ist.

3 Der wissenssoziologische Ansatz

Da der Erfahrungs- und Wissensbildung zu vergangenen wie auch drohenden Naturgefahren und -katastrophen erhebliche Bedeutung für den Umgang mit diesen zukommt, liegt die Wahl einer wissenssoziologisch begründeten Untersuchungsperspektive nahe. Den wissenssoziologischen Ansatz zeichnet aus, dass er bei der Rekonstruktion des Wissens, mit dem Menschen sowohl in ihrem Alltag allgemein als auch in spezifischen Lebensbereichen und -situationen

umgehen, unmittelbar von den Formen des Erlebens, Erfahrens und Vorstellens ausgeht (Reckwitz 2006, S. 366 ff.).

Alfred Schütz (ASW) liefert mit seinem Versuch einer konzeptionellen Grundlegung der Sozialwissenschaften mittels der phänomenologischen Untersuchung der Konstitution von sozialem Sinn, das heißt von Bedeutungs- und Wissensstrukturen, einen der zentralen Beiträge zur Entwicklung des wissenssoziologischen Ansatzes. Anknüpfend an Bergson und Husserl nähert sich Schütz der inneren Zeiterfahrung und beobachtet gewissermaßen mikroskopisch, wie Erlebtes in Erfahrungen, Symbolisierungen und Typisierungen transformiert wird und wie sich in dieser Weise Wissensbestände aufbauen, die schließlich ausdifferenziert werden und zu mannigfaltigen Wirklichkeiten beziehungsweise unterschiedlichen Wissensordnungen gerinnen – beispielsweise zu den Wissensordnungen von Lebenswelt oder Wissenschaft.²

Während die jeweils vorrätigen Wissensbestände einerseits quasi automatisch ablaufende Handlungsroutinen ermöglichen, führt das Erleben von Kontingenz und Problemen andererseits zu einer intentionalen Ausrichtung auf spezifische Themen, das heißt zu Reflexion. Im Zuge der Reproduktion von Vergangenem (Retention) wie auch der Vorerinnerung von Kommendem (Protention) stellen dabei Gedächtnis und Erinnern grundlegende Mechanismen dar (Schütz ASW II, S. 285 ff.).

4 Erinnern und Vergessen – Vergegenwärtigungen und Nichtvergegenwärtigungen von Vergangenem und Zukünftigem

Es zeigte sich bereits, dass Fragen zur Genese von Katastrophenwissen wie auch zu dessen Potentialen und Grenzen grundsätzlich die Aspekte der Erfahrungsbildung und der Verknüpfung von Gegenwärtigem, Vergangenem und Zukünftigem einschließen. Das soll nun näher betrachtet werden.

Aus wissenssoziologischer Perspektive ergibt sich zunächst, dass nur jene Dinge festgehalten werden können, die einmal in den Bereich des

²Zu beachten bleiben dabei die vielfach hervorgehobenen Probleme und Grenzen von Schütz' Wissenssoziologie (Reckwitz 2006, S. 410 ff.; Nassehi 2008, S. 110 f.), die insbesondere in deren methodologischem Individualismus und bewusstseinsphilosophischen beziehungsweise mentalistischen Schwerpunktsetzungen gründen und der Analyse der sozialen Konstitution von Wissen und Kultur entsprechende Schranken setzen.

Wahrgenommenen gelangen. Solche im Laufe der Zeit wahrgenommenen und intentional wie auch nicht-intentional festgehaltenen Dinge (Phänomene, Ereignisse, Zustände ...) bilden ein Gedächtnis, aus dem im Zuge des Erinnerns eine Auswahl getroffen wird (Hahn 2000, S. 294 f.). Die Speicherung von Inhalten und ihr erinnernder Abruf müssen daher unterschieden werden.

Eine wesentliche Weichenstellung für Gedächtnis- und Erinnerungsprozesse verbindet sich mit dem Schützchen Begriff der Relevanzen, einer selektiven Funktion, durch die »*die Welt in räumlicher und zeitlicher Hinsicht in Schichten großer oder geringer Relevanz*« (Schütz ASW V.1, S. 203) geordnet wird. Relevanzen ergeben sich einerseits subjektiv aus der Aufschichtung biografischer Erfahrungen und andererseits sozial vermittelt aus den Sinnmustern, die von Verfahren und Zeitgenossen gebildet wurden. Ausrichtungen von Wahrnehmung und Interesse werden zudem durch die jeweils aktuelle Situation bestimmt. Wird beispielsweise der eigene Aufenthaltsort plötzlich überschwemmt, so werden Relevanzen aus der Situation heraus auferlegt (Schütz ASW VI.1, S. 91 f.). Damit einher geht nicht nur die Ausrichtung der Wahrnehmung auf die aktuelle Situation, die nun das thematische Feld bildet, sondern ein Prozess des Erinnerns von hierzu passenden Deutungs- und Handlungstypiken.

Nähere Aufschlüsse zu diesen Prozessen liefert die interdisziplinäre Gedächtnis- und Erinnerungsforschung (ErlI und Nünning, 2010; Dimbath und Heinlein 2015; Gudehus et al. 2010). Sie blickt unter anderem auf Wechselwirkungen zwischen Subjekt- und Sozialebene und unterscheidet mehrere Formen des Gedächtnisses, die jeweils auch spezifische Zeithorizonte besitzen, denen im Folgenden besondere Aufmerksamkeit gilt.

Ein individuelles beziehungsweise autobiografisches Gedächtnis (Fivush 2010; Markowitsch und Welzer 2005) – das bei subjektwissenschaftlicher Perspektivstellung zunächst in den Blick gerät – baut sich aus Erfahrungen auf, die unmittelbar auf eigenes Erleben zurückgehen. Auch diese Erfahrungen beruhen selbstverständlich auf kommunikativer Vermittlung und sozialen Beziehungen, doch das direkte Erleben des Subjekts und der Beitrag dieses Erlebens zur Bildung eines Selbst spielen hierbei eine zentrale Rolle. Die Inhalte des autobiografischen Gedächtnisses besitzen daher eine sinnliche und emotionale Komplexität, die neben der häufigeren Frequenz des erinnernden Abrufs biografischer Erfahrungen die Verfügbarkeit dieser Inhalte in Gedächtnisprozessen stärkt (Pohl 2010, S. 75 f.).

In höherem Maße sozial vermittelt – und damit grundsätzlich auch die Reichweiten des subjektiven Erlebens transzendierend – ist die von diffusen und meist alltagsnahen Kommunikationsprozessen gestützte Gedächtnisform, die anknüpfend an Jan Assmann (1992) und Aleida Assmann (2002) häufig als

kommunikatives Gedächtnis bezeichnet wird. Dieses Gedächtnis reicht über subjektiv Erlebtes hinaus, bleibt allerdings auf Erfahrungen bezogen, die zwischen Zeitgenossen unterschiedlichen Alters kommunikativ vermittelt werden und insofern einem eher gegenwartsnahen Zeithorizont entstammen, der Sachverhalte aus einem ungefähr drei aufeinanderfolgende (biologische) Generationen umfassenden Zeitraum erfasst (Assmann 1992, S. 50).

Zeitlich weiter zurück reicht die ebenfalls eng mit Begriffen der Assmanns verknüpfte Gedächtnisform des kulturellen Gedächtnisses. Seine Kennzeichen liegen nicht in Alltagsnähe und Konkretion, sondern vielmehr in abstrakteren und stärker kodifizierten Inhalte, die zum Beispiel mittels Gedenktagen, Denkmälern oder Erinnerungsorten festgehalten und längerfristig stabilisiert werden. Dementsprechend prägen Organisation, Pflege und Kodifizierung der Inhalte durch Experten diese Form des Gedächtnisses (Assmann 1992, S. 52).

Lange präferierte die Gedächtnis- und Erinnerungsforschung den Blick auf das Festhalten vergangener Erfahrung sowie auf den erfolgreichen Zugriff auf Inhalte von Gedächtnissen. Ob dieser Einseitigkeit begann sie, sich zunehmend dem Phänomen des Vergessens zuzuwenden (Dimbath und Wehling 2011, S. 9).³ Dies führte zu einem differenzierteren Verständnis des Vergessens, das freilich als defizitäres Erinnern in engem Zusammenhang mit dem Erinnern begriffen wird. Erstens wird bereits die Nichtwahrnehmung von Phänomenen, die daher gar nicht erst in Gedächtnisse eingehen können, als Vergessen begriffen (Schacter 1999, S. 185 ff.). Zweitens können Dinge, die einst Eintritt in Gedächtnisse fanden, im Prozess der Speicherung Modifikationen erhalten und teils oder vollständig verblassen. Drittens bleiben Defizite des erinnernden Abrufs aus Gedächtnissen zu nennen, das eingeschränkt oder vollständig blockiert sein kann beziehungsweise durch Rekombination Inhalte auch erweitern kann.

Eine weitere Entwicklung im Feld der Gedächtnisforschung liegt in der zunehmenden Thematisierung nicht nur der Vergegenwärtigung von Vergangenem, sondern auch von Zukünftigem, die sich nicht zuletzt in Begriffen wie *Zukunftsgedächtnis* (Welzer 2010) oder *Zukunftswissen* (Knoblauch und Schnettler 2005) manifestiert. Wichtige Antriebe dieser Erweiterung des Felds der Gedächtnisforschung liegen in der allgemeineren Hinwendung zu Fragen des Wissens um in der Zukunft liegende Gefahren, Risiken und Entwicklungspfade (vgl. Urry 2016) sowie der damit einhergehenden Konjunktur von Prävention als neuer Form des Zukunftsbezugs, die sich primär um Verhinderung bemüht

³Siehe auch Assmann (2018); Connerton (2008); Sebald (2011).

(Bröckling 2017, S. 73 ff.). Auch die Grundlagenforschung zu Gedächtnis und Erinnerung widmet sich zunehmend der prospektiven Seite des Erinnerns (Schacter und Welker 2016).

Die angeführten Punkte können zur Entwicklung eines genaueren Verständnisses des Wissens um zukünftige Katastrophen beitragen. Zunächst bleibt jedoch zu prüfen, ob die Rede von Zukunftsgedächtnissen und Zukunftserinnerung überhaupt sinnvoll ist. Denn es liegt nahe, beispielsweise der Unterscheidung einerseits von Erinnerung, die sich auf Zurückliegendes und somit Abgeschlossenes richtet, und andererseits von Erwartung, die sich auf Kommendes und somit Offenes richtet (vgl. Koselleck 2000, S. 332 f.), mehr Genauigkeit und Trennschärfe zuzusprechen als der Anwendung des Erinnerungsbegriffs auf beide diese Bereiche. Entsprechende Zweifel nährt auch Clausens (1994, S. 169 ff.) Betonung der Asymmetrie zwischen dem als Epignose bezeichneten Zugriff auf abgeschlossenes Vergangenes und dem als Prognose bezeichneten Zugriff auf prinzipiell noch offenes Kommendes.

Doch aus wissenssoziologischer Sicht ist der Begriff der Erinnerung von Zukünftigem gut begründet. In Schütz' Werk ist das Konzept des Vergegenwärtigens von Zukünftigem klar angelegt (vgl. Knoblauch und Schnettler 2005). In Anschluss an Husserl ist dort von einer auf Vergangenes bezogenen Wiedererinnerung und einer Zukünftiges antizipierenden Vorerinnerung die Rede, von einem phantasierenden Vergegenwärtigen des für die Zukunft Vorgestellten (Schütz ASW II, S. 142, 153, 155) oder mit Bezug auf die innere Zeit von einem Zusammenspiel von Retrospektion und Prospektion (Schütz ASW V.1, S. 191). Was als Zukünftiges vergegenwärtigt wird und wie dies erfolgt, behandelt der *Tiresias-Aufsatz* über das Wissen von zukünftigen Ereignissen besonders ausführlich. Er betont, dass Handlungsentwürfe das Handeln in Form der abgeschlossenen zukünftigen Handlung antizipieren und das Handeln also auf Entwürfen zukünftiger Handlungen »in der Zeitform der vollendeten Zukunft, *modo futuri exakti*« (Schütz ASW V.1, S. 364) gründet, das heißt auf Entwürfen eines in Zukunft abgeschlossenen Handelns, die zugleich auf aus der Vergangenheit stammenden, typisierend erfassten Erfahrungen aus früherem Handeln basieren.

Da Handeln und Wissensbildung stets in Verhältnissen von aktueller Gegenwart, Vergangenen und Zukünftigem stattfinden, ergeben sich Fragen nach der Struktur von Zeitvorstellungen. Was das Zukünftige betrifft, so greifen Handlungsentwürfe mehr oder weniger weit in die Zukunft aus und besitzen dementsprechend unterschiedliche temporale Spannweiten. Insofern tragen Handlungsentwürfe dazu bei, einen zunächst leeren Zukunftshorizont durch antizipierte Handlungen und Erfahrungen zu füllen und entsprechend ihrer zeitlichen

Spannweite eine Zukunft zu vergegenwärtigen. Schütz erläutert dies unter Bezug auf den von William James und George Herbert Mead stammenden Begriff der ausgedehnten Gegenwart (Schütz ASW V.1, S. 366). Die Relevanz solcher unterschiedlich ausgedehnten Spannweiten der Zukunfts- wie auch Vergangenheitsbezüge für ein genaueres Verständnis des Wissens zu Gefahren, Risiken und drohenden Katastrophen sowie des Umgangs mit diesen ist offenkundig.

5 Zeit und Zeitdimensionen

In der sozialphänomenologischen Perspektive finden nicht nur alle Erfahrungen in der Zeit statt, sondern diese tragen selbst zur Konstitution von Zeitverhältnissen bei. Im Zuge des Erlebens, der Aufschichtung von Erfahrung und des Entwerfens von Handlungen entstehen Zeitvorstellungen, Ausrichtungen auf Vergangenheit beziehungsweise Zukunft und damit Zeithorizonte, die mehr oder weniger weit in diese beiden Bereiche hinausreichen können.

Sowohl Schütz' Untersuchung von Zeitlichkeit als auch die Zeitforschung generell (vgl. Bergmann 1983; Nassehi 2008; Stanko und Ritsert 1994) unterscheiden mehrere Formen von Zeitstrukturen und Zeitvorstellungen, deren Bezeichnungen variieren, vereinfachend jedoch als innere, soziale und äußere Zeit gefasst werden können.

Die innere Zeit, die auch als biografische oder subjektive Zeit bezeichnet werden kann, konstituiert sich aus dem vom Subjekt leiblich Erlebten. Erfahrungen von Ereignissen, die in der Vergangenheit selbst erlebt, erlitten oder bewirkt wurden beziehungsweise entsprechend für die Zukunft erwartet oder befürchtet werden, schichten sich im Lebensverlaufe auf und konstituieren somit eine stark individuell geprägte Zeitstruktur der Erfahrung des Selbst (vgl. Schütz und Luckmann 2003, S. 96 f.).

Für Vorstellungen und Horizonte der inneren Zeit spielt die eigene Leiblichkeit eine zentrale Rolle, da sie immer wieder den Ausgangspunkt von zeitlichen (und räumlichen) Orientierungen und von Erfahrungen überhaupt darstellt. Schon die biologisch begründeten Bedürfnisse des Leibes prägen eine gewisse Rhythmik und lenken die Aufmerksamkeit immer wieder auf in der aktuellen Gegenwart emergierende Bedürfnisse des Subjekts. Das Erleben des Wandels des Organismus schlägt sich in Erfahrungen des Alterns nieder, bis hin zur Erfahrung der Endlichkeit des eigenen Lebens. Im Zuge der Aufschichtung solcher Erfahrungen, die mit der eigenen Leiblichkeit zusammenhängen, entwickelt sich eine Erfahrung der Unumkehrbarkeit und Konstanz der inneren Zeit (Schütz

ASW VI.1, S. 219),⁴ eines Ablaufs von eigenen Erfahrungen, die ungefähr zwischen den Zeitpunkten von früher Kindheit und des erwarteten Todes aufgespannt sind – wobei sie auch über die eigene Lebenszeit hinausführen können, wenn beispielsweise über den eigenen Tod hinausreichende Wirkungen eigenen Handelns erwartet werden.

Von der inneren Zeit lässt sich eine soziale Zeit beziehungsweise intersubjektive Zeit unterscheiden. Geprägt ist sie nicht durch subjektive Zeiterfahrungen, die individuell biografisch aufgeschichtet werden, sondern durch die temporale Ordnung sozialer Handlungszusammenhänge (Sorokin und Merton 1937). Hierzu gehören Regelungen der zeitlichen Struktur von Arbeit und Freizeit, Muster der Sequenzialisierung von Lebensereignissen, institutionalisierte Zeitorientierungen und Zeitsemantiken. In diesem Kontext sind sehr verschiedenartige Zeitordnungen möglich. Zum einen betrifft dies die Ausrichtung der Zeitvorstellungen. Sie können beispielsweise stärker an Erfahrungen der sozialen Vorwelt und somit an dem Bereich des selbst oder von Vorfahren bereits Erlebten ansetzen oder auch stärker an Erwartungen zur sozialen Folgewelt und somit am Bereich des selbst beziehungsweise von Nachfahren noch nicht Erlebten (Schütz ASW II, S. 290). Zum anderen scheinen sehr unterschiedliche Weiten von Zeithorizonten möglich: von weit in die Vergangenheit reichenden Zeithorizonten über ganz auf die Gegenwart bezogenen bis hin zu weit in die Zukunft hinausreichenden. Hinsichtlich der Strukturierung von Zeit lassen sich also erhebliche Spielräume der Zeitpraktiken (Reckwitz 2016, S. 121) beziehungsweise des »Zeitens« (Elias 1988, S. 8) erkennen – deren jeweilige sozialstrukturelle Voraussetzungen allerdings mit in Rechnung zu stellen sind.

Als dritte Form von Zeitvorstellungen wird weithin die äußere, auf Abläufen in Natur und Kosmos beruhende Zeit thematisiert. Gemeint sind damit einerseits als Jahresabfolge lebensweltlich erfahrene Zeitmuster, andererseits mittels spezialisierter Erfahrungsweisen der Wissenschaft erkannte Muster, die nicht zuletzt zur Abbildung von Zeit durch eine chronologische physikalische Zeit führen. Ein wichtiges Merkmal der äußeren Zeit liegt in der Faktizität, in der sie sich zeigt. In dieser Dimension werden Zeitverhältnisse abgebildet, die sich der gesellschaftlichen Erfahrung als zwangsläufig auferlegte Gegebenheiten darstellen.

Die angeführten drei Zeitformen sind nicht als alternative Formen anzusehen, sondern als Wissensformen, die nebeneinander bestehen, einen Zusammenhang bilden und insofern auch gemeinsam und wechselseitig wirken (Schütz ASW

⁴Vgl. Giddens (1995, S. 88 f.) zum Stellenwert des Gegensatzes von reversibler und leiblich begründeter irreversibler Zeit.

VI.1, S. 221) – obgleich sich innerhalb spezifischer Wirklichkeitsbereiche wie zum Beispiel Alltag, Naturwissenschaft, Religion oder Ökonomie jeweils unterschiedliche Zeitstrukturen und Zeithorizonte entwickeln.

6 Vergangene Katastrophen

Die skizzierte gedächtnis- und zeitsoziologische Perspektive erlaubt, ein prozessorientiertes Verständnis der Wahrnehmung und Deutung von Naturkatastrophen näher auszuformulieren: Im Falle von Naturkatastrophen wirken Naturkräfte mit hoher Dynamik auf materielle Grundlagen und alltägliche Abläufe des sozialen Lebens. Sie drängen sich Kollektiven mit großer Macht als eine akute Problemstellung auf, die neue Situationsdeutungen und reaktives Handeln erfordert. Ein Katastrophenereignis bedeutet insofern ein aus der aktuellen Situation hervorgehendes Erleben von Kontingenz, das den Betroffenen neue Relevanzen auferlegt und sich als entsetzlicher sozialer Prozess (Clausen 2003) darstellt. Die Bewältigung solcher absolut außeralltäglichen Situationen, deren aktuelles Ausmaß für die Betroffenen zunächst ungewiss bleibt, verlangt Reaktionen, die jenseits der Handlungsrouninen liegen. Nun notwendig werdende Deutungen und Handlungsentwürfe können auf Erfahrungen aufbauen, die individuell und/oder kollektiv aus früheren Katastrophenfällen festgehalten und akkumuliert wurden. Dabei ist das Deuten von Naturkatastrophen von ihren ersten Anzeichen bis hin zum retrospektiven Erfassen ihres gesamten Ausmaßes stets ein kommunikativer Prozess, in dem Erfahrungen unterschiedlicher Individuen und Gruppen verknüpft und erörtert werden. Sowohl die Erfahrungsbildung zu aktuell erlebten Katastrophen wie auch das Festhalten dieser Erfahrungen bauen grundsätzlich auf sozialen Prozessen und Symbolisierungen des Erlebten auf.

Vergegenwärtigungen früherer Katastrophenerfahrungen können von der individuellen Erinnerung und individuellen Habitualisierung des Handelns in solchen Situationen bis hin zu sozialen Formen der Katastrophenerinnerung und des Katastrophenhandelns reichen. Eine erhebliche Rolle für Inhalt und Umfang der Vergegenwärtigung vergangener Katastrophenerfahrungen spielen nun die zeitlichen Reichweiten der Zeithorizonte, innerhalb derer Dinge aus der Vergangenheit vergegenwärtigt werden können. Je weiter Gedächtnisräume zeitlich zurückreichen, desto eher werden vergleichbare Katastrophen erkennbar. Sofern Katastrophenereignisse selten auftreten, wird eine erhebliche Weite dieser Zeithorizonte zur Voraussetzung des Vergegenwärtigens von Erfahrungen aus ähnlichen Katastrophen. Und im Falle häufig wiederkehrender Katastrophenereignisse gestattet das Erinnern einer größeren Zahl vergleichbarer Katastrophen

eine solidere Abschätzung von Ausmaßen und Intervallen dieser Katastrophenereignisse.⁵

Für das Verständnis der Reichweite von Zeithorizonten des Katastrophen-erinnerns lassen sich die zuvor erwähnten drei Gedächtnisformen aufgreifen, wobei wiederum vor allem deren zeitliche Dimension Berücksichtigung findet. Die Unterscheidung von autobiografischem Erinnern, zwischen Zeitgenossinnen und Zeitgenossen kommunikativ vermitteltem Erinnern und institutionalisiert vermitteltem (kulturellem) Erinnern erlaubt eine genauere Differenzierung von Wissensbeständen, die in Katastrophensituationen zur Hand sind.

Ein auf autobiografischen Erfahrungen aufbauendes Katastrophenwissen reicht maximal bis in die Kindheit aktuell lebender Menschen zurück. Auch ein solches individuelles Katastrophengedächtnis beruht auf sozialen Deutungsmustern und sozialen Deutungsprozessen, doch autobiografische Erfahrungen zeichnen sich durch die hohe sinnliche Komplexität aus, die mit dem leiblichen Erleben von Bedrohungen und Belastungen einhergeht. Diese sinnliche Komplexität kann einerseits das Festhalten und Abrufen entsprechender Erfahrungen fördern, doch andererseits aufgrund der Belastungen, die mit solchen Erinnerungen verbunden sein können, auch erschweren und verzerren. Angesprochen ist damit die leiblich-körperliche Dimension des Erfahrens wie auch des Erinnerns von Katastrophen, die auch ein zentraler Gegenstand der Traumaforschung ist (vgl. Geenen 2010, S. 213 ff.) und einen wichtigen Faktor der vielgestaltigen Dynamik des Katastrophenvergessens und -erinnerns darstellt.

Zeitlich weiter in die Vergangenheit reichen Erfahrungen, die nur von älteren Personen mit dem Status der Zeitgenossenschaft wie auch der Zeitzeugenschaft noch selbst erfahren wurden und nun an jüngere Personen kommuniziert werden. Die so übermittelten Erfahrungen fallen bei der Rezeption durch jüngere Alterskohorten allerdings zumindest tendenziell hinter die sinnliche Komplexität des unmittelbar selbst Erfahrenen zurück.

Noch weiter zurück reichen jene Erfahrungen, die allein durch Institutionen des kulturellen Gedächtnisses erinnerbar bleiben. Gegenüber den beiden zuvor geschilderten Erinnerungsformen bleiben zeitlich weiter zurückreichende Erinnerungen eher abstrakt. Ihre Bezüge zu konkreteren gesellschaftlichen Kontexten und Handlungen werden nur schwer fassbar.

In der hier geschilderten Struktur dreier unterschiedlicher Modi des Erinnerns zeichnen sich Stufen der Abschattung von Erfahrungen und also des Vergessens

⁵Zu Wirkungen der Frequenzen von Katastrophenereignissen auf die Wahrnehmung zukünftiger Bedrohungen (vgl. Nigg und Mileti 2002, S. 281 f.).

ab. Das reicht hin bis zu gänzlich dem Vergessen anheimfallenden Abschnitten der Vergangenheit, die sich mit Jan Vansina (1985, S. 21 ff.) als *floating gaps* bezeichnen lassen.

Auf dieser Grundlage lassen sich einige Aufschlüsse zum Gedächtnis vergangener Katastrophen festhalten. Zunächst sind die Schwellen des längerfristigen Erinnerns zu nennen, die beinahe zwangsläufig dazu führen, dass Katastrophengedächtnisse begrenzte zeitliche Reichweiten besitzen, da ein Festhalten von Inhalten über die Schwellen des autobiografischen wie auch des kollektiven Gedächtnisses recht voraussetzungsreich ist und Katastrophengedächtnisse daher nur über tendenziell gegenwartsnahe Zeiträume in die Vergangenheit reichen.

Die Frequenz von Katastrophenereignissen ist ein wesentlicher Faktor der Prozesse ihres Festhaltens in Gedächtnissen. Doch auch relativ häufig wiederkehrende Ereignisse können im Zuge des Erinnerns verzerrt und selektiv vergegenwärtigt werden (Whyte 1985, S. 408). Für die Bewältigung von Naturgefahren adäquate Erinnerungen dürften daher gerade aus dem Wechselspiel des subjektiv bedeutungsreichen autobiografischen Erinnerns und des demgegenüber stärker die Intensitäten und Frequenzen reflektierenden sozialen Erinnerns hervorgehen.

Im Falle von Katastrophenereignissen, die so selten eintreten, dass sie nicht in die biographische Lebensspanne vieler Menschen fallen, und beispielsweise als Jahrhundertereignisse bezeichnet werden, hängt die Verfügbarkeit von katastrophenrelevantem Wissen stärker von Institutionen des sozialen Erinnerns ab. Die eher naturwüchsig aus autobiografischen Erfahrungen generierten Erinnerungen verblassen und entschwinden bei diesen niedrigen Ereignisfrequenzen im Modus des generationalen Vergessens noch bevor es zu einem Wiederereignis des Katastrophengeschehens kommt. Pfister (2009, S. 244) beschreibt solche Fälle als Katastrophenlücken. An dieser Stelle zeigt sich bereits eine gewisse allgemeine Dialektik der Retention und Protention von Katastrophen: Das längerfristige Ausbleiben oder die erfolgreiche Mitigation von Katastrophen können zum Vergessen drohender Gefahren und damit auch zu erhöhter Vulnerabilität beitragen. Mit Bezug auf die ausgedehnte Nutzung überflutungsbedrohter, doch mittels Deichen geschützter Räume wird dies seit langem als *levee effect* (vgl. Tobin 1995, S. 365) bezeichnet. Denk- und Erinnerungsmale wie zum Beispiel Hochwassermarken ermöglichen jedoch, Erfahrungen auch über längere Katastrophenlücken hinweg in Gedächtnissen festzuhalten, indem sie Ausmaße und Frequenzen vergangener Katastrophenereignisse in den öffentlichen Raum einschreiben.

Obwohl ein Festhalten des weit Zurückliegenden einerseits möglich ist, besitzen andererseits die Schwellen, die ein längerfristiges Erinnern

überwinden muss, erhebliches Gewicht. Die unter anderem von Vansina (1985) angesprochene Abfolge immer neuer Generationen beziehungsweise Alterskohorten trägt maßgeblich zu einer Dynamik und fortlaufenden Refiguration des sozialen Gedächtnisses bei, dessen Zeithorizont dadurch stets relativ gegenwartsnah bleibt. Trotz aller sozialen Prägung und Vermittlung der Erinnerungsvermögen macht sich hier die Naturseite menschlicher Gesellschaft geltend. Da viele Erfahrungen auf die eigene Leiblichkeit von Individuen und auf deren leibliche Bedürfnisse bezogen sind und diese Erfahrungen hierdurch besonderes Gewicht und besondere Qualitäten erhalten, besteht insbesondere zwischen autobiografischen Erfahrungsräumen und den jenseits dieser liegenden intergenerationalen beziehungsweise den noch weiter zurückliegenden historischen Zeiträumen eine Schwelle, die überwunden werden muss, sofern Erfahrungen längerfristig festhalten werden sollen. Diese sich aus der begrenzten Lebenszeit von Menschen ergebende Schwelle bildet demnach eine wichtige *Nahtstelle* des Vergessens und Erinnerns (Sebald und Weyand 2011, S. 182).

7 Zukünftige Katastrophen

Das Erinnern und die reflektierende Zusammenschau von aus vergangenen Katastrophen hervorgegangenen Erfahrungen – darauf deutet der wissenssoziologische Ansatz hin – lassen beinahe zwangsläufig Vorstellungen hinsichtlich der Wiederkehr und der Merkmale zukünftiger Katastrophen entstehen. Solches Erinnern zukünftiger Katastrophen wie auch die Grenzen dieses Erinnerns und damit deren Vergessen gilt es nun näher zu betrachten.

7.1 Zukunftsvergessen und -erinnern allgemein

Die enge Verflechtung der retrospektiven und der prospektiven Vergegenwärtigung des Nichtgegenwärtigen, die sich aus wissenssoziologischer Perspektive erkennen lässt, legt die Übertragbarkeit der Mechanismen des Erinnerns von Vergangenen auf den Bereich des Zukünftigen nahe.⁶

⁶Der mit dem Handlungsentwurf verbundene Blick auf das in der Zukunft abgeschlossene Handeln entspreche zu gewissem Grade einer Positionierung als »umgedrehte Historiker« schreibt Schütz (ASW V.1, S. 275) und weist auch in dieser Weise auf Analogien des Gegenwarts- und Zukunftsbezugs hin.

Demzufolge muss die Frage des Erinnerns von in der Zukunft drohenden Katastrophen zunächst hinsichtlich der generellen Wahrnehmung entsprechender Inhalte betrachtet werden. Nur solche Inhalte, die überhaupt einmal in das Zentrum oder zumindest den Horizont des thematischen Feldes rückten und deren Reflexion dann Vorstellungen künftiger Geschehnisse generierte, können in ein Gedächtnis zukunftsbezogener Inhalte eingehen. Solche Reflexionen sind wiederum unter anderem abhängig von den Relevanzen, die situativ (beispielsweise durch Hochwasser oder andere Naturerscheinungen) auferlegt werden, sich aus sedimentierten Erfahrungsbeständen ergeben oder etwa der planmäßigen Ausarbeitung von Szenarios entspringen.

Eine zweite Voraussetzung des Vergegenwärtigens von zukunftsbezogenem Katastrophenwissen liegt im Bereich des Verfügbarhaltens entsprechender Inhalte in Gedächtnissen, das heißt beispielsweise der Speicherung von Vorstellungen des zukünftig Drohenden. Wie bei Gedächtnisprozessen generell, hängen Umfang und Dynamiken des Verblassens gespeicherten Zukunftswissens von den Mechanismen des Festhaltens ab. Entsprechend spielen hier auch Techniken der externen Aufbewahrung, deren Medien und die Pflege der entsprechenden Inhalte eine Rolle.

Die dritte Voraussetzung liegt schließlich im Bereich des eigentlichen Vergegenwärtigens zukünftigen Katastrophengeschehens. Sie betrifft den erinnernden Abruf von Inhalten aus Gedächtnissen. Wie beim retrospektiven Erinnern scheinen hier einerseits Blockaden des Abrufs von Inhalten, andererseits Modifikationen und Verzerrungen im Zuge ihres Abrufs möglich, die gerade beim Vergegenwärtigen kommenden katastrophischen Unheils auch hinsichtlich von Mechanismen des Verdrängens und Relativierens analysiert werden müssen. Hiermit eng zusammen hängen Anforderungen einer höheren Komplexität des Vergegenwärtigens zukünftiger Katastrophen, die sich aus der Offenheit des Zukünftigen wie auch den Optionen mehr oder weniger wünschbarer Zukünfte ergeben. In dieser Hinsicht kann Zukunftswissen darauf untersucht werden, in welchem Maße es Kontingenzen erfasst und insofern auch Nichtwissen (Wehling 2007) miterinnert, das heißt Nichtwissen vergisst.

7.2 Zeithorizonte des Zukunftserinnerns und -vergessens

Ein spezifisches Interesse dieser Untersuchung gilt der Frage nach den temporalen Reichweiten des Vergegenwärtigens von Katastrophengeschehen. Welche Mechanismen und Faktoren bestimmen die temporale Reichweite erinnerbarer Zukunft?

Aufgrund der strukturellen Ähnlichkeit des Vergegenwärtigens von Vergangenheitem und Zukünftigem lassen sich die Schwellen des Erinnerns und Vergessens, die sich im Falle des auf Vergangenes bezogenen Erinnerns als wesentliche Faktoren unterschiedlicher Reichweiten von Erinnerungsvermögen zeigten, auf das zukunftsbezogene Erinnern übertragen.

Wenn die Inhalte des autobiographischen Gedächtnisses durch sinnliche Komplexität geprägt sind, die sich aus unmittelbar leiblichem Erleben ergibt, so kann dies – mit Einschränkungen – auf die Vergegenwärtigung zukünftiger Erfahrung übertragen werden.⁷ Zwar wird Antizipiertes, da es nur aus der Vorstellung des Kommenden stammen kann, nicht so komplex körperlich erlebt, wie im Falle des bereits vollzogenen direkten Erlebens, doch das antizipierte autobiografische Erleben verleiht diesem Bereich von Inhalten eine leibbezogene Qualität, die unter anderem in der sinnlichen Intensität und Komplexität des Befürchtens oder Erhoffens Ausdruck findet. Die Vorausschau auf eine subjektiv unmittelbar erlebte – autobiografische – Zeit konstituiert demnach ein Zukunftsgedächtnis, dessen Inhalte in Form von Befürtetem, Erhofftem, Handlungsplänen oder Annahmen eines *und so weiter* eng mit dem erwarteten Fortbestand und Verlauf des eigenen Lebens verbunden sind und sich daher auf einen entsprechend gegenwartsnahen Bereich beziehen.

Jenseits dieses durch die Endlichkeit einzelner Menschen begrenzten Zeithorizonts lässt sich analog zum kommunikativen Gedächtnis eine Reichweite des Zukunftserinnerns beschreiben, die über die autobiografische Lebensspanne hinausreicht, aber mit dieser über Mit-Menschen oder Folge-Menschen in voraussehbarer Weise indirekt verbunden bleibt. Das von diesen in einer Zukunft jenseits des eigenen autobiografischen Bereichs lebenden Personen (z. B. Kindern, Enkeln oder anderen Nachfolgenden) Erfahrene steht einerseits noch mit der eigenen Lebenswirklichkeit in Verbindung und liegt andererseits doch schon in einer abgeschatteten Ferne. Die temporale Reichweite des Zukunftserinnerns in diesem Bereich begründet sich nicht mehr aus der Dauer der körperlich begrenzten eigenen Lebenswirklichkeit, sondern aus sozialen Fokussierungen, Periodisierungen und Rhythmisierungen vergegenwärtigter Zukünfte. Insofern hängt diese weitere Reichweite des Zukunftserinnerns eng mit jeweiligen Formen

⁷Neben der Offenheit und Unbestimmtheit dessen, was sich noch nicht ereignet hat, bleibt zu bedenken, in welchem Maße sich die Differenz im körperlichen Erleben des bereits Geschehenen und des phantasierenden Vorausschauens auf das Vermögen auswirkt, diese Inhalte im Gedächtnis zu speichern und sie aus diesem wieder abzurufen.

sozialer Zeit zusammen, die sich beispielsweise in Konzepten wie Jahrhundertereignissen artikulieren.

Ausgehend vom kulturellen Gedächtnis lässt sich schließlich ein Bereich des entfernteren Zukunftswissens beschreiben, das nicht mehr durch unmittel- oder mittelbare Verknüpfbarkeit mit dem eigenen Lebensverlauf, sondern weitgehend durch eine verallgemeinernde systematische Pflege und Archivierung von Zukunftswissen geprägt ist. Insofern dies in verschiedenartigen Handlungssphären geschieht, kommt es zu einem Nebeneinander spezifischer Formen des Zukunftserinnerns, die beispielsweise von eher kurzfristigen Fünf-Jahres-Plänen in der Ökonomie, zwanzig Jahren einer auf den Katastrophenschutz bezogenen *strategic foresight initiative* (FEMA 2012) bis hin zu astrophysikalischen Reflexionen über die Zukunft des Universums oder eschatologischen Vorstellungen im Bereich des Religiösen reichen. Dabei ergeben sich sehr unterschiedliche temporale Reichweiten des Zukunftserinnerns, die sich teils in näherer oder fernerer Zukunft klar auf einem Zeitstrahl verorten lassen, teils einer solchen Verortbarkeit entziehen und also in einer nicht näher oder anders bestimmten Zukunft liegen. Die naturwissenschaftlich erkannte kosmische Zeit, um ein Beispiel dieser spezifischen Zeit- und Zukunftsvorstellungen herauszugreifen, kann ganz andere temporale Reichweiten des Zukunftserinnerns begründen als etwa im Falle der sozialen oder der autobiographischen Zeit.

Für spezifische gesellschaftliche Verhältnisse stellt sich damit die Frage nach dem Gefüge der unterschiedlichen Zeitorientierungen und speziell der Reichweiten des Zukunftserinnerns. Die hier entwickelte Perspektive weist darauf hin, dass einerseits erhebliche Spielräume für historisch-spezifische Variationen dieses Gefüges bestehen, während andererseits die Bindung und Begrenzung des Zukunftserinnerns durch autobiografische Zeit und autobiographisches Gedächtnis in menschlicher Zivilisation nicht gänzlich aufhebbar erscheint. Aus der wissenssoziologischen Perspektive ergibt sich somit hinsichtlich des Erinnerns zukünftiger Bedrohungen und Katastrophen ein doppeltes Resultat: Einerseits werden als eher starr anzusehende subjektiv-körperliche Voraussetzungen und Grenzen des Zukunftserinnerns erkennbar, die zu einer mehr oder weniger engen Bindung der Zeithorizonte an die Gegenwart führen. Andererseits zeigen sich zugleich erhebliche Spielräume der sozialen Formung und Wandelbarkeit des Zukunftserinnerns, das heißt auch einer Ausdehnbarkeit seiner zeitlichen Reichweiten wie sie nicht zuletzt im Zuge des Wandels gesellschaftlicher Naturverhältnisse notwendig erscheint.

7.3 Verwandte Perspektiven

Zu den hier entwickelten Bestimmungen von Potentialen und Grenzen des Zukunftserinnerns lässt sich eine Reihe verwandter Ansätze anführen, die Ähnliches thematisieren und sich für eine – hier nur angedeutete – weiterführende Reflexion zum prospektiven Katastrophenerinnern und -vergessen empfehlen.

Begrenzungen und Inkonsistenzen des Blicks in weiter von der Gegenwart entfernte Zukünfte werden unter anderem in Arbeiten zur begrenzten Rationalität auch als Diskontierung der Zukunft bezeichnet (vgl. Elster 1987, S. 96 ff.). Die Abwertung des Stellenwerts von weiter entfernt in der Zukunft liegenden Sachverhalten wird dabei einerseits ebenfalls auf die Begrenztheit subjektiver Lebensspannen zurückgeführt und erscheint andererseits zugleich als innerhalb gewisser Grenzen zugunsten einer Langsicht überwindbar (Schimank 2007, S. 79).

Auf Inkonsistenzen der Kognition vergangenen und zukünftigen Wandels zielt der Begriff einer *end of history illusion* (Quoidbach et al. 2013). Er dient der Beschreibung empirischer Befunde, die eine stärkere Gewichtung der Wahrnehmung von vergangenem biografischem Wandel gegenüber dem für kommende Zeiträume gleicher Länge erwarteten biografischen Wandel zeigen. Auch hier geht es also um Fragen eines im weiten Sinne verstandenen Vergessens von Zukünftigem.

In ihren Überlegungen zu den engen Zusammenhängen des individuellen und kollektiven Erinnerns schlägt Mary Fulbrook (2014, S. 81 f.) mehrere Begriffe vor, die bezüglich der Mechanismen einer Erweiterung von Zeithorizonten des Zukunftserinnerns erhebliche Relevanz besitzen dürften – insbesondere hinsichtlich des Transzendierens der durch die begrenzte Lebensspanne des Individuums gesetzten Schwelle. Auf geteilter Erinnerung aufbauende Gruppen gründen ihrer Ansicht nach nicht ausschließlich auf direkter Erfahrung (*communities of experience*), sondern auch auf intergenerationaler Verstrickung (*communities of connection*, die zum Beispiel über *postmemory* [Hirsch 2008] vermittelt sind) oder auf individuell gewählten starken Bedeutungen (*communities of identification*), die Individuen etwa medial vermittelten historischen Erfahrungskomplexen beimessen (im Sinne eines angeeigneten *prosthetic memory* [Landsberg 2018]). Diese bei Fulbrook freilich auf Vergangenes bezogenen Mechanismen eines über den Horizont individuellen Erfahrens reichenden Erinnerns lassen sich durchaus als Konzepte eines über autobiografisches Erinnern hinausreichenden Vergegenwärtigens von weiter entfernten Zukünften prüfen. Hierbei liegt der von Fulbrook betonte starke Zusammenhang von subjektiven und kollektiven Prozessen des Erinnerns dicht an der egologisch begründeten Perspektive der Wissenssoziologie, die der leiblichen Grundlage von Bewusstseinsprozessen erheblichen Raum gibt und damit genuin soziologische Perspektiven an eine Reflexion eher subjektbezogener Faktoren erinnert.

Jenseits einer engen Verknüpfung von Subjekt- und Sozialebene und mit Blick auf das retrospektive Erinnern vertreten Jo Guldi und David Armitage (2014, S. 7) die These, dass die jüngere Geschichtswissenschaft den längerfristigen historischen Wandel zunehmend aus dem Blick verliere und durch einen *short-termism* geprägt sei. Gespiegelt auf die Vergegenwärtigung des Zukünftigen besitzt ihre Beobachtung Ähnlichkeit mit Diagnosen eines Entschwindens von Zukunft in einer auf fortlaufende Innovation ausgerichteten Gegenwart (Nowotny 1989) oder der *Zukunftsvergessenheit*, von der Andreas Reckwitz (2016, S. 132) auch unter Bezug auf John Urrys gegenwartsfokussierte *instantaneous time* der fortgeschrittenen Moderne spricht. Weitere Anschlussmöglichkeiten für Reflexionen zu Formen und Grenzen prospektiven Katastrophenwissen ergeben sich anhand von Konzepten zu gegenwärtigen Zeitsemantiken wie der *Gegenwarts-schrumpfung*, die aus dem immer rascheren Veralten von Wissensbeständen resultiere, und der ihr gegenüberstehenden *Zukunftsexpansion*, die sich aus der Beschleunigung von kontingentem Wandel erbe (Lübbe 1996, S. ff.).

8 Schluss

Ausgehend von der wissenssoziologischen Gedächtnis- und Zeitforschung fragte dieser Beitrag nach den Formen, Grenzen und Chancen eines prospektiven Katastrophenerinnerns. Ein besonderes Interesse galt den Reichweiten dieses Zukunftserinnerns – und damit den Zeithorizonten, jenseits derer zukünftige Bedrohungen ausgeblendet beziehungsweise vergessen bleiben.

Die hier gewählte, ausschließlich auf Theoriebezügen beruhende Argumentationslinie legt nahe, Mechanismen des vollzogenen und ausbleibenden Vergegenwärtigens von Vergangenem auf das Vergegenwärtigen von Zukünftigem zu übertragen. Obwohl die nicht zuletzt von Clausen (1994, S. 169 ff.) betonte Differenz der Rückschau auf Abgeschlossenes und der Vorschau auf Offenes, das gerade im Kontext drohender Katastrophen mit gravierenden Befürchtungen, traumatischen Erfahrungen und dementsprechend auch mit Vorstellungen alternativer Zukünfte verbunden ist, keinesfalls übersehen werden darf, liefern der Blick auf allgemeine Grundzüge des Vergegenwärtigens des Nichtgegenwärtigen und die Berücksichtigung weiterer Anhaltspunkte aus der Zeitforschung eine solide – freilich noch recht allgemein gefasste – theoretische Grundlage für ein genaueres Verständnis des Vergessens und Erinnerns zukünftigen Katastrophen-geschehens.

Insbesondere zeigen sich im Zusammenhang der autobiografisch, kommunikativ-interaktiv und kulturell-spezialisiert gestützten Vergegenwärtigung

des Nichtgegenwärtigen zwei Schwellen, die weiter in die Zukunft reichende Zeithorizonte des Erinnern zwar nicht ausschließen, doch in erheblichem Maße regulieren. Diese Schwellen helfen, die Ausblendung von weiter entfernten Zukunftsbereichen samt der in ihnen liegenden Gefahren und Risiken zu erklären. Sie tragen zum einen zu einer systematischen Dominanz des Erinnerns von autobiografisch gebundenen und somit gegenwartsnahen Inhalten bei und zum anderen zu einer Blässe und Ausblendung besonders jener Inhalte, die in weiter entfernten Zukünften liegen. Einerseits lässt die in dieser Weise allgemein beschreibbar gewordene Struktur des Zukunftsvergegenwärtigens demnach Begrenzungen der Zeithorizonte des prospektiven Katastrophenerinnerns erkennen, die sich aus deren Gebundenheit an leibliche Subjekte ergeben. Andererseits werden zugleich Mechanismen des Überschreitens dieser Schwellen und damit zugleich erhebliche Spielräume des Erinnerns und Vergessens zukünftiger Bedrohungen und Katastrophen erkennbar. Zusammengenommen bedeutet dies, dass sich die Konstitution größerer Reichweiten von Zeithorizonten des Zukunftserinnerns, die aus Sicht von Katastrophenschutz und -vorsorge im Kontext von sich ausdehnenden anthropogenen Naturrisiken wünschbar ist, nur im Zusammenspiel institutioneller, intersubjektiver und – in der hier gewählten Perspektive besonders deutlich hervortretender – subjektiver Gedächtnisprozesse vollziehen kann. In dieser Weise eröffnet sich ein tiefergehendes Verständnis von Grenzen und Spielräumen prospektiven Katastrophenerinnerns, das grundsätzlich das Katastrophenvergessen einschließt.

Manche Richtungen, in die der von Schütz' egologisch begründeter Wissenssoziologie ausgehende und insbesondere die Subjekt- und die Strukturebene eng verknüpfende Ansatz auf theoretischer Ebene weiter erörtert werden könnte, wurden oben bereits skizziert. Sicherlich lassen sich Aspekte des Vergessens von Vergangenen hinsichtlich ihrer Aufschlusskraft für prospektives Katastrophenerinnern noch wesentlich detaillierter prüfen. Zur empirischen Untersuchung prospektiven Katastrophenerinnerns und -vergessens finden sich einige Anhaltspunkte bei Rost (2014, S. 173 ff.) und Böcker (in diesem Band).

Literatur

- Assmann, Aleida. 2002. Vier Formen des Gedächtnisses. *Erwägen, Wissen, Ethik* 13 (2): 183–190.
- Assmann, Aleida. 2018. *Formen des Vergessens*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Assmann, Jan. 1992. *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: Beck.

- Bergmann, Werner. 1983. Das Problem der Zeit in der Soziologie. Ein Literaturüberblick zum Stand der ›zeitsoziologischen‹ Theorie und Forschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 35 (3): 462–504.
- Bröckling, Ulrich. 2017. *Gute Hirten führen sanft. Über Menschenregierungskünste*. Berlin: Suhrkamp.
- Clausen, Lars. 1994. *Krasser sozialer Wandel*. Opladen: Leske + Budrich.
- Clausen, Lars. 2003. Reale Gefahren und katastrophensoziologische Theorie. Soziologischer Rat bei Fackel-Licht. In *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen*, Hrsg. Lars Clausen, Elke M. Geenen, und Elísio Macamo, 51–76. Münster: Lit.
- Clausen, Lars. 2010. Wohin mit den Klimakatastrophen? In *KlimaKulturen. Soziale Wirklichkeiten im Klimawandel*, Hrsg. Harald Welzer, Hans-Georg Soeffner, und Dana Giesecke, 97–110. Frankfurt a. M.: Campus.
- Connerton, Paul. 2008. Seven types of forgetting. *Memory Studies* 1 (1): 59–71.
- Dimbath, Oliver, und Michael Heinlein. 2015. *Gedächtnissoziologie*. Paderborn: Fink.
- Dimbath, Oliver, und Peter Wehling. 2011. *Soziologie des Vergessens. Theoretische Zugänge und empirische Forschungsfelder*. Konstanz: UVK.
- Elias, Norbert. 1988. *Über die Zeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Elster, Jon. 1987. *Subversion der Rationalität*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Erll, Astrid, und Ansgar Nünning. 2010. *A companion to cultural memory studies*. Berlin: De Gruyter.
- FEMA (Federal Emergency Management Agency). 2012. *Crisis response and disaster resilience 2030: Forging strategic action in an age of uncertainty. Progress report highlighting the 2010–2011 insights of the strategic foresight initiative*. https://permanent.access.gpo.gov/gpo/73253/sfi_report_13.jan.2012_final.docx.pdf. Zugegriffen: 28. Nov. 2018.
- Fivush, Robin. 2010. Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses. In *Gedächtnis und Erinnerung: Ein interdisziplinäres Handbuch*, Hrsg. Christian Gudehus, Ariane Eichenberg, und Harald Welzer, 45–53. Stuttgart: Metzler.
- Fulbrook, Mary. 2014. History writing and »collective memory«. In *Writing the history of memory*, Hrsg. Stefan Berger und William Niven, 65–88. London: Bloomsbury.
- Geenen, Elke M. 2010. *Bevölkerungsverhalten und Möglichkeiten des Krisenmanagements und Katastrophenmanagements in multikulturellen Gesellschaften*. Bonn: Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe.
- Giddens, Anthony. 1995. *Die Konstitution der Gesellschaft: Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Gudehus, Christian, Ariane Eichenberg, und Harald Welzer. 2010. *Gedächtnis und Erinnerung: Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: Metzler.
- Guldi, Jo, und David Armitage. 2014. *The history manifesto*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hahn, Alois. 2000. *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte: Aufsätze zur Kultursoziologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hirsch, Marianne. 2008. The generation of postmemory. *Poetics Today* 29 (1): 103–128.
- Knoblauch, Hubert, und Bernt Schnettler. 2005. Prophetie und Prognose. Zur Konstitution und Kommunikation von Zukunftswissen. In *Gegenwärtige Zukünfte. Interpretative Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Diagnose und Prognose*, Hrsg. Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer, 23–44. Wiesbaden: VS.

- Koselleck, Reinhart. 2000. *Zeitschichten: Studien zur Historik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Landsberg, Alison. 2018. Prosthetic memory. In *Memory and popular film*, Hrsg. Paul Grainge. Manchester: Manchester University Press.
- Lübbe, Hermann. 1996. *Zeit-Erfahrungen. Sieben Begriffe zur Beschreibung moderner Zivilisationsdynamik*. Stuttgart: Steiner.
- Luhmann, Niklas. 1993. Die Moral des Risikos und das Risiko der Moral. In *Risiko und Gesellschaft. Grundlagen und Ergebnisse interdisziplinärer Risikoforschung*, Hrsg. Gotthard Bechmann, 327–338. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Markowitsch, Hans J., und Harald Welzer. 2005. *Das autobiographische Gedächtnis: Hirn-organische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Merton, Robert K. 1948. The self-fulfilling prophecy. *The Antioch Review* 8 (2): 193–210.
- Nassehi, Armin. 2008. *Die Zeit der Gesellschaft: Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit*. Wiesbaden: VS.
- Nigg, Joanne M., und Dennis Mileti. 2002. Natural hazards and disasters. In *Handbook of environmental sociology*, Hrsg. Riley E. Dunlap und William Michelson, 272–294. Westport: Greenwood Press.
- Nowotny, Helga. 1989. *Eigenzeit: Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Pfister, Christian. 2009. Die Katastrophenlücke des 20. Jahrhunderts und der Verlust traditionellen Risikobewusstseins. *GAIA* 18 (3): 239–246.
- Pohl, Rüdiger. 2010. Das autobiographische Gedächtnis. In *Gedächtnis und Erinnerung: Ein interdisziplinäres Handbuch*, Hrsg. Christian Gudehus, Ariane Eichenberg, und Harald Welzer, 75–84. Stuttgart: Metzler.
- Quarantelli, Enrico L. 1987. What should we study? Questions and suggestions for researchers about the concept of disasters. *International Journal of Mass Emergencies and Disasters* 5 (1): 7–32.
- Quoidbach, Jordi, Daniel T. Gilbert, und Timothy D. Wilson. 2013. The end of history illusion. *Science* 339 (6115): 96–98.
- Reckwitz, Andreas. 2006. *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Weilerswist: Velbrück.
- Reckwitz, Andreas. 2016. Zukunftspraktiken. Die Zeitlichkeit des Sozialen und die Krise der modernen Rationalisierung der Zukunft. In *Die Ungewissheit des Zukünftigen. Kontingenz in der Geschichte*, Hrsg. Frank Becker, Benjamin Scheller, und Ute Schneider, 31–54. Frankfurt a. M.: Campus.
- Rost, Dietmar. 2014. *Wandel (v)erkennen. Shifting Baselines und die Wahrnehmung umweltrelevanter Veränderungen aus wissenssoziologischer Sicht*. Wiesbaden: Springer VS.
- Rost, Dietmar. 2015. Das soziale Erinnern und Vergessen vergangener und zukünftiger Naturkatastrophen. In *Routinen der Krise – Krise der Routinen. Verhandlungen des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Trier 2014*, Hrsg. Stephan Lessenich. Essen: DGS. http://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongress-band_2014/article/view/147. Zugegriffen: 1. Dez. 2018.
- Schacter, Daniel L. 1999. The seven sins of memory: Insights from psychology and cognitive neuroscience. *American Psychologist* 54 (3): 182–203.

- Schacter, Daniel L., und Michael Welker. 2016. Memory and connection: Remembering the past and imagining the future in individuals, groups, and cultures. *Memory Studies* 9 (3): 241–244.
- Schimank, Uwe. 2007. *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*. Weinheim: Juventa.
- Schütz, Alfred. 2003ff. [ASW]. *Alfred-Schütz-Werkausgabe*. Konstanz: UVK.
- Schütz, Alfred, und Thomas Luckmann. 2003. *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz: UVK.
- Sebald, Gerd. 2011. Formen des Vergessens bei Alfred Schütz. In *Soziologie des Vergessens. Theoretische Zugänge und empirische Forschungsfelder*, Hrsg. Oliver Dimbath und Peter Wehling, 81–94. Konstanz: UVK.
- Sebald, Gerd, und Jan Weyand. 2011. Zur Formierung sozialer Gedächtnisse. *Zeitschrift für Soziologie* 40 (3): 174–189.
- Sorokin, Pitrim A., und Robert K. Merton. 1937. Social time: A methodological and functional analysis. *American Journal of Sociology* 42 (5): 615–629.
- Stanko, Lucia, und Jürgen Ritsert. 1994. »Zeit« als Kategorie der Sozialwissenschaften. *Eine Einführung*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Tierney, Kathleen, Michael Lindell, und Ronald Perry. 2001. *Facing the unexpected. Disaster preparedness and response in the United States*. Washington: Joseph Henry Press.
- Tobin, Graham A. 1995. The levee love affair: A stormy relationship? *Journal of the American Water Resources Association* 31 (3): 359–367.
- Urry, John. 2016. *What is the future?* Cambridge: Polity.
- Vansina, Jan. 1985. *Oral tradition as history*. London: Currey.
- Wehling, Peter. 2007. Wissen und Nichtwissen. In *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*, Hrsg. Rainer Schützeichel, 485–494. Konstanz: UVK.
- Welzer, Harald. 2010. Erinnerungskultur und Zukunftsgedächtnis. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 60 (25/26): 16–23.
- Whyte, Anne V.T. 1985. Perception. In *Climate impact assessment. Studies of the interaction of climate and society*, Hrsg. Robert W. Kates, Jesse H. Ausubel, und Mimi Berberian, 403–436. Chichester: Wiley.

Dr. rer. pol. Dietmar Rost, ist Lehrkraft für besondere Aufgaben an der Fakultät Soziale Arbeit der Ostfalia Hochschule (Wolfenbüttel), u. a. im Masterstudiengang Präventive Soziale Arbeit. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Soziologische Theorie, Empirische Sozialforschung, Gewaltforschung, Umweltsoziologie sowie kollektive Identitäten und Differenz.

Personenverzeichnis

A

Abbott, Andrew, [435](#)
Adam, Barbara, [396](#)
Adams, Vincanne, [143](#)
Aguilar Delgado, Natalia, [145](#)
Alheit, Peter, [250–253](#)
Allan, Stuart, [396](#)
Allen, Craig R., [93](#), [198](#)
Allison, Graham, [127](#)
Anderson, Melanie, [370](#), [373](#)
Apelt, Maja, [86](#), [87](#)
Aradau, Claudia, [4](#), [84](#), [85](#), [226](#), [230](#)
Armitage, David, [477](#)
Arnold, Rolf, [409](#), [411](#)
Ashforth, Blake, [126](#)
Assmann, Aleida, [26](#), [306](#), [464](#)
Assmann, Jan, [8](#), [9](#), [26](#), [53](#), [63](#), [64](#), [66](#), [67](#),
[74–76](#), [115](#), [167](#), [251](#), [254](#), [306](#), [307](#),
[407](#), [464](#), [465](#)

B

Bachmann, Klaus, [163](#)
Bankoff, Greg, [26](#), [391](#), [400](#)
Barin Cruz, Luciano, [145](#)
Barsky, Lauren, [89](#)
Barthel, Stephan, [195](#)
Bartov, Omer, [165](#)
Baßler, Moritz, [370](#), [375](#)
Bauman, Zygmunt, [375](#)

Baur, Nina, [28](#)
Bechky, Beth A., [87](#)
Beck, Ulrich, [5](#), [27](#), [225](#), [390](#), [393](#), [394](#),
[399](#), [400](#)
Beledian, Krikor, [10](#)
Bembnista, Kamil, [21](#)
Benjamin, Walter, [282](#), [431](#)
Bennholdt-Thomsen, Veronika, [256](#)
Berek, Mathias, [347](#), [348](#), [351](#), [353](#)
Bergamin, Fabio, [329](#)
Berger, Gregory, [339](#)
Berger, Peter, [24](#), [27](#), [252](#), [308](#), [337](#), [435](#),
[443](#), [446](#)
Bergmann, Werner, [467](#)
Beyer, Jürgen, [451](#)
Beyme, Klaus von, [112](#)
Bigley, Gregory, [86](#), [87](#)
Binder, Julia, [170](#), [289](#), [291](#)
Bismuth, Christine, [54](#)
Blackbourn, David, [54](#), [55](#)
Blum, Sabine, [191](#), [432](#), [433](#)
Blumenberg, Hans, [395](#)
Boas, Taylor, [451](#)
Böcker, Julia, [52](#), [53](#), [69](#), [71](#), [460](#), [478](#)
Bogner, Alexander, [236](#)
Boin, Arjen, [89](#), [113](#), [342](#)
Bolin, Bob, [350](#)
Boltanski, Luc, [293](#), [402](#)
Bonazzi, Giuseppe, [127](#)
Borck, Cornelius, [234](#)

Boudes, Thierry, 112
 Bourbeau, Philippe, 192, 433
 Bourdieu, Pierre, 254, 255, 293, 344, 358, 444, 445, 451
 Bown, Nicola, 375
 Brandes, Detlef, 165
 Breidenstein, Georg, 146
 Briese, Oliver, 221
 Brockdorff-Rantzau, Ulrich von, 163
 Bröckling, Ulrich, 4, 465
 Bronstert, Axel, 21
 Brown, Andrew, 112, 114, 237
 Brubaker, Rogers, 138
 Brunsson, Nils, 116
 Bühl, Walter, 434, 437
 Buse, Peter, 373, 377
 Butenschön, Christoph, 88, 89
 Bynander, Frederik, 89

C

Caduff, Carlo, 220, 304, 329
 Calhoun, Craig, 226, 227, 232
 Cambrosio, Alberto, 234
 Cardwell, Sarah, 340
 Carius, Christine, 83
 Carter, Cynthia, 396
 Caruth, Cathy, 85
 Catino, Maurizio, 126
 Cevolini, Alberto, 142
 Chandler, David, 84, 433
 Chester, David, 350
 Christmann, Gabriela, 22–25, 27, 440
 Clarke, Adele, 138, 139, 143, 149, 151, 154, 234
 Clausen, Lars, 3, 57, 58, 221, 340, 345, 352, 355, 358, 362, 406, 436, 438, 441, 461, 462, 469, 477
 Cohen, Michael, 117, 121
 Collier, Stephen, 226, 228
 Connerton, Paul, 347, 465
 Corbin, Juliet, 31
 Cottle, Simon, 395, 398
 Crosby, Alfred, 304
 Crouch, Colin, 451

Crozier, Michel, 125
 Csáky, Moritz, 11
 Cumming, Graeme, 439

D

Dabag, Mihran, 10
 Davis, Colin, 371, 380
 Dayan, Daniel, 395
 Delitz, Heike, 240
 Denrell, Jerker, 113, 117
 Denzin, Norman, 28
 Dér, Aladar, 164
 Derrida, Jacques, 229, 230, 232, 242, 371, 377–385, 398
 Dewey, John, 252
 Dieterle, Klaus, 63
 DiMaggio, Paul, 114
 Dimbath, Oliver, 3, 5, 7, 25, 26, 58, 59, 64, 91, 113, 115, 116, 127, 141, 142, 144, 147, 243, 250, 306, 307, 310, 327, 346, 348, 353, 370, 371, 373–376, 384, 407, 408, 411, 412, 439, 447–451, 460, 464, 465
 Dombrowsky, Wolf, 56, 137, 342–344, 406, 436
 Dosdall, Henrik, 114, 118, 127
 Drabek, Thomas, 87, 345, 361
 Durkheim, Émile, 6, 306, 350
 Durth, Werner, 296, 297
 Dynes, Russell, 86, 88, 361, 392

E

Edelstein, Michael, 344
 Edkins, Jenny, 85
 Eichmann-Leutenegger, Beatrice, 319
 Eklund, Niklas, 88, 89
 Elias, Norbert, 78, 343, 345, 435, 436, 438, 468
 Emerson, Robert, 146
 Endreß, Martin, 191, 192, 195, 198, 199, 210–212, 431–434, 437, 440, 444, 452
 Engels, Friedrich, 377

Engels, Johann, 412
 Erikson, Kai, 90, 391
 Erll, Astrid, 26, 167, 251, 254, 261, 396, 464
 Esposito, Elena, 115, 140, 146, 147, 305, 311
 Esquerre, Arnaud, 293
 Etmanski, Johannes, 175
 Evans, Brad, 433
 Ewald, Francois, 8, 224
 Eyre, Anne, 426

F

Falzon, Mark Anthony, 145
 Farrell, Henry, 451
 Feldman, Martha, 122
 Fernandez, Lauren, 90
 Fischer, Michael, 83
 Fischhoff, Baruch, 114
 Fischli, Melchior, 283–286
 Fitzgerald, Des, 237
 Fivush, Robin, 464
 Folke, Carl, 195–197, 434
 Folkers, Andreas, 224, 226, 228, 230
 Foucault, Michel, 27
 François, Etienne, 280
 Freud, Sigmund, 282, 283, 370, 374, 376, 378
 Friedberg, Erhard, 125
 Fritz, Charles, 60, 343
 Fulbrook, Mary, 476
 Funcke, Dorett, 234
 Fussell, Paul, 389

G

Galadza, Peter, 165
 Gamson, William, 322
 Garde-Hansen, Joanne, 26, 193
 Gardner, John, 237, 239
 Geenen, Elke, 56, 220, 221, 339, 342, 343, 470
 Geiger, Daniel, 87
 Gephart, Robert P. Jr., 112, 114, 115
 Gerstengarbe, Friedrich-Wilhelm, 57
 Giddens, Anthony, 78, 452, 468

Giebel, Daniela, 84, 297
 Gilbert, Claude, 342
 Gill, Duane, 341, 344
 Glick-Schiller, Nina, 27
 Goffman, Erving, 63, 250, 306, 327
 Goll, Nicole-Melanie, 164, 165
 Göpfert, Claus-Jürgen, 292
 Gordon, Avery, 370, 374, 380
 Grande, Edgar, 27
 Grassmann, Robert, 201–203, 205, 206
 Gray, Peter, 90, 91, 392, 399
 Greiner, Bettina, 164
 Griesemer, James, 115
 Groebner, Valentin, 293
 Groh, Dieter, 412
 Grünewald, Uwe, 21
 Grusin, Richard, 398
 Grutzpalk, Jonas, 123
 Guimond, James, 12
 Guldi, Jo, 477
 Gunderson, Lance, 197, 198, 433, 436, 438, 439
 Günther, Timo, 221
 Gutschow, Niels, 296–298

H

Hägglund, Martin, 378
 Hahn, Alois, 464
 Halbwachs, Maurice, 5, 6, 11, 25, 63, 64, 68, 76, 140, 197, 249–251, 253, 280, 292, 306, 307, 346, 407, 410, 411
 Hall, Stuart, 293
 Hannigan, John, 401
 Harrauld, John, 87
 Hart, Paul, 113
 Hätscher, Johannes, 218
 Hauer, Susanne, 293
 Hautmann, Hans, 165
 Heidegger, Martin, 374, 379–381, 383
 Heimann, Thorsten, 21–25, 27, 440
 Heinlein, Michael, 3, 5, 7, 25, 26, 91, 113, 115, 116, 243, 306, 307, 310, 327, 346, 373, 375, 376, 407, 408, 411, 439, 447–451, 460, 464
 Hermann, Michael, 331

Herschinger, Eva, [89](#)
 Hiller, Petra, [141](#)
 Hirsch, Paul Morris, [127](#), [476](#)
 Hobbes, Thomas, [401](#)
 Hoff, Gregor Maria, [370](#)
 Hoffmann, Georg, [165](#), [170](#)
 Holling, Crawford, [197](#), [433](#), [436](#), [438](#), [439](#)
 Honigsbaum, Mark, [304](#)
 Hughes, William, [370](#)
 Hume, Janice, [304](#), [312](#)
 Hutton, Patrick, [396](#)

I

Ibert, Oliver, [22](#), [24](#), [440](#)
 Imhasly, Patrick, [303](#), [324](#), [330](#)
 Imhof, Kurt, [313](#)

J

Jameson, Fredric, [372](#)
 Japp, Klaus Peter, [4](#), [58](#), [113](#), [115](#), [149](#),
[150](#), [155](#), [225](#), [226](#), [305](#), [351](#)
 Jones, Matthew, [114](#)
 Jordan, Stefan, [435](#)
 Joseph, Charles, [351](#)
 Joseph, Jonathan, [433](#)
 Juneja, Monica, [391](#), [392](#), [395](#), [398](#), [400](#)
 Jünger, Friedrich Georg, [6](#)

K

Kahneman, Daniel, [117](#)
 Kaiser, Mario, [166](#), [226](#), [291](#), [299](#)
 Kaplan, Sarah, [309](#), [310](#)
 Kassner, Kerstin, [408](#), [409](#)
 Kastl, Jörg Michael, [147](#)
 Katz, Elihu, [395](#)
 Keane, Stephen, [337](#), [338](#)
 Keating, Peter, [234](#)
 Keck, Markus, [211](#), [434](#)
 Kelber, Klaus-Peter, [3](#)
 Kelle, Udo, [28](#)
 Keller, Reiner, [23](#), [27](#), [31](#), [62](#), [63](#), [73](#), [314](#),
[327](#), [332](#), [406](#), [413](#)
 Kellner, Douglas, [5](#), [339](#)

Kendra, James, [89](#)
 Kesselring, Thomas, [206](#)
 Kieserling, Andre, [141](#)
 Killen, Andreas, [222](#)
 Kim, Go Woon, [197](#)
 Kimmerle, Heinz, [282](#)
 Kinzler, Anja, [353](#), [370](#), [371](#), [373](#)
 Kitch, Carolyn, [312](#)
 Klinkert, Thomas, [11](#)
 Knoblauch, Hubert, [23–25](#), [465](#), [466](#)
 Koelges, Michael, [279](#)
 Kölbl, Carlos, [59](#), [72](#)
 Kollek, Regine, [236](#)
 Korte, Helmut, [337](#), [338](#)
 Koselleck, Reinhart, [115](#), [243](#), [438](#), [466](#)
 Kramer, Alan, [164](#)
 Krausch, Heinz-Dieter, [54](#)
 Kraushaar, Wolfgang, [112](#)
 Krenzlin, Anneliese, [54](#)
 Kristeva, Julia, [371](#)
 Kröger, Lisa, [370](#), [373](#)
 Kroh, Jens, [74](#)
 Kuckartz, Udo, [28](#)
 Kurtz, Liza, [350](#)
 Kusumari, Bevaola, [88](#)
 Kuzmany, Börries, [164](#)

L

Lakoff, Andrew, [226](#), [228](#), [230](#)
 Landsberg, Alison, [476](#)
 Lang, Anne-Katrin, [74](#)
 Langenohl, Andreas, [11](#)
 Langhof, Antonia, [135](#), [141](#), [145](#), [146](#)
 Lanzendörfer, Tim, [372](#)
 Laroche, Herve, [112](#)
 Latif, Mojib, [56](#)
 Latour, Bruno, [225](#), [228](#)
 Lea, Daniel, [376](#)
 Lebovic, Nitzan, [222](#)
 Lees, Loretta, [292](#)
 Leggewie, Claus, [68](#)
 Lehmann, Johannes, [233](#)
 Lemke, Thomas, [236](#)
 Lenk, Hans, [140](#)
 Letort, Delphine, [351](#)

Levy, Daniel, 75, 389, 399, 400
 Lindemann, Gesa, 235
 Lingen, Lothar, 122–125
 Lorenz, Daniel, 211, 434
 Lounsbury, Michael, 127
 Löw, Martina, 293
 Lübken, Uwe, 406
 Luckhurst, Roger, 370, 376
 Luckmann, Thomas, 24, 27, 252, 308, 435, 443, 446, 451, 467
 Lüders, Christian, 408, 412
 Ludwig, Donald, 433, 436
 Luethi, Thomas, 323, 325
 Luhmann, Niklas, 4, 8, 113, 115, 116, 118, 128, 129, 139–142, 146, 147, 156, 158, 223, 225, 243, 304, 305, 307–311, 328, 462
 Lukas, Tim, 195
 Lykov, Egor, 166
 Lyotard, Francois, 11, 371

M

Macamo, Eliso, 412
 Magis, Kristen, 195
 Magocsi, Paul Robert, 164, 165
 Majchrzak, Ann, 88
 March, James, 113, 114, 116, 117, 122, 126, 127, 142
 Marcus, George, 145, 279, 358
 Markowitsch, Hans, 464
 Marotzki, Winfried, 250, 253
 Marx, Karl, 370, 374, 377, 380
 Mattingly, Cheryl, 233
 Mauelshagen, Franz, 395
 Mayring, Philipp, 52
 McDonald, Matt, 84
 McEntire, David, 87
 McLennan, Blythe, 88
 Mead, George Herbert, 252, 467
 Megas, Osyp, 180
 Meier, Mischa, 412
 Meili, Matthias, 328
 Meillassoux, Quentin, 372, 379, 381–385
 Mensching, Anja, 144, 156
 Menyhért, Anna, 167, 168, 183

Merton, Robert, 444, 461, 468
 Meuser, Michael, 408
 Michels, Roberto, 402
 Micossé-Aikins, Sandrine, 291
 Mileti, Dennis, 470
 Min, Seung-Ki, 56
 Mintz, Alan, 393
 Mitchell, William John Thomas, 395
 Mitscherlich, Alexander, 283
 Mitscherlich, Margarethe, 283
 Modigliani, Andre, 322
 Mol, Annemarie, 228
 Moller, Sabine, 90
 Moore, Harry Estill, 26
 Moreira, Tiago, 237
 Moulton, Sunday, 90, 91
 Moutaud, Baptiste, 218, 239
 Muckel, Petra, 282, 283, 287, 289
 Müller, Oliver, 84, 219
 Müller-Mahn, Detlef, 84
 Mykhalovskyi, Eric, 321

N

Nassehi, Armin, 306, 463, 467
 Naumann, Marie, 191, 200
 Neocleous, Mark, 433
 Neubert, Dieter, 412
 Nietzsche, Friedrich, 379, 384
 Nigg, Joanne, 470
 Nipperts, Erwin, 55
 Nitzke, Solvejg, 233
 Nora, Pierre, 6, 12, 74, 280, 354, 358
 Nowotny, Stefean, 229, 230, 477
 Nykvist, Björn, 196, 197, 199

O

Oesterle, Günter, 11
 Oevermann, Ulrich, 200, 408, 409, 411
 Okhuysen, Gerardo, 87
 Olick, Jeffrey, 90, 115, 193, 397
 Oliver, Kendrick, 90, 91, 392, 399
 Olsen, Johan, 114, 117
 Opitz, Sven, 224, 226–229, 241
 Orlikowski, Wanda, 309, 310

P

Palen, Leysia, 86
 Palladino, Paolo, 237
 Panter-Brick, Catherine, 193
 Parham, Marisa, 370
 Pašaeva, Nina, 164, 166
 Patel, Sonny, 195
 Pauly, Walter, 68
 Perrow, Charles, 4, 57, 112, 114, 127, 221
 Perry, Ronald, 113, 341, 342
 Peter, Claudia, 217, 234
 Peterson, Garry, 197, 438, 439
 Pettenkofer, Andreas, 6
 Pfister, Christian, 405, 410, 413, 414, 420, 424
 Pfister, Sandra Maria, 26, 471
 Pilch Ortega, Angela, 249, 251, 253, 261
 Plaß, Christine, 409, 410
 Pohl, Rüdiger, 464

Q

Quarantelli, Enrico, 57, 86, 87, 113, 342, 343, 345, 406, 461
 Quoidbach, Jordi, 476

R

Rabaté, Jean-Michel, 377
 Rabinow, Paul, 236
 Rahmstorf, Stefan, 56
 Ramelsberger, Annette, 112, 119, 121, 122
 Ramp, Benjamin, 191, 192, 195, 198, 210–212, 431–435, 437, 440, 452
 Reckwitz, Andreas, 463, 468, 477
 Reichertz, Jo, 23, 24, 27
 Reid, Julian, 84, 433
 Renn, Joachim, 235
 Renner, Judith, 89
 Reuter, Christan, 88
 Ribes, Alberto, 395, 396
 Ricœur, Paul, 233, 240, 242, 243
 Ritchie, Liesel, 341, 344
 Ritsert, Jürgen, 467
 Roberts, Karlene, 86, 87
 Roddick, Nick, 337

Rose, Gillian, 168, 175, 236
 Rosinski, Roswitha, 296, 298
 Rost, Dietmar, 26, 68, 192–194, 209, 212, 213, 405–407, 413, 459, 460, 478
 Ruitenberg, Arnaut, 87
 Rumelili, Bahar, 88
 Ryan, Michael, 339

S

Saad, Lydia, 397
 Sakdapolrak, Patrick, 211, 434
 Schacter, Daniel, 465, 466
 Schakel, Jan-Kees, 87
 Schenk, Gerrit, 391–393, 395, 398, 400
 Schetsche, Michael, 408–410
 Schimank, Uwe, 476
 Schmitthenner, Paul, 284, 286
 Schmook, Reinhard, 62
 Schöbi, Katharina, 326
 Schraa, Rolf, 299
 Schranz, Mario, 313
 Schröder, Anja, 87, 337, 339
 Schulze, Hagen, 280, 284
 Schütz, Alfred, 23, 24, 252, 306, 343, 347, 438, 443, 449, 451, 463, 464, 466–468, 472, 478
 Schütze, Fritz, 253, 260, 263, 264
 Schützeichel, Rainer, 199, 232, 434, 435
 Schwartz, Barry, 351
 Scott, Andrew, 377
 Sear, Tom, 167
 Sebal, Gerd, 5, 91, 113, 115, 139, 147, 208, 209, 307, 308, 310, 311, 347, 411, 465, 472
 Segal, Raz, 165
 Seibel, Wolfgang, 112, 118
 Seifert, Claudia, 91
 Selin, Cynthia, 309
 Shakespeare, William, 373, 379, 380
 Siebeck, Cornelia, 73
 Simmel, Georg, 435, 438
 Simon, Herbert, 113, 117, 126, 127, 374
 Six, Andrea, 323
 Skar, Marit, 88, 89
 Smith, Andrew, 370

Snook, Scott, 127
Solhdju, Katrin, 236, 242
Sommer, Vivien, 30, 34, 124, 126, 167,
251, 254, 418
Sonnabend, Holger, 412
Sontag, Susan, 337, 339
Sorokin, Pitrim, 468
Spiegelberg, Karl, 60
Spinnen, Burkhard, 282, 295
Spradley, James, 146
Stäheli, Urs, 139
Stallings, Robert, 57, 68, 87, 342, 344
Stanko, Lucia, 467
Star, Susan Leigh, 115, 143, 292
Steiner, Christian, 84
Steinitz, Daniel, 83
Stibbe, Matthew, 163, 165
Stichweh, Rudolf, 139
Stierner, Regine, 298
Stone, Dan, 164
Straib, Gregory, 86
Strandh, Veronica, 88, 89
Straub, Jürgen, 59, 72
Strauss, Anselm, 31, 314
Strotmann, Marc, 217
Sutcliffe, Kathleen, 86, 114
Sznajder, Natan, 389, 399, 400

T

Tackenberg, Bo, 195
Taleb, Nassim Nicolas, 151, 158
Tausch, Harald, 59
Taylor, Charles, 232
Tellmann, Ute, 224, 226–229, 241
Termeer, Marcus, 279, 280, 282, 284, 287,
288, 291, 293, 295–299
Ther, Philipp, 164
Thießen, Malte, 193
Thimm, Andreas, 84
Tholen, Georg Christoph, 9
Thomas, Christian, 286
Tidball, Keith, 195
Tierney, Kathleen, 461
Tobin, Graham, 471

Trüby, Stephan, 293
Tudor, Andrew, 337, 338
Turner, Barry, 111–115
Tversky, Amos, 117

U

Ullrich, Carsten, 408–411
Urry, John, 461, 465

V

van Heland, Jacob, 196, 197, 199
van Munster, Claudia, 84, 85, 226, 230
van Muster, Rens, 4
Vansina, Jan, 471, 472
Vaughan, Diane, 111, 126, 127
Vester, Michael, 347
Vinken, Gerhard, 280, 283–286, 293
Voss, Martin, 3, 4, 56, 57, 84, 222, 338,
343, 360, 432, 433, 441

W

Wachtendorf, Tricia, 89
Wacquant, Loic, 344
Wagner, Klaus, 412
Wagner, Ulbert, 88, 89
Waugh, William, 86
Weber, Max, 443
Weckwerth, Jan, 340
Wehling, Peter, 4, 58, 59, 64, 234, 411, 412,
462, 465, 473
Weick, Karl, 86, 111, 114
Weigel, Sigrid, 281, 283, 295
Weinstock, Jeffery Andrew, 374–376
Weir, Lorna, 321
Weiß, Matthias, 191
Weitz, Eric, 165
Welzer, Harald, 57, 58, 66, 68, 75, 76, 411,
460, 464, 465
Wendland, Anna Veronika, 165, 176, 179
Westley, Frances, 199, 437, 443
Wetzel, Dietmar, 346, 362, 407, 410, 412

Weyand, Jan, [5](#), [91](#), [113](#), [115](#), [139](#), [147](#),
[208](#), [209](#), [307](#), [308](#), [310](#), [311](#), [347](#),
[411](#), [472](#)
Wildavsky, Aaron, [5](#), [123](#)
Willer, Stefan, [221](#)
Wilson, Geoff, [195](#), [196](#), [199](#)
Wimmer, Andreas, [27](#)
Winter, Carmen, [60](#), [319](#), [416](#)
Wisner, Ben, [337](#), [339](#), [344](#)
Wood, Nancy, [91](#)
Worch, Thomas, [60](#)

Y

Yacowar, Maurice, [338](#), [339](#)
Ybema, Sierk, [145](#)
Yousoupov, Felix, [163](#)

Z

Zelikow, Philip, [127](#)
Zerubavel, Eviatar, [6](#), [91](#)
Zifonun, Darius, [308](#), [309](#)

Stichwortverzeichnis

A

Abklärung, soziologische, 129
Agency, 174, 442, 443, 445, 448
Aktenvernichtung, 113, 118, 119, 122–126, 128
Algorithmen, 149, 157
Algorithmus, 148, 149
Angemessenheitslogik, 111, 117, 118, 122, 125, 126, 128, 129
Anpassung, 7, 52, 87, 91, 93, 103, 182, 192, 198, 210–213, 238, 243, 288, 309, 343, 420, 421, 434, 437, 441, 442, 451–453
anticipation work, 138, 139, 143, 144, 151, 154, 155, 158
Antizipation, 4, 7, 8, 14, 136, 137, 139, 143–147, 151, 154, 156–158, 198, 208, 213, 227, 239

B

Beobachtung, teilnehmende, 145
Beobachtungsschema, 138, 140, 146, 148, 149, 151, 152, 154, 156, 158
Bevölkerung, 32–34, 41, 85, 92–94, 97, 99, 103, 104, 163–166, 204, 205, 225, 250, 255, 256, 265, 267, 268, 271, 274, 284, 323, 329, 341, 348, 355, 358, 423

Bewältigung, 3, 7, 10, 13, 22–26, 28, 31–34, 36–46, 83–87, 92, 95, 99–101, 103, 104, 170, 192, 194, 198, 210–213, 220, 223, 227, 236, 250, 263, 266, 267, 270, 283, 325, 339, 340, 342, 351, 360, 361, 405, 406, 419–421, 431, 434, 437, 441, 442, 448, 459, 461, 462, 469, 471
Bezugsrahmen des Erinnerns, 306, 406

C

Chauvinismus, 183

D

Deckerinnerung, 282, 286, 295, 297–299
architektonische, 279, 282, 283, 286
Deportation, 163, 165–180, 182, 183
Deutungsmacht, 406, 412
Deutungsmuster, 6, 15, 16, 22–24, 28–41, 44–46, 74, 202–207, 209, 249, 406, 408–419, 423–425, 441, 461, 470
digital trauma studies, 167
Digitalisierung, 163, 167, 175, 183, 185
Diskontinuität, 58, 113, 191, 198, 204, 207–212, 226, 232, 235, 252, 332, 382, 432, 434–436, 439, 442, 443, 452, 453

Diskurs, 6, 16, 21, 23, 24, 26–28, 31, 34, 35, 44–46, 78, 89, 164, 167, 170, 178, 185, 192, 221, 226, 235, 241, 255, 281, 283, 291, 294, 295, 305, 314, 315, 339, 347, 362, 376, 379, 413, 435, 437, 438, 442, 443

Disposition, 16, 25, 252, 266, 339, 343, 354, 359, 432, 433, 437, 440, 442–453

Disruption/Disruptivität, 113, 191–198, 201–213, 432–437, 440–443, 452

E

Einsatzkräfte, 83–97, 99–105, 136–138, 145, 146, 148, 149, 153–158, 423

Einsatzorganisation, 84–88, 91, 93, 100

Entwicklungspolitik, 199, 206

Ereignis

- Ereignis als Antwortgeschehen, 242
- Ereignis als Bruch, 229
- Ereignis als Geschehnis, 242
- ereignishaftes Geschehen, 220, 221, 232, 238
- Ereignisse und soziale Prozesse, 221, 345, 406
- Ereignis und radikale Futurisierung, 227
- Prognose als Verfahren, 224
- Zukunft als Ereignis, 142, 143, 145, 228
- Zukünftige Ereignisse, 138, 156, 230

Erfahrungen, 3–5, 25, 67, 72, 83, 88, 90–93, 104, 105, 144, 147, 151, 152, 158, 193, 194, 249, 252–254, 256, 274, 275, 289, 343, 346, 357, 370, 374, 385, 409, 411, 419, 441, 448, 451, 453, 459, 463–472, 477

Erinnern, 21, 26, 27, 32, 46, 59, 63, 64, 71, 72, 76, 83–85, 90–92, 96, 100, 112, 113, 116, 128, 139, 144, 147, 167, 171, 173–175, 177, 180–182, 184–186, 192, 193, 197, 198, 208–213, 240, 249–251, 254, 255, 261, 263, 272, 274, 275, 279, 281, 282, 291, 292, 295, 304, 306–313, 324, 326, 328–333, 340, 346–348, 351–353,

371, 408, 410–414, 420–423, 425, 426, 431, 432, 434, 441, 448–451, 460, 461, 463–466, 469–478

Erinnerung, 2, 4–9, 11–16, 22–29, 31, 32, 34–38, 44–46, 53, 58, 59, 63–68, 70, 71, 74, 76–78, 83–85, 90–92, 97, 104, 105, 115, 129, 136–139, 144, 147, 149, 154, 158, 166, 167, 169–172, 174, 177, 179–186, 193, 208, 209, 211, 240, 242, 243, 250, 251, 253–255, 261–263, 268, 271, 274, 279–281, 283, 288–290, 292, 293, 295, 299, 303–305, 307–309, 312–317, 319, 320, 322, 324, 325, 327–333, 346–348, 350, 351, 353, 355, 356, 358–361, 374, 405–408, 410–418, 420–426, 431, 432, 441, 449, 459, 460, 463–466, 469–472, 474, 476

- vergangenheitsorientierte, 331
- zukunftsorientierte, 305, 331, 332

Erinnerungsfassade, 282, 283, 287, 288

Erinnerungspolitik, 280, 281, 291, 292, 299

Erinnerungsraum, dekolonialer, 292

Erkenntnis s. Wissen

Erster Weltkrieg, 1, 163–171, 174, 175, 179, 182, 183, 295, 304, 321–323, 330

Erwartung

- Erwartungshaltung beim Einsatz innovativer Medizintechnologien, 237, 239
- unerwartete Wirkungen von Behandlungen, 239
- Unvorhersehbarkeit von Ereignissen, 227

Erzählung

- Narration eines Ereignisses, 223, 233, 243
- Narrativ, 222, 231, 233
- Narrative und Narrationen als Vermittler, 236
- Narrativierung als Katastrophe, 233
- Potentialität von Erzählungen, 340
- Verantwortliches Erzählen, 417

F

Fähigkeit, 37, 38, 86–88, 97, 98, 100, 102, 103, 140, 182, 193, 195, 204, 208, 308, 449, 450
 Feuerwehr, 86, 90, 93, 101, 148, 154
 Film, 168, 170, 173–178, 180, 181, 337–339, 372
 Folke, Carl, 196, 197
 Fremdbilder, 83, 98
 Führbarkeit, 105
 Führungsstruktur, 93, 100, 102, 103, 105
 Fukushima, 397

G

Gedächtnis, 2, 4, 5, 7, 15, 25, 26, 45, 52, 58, 59, 63, 64, 66–69, 74–77, 91, 93, 97, 103, 112–116, 118, 124, 126, 128, 129, 139–147, 158, 159, 167, 174, 175, 177, 181, 184, 185, 192–200, 206, 208, 209, 213, 217, 219, 240, 242, 243, 249–251, 253–255, 261, 263, 270, 271, 274, 275, 280, 282, 290–293, 295, 299, 304–312, 314, 326, 328, 333, 346–348, 353, 354, 356, 360–362, 369, 371, 373–376, 384, 389, 391–393, 396, 405–408, 410, 411, 413, 422, 449, 450, 459, 460, 463–466, 469–475, 477, 478
 autobiografisches, 464, 475
 kollektives, 280, 292, 304, 348
 Kollektives Gedächtnis, 280, 348
 kommunikatives, 407, 465
 soziales, 2, 281, 293
 soziales Gedächtnis, 198, 240
 Verantwortliches Erzählen und Gedächtnis, 417
 Gegenwart, 36, 58, 65, 66, 68, 74, 76, 78, 91, 113, 115, 135, 142, 144, 145, 147, 154, 169, 170, 174, 179, 182, 208–210, 219, 223, 224, 226, 227, 229, 234, 235, 237, 239, 240, 243, 254, 280, 289, 292, 297, 306, 308–310, 314, 319, 329–331, 333, 346,

354, 370, 372–374, 401, 405, 408, 410, 411, 443, 451, 453, 466–468, 472, 475–477

Gespenst, 15, 230, 369–385

Gott, 391

Großveranstaltung, 136–138, 145, 148–150, 152–154, 157

H

Handlungslogik, 113, 116, 228
 Heilbronner Polizistenmord, 113, 118, 119, 124, 128
 Heimatschutz, 123, 283, 284, 293
 Hilfsorganisation, 32, 86, 135–137, 148, 149, 156, 157
 Holocaust, 169, 174, 180, 389

I

Identität, 9–12, 26, 32, 74, 88–90, 117, 167, 169, 252, 256, 282, 289–292, 295, 296, 310, 329, 333, 346, 351, 353, 359, 371, 375
 Identitätspolitik, 291, 293
 Imagination, 147, 223, 235
 Imperienzerfall, 163
 Information, 59, 94, 100–102, 114, 123, 139–144, 149, 150, 154, 155, 169–172, 265, 286, 309, 312, 324, 348, 354, 407, 417, 422

K

Katastrophe, 1–16, 23, 24, 26, 30, 34, 43, 51–53, 56–58, 74–78, 84–86, 90, 91, 111–115, 126–128, 136–138, 150, 151, 156, 158, 166–175, 177–186, 212, 213, 217–223, 225–229, 231–233, 235, 238–243, 249–251, 255, 257, 261–264, 266, 267, 303, 304, 312, 323, 324, 330, 331, 337–339, 349, 350, 360–362, 371–373, 381, 384, 389, 393–396, 398–402,

- 405–407, 410, 412–417, 419–422,
424–426, 431, 432, 434, 440–443,
449, 451, 452, 459–461, 466, 467,
469–473, 475, 477, 478
- Einzigkeitigkeit von Katastrophen, 220
- Katastrophe als Risiko, 351
- Katastrophe als Verflechtung, 338
- Katastrophe als Vorstellung, 351
- Katastrophische Sicht aus
- Krankheitssymptomen, 219, 238
- Verhältnis zum Ereignis, 217, 230, 305,
321, 333
- Verhältnis zur Erzählung, 217
- Zeitlichkeitsdimensionen der
Katastrophe, 217
- Zukunft als Katastrophe, 228
- Katastrophendeutung, 114, 341, 406
- Katastrophenerinnerung, 2, 5–8, 10–13, 15,
16, 23, 24, 26, 31, 37, 46, 72, 76–78,
111, 114–116, 119, 129, 168, 180,
183, 303, 305, 333, 346, 351, 358,
359, 389–392, 395, 396, 400–402,
405, 406, 410, 412, 414, 415, 418,
420–422, 425, 426, 431–433, 435,
438–440, 447–453, 460, 461, 469,
470, 476–478
- Katastrophenerzählung, 12
- Katastrophenschutz, 8, 13, 70, 86, 90, 93,
153, 414, 418, 461, 475, 478
- Katastrophenvergessen, 53, 78, 346, 470,
478
- Kino, 338
- Klimawandel, 2, 56, 84, 203, 206, 338, 390,
391, 394, 395, 397, 401, 402, 460
- Kommunikation, 23–25, 58, 67, 69, 74,
76, 83, 96, 100–102, 105, 115, 136,
139–141, 156, 167, 252, 254, 269,
311–313, 326, 327, 331, 333, 351,
352, 356, 374, 407, 464, 477
- Kompensation, 4, 7, 12, 198, 225
- Kompetenz, 38, 40, 44, 86, 93, 95, 99, 101,
104, 136, 158, 417
- Konflikt, 11, 14, 15, 88, 89, 92, 98, 99,
101–105, 116, 127, 138, 170, 171,
184, 203, 205, 289, 323, 339, 412,
413, 417, 421, 423–426
- Konsequenzlogik, 116, 117, 126, 129
- Konstruktion, 2, 5, 9, 10, 13–15, 21–25, 27,
28, 32, 34–36, 41, 44–46, 74, 88, 89,
91, 114, 116, 121, 122, 124, 127,
136, 142, 144, 145, 147–149, 152,
154, 156–158, 164, 201, 208, 249,
250, 252, 261, 280, 281, 283, 286,
287, 291–293, 311, 314
- Konstruktionalität, 432, 435, 440, 446, 447,
451
- Kontingenz, 4, 147, 148, 233, 250, 275,
348, 360, 378, 381, 385, 409, 432,
434, 437, 439, 440, 442, 443,
446–448, 453, 462, 463, 469, 473
- Kontinuität, 57, 58, 169, 180, 191, 198,
204, 207–212, 225, 235, 252, 270,
284, 329, 332, 360, 432, 434, 436,
439, 442, 452, 453
- Kooperation, 88, 90, 100, 105
- Krankheiten
- Chorea Huntington, 236
 - Degenerative Krankheiten, 237
 - Erwartungshaltung beim Einsatz
innovativer Medizintechnologien,
237
 - Katastrophische Sicht auf Krankheits-
symptome, 219, 282
 - Krankheit als ereignishaftes Geschehen,
220
 - Krankheitssymptome, 219
- L**
- Lagebewältigung, 85, 99, 100, 103
- Lernen, 83, 84, 91, 97, 104, 105, 196, 251,
252, 380, 381
- Loveparade, 135–138, 146, 149, 152–154,
156–158
- M**
- Massenmedien, 13, 14, 128, 254, 310–312,
315, 316, 319, 326, 413
- Medien, 14, 21–37, 43–46, 70, 74, 88, 98,
141, 167–171, 174, 175, 180, 181,
184, 185, 254, 257, 261, 264, 268,
269, 271, 272, 374, 376, 419, 473

Medizin, 236

Diagnostische Wissensformen, 236

Erwartungshaltung beim Einsatz
innovativer Medizintechnologien,
237–239, 241

Innovative Medizintechnologien, 236,
237

Neuromedizin, 237

Tiefe Hirnstimulation (THS), 218,
237–239

Zukunft in der Medizin, durch die
Medizin, 236

Mitigation, 345, 461, 471

N

Nachkriegszeit, 280

Narration s. Erzählung

Narrative, 6, 11, 12, 32, 85, 90, 91, 97, 114,
168, 182, 222, 233, 236, 242, 243,
249, 251, 255, 262, 264, 267, 275,
340, 344, 346, 347, 354, 355, 358,
371, 373, 374, 413

Nationalismus, 169, 174, 178, 183

Nationalsozialismus, 279, 281, 284, 294,
393

Naturkatastrophe, 4, 13, 26, 57, 70, 71, 193,
194, 212, 249, 250, 253, 255, 260,
263, 264, 266, 269, 270, 272, 274,
323, 327, 332, 341, 392, 398, 401,
402, 460, 461, 469

Nichtwissen, 58, 156, 234, 235, 351, 462,
473

Notwendigkeit, 89, 114, 169, 174, 184,
195, 230, 233, 406, 410, 418,
426, 432, 434, 437–440, 442, 443,
446–449, 451, 453, 462

NSU-Komplex, 114, 115, 117, 118, 122,
124–129

NSU-Untersuchungsausschuss, 117

O

Opferdiskurs, 166, 167, 169, 170, 173, 178,
181–185

Opfernarrativ, 166, 181

Ordnung

Störung sozialer Ordnung, 7, 220

Organisation, 38, 78, 85–89, 92–94, 96,
103, 105, 112, 114, 126, 136,
141–144, 146, 147, 149–152,
154–157, 200, 203, 206, 224, 234,
309, 345, 465

Organisationskultur, 87, 93, 103, 104

P

Phänomenologie, 240, 306, 307, 372

Phantasmen des Erinnerns, 289

Prävention, 4, 7, 8, 12, 34, 136, 137, 151,
198, 204, 224, 225, 228, 236, 265,
266, 321, 326, 419, 465

Protention, 463, 471

Prozess, 52, 63, 64, 68, 76, 84, 91, 100,
112, 140, 154, 156, 193, 199, 201,
203, 206, 208, 219, 223, 230, 233,
238, 249, 252, 344, 372, 380, 421,
432, 435, 438, 441, 446, 447, 464,
465, 469

R

Realität, 24, 32, 33, 58, 89, 175, 185, 232,
239, 281, 285, 286, 296, 309, 311,
358, 372, 375, 382, 383, 385, 409

Relation, Relationalität, 27, 126, 139, 202,
221, 222, 225, 231, 232, 261, 310,
381, 384, 410, 432, 435, 437–439,
441, 442, 446, 447

Resilienz, 21–25, 32, 41, 44–46, 84, 87,
191–202, 205–207, 209–211, 213,
431–448, 450, 452, 453, 461, 462

Ressource, 57, 89, 98, 100, 112, 138,
148, 149, 155, 170, 171, 184, 196,
199, 211, 266, 270, 293, 325, 344,
362, 415, 432, 433, 436, 437, 440,
442–450, 452, 453

Retention, 463, 471

Risiko, 390, 393–396, 398, 401

Risiko, Risiken

Risiken als nicht-intendierte Folgen,
225

Zukunft als Katastrophe, 226
 Risikogesellschaft, 225, 226, 394
 Risikokatastrophe, 327, 332
 Routine, 57, 85–87, 99, 101, 103–105, 113,
 126, 127, 136, 142, 147, 149, 151,
 157, 220, 222, 236, 263, 264, 338,
 341, 343, 344, 352, 360, 362, 409,
 463, 469
 Russinen, 172, 177
 Russophile, 164–166, 169, 170, 172–174,
 177, 180, 181
 Ruthenen, 163–176, 178–180, 182, 183

S

Schadensbewältigung, 83, 90, 96, 104
 Semantik, 139, 141, 468, 477
 Sozialökologisch, Sozialökologie, 78, 194,
 196, 199, 432–438, 440, 442–444,
 447, 448
 Spanische Grippe, 303–305, 312–314, 316,
 317, 319–327, 329–333
 Spontanhelfende, 83–85, 87–92, 94–105
 Stadt als Palimpsest, 290
 Stadtbildproduktion, 286
 Stillstellung von Geschichte, 286
 Strategie, 69, 95–97, 104, 154, 211, 212,
 227, 236, 262, 266, 275, 309, 350,
 360, 361, 371, 382, 405, 424, 425,
 432, 433, 437, 440, 442–450, 452,
 453, 461
 Sutcliffe, Kathleen, 86
 Systemtheorie, 139, 140, 307, 308, 310,
 434

T

Technisches Hilfswerk, 83, 86
 Temporalität s. Zeitlichkeit
 Thalerhof, 165, 166, 168–174, 176–185
 Transformation, 192, 198, 210–213, 253,
 340, 434, 437, 441, 442, 452, 453
 Trauma, 85, 166, 167, 183, 193, 262, 377,
 470

Tschernobyl, 1, 394, 397

U

Unerwartetes, 57, 228, 229, 233, 242
 Unsicherheit, 57, 84, 105, 114, 124, 125,
 138, 141, 142, 147, 150, 154, 156,
 223, 224, 234, 237, 251, 275, 353,
 355, 360
 Untersuchungskommission, 112–114, 128

V

Vergangenheit, 3, 5, 7–13, 15, 40, 42, 58,
 61, 66–68, 73, 74, 76, 95, 113–115,
 135, 142, 144, 145, 147, 149, 154,
 156–158, 171, 174, 179, 183–185,
 208–210, 220, 223, 227, 232, 240,
 243, 254, 266, 289, 296, 304–306,
 308–310, 314, 328–333, 337, 346,
 348, 351, 354, 360, 370, 371, 373,
 374, 396, 399–401, 407, 408, 410,
 411, 422, 432, 446, 451, 453, 459,
 462, 466–471
 Vergessen, 6, 8–13, 51, 52, 56, 58, 59, 63,
 64, 67, 68, 70–73, 75–78, 113, 115,
 139, 140, 169–171, 173, 174, 177,
 179, 183, 185, 193, 194, 208, 213,
 243, 254, 267, 268, 279, 281, 282,
 286, 291, 306–310, 312, 324, 326,
 332, 348, 352, 362, 371, 406, 408,
 410–414, 420–422, 425, 426, 451,
 459, 460, 463, 465, 471, 472, 476,
 477
 Verschwörungstheorie, 121, 353
 Verstehen, 25, 56, 59, 85, 113, 143, 147,
 170, 177, 178, 196, 203, 206, 208,
 210, 213, 252, 268, 306, 308, 330,
 342, 351, 373, 377, 384, 408, 425,
 443, 448, 450, 453, 461
 Vulnerabilität, 13, 14, 22–25, 36, 45, 46,
 62, 76, 194, 200, 201, 203, 209–211,
 228, 255, 264, 266, 268, 275, 343,
 350, 355, 360, 436, 461, 462, 471

W

Wahrnehmung, 22, 52, 65, 68, 70, 77,
 88, 89, 93, 97, 105, 138, 157, 166,
 202–206, 208–212, 218, 237, 283,
 338, 360, 444, 451, 452, 464, 469,
 470, 473, 476

Weltkrieg, 389

Weltrisikogesellschaft, 225

Westdeutschland, 297

Wikipedia, 168, 171–174, 179

Wissen, 22–28, 31, 45, 46, 57, 59, 60, 63,
 64, 84, 88, 93, 97, 101, 105, 119,
 139, 140, 144–147, 155, 156, 166,
 179, 194, 229, 232, 234–239, 241,
 269, 308, 324, 325, 332, 338, 343,
 348, 351, 369, 370, 374, 377–379,
 382, 383, 385, 408–410, 417, 421,
 444, 459–463, 466, 471

Diagnostische Wissensformen in der
 Medizin, 236

Nichtübereinstimmung von Erfahrung
 und Erwartung, 222

Vermittlung Übersetzung als Sorge, als
 Vertrauen, 236, 333

Vermittlung zwischen Wissensformen
 Übersetzung zwischen wissenschaft-
 lichem Wissen und subjektiven
 Erfahrungsbeständen, 235, 236, 332

Wissen als Invention, 229

Wissen unter der Bedingung des
 Nicht-Wissens, 232

World Risk Society, 393–396, 398, 399,
 402

Z

Zeit, 26, 39, 41, 54, 55, 59, 60, 62, 70,
 71, 76, 90–92, 124, 158, 169, 171,
 181, 183, 186, 208, 209, 217, 219,

220, 222–224, 226, 230, 231, 233,
 239–242, 250, 274, 281, 305, 309,
 310, 315, 329, 332, 346, 348, 359,
 369, 372, 373, 375, 379, 382, 385,
 413, 415, 423, 438, 441, 445, 464,
 466–468, 474, 475

autobiografische, 475

kosmische, 475

soziale, 468

Zeithorizont, 66, 209, 210, 243, 304, 305,
 309, 328, 331, 333, 446, 460, 462,
 464, 465, 467–470, 472–478

Zeitlichkeit

Dimensionen der Zeitlichkeit, 221

Diskontinuität zwischen Gegenwart und
 Zukunft, 226

Temporale Perspektive auf
 Katastrophen, 221

Zwischenraum zwischen Gegenwart
 und Zukunft, 209

Zeitperspektive, 2, 57, 209–212

Zivilinternierung, 164–166

Zivilist, 93, 95, 419

Zukunft, 2, 4, 5, 8, 10, 14, 35, 69, 78, 84,
 135, 138, 142–150, 153, 156–158,
 205, 209, 210, 223–232, 235–239,
 241–243, 296, 304, 305, 309, 310,
 314, 319, 328–333, 360, 370, 371,
 381, 385, 400, 401, 459–461,
 465–468, 472–478

Zukunftserinnern, 461, 474–478

Zukunftsgedächtnis, 465, 466, 474

Zukunftsvergessen, 78, 472, 477

Zurechnung, 122, 126–128

Zweiter Weltkrieg, 1, 43, 166, 281, 282,
 286, 290, 292, 303